



Illustrirte

Kriegsgeschichte

des

Jahres 1866

für

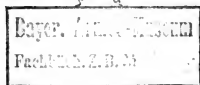
das deutsche Volk

von

Dr. W. Zimmermann,

Verfasser der »Geschichte des Bauernkriegs«, der »Geschichte der Hohenstaufen« etc. etc.

Mit 100 Illustrationen.



Stuttgart.

Verlag von Gustav Weise.

1868.



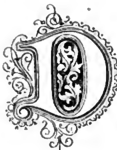
1 Prinz Friedrich Karl, Obercommandirender der 1. Armee. **2 Kronprinz Friedrich Wilhelm,** Obercommandirender der 2. Armee. **3 Generallieutenant Vogel** (Gardecorps). **6 † General v. Schack,** Chef des 4. Armeecorps, später Militärgouverneur des Königreichs Sachsen. **7 † General v. Mutius,** Chef des 6. Arme **v. Schmidt,** Chef des 2. Armeecorps. **11 Generalmajor v. Beyer,** Militärgouverneur des

Die Führer der preußischen Armee. Nach einer Zei



1. Falckenstein, Chef des 7. Armeecorps. 4 Generallieutenant v. Bonin, Chef des 1. Armeecorps. 5 Prinz August v. Württemberg, Chef des 9. Armeecorps
corps. 8 Generallieutenant v. Steinmetz, Chef des 5. Armeecorps. 9 Generallieutenant v. d. Mülbe, Chef des 10. Armeecorps. 10 Generallieutenant
urfürstenthums Hessen. 12 General Herwarth v. Bittenfeld, Chef des 8. Armeecorps.

hnung von C. Mende und nach Photographien.

iese Blätter sollen vom reingeschichtlichen Standpunkt aus darlegen, wie Alles, was politisch das Jahr 1866 uns brachte, so kam und wie es sich machte. Sie sollen beitragen, die Einsicht in die Ursachen und ihre Folgen zu verbreiten. Namentlich möchten sie auch in denjenigen Kreisen, wo man vom Parteistandpunkt aus zu betrachten und zu beurtheilen sich gewöhnt hat, sich Eingang erbitten, und das Begreifen des geschichtlichen Prozesses vermitteln, welcher seit länger vor unsern Augen in den deutschen Verhältnissen sich vollzieht und von welchem, was in diesem Jahre geschah, weder der Anfang noch das Ende, sondern nur ein Theil ist. Das Geschehene ist nicht aus den Wolken gefallen, es ist weder unversehens, plötzlich hereingebrochen, noch zufällig, sondern es hat sich lange vorbereitet aus dem Thun und dem Unterlassen der Menschen, aus der Schuld der Fürsten und der Völker. Aus gerade diesen gegebenen Verhältnissen konnten eben nur diese Ereignisse, aus eben diesen Ursachen mit Nothwendigkeit nur diese Folgen kommen, nach den ewigen göttlichen Gesetzen der Geschichte, welche sich gleich bleiben und heute sind wie vor Jahrtausenden. Nur in beschleunigterer Bewegung gehen heute die Verwandlungen vor sich, nur in kürzerer Zeit als früher kommt ein Zeitraum zum Ablauf, nur immer schneller, als sonst, schreitet heutzutage das richtende Schicksal.

Deutschland kein Staat.

Deutschland hat eben so durch Schuld seiner Völker wie durch Schuld seiner Fürsten, und nicht, wie man oft sagt, blos durch die Selbstsucht und Tücke des mißgünstigen Auslands, ein seltsames Loos: es ist kein Staat.

Ein Staat zu sein, das ist für ein Land die erste Bedingung zur Pflege der Entwicklung alles dessen, was ihm Einheit und Kraft verleihen kann. Getheilt in mehr als dreißig Staaten, hat bisher Deutschland in der Welt politisch nichts bedeutet. Dem österreichischen Kaiserstaate gaben hauptsächlich seine slavischen Reichstheile, nicht seine deutschen, seine Bedeutung in Europa, die aber von Jahr zu Jahr abnahm, und Preußen hatte seine untergeordnete Stellung gegenüber den Großmächten der Welt oft genug bitter zu empfinden, weil diese deutsche Macht zu klein und zu schwach war, um eine wirkliche Großmacht zu sein, obwohl es den Namen einer solchen führte.

In den mittleren und kleineren deutschen Staaten war seit fünfzig Jahren zwar ein gewisser Grad von Freiheit und Wohlgefühl, in Folge der eingeführten Verfassungen. Aber auch dieses wurde in den meisten dieser Staaten noch verkümmert von oben herab, durch Mißregierung der eigenen Fürsten am meisten, aber auch durch die Einwirkungen der Höfe von Berlin und Wien, deren Werkzeug der Frankfurter Bundestag war, und durch die bösen Einflüsse des russischen Hofes.

Leute, deren Höchstes ist, wohlhäbig zu sein und zu genießen, empfanden sich glücklich, sogar unter dem bescheidenen Maße von Freiheit, das ihnen unter der Verkümmerung noch blieb. Ihr Gesichtskreis war ihre Familie, ihr Haus, ihr Geschäft; wenn's hoch kam, ihr Ort, und wenn es sehr hoch kam, ihr kleines Land, Bayern oder Baden, Württemberg oder Sachsen, Nassau oder Hessen-Darmstadt.

Daß ihnen aber dieses Wohlbehagen unter wenigstens so viel freier Luft gelassen wurde, davon hatten das Verdienst allein die Männer, welche in den deutschen Ländern und Ländchen für die Freiheit arbeiteten, kämpften und litten. In deren Brust aber war das Gefühl bis zum Bewußtsein klar, daß ein Volk nicht nur frei sein, sondern auch etwas

bedeuten und gelten muß, und daß sogar selbst das Freisein unter dem Fluche des Nichtsbedeutens unehrenhaft und heillos ist.

Das Unglück, kein Staat zu sein, war bisher für Deutschland um so schwerer, weil lange die materiellen Vereinigungsmittel ganz fehlten und spät der Zollverein und die Eisenbahnen kamen, und weil die sittlichen und geistigen Vereinigungsmittel, die Vaterlandsliebe, der Gemeingeist und die Bildung, weder so stark noch so allgemein waren, daß sie einen bedeutenden Ersatz dafür hätten abgeben können, daß Deutschland kein Staat war. Die deutschgesinnten Schriftsteller thaten zwar viel dafür, die deutschen Völker zur Vaterlandsliebe und zum Gemeingeist zu erziehen, in Schriften und in Tagblättern. Aber an dem, was das wirksamste Mittel dazu gewesen wäre, fehlte es, am Unterricht in Kirche und Schule für Erziehung zur Vaterlandsliebe und zu deutschnationalem Sinn.

Die meisten Regierungen verboten aus eigenem Antrieb, selbst die besten deutschen Fürsten und ihre Räthe gezwungen, auf Befehl des Bundestags, jeden in deutschnationalem Geiste sich bewegenden Unterricht allen Lehrern auf den Hochschulen wie in den Volksschulen; und die Kirche begab sich ganz des nur kurze Zeit, während der Kämpfe wider Napoleon I., ausgeübten Rechtes und Berufes, für die Belebung und für die Nährung des Nationalgeists von Hoch und Nieder wirksam zu sein.

Wenn hiemit das, daß Deutschland kein Staat ist, ein großes Unglück genannt wurde, so ist damit der Mangel der nationalen Einheit gemeint, nicht der Mangel eines Centralstaats. Nicht das ist ein Unglück, daß Deutschland nicht in der Art und Form Frankreichs ein Staat ist in Bezug auf die Regierungseinheit; daß nicht auch in Deutschland wie in Frankreich sämmtliche Volkskräfte in der Hand einer absoluten Regierung vereinigt sind. Die Einheit des napoleonischen Centralstaatsregiments kann keine Nation sich wünschen. Da, wo sie ist, ist sie nur eine Uebergangsform, aber das ist Deutschland zu wünschen und nöthig, was Frankreich hat, nämlich daß Jeder als Glied des großen Ganzen sich weiß und fühlt, und daß Jeder in die Einheitlichkeit der Staatsordnung eingefügt ist, ohne die Lebensentfaltung und Bewegung des großen Ganzen stören zu können. Jeder Franzose fühlt französisch, nicht provinziell, so eigenartig noch heute der Nord- und der Südfranzose sich unterscheiden, der Franzose jenseits des Rheins von dem am Fuße der Pyrenäen. Bei uns Deutschen aber hörte und las man noch in den allerjüngsten Tagen öffentliche Berufungen an die, welche „österreichisch fühlen", welche „preußisch fühlen", welche „bairisch fühlen". Des Deutschen Recht und Pflicht aber vor Allem ist, deutsch zu fühlen und deutsch zu sein.

Nicht einmal Eine Gesetzgebung für alle Theile des großen Landes hatte Frankreich, als es zu Ende des vorigen Jahrhunderts seine weltgeschichtliche Bewegung zur nationalen Freiheit machte; aber die Einheit des Volkes hatte es; alle wußten sich nur als Franzosen. Die nationale Einheit war schon da, als Frankreich in den Kampf um die nationale Freiheit ging und den Centralstaat des Absolutismus beseitigte. Weil diese Art von Staatsregiment in einem gebildeten Volk und Land, diese die Volkskräfte in einer einzigen Hand zusammenfassende Staatseinheit des Absolutismus nur vorübergehend nützlich und darum nur auf kurze Zeit berechtigt, aber im Lauf eines Jahrhunderts heillos und zuletzt nicht länger erträglich geworden war, wurde sie zertrümmert, und die Zertrümmerung gelang darum, weil Frankreich zuvor eins als Nation war; von der Stufe der nationalen Einheit aus hob es sich auf die Stufe der Freiheit. Und diese nationale Einheit bestand erstens zwar in dem nationalfranzösischen Geiste Aller, und das war das Vornehmste und Unumgängliche. Aber es hatte noch ein Weiteres vor Deutschland voraus. Frankreich war zweitens nicht in Fürstenthümer, geschweige in so viele, wie Deutschland, zersplittert, sondern es hatte nur Einen Fürsten.

Auch England war nicht in Fürstenthümer zersplittert, sondern eins als Reich; dann erst wurde es frei. Die Einheit des Handelns zwischen Schottland und England war vorausgegangen, und ebenso die Vereinigung der republikanischen und der konstitutionellen Partei, ehe die Revolution siegreich die Freiheit auf die Dauer feststellte.

Diesen Mangel an National-Einheit und National-Geist in Deutschland hat die französische Politik lange genug ausgebeutet. Darum sind die schönsten Theile davon verloren gegangen, und darum hat jahrelang Napoleon I. deutsche Fürsten und Völker gegen ihre eigenen deutschen Brüder in's Feld zu führen vermocht. Neben dem Mangel an materiellen, geistigen und sittlichen Einheitspunkten half dazu der Fremdherrschaft ein altes Laster der Deutschen, die Eifersucht des einen Stammes auf den andern, der Neid des einen Fürstenhauses gegen das andere: aber auch die Gewissenlosigkeit des habsburgischen Erzhauses, welches eben sowohl, so lang es die deutsche Kaiserkrone trug, als nachher, bei Allem, was es that, nie das Wohl Deutschlands, sondern nur sein österreichisches Hausinteresse im Auge hatte, und bei jedem Friedensschluß Deutschland preisgab und verrieth; auch noch beim ersten und beim zweiten Pariser Friedensschluß; in traurigster Weise auf dem Wiener Congreß.

Die nationale Einheit und die Freiheit zugleich waren den deutschen Völkern als Kampfpreis vorgehalten worden, unter feierlichen öffentlichen Zusagen von oben, als sie mit ihrem Gut und Blut Napoleon's I. Heere und Herrschaft brachen und ihren Fürsten die Kronen wieder auf's Haupt befestigten. Nach den großen Siegen, welche vorzugsweise die deutsche Volkskraft in den Jahren 1813 bis 1815 entschieden hatte, weissagten staatsmännische Stimmen aus Amerika, der Fall der französischen Macht sichere den Triumph des Bündnisses der Könige, des Adels

und der Jesuiten. Die Weissagung ging nur zu bald in Erfüllung. Die deutschen Völker wurden um den Siegespreis betrogen, nicht nur um die Freiheit, sondern auch um die nationale Einheit, durch Schuld des deutschen Fürstenthums eben so sehr, als durch die Ränke des Auslandes. Die moskowitische Politik, die englische, die französische Politik wollten kein Deutschland, welches eins und groß wäre; sie wollten ein schwaches Deutschland, also ein nach wie vor zersplittertes. Die Eifersucht zwischen dem österreichischen und dem preußischen Hause arbeitete den Ränken der Fremden in die Hände.

Die Wünsche der deutschen Völker, oder vielmehr ihre gerechten Ansprüche und Forderungen, fanden zwar beredten und mächtigen Ausdruck in vielseitigen Stimmen der sachkundigsten Vaterlandsfreunde, des Freiherrn von Stein und vieler Andern. Stein verlangte die Bildung eines „deutschen Reiches, welches alle sittlichen und physischen Bestandtheile der Kraft, Freiheit und Aufklärung enthielte, und dem unruhigen Ehrgeiz Frankreichs widerstehen könnte.“ Er war der Ansicht, „eine Einrichtung Deutschlands und Italiens, die sie zu großen Massen bilde, sei eine der ersten Bedingungen des Bestandes einer neuen europäischen Ordnung.“ Nur ein solcher Zustand der Dinge, sagte er, „würde dem deutschen Volke das Gefühl seiner Würde und Unabhängigkeit wiedergeben. Seine Kräfte würden dann nicht in Beschäftigung mit kleinen Territorialangelegenheiten zersplittert, sondern sich denen der Nation im Ganzen zuwenden. Außerdem sei das den Wünschen fast der Gesammtheit entsprechend, seitdem sie unwürdig von denen verrathen sei, welche verstehen mußten, für sie zu sterben.“

Das Letztere war gegen diejenigen deutschen Fürsten gerichtet, welche sich an Napoleon hingegeben und in Frankreichs Interesse ihre Volkskraft zum Kampfe gegen Deutschland mißbraucht hatten. „Sie haben, sagte er, kein Recht, die Beibehaltung oder Wiederherstellung ihrer Oberherrlichkeit zu verlangen.“ Nach dem Siege bei Leipzig 1813 verlangte Stein ausdrücklich sofort „die Einrichtung eines Generalgouvernements“ in dem Großherzogthum Frankfurt; ebenso in dem Herzogthum Nassau, in dem Großherzogthum Berg und in den andern eroberten Ländern. So dringend Stein und alle wahren Vaterlandsfreunde, selbst ein deutscher Fürst, der großgesinnte Karl August von Weimar, vor und auf dem Wiener Congresse eine Verfassung des gesammten Deutschlands empfahlen, wodurch dasselbe zu einem großen Ganzen verschmolzen würde, und die deutschen Völker zu Einer Nation im Geist und in der Wahrheit sich gestalten könnten; so laut die Stimmen der Völker nach einer solchen riefen: der Wiener Congreß gab ihnen das gewünschte große Gut, die Einheit Deutschlands, nicht. Der Gedanke an eine große deutsche Republik war schon damals aufgetaucht, fand aber nur bei Wenigen Anklang. Ein modernes deutsches Kaiserreich dagegen war das von den Meisten gewünschte. Aber das Erzhaus Oesterreich, und damals auch die Masse der Oesterreicher, wollte die neue deutsche Kaiserkrone für sich. Stein und seine Freunde aber „schauderten“ bei dem Gedanken, Kaiser Franz II. an der Spitze des neuen Deutschlands sehen zu müssen. Nach den Erfahrungen, welche sie mit diesem Fürsten und mit Oesterreich überhaupt im letzten Vierteljahrhundert gemacht hatten, war ihnen das nicht zu verdenken. Sie hatten vornherein im Auge, daß die Vormacht in Deutschland und die deutsche Kaiserkrone an Preußen übergehen solle. Auf dem Congreß aber zeigte sich, daß nur durch einen neuen blutigen Krieg, namentlich durch einen Bruderkrieg Deutscher gegen Deutsche, nur durch Revolutionirung der mittleren und kleineren deutschen Staaten das Letztere eine Möglichkeit für sich hatte. Denn die kleineren Fürsten hielten größtentheils zum österreichischen Haus und Hof. Dorther war ihnen Dasein und Selbstherrlichkeit verbürgt. Zur Revolution wagte man auf preußischer Seite im Jahre 1814 und 1815 nicht zu greifen. So kam damals Preußen nicht an die Spitze Deutschlands, Deutschland nicht zur nationalen Einheit unter preußischer Führung.

Man hatte die Fremden an der deutschen Westgränze, die gebildeten Franzosen, die bisher Deutschland beherrscht hatten, mit Hülfe der Russen vertrieben, und kam nun unter den vorherrschenden Einfluß dieser halb barbarischen Fremden des Ostens. Ein Napoleon I. diktirte den Deutschen nicht mehr seinen Willen, aber jetzt diktirte den seinen ihnen der Czar.

Der deutsche Bund.

Ein starkes Reich deutscher Nation wurde auf dem Wiener Congreß nicht geschaffen, nur ein Etwas, welches „deutscher Bund“ getauft wurde. Gleich der Anfang des „Bundestags“ in Frankfurt, auf welchem nur die Fürsten, nicht die Völker vertreten waren, glich seinem Fortgang, welcher immer nur Stillstand war, und seinem Ende. Er war nach Außen, im Verhältniß zu den außerdeutschen Mächten der Welt, wie nach Innen, d. h. im Verhältniß zu Oesterreich und Preußen, diesen seinen eigenen Bundesmitgliedern, von Anfang an bis zuletzt — eine Unbedeutendheit, ein machtloser Schein, welcher, bei großer Kostspieligkeit für die einzelnen Staaten, inhaltsleere Sitzungen hielt und viel Worte ohne


4 5 6 3 7 8 1 9 10 2 11 12



1 Feldzeugmeister Ritter v. Benedek. 2 Feldmarschall-Lieutenant Freih. v. Henikstein, Chef des Generalstabes. 3 Feldmarschall-Lieutenant Erzherzog Wilhelm, General-Artillerie-Inspector. 4 Rittmeister Klein, Ordonnanzoffizier des Armeecommandanten. 5 Generalstabsoberst v. Neuber. 6 Oberlieutenant R. Tausar, commandirt bei der Feldartillerie-Direction. 7 Major Fr. Christl, Feldartillerie-Directions-Adjutant. 8 Generaladjutant Oberst Kriz. 9 Oberstlieutenant Adjutant v. Müller. 10 Generalstabs-Oberstlieutenant v. Tegethoff. 11 Generalmajor v. Krismanic, Chef der Operationskanzlei. 12 Generalstabs-Oberstlieutenant v. Poppenheim.

Feldzeugmeister Benedek und sein Stab. Nach einer Skizze von W. Richter und nach Photographien gezeichnet von A. Neumann.

Erfolg machte, wofern nicht ihm die zwei Großmächte im Bund, Oesterreich und Preußen, den Inhalt für seine Sitzungen diktirten und dann seinen Worten Nachdruck und Folge gaben. Das Letztere ist aber im Verhältniß des Bundes zu auswärtigen Mächten niemals vorgekommen.

Die Bundesakte hatte nicht nur einer langen Reihe kleinster deutscher Fürsten eine volle souveräne Macht über ihre Unterthanen gewährleistet, sondern auch Sitz und Stimme am Bundestag. Sie forderte für alle Grundgesetze und organische Einrichtungen in Deutschland vollkommene Stimmeneinheit; das Veto einer einzigen Stimme konnte also jede spätere Verbesserung für Verkehr, Gewerb und Handel, also namentlich die des Zolltarifs, für ganz Deutschland hintertreiben, jede Reform in der Verfassung des deutschen Bundesheers, jede für den Fortschritt im Innern, für die Vertheidigung nach Außen nöthige Maßregel verhindern, wenn gleich alle übrigen Mitglieder des Bundes für eine solche Reform oder Maßregel wären. Jeder einzelne kleine Fürst, welcher eine ganze Stimme hatte, war mithin im Besitz, nicht bloß des Rechtes, sondern der formalen Macht, die Ausführung von Etwas zu verbieten, was allen übrigen Bundesgliedern gefiel, ihm selbst aber mißfiel.

Es war das wider den gesunden Menschenverstand, und es hätte eben sowohl gesagt sein können, Grundgesetze und organische Einrichtungen für den deutschen Bund sollen niemals zu Stande kommen. Nur solche hätten dem deutschen Bund Leben geben können. Aber eben zu diesen Gesetzen und Einrichtungen war ja volle Stimmeneinhelligkeit erforderlich; ein Beweis, daß diejenigen welche die Bundesakte so machten, vornherein nicht wollten, daß der deutsche Bund zu wirklichem selbständigem Leben komme.

In diesem deutschen Bunde befanden sich zudem Preußen und Oesterreich in doppelter Eigenschaft; sie waren Mitglieder des deutschen Bundes, und als solche in dem Bund; sie waren aber zugleich als europäische Großmächte anerkannt, und als solche außerhalb des deutschen Bundes. Diese beiden Großmächte hatten aber nicht die gleichen Interessen. Daß die Interessen Preußens und Oesterreichs, der Fürstenhäuser, nicht der Völker, nicht in gleicher Richtung laufen, hatte sich schon vor der Bundesakte klar genug gezeigt. Daß Oesterreich und Preußen jedes seine Sonderzwecke im Bunde verfolge, stellte sich bald genug heraus. Da Preußen und Oesterreich Rivalen waren, so mußte zwischen Beiden unversöhnlicher Streit sein. Es war auch im deutschen Bunde Einigkeit zwischen Beiden nur dann, wenn jeder der beiden Höfe es in seinem Interesse glaubte, gegen das, was die Bessern unter den deutschen Mittel- und Kleinstaaten wollten oder gestatteten, gegen jede Art von freiheitlicher Entwicklung und nationalem Fortschritt zusammen zu halten.

Für die Unabhängigkeit der einzelnen deutschen Staaten gab die Gesetzgebung des deutschen Bundes keine Gewähr. Die Macht der mittleren und kleineren Staaten des Bundes zusammen war schwächer als die Macht Oesterreichs oder Preußens, geschweige als die Macht dieser zwei großen Bundesglieder im Verein. Vorn herein blieb den einzelnen Staaten nichts als die Unterwürfigkeit unter das Gebot der zwei großmächtigen Glieder im Bunde. Diese zwei Großmächte waren ferner in der Lage, sich um den deutschen Bund und seine Gesetze so oft nichts zu bekümmern, als es ihnen beliebte, und sich des deutschen Bundes als ihres Werkzeugs zu bedienen, so oft es ihnen gut dünkte. Jede dieser beiden deutschen Großmächte suchte sich möglichst viel Einfluß im eigenen Sonderinteresse auf die einzelnen Höfe und Höfchen des Bundes zu gewinnen, und so die Mehrheit des Anhangs zu erlangen. Vom Ausland her, zumal von Frankreich und Rußland, wurden dann auch gegen Oesterreich und Preußen die mittleren und kleinen Höfe beeinflußt und bearbeitet.

So war der deutsche Bund gleich vornherein nicht ein Bund der deutschen Fürsten und Völker, sondern lediglich ein Bund der Fürsten. Den Völkern war die feierlich verheißene Theilnahme an den Angelegenheiten Deutschlands durch eine Nationalvertretung, durch gewählte Volksabgeordnete, das heiß ersehnte deutsche Parlament, vorenthalten. Dieser Fürstenbund hatte bei allen schönen, leeren Worten schon bei seiner Gründung nicht den Zweck, Deutschlands Freiheit, Macht und Wohlstand zu fördern; sondern er war, statt zu einem deutschen, vielmehr zu einem europäischen Zweck von der eigennützigen Politik der außerdeutschen Mächte so zurecht gemacht. Diese hatten es dabei darauf angelegt, die Macht Deutschlands gerade durch diese Verfassung des Bundes nicht zur Entfaltung kommen zu lassen, sie vielmehr nieder zu halten, zu lähmen. Darum war er so eingerichtet, daß darin das Gegeneinanderwirken der einzelnen Theile des Ganzen so sehr begünstigt wurde. Der deutsche Bund sollte werden, was er geworden ist, eine fortlaufende Quelle der deutschen Schwäche, durch ihn sollten die Deutschen zum Spielball und zum Spott des Auslands werden. Die Politik des Hauses Oesterreich, nicht das Volk Deutschösterreichs, hatte Hand in Hand mit der französischen, englischen und russischen Politik gerade auf so einen deutschen Bund hingearbeitet.

So kam schon in den ersten Jahren nach der Gründung des deutschen Bundes in das deutsche Volk die Einsicht, daß es getäuscht und betrogen sei. Das deutsche Volk hatte, damals noch weit zurück im Verständniß der Politik und der Diplomatie, zuerst von dem Bund nicht etwas, sondern viel erwartet. Es war nicht gleich heraus aus jener Aufregung und theilweisen Schwärmerei, mit der es in den großen Kampf gegen Napoleon geführt worden war, und es war noch zu ehrlich und zu vertrauensvoll, um gleich zu glauben, was ihm einzelne nüchterne Vaterlandsfreunde sagten, daß das, was der Dank des Wiener Fürstencongresses an das deutsche

Volk in der Bundesakte gegeben habe — ein Nichts sei. Der gleich nach Napoleons Sturz wieder massenhaft in's Leben zurückgekehrte Jesuitenorden und mit ihm im Verein diejenigen unter den Priestern, welche lichtscheu waren, und diejenigen Adeligen, welche jetzt wieder nur noch von „den durch die Vorsehung ihnen anvertrauten Rechten" sprachen, waren rastlos geschäftig, das Volk zu verwirren und seinen Sinn wieder zu umnachten, durch ausgesandte und von ihnen besoldete Lügengeister, aber auch durch ihnen sich selbst bietende, halb verrückte Schwärmer und Schwärmerinnen. In der Bundesakte war auch wirklich Einzelnes, was geeignet schien, die Idee eines gemeinsamen deutschen Vaterlandes aufrecht zu halten. So sah das Volk in Masse in dem deutschen Bund ein wieder geknüpftes Nationalband, und vertraute den schönen Worten, womit der Bundestag am 5. November 1816 eröffnet worden war.

Aber selbst wenn allesamt die Fürsten, welche ihre Vertreter am Bundestag hatten, in Wahrheit den reinsten und edelsten Sinn und Willen gehabt hätten, bei dieser der Natur der Dinge widersprechenden Zusammensetzung und ganzen Einrichtung des Bundes mußte er eine für die Deutschen selbst unfruchtbare und unnütze, ja für ihre heiligsten Wünsche und Bedürfnisse heillose Anstalt sein. Die Augen gingen den vertrauensvollsten Deutschen auf, als sie sahen, daß in Deutschland das freie Wort verpehmt und gestraft war, während es jenseits des Rheines Berechtigung hatte. Das deutsche Volk erlebte frühe die Schmach, daß es, das über Frankreich siegreiche, durch seinen eigenen Bundestag gebunden und in Fesseln lag, und daß gleichzeitig das von ihm besiegte französische Volk, unter den Augen der fremden Heere, die es besetzt hielten, in freiem Fortschritt sich bewegte. Selbst was der hohe Bundestag verbürgt hatte, wies sich als unsicher aus, weil der Bundestag selbst, er der Bürge, das Verbürgte antastete: denn vom Bundestag verbürgte deutsche Verfassungen wurden durch den Bundestag verletzt, die darin verbürgte Preßfreiheit wurde durch ihn aufgehoben, ebenso andere verbürgte Rechte derselben, wie das, daß Niemand seinem ordentlichen Richter entzogen werden könne. Der Bundestag war es, welcher die Carlsbader Beschlüsse verkündete, die den deutschen Geist *binden* und *todt machen* sollten, und welcher die Mainzer *Untersuchungskommission* errichtete, ein politisches Inquisitionsgericht, welches viele dafür, daß sie für die Einheit und für die Erstarkung Deutschlands geredet und geschrieben, hinter Festungsmauern in langjähriger Kerkerhaft verschwinden machte. Wie die Mächte Europa's den deutschen Bund ansahen, welcher sich für eine europäische Macht erklärt hatte, zeigten sie unverhohlen. Die Verträge der Pariser Conferenz vom 3. und 20. Nov. 1815, die Verträge zwischen Preußen, Oesterreich und Hessen-Darmstadt vom 30. Juni 1816, zwischen Oesterreich und Bayern vom 14. April 1816, zwischen Oesterreich, Preußen, den Niederlanden, England und Rußland vom 12. März 1817, und der zwischen Oesterreich und Preußen zu Carlsbad geschlossene, Verträge, worin über deutsche Städte und Festungen verfügt wurde, kamen zu Stande, ohne daß man es der Mühe werth hielt, die „neue" europäische Macht, den deutschen Bund, dabei zu fragen oder ihn zur Mitwirkung beizuziehen. Nicht einmal nachträglich zur Ratifikation dieser Verträge forderte man ihn auf, nur zur Nachachtung theilte man sie ihm mit. Außerdeutsche Mächte, und ohne Auftrag Preußen und Oesterreich, die doch nur gleichberechtigt mit den andern Gliedern des Bundes waren, verfügten in Sachen, die dem Gesammtbund zustanden, für sich allein, als ob sie selbst der deutsche Bund wären oder gar über ihm ständen. Als Gesetz diktirt wurde dem Bunde, was *nach* der Bundesverfassung ohne Beistimmung des Bundes gar keine Gültigkeit hatte. Nach dem Recht des Stärkern verfuhr Preußen und Oesterreich dem ganzen Bund und einzelnen Gliedern desselben gegenüber. Denen, die *nicht sofort* gehorchten und für Oesterreichs Fürsorge dankbar waren, wurde gedroht. Selbst kleine Fürsten, wie der Kurfürst von Hessen-Kassel, konnten sich herausnehmen, dem Bundestag nicht nur nichts nachzufragen, sondern ihm eine derbe Zurechtweisung zu schicken, als dem Bundestag einfiel, des von dem Kurfürsten unterdrückten Rechts der westphälischen Domänenkäufer zu gedenken.

Etwas ganz insbesondere Widersinniges in der Bundesverfassung war das: Die deutschen Fürsten waren in ihren Staaten an die Verfassung derselben gebunden, jeder mußte bei der Thronbesteigung schwören, sie redlich und unverrückt zu halten; dieselben Fürsten aber hatten mittelst des Bundestags das Recht und die Macht, Deutschland ohne Rücksicht auf die von ihnen beschworene Landesverfassung Gesetze vorzuschreiben, welche diesen Verfassungen entgegen waren, und den Kern derselben, die Volksfreiheiten und Rechte, verletzten oder wirkungslos machten. Schwach, leblos nach Außen, wirkte der Bundestag freiheits- und einheitsfeindlich von 1816 bis 1848 nach Innen. Alle seine Wirksamkeit in diesem Zeitraum war eine reaktionäre. Er hat Deutschlands Interessen in nichts gefördert und in vielem geschädigt. Aktiv war er nur für den Despotismus der metternich'schen Politik; passiv, thatlos gegenüber den Klagen der deutschen Völker und ihrer Vertreter, selbst bei Verfassungsbrüchen, ja sogar bei Verfassungsumsturz von Seiten einzelner Fürsten. In solchen Fällen verschleppte er die Sachen Jahre lang und erklärte sich zuletzt für inkompetent.

Die Bundesverfassung, so wie sie war, hatte die Kraft und Fähigkeit nicht in sich, auch nur die mäßigsten Wünsche der Nation zu erfüllen. Aber selbst das Gute, was sie selbst so noch hätte leisten können, hat sie nicht geleistet. Sie hat nur hingehalten oder niedergehalten, was aus dem deutschen Volke sprossen und treiben wollte; und so ungeheure Summen von Millionen Gulden das Bundesheerwesen den mittleren und kleinen Bundesstaaten auflegte, markaussaugend, so wußte doch alle Welt,



Preußische Armeereserve passirt ein mit gezogenen Kanonen besetztes märkisches Dorf. Originalzeichnung von L. Burger.



Oesterreichische Artillerie auf dem Marsche in Oberitalien. Nach einer Skizze.

welche Schwäche hinter diesem aus so vielerlei Contingenten und Exercitien zusammengesetzten buntscheckigen Bundesheere sich barg. Es kennzeichnete die politische Bedeutung überhaupt und namentlich die militärische Unbedeutendheit, welche der deutsche Bund in den Augen Europa's hatte, daß es so weit kommen konnte, daß sogar das winzige Dänemark das weiträumige, übervölkerte Deutschland jahrelang auf die schmachvollste Weise verhöhnte; es war sprechend, daß Dänemark das wagte, und sprechender noch, daß es das so lange durfte. Es ist Gottes Stimme, die im Schrei des Volkes wohnt, ist ein altbekanntes Wort, und dieser Volksstimme den öffentlichen Ausdruck gab einer, als er in der ersten unter den politischen deutschen Zeitungen vor fünfthalb Jahren ausrief: „Man muß fast im innersten Herzen den gesunden deutschen Grund suchen, um nicht die Selbstachtung zu verlieren. Dieser Jammer wird allgemein erkannt. Es bedarf keines weitern Worts." Ursprünglich hätte der deutsche Bundestag ein Verbindungsband zwischen Preußen und Oesterreich sein sollen. Der Bundestag aber, der die Grundlage der Regierung Deutschlands sein sollte und ein Band zwischen Oesterreich und Preußen, wurde der Kampfplatz dieser beiden großen Militärmächte, von welcher jede der andern den Vorrang in Deutschland abzulaufen beflissen war.

Unversöhnlich, so sehr und so lange beide selbst ihn zu bemänteln suchten, war und blieb der Widerstreit der Häuser Hohenzollern und Habsburg in Deutschland. Seit mehr als einem Menschenalter sah jeder Aufmerksame voraus, daß dieser Widerstreit, durch die Umstände von Jahr zu Jahr sich steigernd, zu einem blutigen Zusammenstoß führen und nur mit der Ueberwindung des einen durch den andern enden könne. Weil beide aber niemals miteinander anders als zum Schaden der deutschen Nation, zum Aufhalt oder zum Niederhalt des nationalen Fortschritts, einig gingen; weil selbst dabei ihre Einigkeit nur eine heuchlerische war, und weil die Erfahrung vieler Jahrzehnte der neuesten Zeit sichtbar und fühlbar machte, daß ein Zusammengehen Preußens und Oesterreichs niemals das Gute für die andern deutschen Staaten im Aug und zur Folge hatte, und der Widerstreit dieser Zwei die Einheit Deutschlands und damit dessen Größe unmöglich machte und die freiheitliche Entwicklung niederdrückte: darum wünschten viele Vaterlandsfreunde seit lange, daß die Entscheidung je bälder je lieber käme; diejenigen Freunde der Einheit und Freiheit der deutschen Nation, welche aus dem, wie die Sachen in Deutschland lagen, aus den bestimmten Charakteren der Fürsten und der Völker, aus den klar gegebenen Verhältnissen, die Ueberzeugung sich gezogen hatten, daß von diesen Menschen unter diesen Umständen auf gütlichem Wege die Wiedergeburt Deutschlands nicht zu erwarten sei, sondern nur auf dem Wege der Revolution, komme diese von Oben, komme sie von Unten. Ja sie glaubten nicht zunächst an die erfolgreiche Möglichkeit einer Revolution von Unten, sie wünschten diese darum nicht; sie glaubten aber an die Möglichkeit wie an den Erfolg einer Revolution von Oben, wenn der rechte Mann sich dazu fände.

Oesterreich und Preußen.

In den Jahren 1813 bis 1815 war das, was das Haus Oesterreich that, nicht geeignet, das Vertrauen der Völker auf Oesterreich zu stärken, in der Frage für die Wiedergeburt Deutschlands. Nach dem Siege Napoleons zeigte sich der Wiener Hof umgeben und beherrscht von dem Jesuitenorden und demjenigen Adel, der nicht vorwärts, sondern rückwärts gekehrt war, von der Gesellschaft des Alten. Ultramontane und Feudale arbeiteten daselbst, die alte Macht und die alten Vortheile für sich herzustellen. Sie ängsteten selbst den geistig beschränkten Kaiser ein, durch Vormalen der Gefahren, welche von dem Liberalismus drohen. So wurde Staatsgrundsatz, daß Alles beim Alten bleibe. Man hatte nichts gelernt, obgleich man mit Augen gesehen hatte, daß Frankreich, der moderne organisirte Staat so leicht über Oesterreich gesiegt hatte, weil dieses der alte mechanische Staat geblieben war. Die österreichische Politik schloß die österreichischen Lande streng ab sowohl vom geistigen Verkehr, als vom Handelsverkehr mit allen nicht österreichischen Ländern, auch mit Deutschland. Und so blieb man am Hof, in den höheren Adelskreisen und im Kirchlichen auf dem Standpunkte des Mittelalters zurück. Unter dem gleißenden Namen einer väterlichen, patriarchalischen Regierung wurde von Wien aus der unwandelbare Absolutismus geübt. Der Kaiser durfte sich einbilden, er sei Alleinherrscher, beherrscht von dem gewandten und schlauen Metternich, seinem Kanzler, welcher dem Rückschritt aus Glanz- und Genußsucht diente, weil dieser ihn besser bezahlte, als der Fortschritt ihn hätte bezahlen können. Die Despotie, die unter Metternich in Oesterreich regierte, war ohne jeden schöpferischen Gedanken. Oesterreich wurde jetzt Deutschland und den deutschen Interessen noch fremder, als es seit Jahrhunderten gewesen war. Es geberdete sich ganz als Slavenstaat, an welchem seine italienischen und deutschen Provinzen nur Anhängsel wären. Die Deutschen innerhalb seiner eigenen Gränzen sahen sich hinter die Slaven, überfirnißte halb-

barbarische Große czechischen und magyarischen Blutes, zurückgesetzt, und die aufgeklärten Katholiken in Kirche und Schule mußten jenen Ultramontanen weichen, welche als offene oder verkappte Jesuiten die Kaiserstaaten plötzlich wieder überschwemmt hatten. Diese hatten unter allerlei Namen bald wieder das ganze Unterrichtswesen in ihren Händen, ebenso die einflußreichsten Beichtigerstellen und Kanzeln, und vor Allem die Gewissen des Kaisers, der Kaiserin, der Prinzen und Prinzessinnen des vielköpfigen Erzhauses. Während die Völker Oesterreichs nichts nöthiger hatten als Licht und Recht, eine vernunftgemäße Bildung, eine zeitgemäße geistige, religiöse, sittliche und technische Erziehung, die allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte, gleiche Gerechtigkeit für Alle und eine Staatsverwaltung, welche aufhörte, das üppige Leben und die Bereicherung einer bevorrechteten Minderheit einzig und allein im Auge zu haben, und vielmehr daran ginge, das Wohl Aller und insbesondere das des Volkes zu fördern: lehrten die jesuitisch geleiteten ultramontanen Erzieher den Haß gegen Licht und Recht, gegen die Freiheit des Glaubens und des Gewissens. Sie lehrten unbedingten Gehorsam gegen die Lehren des mittelalterlichen römischen Papismus und gegen das kaiserliche Haus. Sie lehrten ihre adeligen Zöglinge ganz einfach, der Staat bestehe aus einer von Gott gesetzten Obrigkeit und aus einer Heerde politisch willenloser Unterthanen; diese Unterthanen zerfallen wieder in eine kleine Minderheit, welcher Gott gegeben habe, auf Kosten der unendlichen Mehrheit sich wohl sein zu lassen, und in diese Mehrheit, welcher das Licht nur schädlich sein würde. Die vornehme Jugend Oesterreichs ließ sich solche Lehren gerne einprägen, und es kam wieder als Folge davon, was früher die Folge davon gewesen war. Die Jesuitenerziehung der Thronfolger wie des Adels, und noch tiefer hinab, hatte das Ergebniß, daß die geistige Befähigung für die Stellen bei denen, welche sie einnahmen, weit nicht dem entsprach, was in diesen Stellungen zu leisten war. Diese Art von Erziehung ergab eben nur nicht zeitgemäße, nicht ihrer Stellung gewachsene Fürsten und Nichtfürsten, Beamte des Staats bis weit hinab; denn auch wo der kleinste niedere Beamte nicht zeitgemäß gebildet wird, bleibt der ganze Staat krank. Jesuitenherrschaft ruhte und ruht darauf, Fürsten, Adel, Beamte und Volk in Blindheit zu erhalten, Alle gleich blind zu machen und diejenigen, welche sich sehend, unverblendbar zeigen, durch vergnüglichen Lebensgenuß gebunden in ihren Dienst zu ziehen. So hatten sie Metternich, so hatten sie einen ursprünglich freien, mächtigen Geist, Friedrich Gentz, in ihre Kreise, in ihren Dienst gezogen. Sie hatten sie an ihrer schwachen Seite gefaßt, an ihrer maßlosen Genußsucht, schon zu Anfang des Jahrhunderts; und sie hatten sie an der goldenen Angel festgehalten. Die das thaten, waren theils Jesuiten im Ordenskleid, theils solche ohne das Ordenskleid.

Während die Bildung in ganz Europa darauf ging, den Geist zu befreien und selbständig zu machen, ging die Erziehung in Oesterreich darauf, Geist und Gewissen da, wo sie aus den alten Banden gegangen waren, oder gehen wollten, wieder in dieselben zurück zu zwängen, und da, wo sie noch darin lagen, die Fesseln zu verstärken und straffer anzuziehen.

So wurde durch die Erziehung die Entwicklung des österreichischen Volkes zurückgehalten. / Gott hat die Natur des österreichischen Volkes herrlich angelegt, so reich und manchfaltig ausgestattet als seinen Boden. Aber wie die Verrottung in den alten Bevorrechtungen Weniger, Wasserkräfte von einem in anderer Hand unschätzbaren Werth bis heute ganz unbenützt, reichste und fruchtbarste Länderstrecken des Kaiserstaats in Bau und Bewirthschaftung auf dem Standpunkt des Mittelalters zurückgehalten und Armuth erzeugt und bleibend gemacht hat, wo Wohlstand sein könnte und müßte: so hat die jesuitische Erziehung, welche den Geist im Volk zu tödten zur Aufgabe sich nahm, diesen in Oesterreich zwar nicht zu tödten vermocht, aber zurückgehalten, und die wunderbar schönen und großartigen Geistesbezeugungen, die trotzdem vereinzelt hervorgetreten sind, lassen schließen und freudig hoffen auf das, was Herrliches in Fülle in diesem ostdeutschen Stamme, aber auch in den nichtdeutschen Ländern des Kaiserstaats, schlummert, und, wenn seine Zeit gekommen ist, wie ein Frühling des Geistes hervorbrechen wird. / Wenn Oesterreich aufhören wird, was es bis heute ist, ein mittelalterlicher Militärstaat zu sein, unter der Leitung von Czechen, Magyaren und Jesuiten: dann erst kommen für Oesterreich sein geistiges Ostern und Pfingsten. Das wird so kommen, wenn der Kaiser und die Vertreter der Völker in Oesterreich nicht bloß einsehen, sondern spüren, daß der Zustand, wie er bis jetzt war, ein unmöglich gewordener Zustand ist.

Hielt die Erziehung die Völker Oesterreichs und ihre Leiter ferne von dem in anderen Theilen der Welt leuchtenden Lichte der Freiheit und eben damit von allen Fortschritten, welche die wissenschaftliche Fortbildung allein ermöglichen kann; blieb man in Oesterreich schon in Folge der Erziehung zurück nicht bloß in religiöser und politischer Erkenntniß, sondern auch in allen denjenigen Zweigen des Wissens, welche auf das materielle Wohl der Staaten in Europa den Einfluß des Fortschritts glänzend zeigten: so war auch das Regierungssystem jeder freien Regung feindlich. Alles war darauf angelegt, die politische Bildung der Unterthanen unmöglich zu machen, vor allem eine populäre Opposition in der Presse. Nur mit schwerem Geld und mit Gefahr gelang es einzelnen Gebildeten, aus dem Ausland her sich das zu verschaffen, was der befreiende Geist der Zeit hervorbrachte, und was anderswo Niemand zu lesen verbot. Selbst die Werke unserer deutschen Klassiker waren im Kaiserstaat verbotene Waare, und sogar von den großen Schaubühnen verbannte eine in lächerlichster Weise geübte Theatercensur jedes Wort, welches zum selbständigen Denken in Sachen des



Einmarsch der preußischen Truppen in Dresden



18. Juni. Nach einer Skizze von A. Reinhardt.

Staates und der Kirche anregen konnte. Ein geistreicher Schriftsteller hat, ohne seinen Namen zu nennen, die so geschaffenen Verhältnisse treffend mit den Worten bezeichnet: „Nach Metternichs Grundsätzen wurde dem Volke, welches man auf neunundneunzig Seiten eng einzwängte und bewachte, die hundertste wenigstens offen gelassen; das Wort Freiheit war verpönt, aber der Lüderlichkeit ließ man die Zügel schießen, wenn sie leicht verhüllt auftrat."

Daß der Militärstaat Oesterreich, bei solcher Verachtung und Verfolgung der Wissenschaft und des Geistes, bei solcher Vernachlässigung der Erziehung und Bildung, auch als solcher keine Fortschritte machen konnte, ergab sich von selbst; ebenso, daß die reichen Finanzquellen, welche die Natur des österreichischen Bodens bietet, schlecht oder gar nicht ausgebeutet wurden, daß die Steuern des Volkes unter den Händen eines fröhlich lebenden Hofes und Adels, der Offiziers- und Beamtenwelt zerrannen, daß für's Volk, für Handel, Gewerbe und Verkehr größtentheils nichts geschah, und daß die Finanzlage mit jedem Jahr zerrütteter und bedrohlicher wurde.

In Deutschland machte sich der österreichische Hof um so verhaßter, da ihm allein die Reaktion zugeschrieben wurde, während in Wahrheit diese mehr noch das Werk Rußlands war. Von Rußland aus ging die Politik der „heiligen Allianz". Diese Politik trug für den Kenner gleich von Anfang den Stempel des altrussischen Staatsprinzips, jesuitisch aufgefärbt. Sie ging dahin, die Persönlichkeit der regierenden Fürsten wieder mit einem höheren Nimbus zu umgeben und sie in die Reihen überirdischer Vermittler zwischen Gott und den Menschen zu erheben, Worte und Thaten derselben zu einer Geltung, als wären es göttliche Offenbarungen, zu bringen, und jedes freie Urtheil darüber als kindischen Unverstand oder als böswillige gottlose Ketzerei zu behandeln und zu strafen, jedes Streben nach zeitgemäßer Reform, selbst jedes theoretische Streben darnach, zu brandmarken und darin Absicht und Plan zu erkennen zum Umsturz der göttlichen und menschlichen Ordnung. Jede Berufung des Volkes auf sein Recht, jede Mahnung an die im Jahre 1813 gegebenen feierlichen Versprechen, ja schon jede laute Erinnerung daran, wurde zum Aufruhrversuch oder zum Hochverrath gemacht.

Der Congreß zu Aachen war es, auf welchem dieser politische Jesuitismus dasjenige System feststellte, welches bis zum Jahre 1830 das ganze Festland Europa's pestartig heimsuchte und bis zum Jahre 1848 in einem großen Theile davon noch verderblichst nachwirkte. Die Congresse zu Karlsbad, Laibach und Verona vervollständigten das böse Werk von Aachen. Es war diese sogenannte heilige Allianz eine Verschwörung der Fürsten gegen die Völker, der alten Gesellschaft gegen die neue, des feudalen und jesuitischen Europa gegen das moderne, protestantisch-philosophische, des Absolutismus gegen die von Frankreich im Jahre 1789 ausgegangene Revolution und ihre Folgen, gegen die Anerkennung und Geltung der Menschenwürde und der nach Gottes Ordnung damit zusammenhängenden Menschenrechte; eben damit, ohne daß es in den Punktationen ausgesprochen wurde, auch gegen die von der englischen Nation und von den nordamerikanischen Freistaaten und der kleinen Eidgenossenschaft der Schweiz vertretenen Grundsätze.

Denen, welche das geheimere Gewebe und die Urkunden nicht kennen, möchte vielleicht scheinen, als wäre hier der heiligen Allianz, „der väterlich statthaltenden Fürstengewalt von Gottes Gnaden", eine Absicht und ein Plan zu böser Art unterlegt. Herr von Gerlach, der Verfasser der Rundschauen der legitimen Kreuzzeitung, gewiß ein nach seiner Art und Vorstellung glaubiger Konservativer und weder Liberaler noch Demokrat, feiert die heilige Allianz gerade darum, weil „in ihr die deutschen Fürsten, am meisten die deutschen Großmächte, als ihre hohe Aufgabe erkannt haben den gemeinsamen Kampf wider die Revolution, den Kampf des Heiligen von „„Oben"" im Gegensatz zu dem Unheiligen von „„Unten"", den Kampf gegen die Ideen des Zeitgeistes."

Gewiß ist, daß Hof und Ministerium Preußens in den ersten Jahren zu dieser contrerevolutionären Politik Rußlands nur mit Haaren sich herbeiziehen ließen, Oesterreichs Hof aber von Anfang an dabei war. Darum aber sah sich Preußen bald eben so, wie Oesterreich, genöthigt, dieser Politik nachzutreten, aus Furcht, in Folge der unerfüllten Erwartungen der Völker glühe die Revolution allenthalben fort. Dem Könige von Preußen wie dem Kaiser Franz wurde vorgespiegelt, auch auf deutschem Boden könne jeden Augenblick die Revolution ausbrechen. So vereinigte sich auch Preußens Hof mit denen von Oesterreich und Rußland und mit den Bourbonen zu Vorkehrungen, jede, auch die leiseste Regung eines freiheitlichen oder nationalen Geistes sogleich zu ersticken, jeden Hauch von Opposition gegen das System des Absolutismus zu verfolgen. Vom Jahre 1819 bis zum Jahre 1840 verließ das hohenzollerische Haus die bisher eingehaltene Bahn, seinen deutschen Beruf.

Man hat von verschiedenen Seiten aus das Wort vom „deutschen Berufe Preußens", von seiner „geschichtlichen Mission" in Mißkredit zu bringen gesucht. Von österreichischer Seite her hat man es durch Spott, von preußischer Seite durch Uebermuth und Anmaßung in Verruf gebracht.

Wenn Preußen keinen besondern deutschen Beruf höherer Art, keine geschichtliche Mission hätte, so hätte es gar nicht zu der Stellung, die es hat, gelangen können. Es ist neben Oesterreich empor gekommen, weil Oesterreich stehen blieb, ja rückwärts ging, weil es seinen Beruf für Deutschland beharrlich nicht erfüllte und damit verwirkte. Preußen hat sich emporarbeiten müssen im Gegensatz gegen die Reichsgewalt, welche auf anderen Grundlagen beruhte. Wäre die Reichsgewalt gewesen, was sie sein sollte, so wäre das für Preußen nicht möglich gewesen. Weil Oesterreich seine Pflicht nicht that, war es möglich, ja war

es nothwendig, daß Preußen sich zwischen Oesterreich und die deutschen Staaten hineintrieb als ein mächtiger selbständiger Staat. Preußen blieb durch und durch deutscher Staat, während Oesterreich immer mehr ein Slavenstaat wurde. Preußen nahm nicht nur sogleich die Reformation an, sondern wurde bald der Vorkämpfer des Protestantismus, während Oesterreich nicht nur die Reformation in seinen eigenen Landen unterdrückte, sondern sich zum Schwert des römischen Papismus und des Jesuitismus hergab, womit der protestantische Geist in aller Welt bekämpft wurde. Eben dadurch, daß der preußische Staat sein Schicksal an die Reformation knüpfte, Oesterreich aber das seine an die Gegenreformation, dadurch, daß Preußen das „Vorwärts", Oesterreich das „Rückwärts" zur Losung nahm, war das endliche Hinaufkommen des einen über das andere vornherein nicht zweifelhaft. Die Völker und Staaten der Welt haben in dem Grade zu- und abgenommen, in welchem sie den Geist des Protestantismus in sich aufnahmen oder abwiesen. Welches Glaubensbekenntnisses er auch sei, wer die Geschichte kennt, muß das zugeben. Der Augenschein der Thatsachen spricht dafür. Der Protestantismus ist der Geist der neuen Zeit. Die Selbständigkeit des Denkens und Sichbewegens in Wissenschaft und Kunst, die Geistesfreiheit des Sichbewegens auf allen Gebieten menschlicher Bildung flossen vom Protestantismus aus, und nicht nur die deutsche Bildung hat ihn zur Hauptquelle, sondern wo ein katholischer Staat aus dem Alten und Abgelebten zu neuem und zeitgemäßem Leben sich herausarbeitete, waren es Zuflüsse des protestantischen Geistes und der damit zusammenhängenden Bildung, wovon er sich nährte.

War Preußen somit protestantische Vormacht in Deutschland, gegenüber vom Haus Oesterreich, dem Gegner des neuen Geistes: so wurde es zugleich im achtzehnten Jahrhundert eine Schutzwehr der Freiheit der kleinen deutschen Staaten gegen die freiheitsfeindlichen Bestrebungen und Einverleibungsgelüste des habsburgischen Hauses. Denn wie die Freiheit des Gewissens, die religiöse Freiheit, so wurden auch die alten landständischen Verfassungen kleinerer deutscher Staaten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vom Hause Oesterreich fortwährend bedroht und zu unterdrücken gesucht, eben so die Einverleibung der südwestlichen Staaten versucht, namentlich Württembergs zuerst, dann auch Bayerns und Badens. Dem württembergischen Herzog Karl Alexander war die Landesverfassung verhaßt wegen des darin gewährleisteten Steuerverweigerungsrechtes. Die Jesuiten des Wiener Hofes, eifrig, die katholische Religion in den protestantischen Ländern wieder als alleinherrschende einzuführen, verschworen sich mit dem Herzog zum Umsturz der altwürttembergischen Verfassung unter der Bedingung der Wiedereinführung des römischen Gottesdienstes. Der schwarze Plan scheiterte an der Haltung der Landesvertretung, welche der Verschwörung zuvor kam. Jene hatte am preußischen Königshof einen starken Rückhalt gefunden zum Schutz ihres protestantischen Glaubens wie ihrer landständischen Freiheiten. Ebenso fand sie an ihm eine Schutzwehr derselben gegen die Gewaltübergriffe des Nachfolgers jenes Karl Alexanders. Auch dieser war von dem Wiener Hof heimlich unterstützt worden, weil es bei diesem Hofe grundsätzlich war, gegen die Volksfreiheit überall und für den Absolutismus der Fürsten, insbesondere der kleineren deutschen Fürsten, sowie für die Unterdrückung des protestantischen Geistes zu wirken. Die österreichische Ueberlieferung in der Politik ist noch heute dieselbe wie damals, weil zwar nicht die Köpfe, aber die Bestrebungen und Zwecke der Jesuiten, und die Frauen wie die Herren am Wiener Hofe heute noch von derselben Art sind.

Daß Preußen auf seinen vier Grundpfeilern, dem Protestantismus, der Geistesfreiheit, dem zeitgemäß gebildeten Bürgerthum und der Toleranz, d. h. der Duldung jeder nicht unsittlichen Glaubensgesellschaft als einer vom Staate geschützten und berechtigten, sich seine Größe aufbauen konnte, dazu trug das viel bei, daß Fürsten und Volk, Hof und Land mit einander lange Zeit sauber und frei gehalten wurden von jesuitischen Persönlichkeiten und Einwirkungen. Von dem Augenblick an, wo der Jesuitismus in protestantischer Maske wie in der Soutane, Eingang am Berliner Hof sowie in die Stellen des Heers, der Staatsverwaltung, der Kirche und der Schule fand, ging es mit Preußens Macht und Fortschritt zurück. Das fing schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts an, wurde nach dem Unglück von 1806 durch die Stein, Schön, Altenstein und Hardenberg wieder verdrängt, kroch bald nach 1815 vielfüßig wieder hervor, und überspann am Hof und im Staate Preußens manchen Zweig und manchen ganzen Ast. Von dem Augenblick an, da die preußische Regierung mit diesem Wesen brach, kam Preußen wieder zu Kraft und in sein ursprüngliches Geleis zurück. Unter allen Umständen ist der Bruch mit Oesterreich auch ein Bruch mit jeder Art des Jesuitismus, und schon darum von großer deutsch-nationaler Bedeutung.

Nicht, wie man vielfach in und außer Preußen schon geglaubt hat, dadurch, daß Preußen bisher ein Militärstaat war, ist es zu seiner Bedeutung gelangt. Oesterreich ist ein Militärstaat und Rußland, dort gibt es kein freies Bürgerthum. Ein solcher Militärstaat ist Preußen niemals gewesen, ein solcher kann es nie werden. Selbst nicht seine Militärkraft, wie sie nach dem Vorbild der Schöpfung Carnots in der französischen Revolution durch den unvergeßlichen Hannoveraner Scharnhorst für Preußen nachgebildet, später aber durch den Eigennutz der Hofadelsfamilien in langer Friedenszeit wieder verkümmert wurde, ist die Stärke Preußens. Bei seiner nicht blos von Anfang an, sondern im Verhältniß zu seiner politischen Bedeutung noch nach dem Wiener Congreß geringen Macht an Land und Leuten wäre Preußen unbedeutend gewesen neben so großen Militärstaaten, wie Oesterreich und Rußland. Selbst



Infanterie (Marsch-Tenue). Infanterie-Tambour. Artillerist. Cavalerieoffizier. Artillerieoffizier. Schwere Cavalerie. Bersaglieri. Leichte Cavalerie.

Die italienische Armee. Nach einer Zeichnung von A. Beck.



Vormarsch des Durando'schen Armeecorps am linken Flügel der italienischen Armee gegen Peschiera am 23. Juni. Nach einer Skizze.

seine Militärkraft ruht nur auf dem, was die einzig dauernde Grundlage neuzeitiger Staaten ist, auf der allseitigen Entwicklung der Bildung. Seit Friedrich II. hat der preußische Staat wie kein anderer Großstaat die Bildung gepflegt, die wissenschaftliche und geistige Bildung überhaupt und die davon abhängende auf dem Gebiete der Künste, des Gewerbfleißes und des Handels. Das Wissenschaftliche und das Technische ging in Preußen früher, als anderswo in deutschen Landen, Hand in Hand. Die großen Vortheile, welche Preußen davon namentlich vor Oesterreich voraus hatte, springen in die Augen; eben so der unberechenbare Vortheil, daß seit Scharnhorst Niemand in Preußen sich militärfrei kaufen konnte und darum das preußische Heer aus allen Schichten der Gesellschaft, aus einem gebildeten Volk in Waffen, bestand. Wenn gleich dieses Heer noch kein ächtes Volksheer war, so war es doch das einzige in Europa, welches diesem nahe kam. So ist auch der Lebenspunkt seiner Militärkraft, was der Lebenspunkt Preußens überhaupt ist, die sittliche und geistige Bildung, eine gleichzeitig nach allen Richtungen hin entwickelte Bildung. Weil von preußischer Regierungsseite da und dort Dinge geschahen, welche nicht von Intelligenz zeugten, Mißgriffe Einzelner, aber auch weil vereinzelte preußische Anmaßlichkeit in oberen und in unteren Schichten der Gesellschaft dazu herausforderte, hat man gewitzelt und gespöttelt darüber, daß Preußen der „Staat der Intelligenz" genannt wurde und selbst so sich nannte. Nicht den mittel- und süddeutschen Staaten gegenüber, aber Rußland und Oesterreich gegenüber ist Preußen mit dieser Benennung in seinem Recht. Nur Blindheit oder absichtliche Ungerechtigkeit könnte das in Abrede ziehen in Hinsicht des preußischen Volkes.

Die sittliche und geistige Bildung eines Volkes, zumal in einem absolut regierten Staate, schließt gar nicht aus, daß die Grundlagen des Sittengesetzes von an der Spitze stehenden Einzelnen übertreten werden, sei es aus Herrsch- und Ruhmsucht, oder aus Eifer für Glanz und Macht des eigenen Staates und Volkes.

Friedrich II., den nicht nur sein preußisches Volk, sondern sein Zeitalter den „großen König" nannte, hob zwar den von ihm angetretenen kleinen Staat vorzüglich durch die innere Erweiterung in die Reihe der europäischen Mächte, durch das, was er für sein Volk that, durch seine eigene Intelligenz und durch die Verbreitung der Intelligenz. Aber den von ihm in gesunder Entwicklung angetretenen, dem Raume nach mäßigen Staat auch durch äußere Erweiterung zu heben, griff er zu. „Jeder Gewinn ist gut, und die Macht ist das Recht" — das galt als allgemeines Gesetz in der damaligen europäischen Politik, welches nicht bloß von Rußland, England und Frankreich, sondern namentlich auch von Oesterreich gehandhabt wurde. Daß Preußen, einen Friedrich II. an der Spitze, in der Zeit der Geltung solcher Politik, daran ging, sich Raum und Bedeutung zu verschaffen, war etwas politisch Natürliches, für einen Kopf, wie der Friedrich's II., geradezu Nothwendiges im Hinblick auf Deutschland und auf dieses Oesterreich, auf dieses deutsche Kaiserthum, und auf diese Art von österreichischem und deutschem Regieren.

Alle Fürstenstaaten der Welt so gut, als das alte Rom, der kleinste deutsche Fürstenstaat nicht ausgenommen, haben sich von jeher vergrößert nach dem angeführten Grundsatz: „Die Macht ist das Recht." Vor allen andern aber hat das österreichische Haus zu jeder Zeit jeden Gewinn für gut erachtet, welchen das Recht des Stärkern ihm verschaffen mochte. Die schlesischen Herzogthümer schienen dem jungen königlichen Helden Friedrich II. zur Kräftigung seines Staates nothwendig, das Preußischwerden derselben ein Glück für sie. Er war entschlossen, sie zu nehmen.

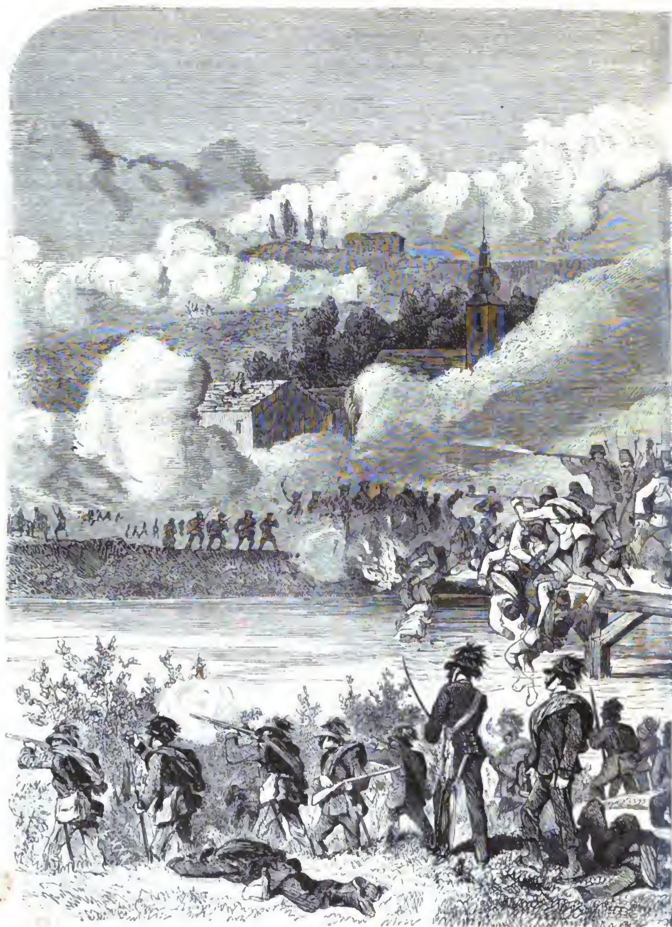
Das damalige preußische Verfahren wird besonders merkwürdig durch das preußische Verfahren in unsern Tagen, ein Jahrhundert nachher. Wie heutzutage König Wilhelm durch seine Kronsyndici sich Rechtsgutachten ausfertigen ließ, um Erbansprüche auf Holstein und Lauenburg vorschützen zu können, nachdem deren Annektirung zuvor schon insgeheim beschlossene Sache war: so war sein großer Vorfahr auf dem Thron ihm auch darin vorbildlich vorangegangen. Friedrich II. hatte Rechtsansprüche auf die schlesischen Herzogthümer erhoben, und, obgleich er selbst am wenigsten glaubte, daß diese, in solchem Umfang, vor irgend einem Civilgerichte stichhaltig waren, hatte er doch die Miene angenommen, als fuße er in gutem Glauben auf dem wohlbezahlten eingeforderten Rechtsgutachten einiger seiner Rechtsgelehrten. Auch er versuchte der beschlossenen Gewaltthat den Schein des Rechtes zu geben. Durch den Tod des Kaisers Franz I., des Habsburg-Lothringers, war fünfzehn Monate das deutsche Reich ohne Kaiser; und nach diesem Zwischenreich ging auf kurz die Kaiserwürde an das Haus Bayern über, an den bayerischen Kurfürsten Karl VII. Dahin hatte die preußische Politik schon lange vorgearbeitet. Gleich die erste Nachricht vom Tode Karls VI. entriß dem kaum zuvor auf den Thron gelangten König Friedrich II. die lange geheim gehegten Gedanken. Noch fieberkrank schrieb er einem Freunde: „Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann. Der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von viererlei Metallen rollen und sie zermalmen wird." Rasch machte er außerordentliche Rüstungen, schickte den Grafen Gotter an die junge Erbin der österreichischen Staaten, Maria Theresia, schlug ihr vor, mit Berücksichtigung seiner Ansprüche ihm Schlesien oder doch einen Theil davon abzutreten, versprach dafür sofortige Zahlung von zwei Millionen Gulden an sie, Vertheidigung ihrer Erbfolge gegen jeden Angriff, und bei der Kaiserwahl seine Curstimme für ihren Gemahl; und, weil er einer abschlägigen Antwort im Voraus gewiß war,

überfiel er, noch ehe die abschlägige Antwort kam, mit einem wohlgerüsteten Heere die österreichische Provinz Schlesien, und erließ seine öffentliche Kundmachungsakte, „er wolle lediglich seine Ansprüche geltend machen und den Reichsfrieden nicht stören.“ Der Wiener Hof, im Hochgefühl des alten Kaiserhauses, sprach in hohem Tone, und „erinnerte“ den „Kurfürsten von Brandenburg“ an seine „Pflichten“. Der aber hatte in drei Monaten ganz Schlesien eingenommen, bis auf drei Festungen. Haus Oesterreich mit seinen Jesuiten und Junkern hatte so regiert, daß die Schlesier, größtentheils zudem protestantisch, die Preußen willig aufnahmen; ehe das österreichische Haus das Land verlor, hatte es lange zuvor durch eigene Schuld die Herzen verloren.

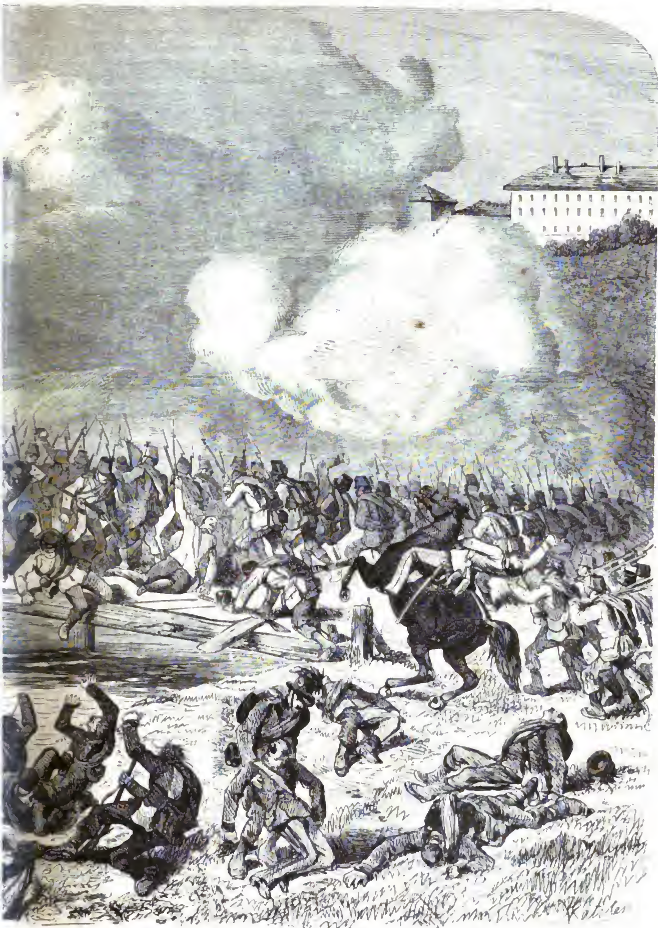
Dieser Ueberfall eines Reichslandes und dessen Einverleibung in die Erblande des siegreichen Ueberfallenden, diese Beraubung eines deutschen Reichsgliedes durch einen Mitreichsstand — fand die Bewunderung Europa's. Oesterreich brachte einen großen Bund gegen Preußen zu Stand. Die Verbündeten beschlossen, „zur Sicherung der Ruhe Europa's Preußen auf seinen ursprünglichen Kern, die Mark Brandenburg, zurück zu führen“, d. h. es als Macht zu vernichten und in die abgerissenen Stücke sich zu theilen. Preußen hatte keinen Bundesgenossen, als England; aber Preußens König war eins mit seinem Volke, er war ein Held und ein Staatsmann zugleich, sein Volk war schon damals im Vergleich zu andern deutschen Völkern ein intelligentes Volk, sein Heer war wohleingeübt, er hatte den Fortschritt in seiner Fahne, sein Hof war der einfachste von der Welt, jeder Kreuzer von den Steuern des Volkes wurde nur für seinen Schutz, für seine Ehre und Machtstellung und für seine geistige und leibliche Wohlfahrt von diesem Könige verwendet. Darum ging er mit seinem Volk aus dem langen Kampf unvernichtet hervor; das schon damals greisenhaft gewordene Oesterreich ohne Ehre, und „die deutsche Reichsarmee“ als der Gegenstand des andauernden Gespöttes der Welt. Friedrich's II. Raub, unzweifelhaft eine „brutale That,“ wie die Wegnahme Schlesiens genannt worden war, wurde ihm im Frieden bestätigt, so feierlich auch Maria Theresia dem nach Kaiser Karl's VII. Tod Frieden anbietenden Friedrich II. erklärt hatte, „sie wolle eher den Rock vom Leib, als Schlesien missen.“ Dieser Raub erhob Preußen zu einer europäischen Macht.

Es war groß geworden nicht bloß auf Kosten Oesterreichs, sondern auf Kosten der deutschen Einheit, d. h. der bisherigen deutschen Centralgewalt, „des alten heiligen römischen Reiches“. Aber vor diesem hatte seit lange das Ausland keine Achtung mehr. Dieses unter den Habsburgern ermattete deutsche Reich war ja seit lange nur zur Ausnützung und zum Spiele von den außerdeutschen Mächten mißbraucht, oft genug verhöhnt worden. Nicht bloß die Reichsformen waren veraltet, sondern das Fürstenhaus, das bisher das Reichshaupt durch Bestechung der Wahlfürsten dem Reiche gegeben hatte, war veraltet. Dieses Haus war geisttödtend geworden, unzeitgemäß; weit mehr noch, als die Reichsformen, welche gerade in der Hand dieses Hauses vollends so geworden waren, wie sie waren, unter diesen Kaisern, unter diesen ihren Priestern, unter diesem ihrem Hofadel, und unter diesen von Wien aus erst recht absichtlich verderbten Reichsfürsten und ihren kleinen Höfen. Durch den Preußenkönig und sein Volk kam der deutsche Name plötzlich wieder in der Welt zu Ehren, vor dem ganzen Ausland in großen Respekt. Der „Raub“ Schlesiens war und blieb ein Unrecht, vom Standpunkt des formalen Rechtes aus; aber das vielhundertjährige große Unrecht des österreichischen Hauses an der deutschen Nation, das zum Himmel schrie, bedurfte einer Sühne, und damit nicht wie bisher das getheilte und ohnmächtige Deutschland fortvegetire, sprach sich das Gottesgericht für Friedrich II. aus, von dem neues Leben ausgehen sollte, eine mächtige Bewegung und Erfrischung seines Zeitalters und seiner Nation. Die Politik des Wiener Hofes war schon damals greisenhaft geworden; diesen Hof kennzeichneten Verwirrung und Schlaffheit in allen Geschäftszweigen, schlechteste Finanzzustände, Talentlosigkeit, Unfähigkeit, Eigenmächtigkeit und Eigennützigkeit der Beamten und der Generale, Eifersucht, Neid, Haß und Uneinigkeit; Geburt und Gunst, nicht Verdienst brachte in die Stellen. Daß Friedrich II., die Zeitumstände benützend, dieses Oesterreich besiegte, war natürlich; daß er es so leicht auch gegen alle vereinigten Reichsstände vermochte, war ein Beweis, daß dieses deutsche Reich im Sterben begriffen war.

Das erkannte bald darauf auch Kaiser Joseph II.: er trug dem Könige Friedrich II. die Theilung Deutschlands an; Preußen solle den deutschen Norden, Oesterreich den deutschen Süden mit sich vereinigen, „weil durch das Elend der vereinzetten Herrenländchen der Jammer des ganzen Deutschlands bedingt sei, und die kleinen Fürsten schlecht regieren.“ Friedrich II. wies Josephs Antrag zurück. Gegen seine Freunde aber äußerte er im Vertrauen, er thue das, weil das ganze Ausland in kurzer Zeit seinen Nachfolgern von selbst zufallen werde. Das ganze Deutschland, und Preußen an dessen Spitze — war der klare und feste Gedanke schon Friedrich's II. Von Friedrich dem Großen aus pflanzte sich dem preußischen Volke immer mehr der Glaube ein, daß Preußen zunehmen und Oesterreich abnehmen müsse, daß Preußen in der ersten Rolle in Deutschland an die Stelle Oesterreichs getreten sei, und daß die Wiedergeburt Deutschlands und die nationale Einigung der deutschen Völker die Aufgabe Preußens, eine geschichtliche Nothwendigkeit sei. Benützung der Zeitumstände, eine vernunftgemäße Entwicklung und Richtung des preußischen Staates galten als der Weg dazu. Es war Vergrößerungspolitik, aber eine, die nicht sowohl mit den Waffen der Gewalt, als durch die Waffen des Geistes, durch die Anziehungskraft und durch die Gunst der Zeiten erobern wollte.



Die Schlacht von Custoza. Ori[…]



ginalzeichnung von V. Kahler.

Durch die Verirrungen von der vernunftgemäßen Fortschrittsbahn des preußischen Staates ab in politische und namentlich auch in religiöse Rückschrittsbahnen hinein, welche Friedrich's II. nächste Nachfolger sich zu Schulden kommen ließen, mehr noch, als durch das zeitweise Unglück im Kampfe mit Napoleon, wurde die Erhebung Preußens zum einzigen deutschen Großstaat lange Zeit aufgehalten.

Wenn Preußens Hof in der Richtung blieb, welche er im Jahre 1808 durch Stein und seine Freunde angetreten hatte, und wenn er das Angefangene fortbildete, so wurde Preußen der Musterstaat bürgerlicher Freiheit und die Führerschaft in den deutschen Angelegenheiten fiel bei solcher Anziehungskraft ihm dann von selbst zu. Nicht sowohl die militärische Schwäche, in welche absichtlich Oesterreichs und Rußlands Ränke auf dem Wiener Kongreß, durch die einengenden Gränzen der preußischen Macht das wieder erstandene Preußen brachten, war ein Hemmschuh für dasselbe, als vielmehr die Abneigung des Hofes gegen freie Wissenschaft und Intelligenz, seine Vorliebe für Mystizismus und protestantischen Jesuitismus, sein Rückfall in die Formen und Anschauungen einer vergangenen Zeit, seine Verfolgungen des neuen Geistes, sein Mangel an Gerechtigkeit im Politischen, und sein Russenthum. Bald nach dem Siege über Napoleon fand das Russenthum am preußischen Hof Eingang, und legte sich unter Kaiser Nikolaus mit solcher Wucht auf denselben, daß bald der größte Theil des preußischen Adels, des Militärs, des Beamtenthums die russenthümlichen Anschauungen des Hofes theilte. Alles gewöhnte sich und liebte, weil der Potsdamer Hof diesen Ton angenommen hatte, in der Art des Kaisers Nikolaus, d. h. ganz absolutistisch und freiheitsfeindlich, zu reden und zu thun. So wurde das preußische Volk in seiner innern Entfaltung gewaltsam von Oben zurückgehalten und die von Friedrich II. gelegte Grundlage zur Größe Preußens, der Boden einer frei nach allen Seiten sich entwickelnden Bildung, wurde unterwühlt und angenagt. Zwar war diese Grundlage und ihr Prinzip dauernder, als die Unterwühler und Nager; aber doch blieb das preußische Volk Jahrzehnte lang hinter den Entwicklungen der süddeutschen Staaten in dem politischen Verfassungsleben zurück, welches diese, weil ihre Fürsten ehrlich ihre Zusage hielten, bald nach dem Jahre 1815 angetreten und durchgemacht hatten. Während die Politik der heiligen Allianz, die Politik des Russenthums, durch ein politisches Inquisitions- und Verfolgungssystem die Herrschaft unumschränkter Willkür neu zu begründen arbeitete, entwickelten die süddeutschen Völker troß der Verkümmerungen von Außen ein konstitutionelles Leben. Es war verspätet, als Preußen endlich in dieses eintrat.

Es waren in der nächsten Umgebung und im besondern Vertrauen der Nachfolger Friedrich's II. überwiegend solche Leute, welche nicht mit der Zeit und mit der Bildung, mit dem Leben fortschreiten mochten, welche ohne Verständniß der Entwicklungsgesetze eines Staats, ohne allen geschichtlichen und staatsmännischen Sinn glaubten und sagten, das einzige Heil Preußens ruhe darin, daß man zu den Formen und Zuständen der Zeiten Friedrich's II. zurückkehre. Sie sagten so, weil sie von Haus aus nicht die Begabung und die Kenntnisse hatten, um das Richtige zu sehen, und überdieß waren sie noch durch den eigenen Vortheil, durch ihre Standesinteressen, deren Flor rückwärts, nicht vorwärts lag, verblendet. Durch sie ließen sich Friedrichs Nachfolger, die seinen hellen Fortschrittsgeist nicht geerbt hatten, um so leichter in diese Täuschung hineinreden, als die Hohenzollern die Neigung zum Absolutismus durch Ueberlieferung und im Blute hatten. Diese Rückkehr zu Formen und Zuständen, welche unter Friedrich II., so wie damals die Umstände gegeben waren, am Platz oder möglich gewesen waren, ja sogar die Rückkehr zu Solchem, was eine Verirrung Friedrich's II. gewesen war, eine Rückkehr dazu ohne seinen Geist und unter Abweisung des für alle Zeiten Wahren und Guten, was seine Staatsverwaltung im Weltlichen und Geistlichen an sich gehabt hatte, konnte keine andere Folge haben, als daß es mit Preußen rückwärts ging, im Innern, in seiner Stellung und Bedeutung nach Außen, am meisten in der öffentlichen Meinung Deutschlands. Die letztere, diesen mächtigen Bundesgenossen eines Fürsten und Volkes, welche wachsen wollen, hatte Preußen in den dreißiger Jahren fast ganz für sich verloren, so sehr gerade damals von einigen Vaterlandsfreunden und politischen Schriftstellern der Gedanke an „preußische Hegemonie", d. h. der Oberherrschaft Preußens über das übrige Deutschland, und damit eine einheitliche, starke Zusammenfassung aller deutschen Kräfte empfohlen und eifrig besprochen wurde, da die jetzige bundestägliche Verfassung sich für die deutsche Nation so ohnmächtig und in jedem Sinne des Worts hülflos ausgewiesen hatte, als einst die alte Reichsverfassung am Ende ihrer Tage.

Preußische Hegemonie-Bestrebungen von geborenen Preußen und von Preußenfreunden.

Neben dem preußischen Hofe und seinen Rückwärtsmännern gab es diesem fernerstehende Freunde Preußens und der deutschen Interessen, staatsmännische Köpfe mit dem Verständniß der Zeit, welche über die Wiener Congreßakte hinaus und in die Zukunft sahen und arbeiteten. Diese vergaßen am wenigsten, daß die selbstsüchtige Politik Rußlands und Oesterreichs den preußischen Staaten absichtlich gerade diese politische Gestalt gegeben hatte, die es zwang, seine Wehrkraft zu theilen und weit auseinander zu legen, und die eben damit es in gewissem Sinn schwach machte.

Von Anfang an hatte Preußen nach den Kriegen wider Napoleon I. dahin getrachtet, ganz Sachsen mit seinen Staaten zu vereinigen, und das sächsische Fürstenhaus am Rheine, auf dem linken Ufer, durch jene schönen Lande mit 800,000 Seelen und der Hauptstadt Bonn zu entschädigen. Das galt den Freunden Preußens damals als die Hauptsache. Stein und seine Mitarbeiter hatten dem Czar Alexander die Zustimmung dazu bereits abgerungen, und auch dazu, daß Deutschland zu einem Ganzen, nicht in der Form eines Staatenbunds, sondern eines Bundesstaats mit parlamentarischer Verfassung vereinigt werde. Preußens und Deutschlands Feinde aber hatten es dahin gebracht, daß nicht der Bundesstaat, sondern der Staatenbund beliebt wurde, der niemals lebensfähige deutsche Bund. Ebenso hatten sie es dahin gebracht, daß die Vereinigung von ganz Sachsen mit Preußen hintertrieben, und Preußen so in die Länge gedehnt wurde, daß seine Gränze im Nordosten sich mit Rußland und im Südwesten mit Frankreich berührte, und daß es gerade hier des strategischen Stützpunktes entbehrte, um die Vertheidigung dieser seiner Gränze gegen Frankreich unter allen Umständen mit Erfolg zu führen. Das westliche Gebiet Preußens wurde durch einen breiten Raum von der Nordsee und durch einen nicht weniger breiten Raum von der ostwärts liegenden Hauptmasse der Monarchie abgetrennt. Die ganze Nordwestecke Deutschlands wurde durch Hannover und Oldenburg ausgefüllt.

Diese Gestaltung Preußens nach dem Westen, nach Frankreich hin, lief nicht bloß schnurstraks gegen die preußischen, sondern gegen die allgemeinen deutschen Interessen, da nicht zu erwarten war, daß Hannover und Oldenburg im Fall eines französischen Angriffs aus eigenem Antrieb und aus eigenen Mitteln der Vertheidigung der Gränze den nöthigen Stützpunkt schaffen würden. Ebenso war Deutschland von der Seeseite gegen einen Angriff Rußlands durch diese Gestaltung Preußens vertheidigungslos. Es war Preußen nicht bloß selbst fast unmöglich gemacht, zur Seemacht zu werden, sondern die Kleinstaaterei an der dortigen deutschen Küste machte es dem ganzen deutschen Bund unmöglich, auch nur zwanzig Linienschiffe zur Verfügung und Abwehr zu haben in einem möglichen Kriege mit Rußland, welches in der Bucht von Lübeck und Wismar Massen von Truppen landen konnte, ungehindert. Sehr frühe war darum gefühlt und erkannt das Bedürfniß Preußens, in eine andere Lage zu kommen, als die war, in welche der Wiener Kongreß es gebracht hatte, und eine solche Machtstellung im deutschen Nordwesten zu gewinnen, daß es sich selbst und Deutschland sicher stellen konnte. Bei der getheilten Politik der kleinen deutschen Höfe konnte Preußen niemals auf zuverlässige Hülfe dieser für sich zählen weder gegen Oesterreich noch gegen Rußland oder Frankreich. Die mittleren und kleinen deutschen Staaten hatten bisher jahrhundertelang bewiesen, daß sie weder Vaterlandsliebe und Nationalsinn, noch eine höhere Politik überhaupt haben, daß sie, sobald ihnen vom Ausland Gefahr drohte oder aparte Anerbietungen gemacht wurden, die allgemeine deutsche Sache verließen und nur für sich und ihren Vortheil sorgten; und daß, selbst im Frieden von Außen, die kleinen deutschen Höfe in ihrer Politik hin- und herschwankten, und daß diese ihre Politik nicht von nationalen Gedanken, sondern vom engherzigsten Interesse, oft von schlechten Triebfedern der Parteien am Hofe, von kleinlichen und schleichenden Intrigen geleitet war und lediglich nach den augenblicklichen Umständen sich richtete; eine Politik, die von der Hand in den Mund lebte.

Darum dachte man, wenn auch nicht im Berliner Cabinet, doch in staatsmännischen preußischen und auch in rein deutschgesinnten Kreisen schon vor fünfzig Jahren daran, die preußische Monarchie durch Tausch von der französischen Gränze zu entfernen und das dann zwischen Frankreich und Preußen liegende Norddeutschland in ein engeres Verhältniß mit dem preußischen Staate zu bringen; an ein solches „Arrangement“, durch welches Preußen einen unumschränkten Einfluß auf alle Vertheidigungsanstalten innerhalb des deutschen Landes bis zur Nordsee erhielte. Dahin wurde vor allen Dingen gerechnet „eine freie militärische Verfügung Preußens über Holstein und Lauenburg, da im ganzen Norden kein anderer Raum sich mit der strategischen Bedeutung dieser Herzogthümer messen könne.“ Ja über das ganze nordwestliche Deutschland sprach man in diesen Kreisen die freie militärische Verfügung für Preußen an. Man nahm dafür zunächst besondere mit den betreffenden Staaten zu schließende Militärkonventionen in Aussicht, und erwartete von der



Aus dem bairischen Lager auf dem Lechfelde. Nach einer Zeichnung von J. Noerr.



Graf Bismarck.

richtigen Erkenntniß der Nothwendigkeit dieser Maßregel im Fall eines Krieges mit Frankreich von diesen Höfen die freiwillige Einräumung dieses Rechtes an Preußen. Ebenso sollte Preußen zu seinen eigenen Schiffen hin die Verfügung über die maritimen Hülfsmittel der andern deutschen Staaten haben, um Deutschland gegen einen Angriff von der Seeseite her vertheidigen zu können.

Diejenigen, welche die Fürstenhöfe und die leitenden Persönlichkeiten in den freien Städten kannten, zweifelten zwar vornherein, daß diese Staaten aus Einsicht in die Lage des Gesammtvaterlandes solche Zugeständnisse freiwillig an Preußen machen werden, da keiner derselben an seiner Souveränität nur ein Titelchen abtreten und in solchen nationalen Forderungen nichts als ein Streben Preußens nach Vergrößerung seiner Macht sehen werde. Es schien darum das nur durchführbar durch eine Veränderung des Länderbesitzes, und zwar, ginge es nicht auf dem Wege des Tausches, so doch durch Gewalt. War auch damals weder das eine noch das andere zunächst in Rechnung zu nehmen, so hoffte man doch auf entscheidende Ereignisse und Zeitumstände, die nicht ausbleiben werden, und durch deren kluge, rasche und volle Benützung man zu verwirklichen gewiß war, was zunächst nur Gedanke, Plan und Ziel blieb.

Im Jahre 1822 legte ein preußischer Diplomat

in einer eigenen geheimen Denkschrift dem Berliner Cabinet die von demselben zu befolgende Politik dar. Die Denkschrift ging davon aus, „daß das Verhältniß, welches die deutsche Bundesakte zwischen Preußen und Oesterreich geschaffen habe, nur ein Waffenstillstand zwischen beiden Höfen sei, der eines Tags zu Ende gehen könne und müsse. Es müsse darum alles möglichst für diesen Zeitpunkt so vorbereitet sein, daß, wenn eine Trennung Preußens von Oesterreich erfolge, und eben damit eine Spaltung Deutschlands stattfinde, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für Preußen erklären, und daß alsdann die vorhandene Bundesform nicht zu sehr zum Nachtheile der preußischen Seite benützt werden könne."

Zugleich wurde dem Berliner Cabinet darin angerathen, „eine passive Rolle für jetzt zu spielen, so daß es namentlich in denjenigen Punkten, welche der öffentlichen Meinung und den Fürsten der kleineren Bundesstaaten mißfallen, nur der österreichischen Politik zu folgen scheine. Je mehr es glücke, diesen Schein zu gewinnen, desto sicherer werde einst die Mehrheit der Bundesstaaten Preußen zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-österreichischen Allianz auch den Druck aufhören lasse, welchen ihr vereintes und umfassendes Gewicht jetzt auf diese Staaten ausübe."

Der Verfasser der Denkschrift hat, in gewisser Voraussicht dessen, was 1866 kam, ausdrücklich hervorgehoben, „sehr genau und scharf bestimmte Bundesformen könnten dem österreichischen Cabinet stets wesentliche Vortheile gewähren, das die im Besitz der formellen Geschäftsleitung stehende Macht sei. Dadurch würden die nöthigen Maßregeln unendlich erschwert, welche, wenn es zur Trennung Preußens von Oesterreich komme, jenes dann im Bunde zu ergreifen angemessen finden dürfte, um eine Anwendung des Bundesmechanismus gegen sich selbst zu neutralisiren." Das System des Ehrgeizes, der Vereinzelung, des Despotismus, das die Fürsten der kleineren deutschen Staaten größerentheils festhielten, hatten dem Freiherrn von Stein schon das Wort entrissen: „Mir sind die Fürstenhäuser im Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgültig, es sind blos Werkzeuge. Deutschland muß groß und stark werden, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten. Das ist das Interesse der Nation. Mein Glaubensbekenntniß ist Einheit, und, ist diese nicht sogleich zu erlangen, ein Auskunftsmittel, ein Uebergang."

Die Beseitigung des „souveränen Partikularismus" ohne Weiteres erschien dem ebenso nationalen als christlichen Stein als etwas Selbstverständliches, als eine Pflicht gegen die Nation im Ganzen. Der preußische Minister Wilhelm von Humboldt erklärte sich vornherein gegen die österreichische Spitze, weil die „Grundsätze des Wiener Hofes beständig im Widerspruch mit dem Volksgeist sich befinden werden; dieser Geist strebe vorwärts und wolle Aufklärung, und nicht jene habsburgische Unbeweglichkeit, welcher die Erfahrung nichts sei, und für welche die Jahrhunderte umsonst verlaufen."

Die Männer aus diesem Kreise stimmten alle mit Stein, der da immer bis an seinen im Jahr 1831 erfolgten Tod das Wort wiederholte: „Das Streben der mittleren und kleinen Staaten, eine souveräne Selbständigkeit zu behaupten, ist eine Verkehrtheit; das Heil und die Zukunft Deutschlands liegt in Preußen; die preußische Monarchie ist es, von der das Wohl Deutschlands abhängt, seine Kraft, seine Freiheit, seine Aufklärung." Im Jahre 1831 gab eine in Süddeutschland erschienene Schrift eines Württembergers diesem Gedanken zum erstenmal eine große Verbreitung, da derselbe darin mit Klarheit in's Einzelne ausgeführt und in der Form einer einfachen, klassisch-schönen Sprache dem deutschen Volke vorgelegt wurde. Es war das der „Briefwechsel zweier Deutschen", von dem edeln Paul Pfizer. Auch darin war die Neugestaltung Deutschlands als eine Zusammenfassung aller deutschen Staaten unter der Oberleitung Preußens und der Abtrennung von Oesterreich geradezu in Aussicht genommen. Da durch die französische Julirevolution auch das deutsche nationale Leben wieder angeregt, und Hoffen und Streben neu geweckt war, so wurde diese Schrift und ihr Grundgedanke in weiten Kreisen besprochen. Hier klang der Gedanke an, dort stieß er ab. Zumal in Süddeutschland, in den konstitutionellen Staaten Baden, Württemberg und Bayern, fand er viel Widerspruch.

Das damalige Preußen unter Friedrich Wilhelm III., als reiner Militärstaat, hatte nichts Anlockendes. Die Stellung, welche das Berliner Cabinet nicht nur nach Innen zum eigenen Volke, sondern nach Außen und besonders gegen die deutschen Verfassungsstaaten angenommen hatte, die Eigenart des Königs, seine bekannte Liebe zum Absolutismus und seine Abneigung gegen alles Volksfreiheitliche, gegen das konstitutionelle Prinzip überhaupt — das stach zu grell und traurig ab gegen den Beruf zur Oberleitung in Deutschland, die man ihm freiwillig einräumen sollte. Gerade die freisinnigsten Männer in Süddeutschland sprachen damals wie manche noch heute, nämlich es fehlen dem preußischen Staate noch die Grundbedingungen einer wirklichen Uebernahme der Oberleitung. Preußen müsse vor allem zuerst aus der Militärdiktatur heraus, und ein konstitutioneller Staat werden. Mit Entrüstung wiesen Viele das Ansinnen, für die Oberherrschaft Preußens im deutschen Süden zu arbeiten, als die Zumuthung von etwas geradezu Unmöglichem ab. Es rächte sich an Friedrich Wilhelm III. und seinem Nachfolger die falsche Politik, der sie dienten, und die ihnen gerade die feinste und schlauste dünkte. Sie brachten sich dadurch in allen nicht preußischen Staaten um die Zuneigung, um das Vertrauen und um die Achtung.

Schon im Jahre 1820 hatte in Süddeutschland ein Freund des Volkes und der Freiheit den Königen zugerufen: „Achtung wird dadurch nicht erwor-

ben, daß man den Geist und die Bedürfnisse des Jahrhunderts verkennt oder verhöhnt." Friedrich Wilhelm III. hielt sein eigenes Volk bis an seinen Tod hin, ohne sein ein Vierteljahrhundert zuvor wiederholt und feierlich gegebenes Königswort, eine freie Reichsverfassung für seine Gesammtstaaten einzuführen, auch nur versuchsweise einzulösen. Hatten die mittleren und kleineren Fürsten, der feinen Politik Preußens am Bundestag und an den einzelnen Höfen zum Trotz, sich größtentheils von Berlin ab- und Wien zugewandt, aus Furcht, unter preußische Vormundschaft zu kommen, und im Glauben, durch Oesterreich ihren souveränen Partikularismus sich zu bewahren: so hatten die süddeutschen Völker und ihre Sprecher ebenso wenig Lust, einem Fürstenhause wie das hohenzollerische sich hinzugeben, welches, so ohne Scheu undankbar, die eigenen Völker zur Unmündigkeit verdammte, und die in seinen engsten Kreisen entstandene, in der ganzen gebildeten Welt diesseits und jenseits des Ozeans verlachte Phrase „vom beschränkten Unterthanenverstand" durch Minister und die höchsten Regierungsorgane, den gerechtesten Forderungen des Volks und der Zeit gegenüber, als Regierungslosung in Kurs kommen und zur That werden ließ.

Manches hat dem Preußenthum in Süddeutschland geschadet, aber nichts so sehr, als diese Bêtise des Herrn von Rochow; dem Könige, weil er das nicht rügte, dem preußischen Volke, weil es das sich bieten ließ, ohne massenhaft vor den König zu treten und ihn von solchen schädlichen Rathgebern zu befreien. Nie in der Weltgeschichte hat ein Fürst oder eine Regierung sich mehr geschadet, als wenn sie sich vor der Welt in das Licht des Lächerlichen setzten.

Die Freunde der preußischen Hegemonie hatten oft auf den nahen Tod Friedrich Wilhelms III. und auf die Thronbesteigung seines Nachfolgers hingewiesen; als auf die Zeit, da die deutschen Verheißungen und Hoffnungen sich erfüllen werden. Kenner der Geschichte hatten ihnen entgegen gehalten, daß der Wechsel der Personen auf den Thronen noch niemals an und für sich den Wechsel des Systems, des Uebergangs vom Absolutismus zur Freiheit, bei demselben Fürstengeschlecht zur Folge gehabt habe, ausgenommen ein paar Fälle. Der Sohn und der Enkel bringen, wenn der Vater ein Absolutist aus Neigung war, den Absolutismus in Herz und Adern mit auf den Thron, wofern der Sohn und der Enkel aufwachsen unter dem Vorbild, unter den Umgebungen und unter der Erziehung des Absolutismus. Diese hatten die Geschichte Englands und Frankreichs, die Geschichte Oesterreichs, aber auch selbst die Geschichte Preußens für sich. Aber Eines hatten sie bei Friedrich Wilhelm IV. dabei übersehen: das nämlich, daß er unter der Einwirkung entgegengesetzter Personen und Anschauungen aufwuchs, unter den Einflüssen zweier Geister in der Zeit, des Vorwärts und des Rückwärts, der Philosophie und des gebundenen Glaubens, der Neuzeit und des Mittelalters, der Freiheit und des Absolutismus.

Bei höherer Begabung durch die Natur war sein Geist doch nicht stark genug, die Gegensätze, welche er in sich aufgenommen hatte, in sich zu verarbeiten und es zur Klarheit richtiger Anschauungen zu bringen. Sein politischer Verstand war nicht vollöthig; darum mißkannte er das Zeitbedürfniß der Völker, darum verstand er den Geist in der Zeit nicht. Sein Gemüth litt, wie seine eigene Mutter schon frühzeitig als Knaben an ihm mit Besorgniß wahrnahm, an Stolz, an zu hoher Meinung von seinem Königsblut und Königsberuf, die mehr byzantinisch oder czarisch, als deutsch und evangelisch-christlich war. Was sein Jugendumgang mit deutschen Männern von Kopf und Herz, wie Stein, Schön, Gneisenau und Arndt in ihn gelegt und in ihm gepflegt hatte, und was, vor entgegengesetzten Einflüssen bewahrt, den Zeug für ihn abgegeben hätte, seiner Zeit an die Spitze der Wiedergeburt Deutschlands zu treten, das wurde zuerst in ihm getrübt, dann überwuchert durch den späteren Umgang mit den Männern des politischen und kirchlichen Stillstands und Rückschritts, welche jener seiner stolzen Gemüthsart, seiner Einbildung auf seine Stellung durch ihre Lehren von den Rechten der Krone und dem göttlichen d. h. überirdischen Ursprung des Königthums schmeichelten und darum mehr zusagten.

Weil sein Vater, seiner Eigenart folgend, nicht in's Leben rief, was er zugesagt und dessen unmittelbare Erfüllung nach den Befreiungskriegen zu erwarten sein Volk ein heiliges Recht hatte: darum ist nicht nur Preußen und Deutschland mehr als zwanzig Jahre lang zurück geblieben, sondern des Königs Friedrich Wilhelm III. eigener Sohn, Friedrich Wilhelm IV., blieb zurück, und als die größte Frage der Zeit an ihn herantrat, fand sie in ihm nicht den gereiften Kopf und Charakter, welcher nöthig war, die deutsche Nation zu begreifen, an ihre Spitze zu treten und sie zu leiten. Das Nichteinhalten der Zusagen von Seiten des Vaters hatte das Nichtwerden des Sohnes zum deutschen Kaiser, und das Nichtwerden der Deutschen zu einem Staat zur Folge.

Die feierlich versprochene gleichbaldige Einführung eines freien Verfassungslebens in Preußen wie in ganz Deutschland hätte die gleiche gute Schule abgegeben für den Nachfolger auf dem preußischen Thron, wie für die preußischen und deutschen Völker überhaupt. Diese praktische Schule vorenthielt die Eigenart des Vaters dem Sohne wie den Völkern. Die Fortbildung stockte in dem Sohne mehr als in den Völkern. Der Zurückdämmung der besten Kräfte im eigenen deutschen Volk, und der Beihülfe zu deren Zurückdämmung durch den von Oesterreich und Rußland geleiteten Bundestag im übrigen Deutschland zum Trotz — ging der Geist des Volkes vorwärts, der des preußischen Volkes wie der der deutschen Nation.



Erzherzog Albrecht, k. k. Feldmarschall und Befehlshaber der österreichischen Armee in Italien.
Nach einer Photographie.



Scene aus der Erstürmung von Custoza am 24. Juni. Nach einer Originalzeichnung.

So blieb der König Friedrich Wilhelm IV., was er von Anfang nicht war, von den Mannesjahren bis zu seinem Ende, nur ein Romantiker in der Politik, ein zwischen Mittelalterlichem und Neuzeitigem hin und her tastender Fantast, und ein Charakter, welcher, wie es die europäische Diplomatie unter sich ausdrückte, „heute wollte und morgen nicht wollte.“ Wie die Romantik in der deutschen Poesie des neunzehnten Jahrhunderts arm an dem ist, was den Inhalt der Gefühle, der Gedanken und der Bedürfnisse der neuen Zeit ausmacht, im wirklichen Sinne des Worts für uns gehaltlos, weil ganz unzeitgemäß: so verhält es sich auch mit aller und jeder Art von Romantik in der Politik. Friedrich Wilhelm IV. hörte von Zeit zu Zeit auf den volksfreundlichen, ganz neuzeitigen großen Geist Alexanders von Humboldt, aber morgen hörte er auf Herrn von Rochow, den Verfasser der Phrase vom beschränkten Unterthanenverstand, und that nach den Worten dieses Aristokraten und Reaktionärs, nicht nach denen Humboldt's. Er trug die Verehrung für den freisinnigen Staatsmann Herrn von Schön zur Schau, weil dieser volksthümlich war; er machte ihn zu seinem Staatsminister, in der Noth, um die Unzufriedenheit des preußischen Volkes über Mucker, Jesuiten und Junker, das Kleeblatt, nach dem es den König sich bücken sah, zu beschwichtigen; aber nach zwei Monaten war Schön entlassen, weil dieser an einer freien Verfassung für Preußen und an der Einheit Deutschlands bauen wollte; statt an diesen beiden großen Bauten, baute der König — am Kölner Dom und am Bisthum Jerusalem.

Am 15. Oktober 1840, in seiner Huldigungsrede, hatte dieser König gesprochen: „Ich will vor Allem dahin trachten, dem Vaterlande die Stelle zu sichern, auf welche es die göttliche Vorsehung durch eine Geschichte ohne Beispiel erhoben hat, auf welcher Preußen zum Schilde geworden ist für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands. Aber die Wege der Könige sind thränenreich und thränenwerth, wenn Herz und Geist ihrer Völker ihnen nicht hülfreich zur Hand gehen.“

Diesen klingenden schönen Worten lauschten viele Hunderttausende in Deutschland in Glauben und Hoffen. Aber für die Rechte Deutschlands that der pathetische Redner nichts. Herz und Geist der Völker verlangte er nur für sein eigenes Ich, für ihn sollten sie Alles thun. Dem Herzen und Geist der Völker gerecht zu werden, für sie, für deren Bedürfnisse und Wünsche das Rechte und ihnen seit lange Schuldige zu thun, daran hat er nicht gearbeitet, daran hat er stets nur in erhöhten Augenblicken gedacht. Seinem eigenen Volk hat er das Mäßigste nicht gegeben von dem, was sie nicht wünschen, sondern was sie mit feierlich- und altverbrieftem Recht fordern konnten. Wie ein Vormund Unmündige, hat er sein Volk behandelt. Hatte sein Vater Provinzialstände statt des zugesagten Reichstags gegeben, so erweiterte der Sohn bloß die Thätigkeit der Provinzialstände, er, von dem alle Welt endlich doch die Lösung des verpfändeten Königsworts erwartete. Dem Unmuth des preußischen Volkes hatte der König, welcher zugleich Absolutist und dabei durch den Schein des Fortschritts populär sein wollte, im Jahre 1842 ein karges Zugeständniß gemacht; abermals nicht die Reichsstände, sondern einen „allgemeinen ständischen Ausschuß,“ der aus den Provinzialständen gebildet war. Während dieser Verfassungsereignisse in Preußen gab aber, was innerhalb Preußens und was außerhalb in deutschen Landen, unter Mitwirkung Preußens am Bundestag, gegen Licht, Recht und Freiheit des Volkes geschah, dem Haus Hohenzollern keinen Zuwachs an Sympathie in den süddeutschen Staaten. Das Thun dieses Königs war nicht im Zuge, Deutschland moralisch zu erobern.

Die Männer, welche Deutschland zur Einheit und Freiheit weiter leiteten, waren überhaupt nicht auf den Thronen zu finden. Stockung und Rückgang aber erklärt sich wohl richtiger nicht aus geradezu bösem Willen, der auf den Thronen saß, als aus dem verkehrten, bornirten Geiste der Politik, welcher, ähnlich wie bei den Hofzuständen Frankreichs vor der ersten Revolution, als ein kindisch gewordener Greis nahezu an allen deutschen Höfen saß, und sich nicht blos für den allein Weisen, sondern für die göttliche Weisheit selbst hielt. Dieser hochmüthige falsche Geist der Politik hatte es, besonders auch in Süddeutschland, den Männern des deutschen Volkes sehr schwer gemacht, dem ihnen von Gott durch das Siegel des Geistes anvertrauten Beruf gerecht zu werden; jenen Männern, welchen die Freiheit und die Einheit Deutschlands immer die Leitsterne ihrer Gedanken und Bestrebungen waren. Diese Männer wurden aus dem Staatsdienst, wenn sie darin waren, hinaus getrieben; wenn sie noch nicht im Staatsdienst waren, verschloß sich ihnen die Thüre desselben. Zu jenen gehören viele Hunderte, wie z. B. der geistvolle Paul Pfizer selbst trotz seines schönen klassischen Maßhaltens im politischen Wort und Benehmen, und selbst Heinrich von Gagern, gewiß noch mehr ein Mann des konservativen Liberalismus, als der ihm an Geist wie an Forderungen weit vorausgehende Paul Pfizer. Zu diesen gehören Hunderttausende in Deutschland. Wer sich nur verdächtig machte, auf die Einheit und Freiheit Deutschlands zu hoffen, war in den Augen des kindisch gewordenen Greises, welcher als Geist der Politik da saß und herrschte, ein Schuldiger, ein Verbrecher.

Im Jahre 1833 sprach in der württembergischen Kammer, der damals unmittelbar neben Ludwig Uhland sitzende Volksabgeordnete Paul Pfizer: „Es sollte in einer deutschen Ständekammer kein Verbrechen sein, die Erlassung einer neuen Bundesakte unter Berufung frei gewählter Vertreter des gesammten deutschen Volkes als das Eine zu bezeichnen, was Deutschland zu seiner Freiheit und zu seinem Frieden noth ist.“

Dazu gehörte damals Muth. Es war ein Wagniß in den Augen der Freunde und der Gegner

solcher Anschauungen, im Angesicht der Thatsachen, wie der damalige politische Geist an den Höfen, der kindisch gewordene Greis, so etwas aufnahm. In unsern Tagen klingt es für oberflächliche Ohren aus jenen Tagen herüber wie eine fast unglaubliche Mähre, daß so etwas damals hoch gefährlich war; derjenige, welcher dieses sprach, vertraute, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „der Siegeskraft des Geistes, der unzerstörbar im deutschen Volke lebt, und der trotz aller Hemmnisse und Schranken seinen Weg zu finden und sich am Ende selbst zu helfen weiß."

„Wir wollen Deutsche sein," klang nicht bloß aus Württemberg, es klang aus allen deutschen Landen. Besonders aus Leipzig wurde immer wiederholt: „Alle empfinden es klar, daß die Gesammtheit, der wir als Volk angehören, Deutschland heißt, daß seine Einheit unser Glück begründet, seine Trennung unser Verderben im Gefolge hat." Von allen Seiten aus den Kreisen der Vaterlandsfreunde, welche ein einheitliches und starkes, freies Deutschland wollten, war man einig über die Wege, welche zur Freiheit führen. Man nannte als solche: „Gleichheit vor dem Gesetz, Denk- und Glaubensfreiheit, Preßfreiheit, Oeffentlichkeit, Volkswahl und ungefälschte Volksvertretung, volksthümliches Gericht und Volksbewaffnung." Diese Forderungen waren es, worüber alle diese Männer einig waren, als über unabweisbare Grundsätze. Nur über den Weg, auf welchem die Freiheit zur Einheit kommen solle, war Verschiedenheit der Ansichten.

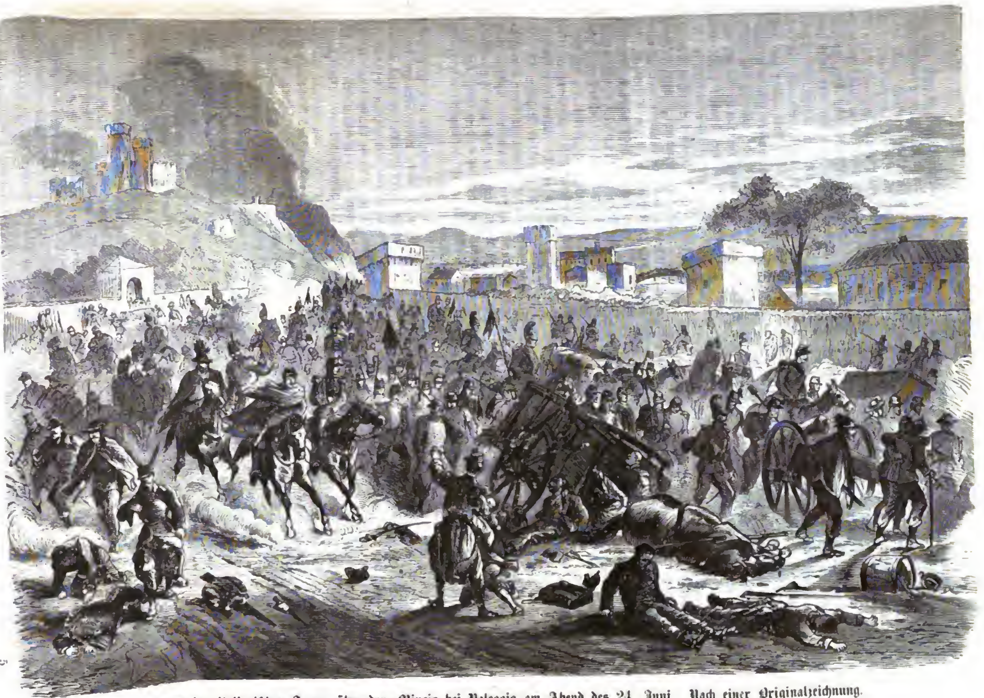
Damals war vorwiegend der schöne ideale Gedanke: „Durch Freiheit zur Einheit." Nur Wenige waren für den Gedanken: „Zuerst zur Einheit, dann zur Freiheit, wofern Einheit und Freiheit nicht gleichzeitig errungen werden können!" Man hatte damals, und lange nachher, noch nicht die Wahrheit der Geschichte erkannt, daß weiter und schneller, als die ideale Anschauung, das prosaische Denken und Handeln in der Politik führt, so nüchtern und trocken auch gegenüber von dem Glanz der ersteren das letztere erscheinen mag.

Die Männer, welche zunächst die Einheit wollten, behielten immer Preußen im Auge als den natürlich gegebenen Kern für die zu bildende deutsche Nationaleinheit. Friedrich Wilhelm IV. that endlich auch am 3. Februar 1847 einen freiheitlichen Fortschritt. Es erschien damals das Patent über die Bildung von Reichsständen für die preußischen Staaten, welche aus der Vereinigung aller Provinzialstände bestehen sollten. Dieser „vereinigte Landtag" trat am 11. April 1847 zusammen. Die Hoffnungsvollen und die Enthusiasten riefen: „Preußen betritt eine neue Bahn, es geht aus der Reihe der absoluten zu den Verfassungsstaaten über, es stellt sich auf die Seite Englands!" Bei der Eröffnung des Landtags sprach der König: „Ich heiße Sie aus der Tiefe meines Herzens willkommen, am Tage der Vollendung eines großen Werkes meines in Gott ruhenden Vaters. Der edle Bau ständischer Freiheiten ist heute durch Ihre Vereinigung vollendet. Er hat sein schützendes Dach erhalten." Diese hochklingenden Worte waren aber leerer Schall. Es handelte sich nicht um das, was Leichtgläubige darin fanden, um die „neue preußische Konstitution". In derselben Eröffnungsrede, die der König ganz allein selbst ausarbeitete, sagte er: „Es drängt mich zu der feierlichen Erklärung, daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein vertragsmäßiges, konstitutionelles zu verwandeln." Das Patent war eigentlich absolutistisch gehalten, und eine Kriegserklärung gegen die Liberalen.

Da der König sich für „das geniale Subjekt" hielt, und in seinem Absolutismus nicht zugab, daß einer seiner höchsten Räthe und Vertrauten „Einfluß" auf ihn haben dürfe: dachte er gar nicht daran, sich zu einer parlamentarischen Regierung herbeizulassen, auf den Rath einer Volksvertretung zu hören. Er wollte nach wie vor der ganz absolute König sein, mit so unumschränkter Thronmacht, daß von seiner Persönlichkeit allein Alles abhänge, und daß er in seinem Preußen thun könne, was er wolle, wie sein Schwager, der Czar, in seinem Rußland. Er hielt fest an seinen Lieblingsvorstellungen von einem Gottesgnadenkönigthum, wie er selbst es in seinen Einbildungen sich vormalte, und wie Andere es ihm noch ausmalten, um mit Alexander Humboldt's Worten zu reden, „gleißnerische Augendiener, fanatische Gaukler und Heuchler, Hofphilosophen, Missionsministerinnen, Hoftheologen, Militär- und Kanzleiaristokraten, lächerlich traurige Figuren, welche die liberale Denkart als eine Bescholtenheit unter sich und öffentlich anführten, und die erspähten Einbildungen und Schwächen des Königs nährten, ihnen dienten und opferten." Alles rosenfarbene bengalische Kunstlicht, in welches dieser König in allerneuester Zeit wieder, wie bei seinen Lebzeiten, von bezahlten oder hoffenden Federn für Leichtgläubige gesetzt wurde, löst sich in das, was es ist, auf, vor dem Sonnenlicht des urkundlichen Zeugnisses Alexander von Humboldt's und der damit übereinstimmenden Thatsachen. Der König gab das Kargste, was er sich abringen konnte, „einen Stein auf die Bitte um Brod", wie der Breslauer Vaterlandsfreund, Heinrich Simon, es offen nannte, lediglich nur, weil Alles außerhalb Preußens ringsum gährte, und innerhalb Preußens die Spannung, die Erwartung, der Unmuth sich mehrten. Nicht er selbst hatte es gemerkt, daß das Fieber in den Nerven von ganz Deutschland einer Entscheidung entgegen zuckte; aber Humboldt hatte es ihm gesagt. Doch weil dieser König, nach Alexander von Humboldt's Ausdruck, nur „Kunst und Fantasie auf dem Throne" darstellte, und kein Staatsmann war, so sehr er in der Einbildung der Erbweisheit schwelgte, wurde er plötzlich überrascht, geknickt und niedergeworfen — von dem Sturm, welcher über Europa hinbrauste, im Jahre 1848.



Kronprinz Humbert in der Schlacht von Custoza.



Rückzug der italienischen Armee über den Mincio bei Valeggio am Abend des 21. Juni. Nach einer Originalzeichnung.

Die gewaltige Märzbewegung, eine Folge der Februarereignisse in Frankreich, rief das Vorparlament in Deutschland hervor. Die deutschen Männer in allen Gauen traten zusammen und fingen an zu handeln. Nicht wie in Frankreich Umsturz des Throns und Republik — für die letztere war nur eine kleine Minderheit unter den Deutschen — aber die Einheit wie die Freiheit der deutschen Nation wurde angestrebt von den Männern des Volkes.

Der König war von dem dreimonatlichen Zusammensein des vereinigten Landtages in Berlin auf das Tiefste verstimmt. Die Vereinigung Aller zu einem Gesammtwirken hatte die Vertreter der einzelnen Provinzen sich schnell als Vertreter der Nation erkennen lassen. Sie fühlten sich dadurch gestärkt, und so hatten sie den Kampf für die Volksrechte gegen den König aufgenommen, seinem asiatischen Despotismus den Widerstand des Geistes und der Bildung entgegengesetzt und die Forderungen einer freisinnigen Verfassung gestellt. Je weitere Kreise die von ihnen gesprochene Wahrheit drang, desto eiliger, schon am 26. Juni 1847, hatte der König die Sitzungen geschlossen. Er glaubte, die Krone habe durch diesen vereinigten Landtag einen Stoß erlitten; er hatte in ihm ein bloßes Schaugepränge, ein von ihm dirigirtes Festspiel erwartet, eine Verzierung des absoluten Throns, eine parlamentarische Verbrämung seines in's Deutsche übertragenen Czarismus. Im Verdruß über solches Ergebniß, hatte er, während in Schlesien das Volk da und dort aus Hunger Gras aß und der Hungertyphus Ortschaften verödete, in einen Strudel von Vergnügungen sich gestürzt, ausgelassen lustig, und nur dann ernst und finster, wenn er durch etwas an den Landtag erinnert wurde. Gleichzeitig machte er Kriegsrüstungen, um, wenn es nöthig wäre, die in Oberitalien ausgebrochenen Bewegungen für Italiens Freiheit und Einheit zu unterdrücken. Hatte er einerseits überdieß noch die Partei des Sonderbunds und der Jesuiten in der Schweiz ergriffen, so hatte er andererseits im vertrauten Kreis, auch vor Alexander von Humboldt, es ausgesprochen, „er glaube fest an den Sieg des Don Miguel in Portugal, des Don Karlos in Spanien und an den Sturz der illegitimen Julidynastie, und daß er noch werde nach Paris reisen können, den rechtmäßigen Herrscher zu begrüßen." Solchem grassen Wahn verfallen, bis auf diesen Grad abgestumpft, war der ursprünglich höher begabte Geist des Königs geworden, und zwar vorzugsweise unter dem Einfluß von Jesuiten, in der Soutane eben so wie in der Tracht eines protestantischen Hospicismus. So sprach, so that der König in eben derselben Zeit, in welcher, wie ihm Humboldt doch warnend sagte, „Alles zukunftschwer drohte". Das Feuer des Volkszorns zuckte in Flammen hervor unter dem Thron Frankreichs, und fraß an dem freiheitsfeindlich gewordenen Stuhl hinauf; Friedrich Wilhelm IV. wähnte, der dicke, unfähige Bourbon, Heinrich V., dessen Haus das vergeltende Gericht Gottes wegen Meineids und Freiheitsfeindlichkeit durch das Volk Frankreichs einst gestürzt hatte, sei der dem Throne Louis Philipps Gefährliche, und dessen Sieg gewiß und ganz nahe; und er, Friedrich Wilhelm IV., wurde immer freiheitsfeindlicher in seinem eigenen, auf das Bürgerthum in seiner Jugend erst neu gegründeten Königreich, und machte geflissentlich eine Kluft zwischen „seinem herrlichen Kriegsheer" und dem preußischen Volk, zwischen dem Militär und Bürger. Der Thron Frankreichs wurde vom Volke verbrannt; in den Kreisen des Berliner Hofes, vom König und von den ihn beherrschenden Umgebungen, geschahen Aeußerungen, in welchen sich die Richtachtung des Volkes und der Zeit kund thaten; die Warner wurden verlacht. Gegen die französische Republik führte noch am 1. März 1848 ein offizieller Artikel in der preußischen Zeitung eine höchst kriegerische Sprache über die Neugestaltung Frankreichs. Am 3. März erwachte der Frankfurter Bundestag einmal zu einer guten That, aufgeschreckt aus seiner Ohnmacht. Er verkündete seinen Beschluß, daß es jedem Bundesstaat unter Gewähren freigestellt sei, die Freiheit der Presse einzuführen. Ganz Süddeutschland war bereits vorwärts gegangen, die Fürsten mit den Völkern. Friedrich Wilhelm IV. von Preußen blieb zurück. Alle deutschen Fürsten waren ihren Völkern schon gerecht geworden: Friedrich Wilhelm IV., in alter romantischer Kampflust gegenüber von dem Zeitgeist, gab dem Volke seiner Staaten — nichts. Auch die nöthigste Würdigung der Zeit war ihm abhanden gekommen; trotzen wollte er dem Geist der Zeit, während die Aufgabe an ihn herangetreten war, sich mit ihm zu vermitteln.

Man hat in unsern Tagen keinen Begriff und keinen Maßstab mehr dafür, wie eingeengt durch ruchlose Verordnungen des Bundestags und einzelner Fürsten, durch gottlose Verfolgung polizeilicher und gerichtlicher Art die deutsche Presse war. Unter den elenden Zuständen der bundestäglichen Zeit in Deutschland, wo die Gottlosigkeit mit salbungsvoll christlicher Miene auftrat und das Unrecht mit gewaltthätigen Griffen in's Herz des Rechtes hinein als Recht sich aufthat, war es sehr schwer, in Zeitungen die Wahrheit zu sagen. Die russische Art an den Höfen und ebenso die jesuitisch-pietistische Art hatte es geradezu einem Fürsten unmöglich gemacht, sich selbst, seine Umgebungen, seine Minister, sein Volk und dessen Bedürfnisse und Wünsche, oder gar dessen Rechte, dessen tief und alt begründete Ansprüche — auch nur kennen zu lernen. Natürlich war durch diese Bemühungen des Bündnisses der adeligen Gesellschaft des vorigen Jahrhunderts mit den Jesuiten römischer und protestantischer Farbe, welches den Fürsten und ihrem Hof überall ein fröhliches, durch Volksvertretung ungestörtes Sichgehenlassen und Genießen verbürgte, und dem Volke den Mund in seinen Sprechern verschloß, auch den deutschen Völkern die Kenntniß der deutschen Fürsten, und also auch des zunächst in Betracht kommenden, des Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV., sehr erschwert.

Weil man ihn damals nicht so kannte, wie er war, richteten sich nochmals die Augen und Wünsche des deutschen Volkes nach Preußen und seinem Könige hin. Wenn er in deutsch-nationalem Geist jetzt voranging, so folgten ihm die deutschen Völker. Aus ganz Deutschland kamen Aufforderungen von patriotischen Männern nach Berlin, der König solle sich an die Spitze der einheitlichen und freiheitlichen Bewegung Deutschlands stellen, oder dazu gedrängt werden. Mit fester Hand ohne Zaudern zu handeln — dazu war der König selbst unfähig. Ein Mann, welcher für ihn gehandelt und ihn mit fortgerissen hätte, fehlte in seiner Umgebung ganz. Die Wenigen darin, welche das Verständniß des großen Augenblicks hatten, wagten mehr nicht, als dem Könige zuzureden, ihm die Sache im günstigsten Lichte zu zeigen. Der König brachte es zu nichts, als mit dem Fürsten Metternich einen deutschen Fürstentag nach Dresden auf den 15. März auszuschreiben, „zu einer gemeinsamen Berathung über diejenigen Maßregeln, welche unter den gegenwärtigen schwierigen und gefahrvollen Verhältnissen das Wohl des deutschen Vaterlands erheische.“ Am 14. März 1848, am Tage vor dem Zusammentritt in Dresden, erklärte der König in einer Kundmachung: „Wir sind entschlossen, mit allen unsern Kräften dahin zu wirken, daß diese Berathungen zu einer wirklichen Wiedergeburt des deutschen Bundes führen, damit das deutsche Volk, in ihm wahrhaft vereinigt, durch freie Institutionen gekräftigt, nicht minder aber auch gegen die Gefahren des Umsturzes und der Anarchie geschützt, die alte Größe wieder gewinne, damit Deutschland den ihm gebührenden Rang in Europa einnehme.“

Mit dem Fürsten Metternich will der König von Preußen die Einheit, die Freiheit und Größe des deutschen Volkes berathen und ausführen?! sagte man sich verwundert in Süddeutschland, und es wurde viel gelacht.

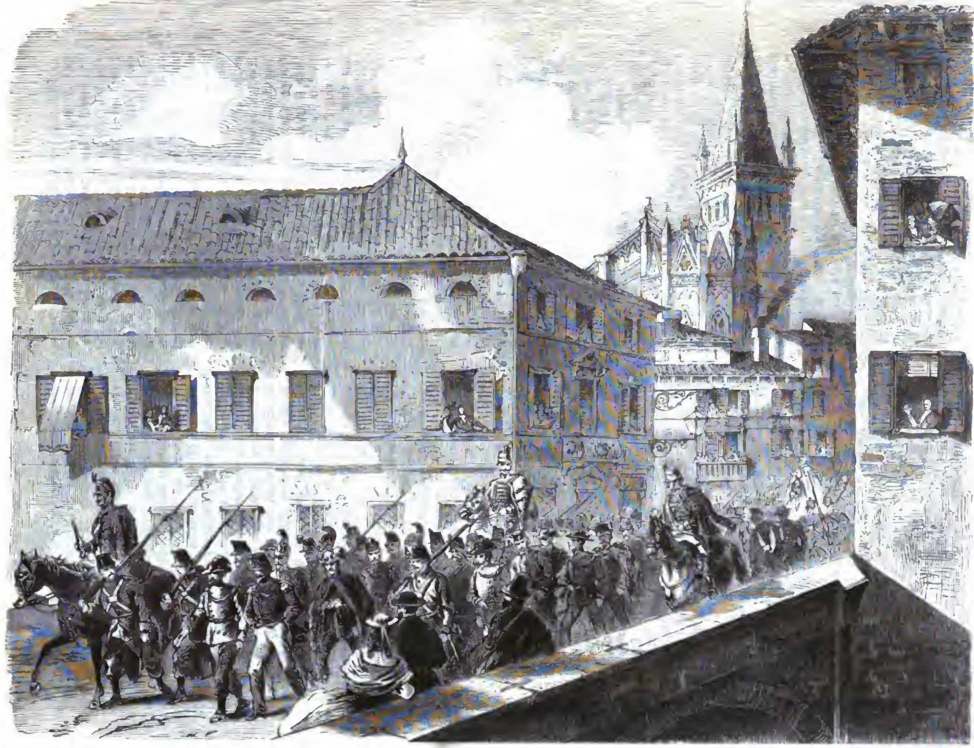
Schon kam es in Berlin zwischen Bürgern und Militär zu blutigen einzelnen Zusammenstößen. Weil der König nichts gab, hatte das Berliner Volk das Vereinigungsrecht für sich selbst herausgenommen. Am selben 14. März sagte er zu einer Abordnung des Magistrats und der Stadtverordneten Berlins, „es gebe Dinge, die sich nicht übereilen lassen; auf den 27. April werde er den vereinigten Landtag wieder einberufen, dann werde er sich über ihre Wünsche *entscheiden.*“

Am 15. März ließ man Abends das Militär auf versammelte Volkshaufen schießen; aber am selben Abend, während das Volk die Soldaten mit einem Steinregen beschoß, traf von Wien die Nachricht in Berlin ein, daß am 13. das alte System in Oesterreich durch das Wiener Volk gestürzt und Metternich auf der Flucht sei. Am 17. März überbrachte eine Abordnung der Rheinlande, den Bürgermeister von Köln an der Spitze, die Forderungen der Rheinprovinz: „Umgestaltung des preußischen Staats im Sinne der Zeit und der Freiheit.“ Sie sprach es aus, „nur ein augenblicklicher, hochherziger Entschluß des Königs könne die Rheinlande seiner Krone erhalten“. Der König in großer Bewegung, aber huldvoll wie nie, erwiederte: „diese Wünsche stimmen mit seinem eigenen Vorhaben überein; er werde sich an die Spitze Deutschlands stellen und im Innern die nöthigen Freiheiten gewähren.“

Die unselige Partei, die ihn bisher irre geleitet, riß ihn aber, auf Nachrichten des Wiener Hofes, daß man dort Zeit gewinnen und nöthigenfalls durch Kartätschen ein Weitergehen der Volksbewegung erdrücken wolle, wieder zu sich hinüber, und es kam zwischen den Garderegimentern und dem Volk zu den blutigen Kämpfen des 18. und 19. März in den Straßen Berlins, und zu der Demüthigung des Königs durch einen Volkshaufen, der ihn durch stürmischen Zuruf zwang, vor den Todten, die aus dem Volke gefallen waren, in seinem eigenen Königsschloßhof den Hut abzunehmen. Kurz zuvor hatte er gegen die Abgeordneten des Volkes den Zusammenstoß des Militärs mit dem Volk als „ein Mißverständniß“ erklärt und seinen „tiefsten Schmerz über das Geschehene“ ausgedrückt.

Die bösen Geister um den König, nicht eine „revolutionäre Fraktion“, wie man nachher salbungsvoll die Welt belügen wollte, hatten den blutigen Straßenkampf heraufbeschworen. An den Sieg des Volkes hatten sie dabei freilich nicht gedacht; auch diese ganz eigenthümliche Demüthigung des Königs war nur ihre Verschuldung; eine Folge ihrer bösen Rathschläge, nicht ihre Berechnung. Dem Volke mußte dieser König diese Demüthigung nicht vergessen, er konnte das nur unter Einer Bedingung, wenn das Volk ihn höher hob, als er, zuvor gestanden war. Der König machte einen Versuch. „Ich stelle mich selbst und die Ordnung fortan unter den Schutz meines Volkes,“ sprach er, am 19. März, als er die geforderte Bewaffnung des Volkes gewährte. Der König bewegte sich in diesen zwei Tagen, den 19. und 20., vorzugsweise nur unter dem Volke. Er fand überall ein freudiges versöhntes Entgegenkommen. Am 21. März erließ er eine Kundmachung, „An mein Volk und die deutsche Nation“. Er erklärte darin, er werde „sich an die Spitze der freien, wiedergebornen deutschen Nation“ stellen. Sein neuernannter Minister Graf Schwerin erklärte, „der König habe die schleunige Bildung eines deutschen Parlaments anzubahnen beschlossen, und er werde sich auch hier an die Spitze der Freiheit und des Fortschritts stellen.“

Der König hatte in der Kundmachung gesagt: „Deutschlands Rettung aus der doppelten inneren und äußeren Gefahr kann nur aus der innigsten Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker *unter* Einer Leitung hervorgehen. Ich übernehme heute diese Leitung für die Tage der Gefahr. Ich habe heute die alten deutschen Farben angenommen und mich und mein Volk unter das ehrwürdige Panner des deutschen Reiches gestellt. Preußen



Italienische Gefangene aus der Schlacht von Custoza auf dem Wege über Ponte delle navi nach Castell S. Pietro in Verona am 25. Juni. Nach einer Originalzeichnung.



Vorposten vom 2. Ostpreußischen Grenadierregiment an der böhmischen Gränze.

geht fortan in Deutschland auf. Mein Volk wird mich nicht verlassen und Deutschland wird sich mir mit Vertrauen anschließen. Die deutsche Ständeversammlung wird über die Gründung eines neuen Deutschlands berathen, eines einigen, nicht einförmigen Deutschlands, einer Einheit in der Verschiedenheit."

Die deutschen Farben am Arm ritt der König durch Berlin, gefolgt von den in der Stadt anwesenden Prinzen und den Ministern in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung. Alle hatten die deutschen Farben angelegt, welche dem König am 18. März noch ganz zuwider waren. Auf dem Schloßplatz sprach der König zum Volke: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einheit berufen fühle. Ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Thron stoßen will. Aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen. Sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue auf den Grundlagen einer aufrichtigen konstitutionellen deutschen Verfassung."

Der König hatte sich überzeugt, daß die deutschen Völker die Einheit nicht anders wollen als in Verbindung mit voller konstitutioneller Freiheit und darum mit einer aus Volkswahl hervorgegangenen Nationalvertretung, und daß sie in Masse den Absolutismus verabscheuen, auch wenn er die Einheit bringe. Es war das in der That die Meinung der unendlichen Mehrheit der Deutschen; aber auch dafür war damals die Mehrheit, daß die Freiheit nur bestehen solle zusammen mit einer starken Centralgewalt, welche Auswüchse der Freiheit verhindere und die Nation in ein Ganzes mit Kraft zusammenfasse und hatte.

Noch auf dem Schloßplatz schlossen sich die Generale, alle mit schwarz-roth-goldenen Schleifen am Arme, dem Zuge an. Das deutsche Reichsbanner wurde vorausgetragen. So gings durch die Straßen. Der König strahlte feierlich-freudig. An der Königswache rief eine Stimme: „Es lebe der Kaiser von Deutschland!" — Nicht doch! rief der König, mit einer unwilligen Kopfbewegung. Unter dem Denkmal Friedrich's des Großen sprach er: „Mein Herz schlägt hoch, daß es meine Hauptstadt ist, in welcher sich eine so kräftige Stimmung bewährt hat. Der heutige Tag ist ein großer, entscheidender. Ich trage die Farben, die nicht mein sind; aber ich will damit nichts usurpiren. Ich habe nur gethan, was in der deutschen Geschichte schon oft geschehen ist, daß mächtige Fürsten und Herzoge, wenn die Ordnung niedergetreten war, das Banner ergriffen und sich an die Spitze des ganzen Volks gestellt haben; und ich glaube, daß die Herzen der Fürsten mir entgegen schlagen werden, und daß der Wille des Volks mich unterstützen wird. Schreiben Sie es auf, meine Herren, daß ich nichts ursurpiren, nichts will, als deutsche Freiheit und Einheit!" Am Kölner Rathhaus sprach er: „Bürger, ich weiß es wohl, daß ich nicht stark bin durch mein Heer, sondern nur durch die Herzen und die Treue meines Volkes. Ich schwöre es Euch, ich will nur das Gute für Euch und Deutschland!"

Es ist greifbar, der König trug sich damit, auf den deutschen Kaiserthron gehoben zu werden, aber er wollte das nicht auf dem Wege, daß er sich selbst dazu erklärte, noch auch, daß seine Berliner ihn dazu ausriefen. Daher seine unwillige Abwehr gegen das Kaiserhoch jener vereinzelten Stimme. Er hoffte, daß die Fürsten ihm die Kaiserkrone entgegen bringen und daß der Wille des Voks ihn dabei unterstützen werde; das Volk werde ihn, den jetzt so Volksfreundlichen, zum Kaiser verlangen. Unter dem Glanz der deutschen Kaiserkrone hätte sich jener Demüthigungsaugenblick mit der Hutabnahme vor den gefallenen Volkskämpfern ganz verwischt, seine eigene und der Menschen Erinnerung daran.

Seinerseits sogleich dafür auch das Seinige zu thun, ordnete der König „die große Todtenfeier am 22. März" an, die feierliche Beerdigung der Gefallenen aus dem Volke in dem Friedrichshain. Die deutsche Fahne voraus, ging der drei Stunden lang dauernde Menschenzug an dem Königsschloß vorüber, unter dem Geläute aller Glocken Berlins und dem gleichzeitigen Trauergeläute von allen Thürmen aller preußischen Städte; soweit der Befehl dazu sie noch hatte erreichen können. Den Blumenschmuck des Katafalks in der neuen Kirche, den Blumenschmuck im Friedrichshain, die Blumensträuße der Leidtragenden — alles das hatte das Hofmarschallamt durch die Schloßgärtner besorgt. Freiwillig und umgeben von Ministern und Generalen trat der König auf den Schloßbalkon, und weilte freiwillig mit entblöstem Haupte hier, bis der letzte Sarg an ihm vorüber getragen worden war. Auf des Königs Befehl wurden die Trauerfahnen auf und an dem Schloß feierlich grüßend vor jedem Sarge gesenkt. Die Hofzeitung führte ausdrücklich diese „ganze Wendung der Dinge auf den einzig und allein maßgebend gewesenen Befehl des Königs" zurück. Der Berliner Prediger von Sydow sprach in der Gedächtnißrede davon, „was die Gefallenen erkämpft haben, indem sie erreicht und mit ihrem Blute besiegelt haben, was ihre Väter ruhmvoll im Jahre 1813 begonnen." Und der Bischof Neander segnete die Särge ein.

Das Herz des Königs war in diesen Tagen wohl wirklich beim Volke. Er hatte ein poetisch angelegtes, leicht bewegliches Herz. Es war ihm ernst, in eine neue, den Ansichten und Maßnahmen seines ganzen bisherigen Lebens entgegengesetzte Stellung und Laufbahn überzugehen. Die Ereignisse in ihrem Sturm und Drang hatten ihn übermächtig dahin fortgerissen. Er suchte die Arme der deutschen Nation, daß sie ihn emporhöben. Aber die Nation nahm ihn jetzt nicht mehr auf an ihr Herz, ihre Arme hoben ihn jetzt nicht mehr empor.

Schon am 12. Febr. 1848, also zwei Wochen vor dem Sturz des französischen Thrones, war in

der badischen Kammer eine deutsche Volksvertretung vom Bundestage gefordert worden, und am 27. Februar hatte der badische Abgeordnete von Itzstein vor einer großen Volksversammlung in Mannheim die Losung ausgegeben: „Ein deutsches Parlament!" Ganz Süd- und Mitteldeutschland hatte diese Losung angenommen. Am 28. Februar hatte die Mehrheit der Hessen-Darmstädtischen Kammer „ein deutsches Parlament mit einem Oberhaupt des deutschen Volkes" gefordert. Schon am 8. März waren einundfünfzig deutsche Männer des Volkes aus verschiedenen deutschen Gauen in Heidelberg zusammen getreten und hatten unter dem Vorsitz Itzsteins eine „in allen deutschen Landen nach der Volkszahl gewählte Nationalvertretung für unaufschiebbar" erklärt. In allen süddeutschen Staaten waren die Minister des fluchbeladenen alten Systems gestürzt, zum Theil flüchtig, wie der kurhessische Staatsrath Scheffer, auf welchen die Bauern völlig Jagd machten wie auf ein Raubthier.

Stimmen aus den Umgebungen des Königs von Preußen hatten nun diesem gerathen, mit den deutschen Regierungen die Bewegung in die Hand zu nehmen, damit das Volk nicht fortfahre, für sich allein zu handeln. So war der König auf den Gedanken eines Fürstentags zu Dresden gekommen; zu spät. So hatte der König durch seinen Freund General von Radowitz einen Aufsatz abfassen lassen, worin vieles von den Volksforderungen der Heidelberger Versammlung nachträglich hereingenommen war, welche, wie den süddeutschen Höfen, sogleich auch dem Berliner Hofe mitgetheilt worden waren, und Radowitz wollte seinem Könige in diesem nachher gedruckten Aufsatz den Schein geben, als hätte dieser freiwillig, vor der großen deutschen Bewegung und ganz unabhängig von ihr, erstens solche Gedanken gehabt, ja solche entdeckt, und zweitens solche in's Leben einführen wollen. Die Schrift von Radowitz kam zu spät, um täuschen zu können. Der Umritt des Königs mit der deutschen Reichsfahne, seine Reden, seine Kundmachung an die deutsche Nation, seine Feier der Gefallenen aus dem Volke, sein Bemühen, sich selbst aus dem Aristokratischabsoluten in's Bürgerlichfreiheitliche zu übersetzen — Alles war zu spät.

Es war ihm sogar der Bundestag zuvorgekommen. Der Gesandte des kleinen Staates Baden hatte am 9. März schon am Bundestage selbst „das deutsche Parlament" beantragt, und der preußische Gesandte von Dönhoff war es gewesen, welcher dem Antrage durch Zögern und Hinhalten auszuweichen sich bemüht hatte. Ebenfalls auf den Antrag des Gesandten Badens hatte der Bundestag alle Bundesregierungen aufgefordert, Männer des allgemeinen Vertrauens spätestens bis Ende März mit dem Auftrag abzuordnen, der Bundesversammlung und deren Ausschüssen zum Behuf der Vorbereitung der Neugestaltung der Bundesverfassung mit gutachtlichem Beirath an die Hand zu gehen. Der preußische Gesandte gerade war es wieder gewesen, welcher alle ersinnlichen Einwendungen wider diesen Antrag eingebracht hatte. Der König von Preußen wollte die Leitung der politischen Bewegung durchaus in seiner eigenen königlichen Hand allein behalten; er wollte sich selbst und im Lichtglanz vor Deutschland sich hinstellen, als seien die Reformgedanken der deutschen Vaterlandsfreunde, die er jetzt in der Noth und Gefahr des Augenblicks mit der Kunst der Geschwindigkeit sich anzueignen suchte, sein eigenes Erzeugniß und ganz aus seinem freien Willen hervorgegangen.

Mit Blitzesschnelle hatten von Radowitz und von Arnim die Gelegenheit der freiheitlichen deutschen Strömung so auszubeuten sich angeschickt, daß Preußen sich derselben allein bemächtige und dadurch wachse, auf Kosten des Bundestags, d. h. aller andern deutschen Regierungen, namentlich auch des gerade jetzt in seinen eigenen Landen von seinen eigenen Völkern hart bedrängten österreichischen Hauses. Radowitz glaubte die Auflösung des österreichischen Kaiserstaats nahe, und die Zeit günstig, auch den Bundestag zu beseitigen. Daher sollte dem Bundestag das Vorwärtsgehen auf freiheitlichem und nationalem Wege aus der Hand gespielt und es ihm abgeschnitten werden, sich plötzlich jetzt populär zu machen. Alles, was der preußische Hof durch seine Gesandten an den deutschen Höfen für Beschickung des Fürstentags zu Dresden that, war darauf berechnet, das bisherige Organ der deutschen Einheit, die Bundesversammlung, zu umgehen, thatsächlich zu beseitigen. Nach dem Wiener Aufstand wollte sogar der preußische Hof den Fürstentag in Berlin halten, statt in Dresden.

Die bayerische Regierung durchschaute noch vor den andern deutschen Regierungen die preußischen Absichten; sie erklärte, der Gedanke eines Fürstentags oder einer Ministerkonferenz überhaupt sei ein verfehlter, sei ein Verkennen der Lage. Sie lehnte entschieden ab; ebenso nachdrücklich die großherzoglich hessische Regierung, an deren Spitze Heinrich von Gagern getreten war. Die Märzminister anderer Staaten folgten mit gleichen Ablehnungen. Am 25. März beantragte der neue österreichische Gesandte von Colloredo im Auftrag seiner Regierung, die Schließung der Frankfurter Bundesversammlung und deren Verlegung nach Berlin. Als der Wiener Hof seinem Gesandten diesen Auftrag gab, kannte man in Wien die Berliner Ereignisse des 18. und 19. März und vor Allem, was der König am 21. gethan und gesprochen, noch nicht; wohl aber in Süddeutschland. Darum kam Colloredo's Antrag gar nicht zur Besprechung.

Die Vertreter der deutschen Staaten schlossen sich vielmehr noch enger um den schon am 13. März von Bayern eingebrachten Antrag zusammen: „es solle Deutschlands Einheit durch wirksame Maßnahmen gestärkt, im Mittelpunkt des vereinigten Vaterlandes neue Kraft und nationale Bedeutsamkeit insbesondere auch durch eine Vertretung der deutschen

Der Kronprinz von Preußen mit seinem Generalstab. Nach einer Photographie.

Nation am Bunde gesichert und zu dem Ende eine schleunige Umänderung der Bundesverfassung in Gemäßheit der gerechten Erwartungen Deutschlands vorgenommen werden." Schon am 26. März traf eine Reihe „Vertrauensmänner" in Frankfurt ein, von deutschen Regierungen abgesandt. Ebenso waren die meisten Bundestagsgesandten aus der Zeit des vormärzlichen Systems abberufen, und durch neue von den Märzministerien ersetzt worden. So waren in der Bundesversammlung selbst durch ihren Freisinn



Angriff der hannöverischen Reiterei bei Langensalza.



Feldzeugmeister Benedek mit seinem Generalstab.

bekannte Männer eingetreten, als Gesandter Bayerns der Abgeordnete Willich, als der Badens der Abgeordnete Welcker, der alte Kämpe für die Sache der Nation, und als Gesandter Württembergs der Volksmann Freiherr von Sternenfels.

Schon am 29. März ernannte die gereinigte Bundesversammlung einen Ausschuß von sieben Mitgliedern, welcher am 30. mit den bis dahin erschienenen Vertrauensmännern, unter denen von Württemberg Ludwig Uhland war, die neue Bundesverfassung zu berathen anfing. An diesem selben 30. März aber trat aus der Mitte der Nation selbst, in Folge der Heidelberger Beschlüsse, in Frankfurt das Vorparlament zusammen, um zu berathen, wie der Zusammentritt einer allgemeinen deutschen Nationalvertretung beschleunigt werden könne.

Das preußische Erbkaiserthum.

Schon auf dem Tage zu Heidelberg hatte Heinrich von Gagern ein neues erbliches Kaiserthum der Deutschen vertheidigt. Er und ein Theil der Anwesenden waren mit sich einig, den König von Preußen als ersten deutschen Kaiser der Neuzeit an die Spitze aller deutschen Völker zu wählen.

Gagern erklärte damals, daß er „im preußischen Erbkaiserthum die einzig mögliche Form einer starken einheitlichen Bundesgewalt für Deutschland" sehe. Sein Bruder Max hatte in diesem Sinn während des März einen Theil der deutschen Höfe bereist, und war auch am Berliner Hofe gewesen. Damit eng hing der neue Gedankengang Friedrich Wilhelm's IV. zusammen. Vorbereitet war er durch beide Gagern, aber damals ohne Geneigtheit, ein solches Kaiserthum aus Volkshand anzunehmen. Erst nach den bittern Tagen vom 18. und 19. griff der König nach demselben, mit einer Art Schwärmerei des Hoffens und des Vertrauens, mit siegesgewisser Sicherheit. Aber auch das war jetzt zu spät.

Hätte er in den ersten Tagen des März gesprochen und gethan, was er am 21., nach dem Berliner Blutvergießen, nach dem Siege der Re-

volution in seiner Hauptstadt, sprach und that, so hätten seine Worte, seine Thaten durch ganz Deutschland gezündet und die Herzen der Nation sich erobert. Aber er hatte abermals den großen Augenblick verpaßt, wo er Alles mit sich hätte fortreißen können. Jetzt verhallte sein Wort ohne Wirkung; es war zu spät. Ja von Süddeutschland aus wurde es mit Hohn aufgenommen, als eine Anmaßung. Die Süddeutschen waren unversöhnlicher, als seine eigenen Preußen; selbst die Berliner vergaben und vergaßen ihm das vergossene Bürgerblut, sowie er es für ein Mißverständniß erklärt hatte; allein jene vergaben und vergaßen es ihm nicht.

Enttäuscht durch die Aufnahme seines Redens und Thuns bei den deutschen Völkern, und dadurch auf das Schwerste getroffen, wund bis in's tiefste Herz hinein, wandte sich der König wieder ab vom Volk und seiner Sache. Die volksfeindliche Partei des Rückgangs bemächtigte sich wieder des tiefstverletzten Königs, und bald war sein allezeit schwanker Geist seinen früheren Beherrschern abermals ganz verfallen.

In den ersten Monaten des deutschen Parlaments im Jahre 1848 hielten Gagern und die mit ihm Gleichgesinnten mit dem preußischen Kaiserthum zurück; Friedrich Wilhelm IV. schien unmöglich zu sein. Erst am 18. Dezember 1848 traten sie mit dem Programm hervor „Union des engeren deutsch-preußischen Bundesstaates mit Oesterreich". Im Frühling 1849 hatte dennoch diese Partei es so weit gebracht, daß am 28. März der preußische König von einer Mehrheit des Parlaments zum Kaiser der Deutschen gewählt wurde. Aber diese Mehrheit bestand nur aus ein paar Stimmen mehr, als die Minderheit. Die österreichisch gesinnten Diplomaten und andere Leute sagten laut in die Welt: „Er ist nur durch die Hälfte gewählt; so kann er die deutsche Krone nicht annehmen." Vorgearbeitet hatte die Kamarilla zu Berlin, deren feudale und geistliche Mitglieder mehrentheils gut österreichisch gesinnt und mit der Wiener Kamarilla im Bunde waren.

Aus ihrer Mitte geschah Alles, die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt als eine häßlich-revolutionäre „Ausgeburt", die Kaiserwahl durch „Demokraten" als eine Anmaßung, die nicht stark genug zurück gewiesen werden könne, hinzustellen und den Widerwillen des Königs dagegen täglich zu steigern.

Schon vor der Kaiserwahl hatte der König an einen Vertrauten geschrieben: „Die Krone, die ein Hohenzollern nehmen dürfte, wenn die Umstände es möglich machen könnten, ist keine, die eine — wenn auch mit fürstlicher Zustimmung eingesetzte, aber — in die revolutionäre Saat geschossene Versammlung macht, im Genre der Barrikadenkrone Louis Philipp's, sondern eine, die den Stempel Gottes trägt, die den, dem sie aufgesetzt wird, nach der heiligen Oelung „„Von Gottes Gnaden"" macht, weil und wie sie mehr denn fünfzig Fürsten zu Königen der Deutschen von Gottes Gnaden gemacht und den Letzten immer der alten Reihe gesellt. Diese Krone kann ein Hohenzollern tragen, sie ehrt ihn überschwenglich mit tausendjährigem Glanz. Jene aber verunehrt überschwenglich mit ihrem . . . Geruche der Revolution von 1848. Diese sechshundert Unterthanen, darunter zwei Fünftel mindestens Hochverräther, die wollen Ludwigs des Deutschen oder gar Karls des Großen Krone vergeben? — Soll die tausendjährige Krone deutscher Nation, welche zweiundvierzig Jahre geruht hat, wieder einmal vergeben werden, so bin ich es und Meinesgleichen, die sie vergeben werden. Und wehe dem, der sich anmaßt, was ihm nicht zukommt! — Wir Könige sammt dem Kaiser müssen uns eng verbinden . . . und das Parlament zu Frankfurt wissen lassen, wir haben uns als Königskollegium konstituirt, um bei der Verfassungsfrage die Rolle und das heilige Amt des legalen Souveräns von Deutschland zu üben. — Die Wahl des Hauptes verbitten wir uns gleich alles Ernstes, als uns allein zustehend."

Das hatte der König am 13. Dezember 1848 geschrieben. Gagern und die Führer der preußischen Partei im deutschen Parlament waren von allem dem wohl unterrichtet; dennoch setzten sie die Wahl des Königs zum deutschen Kaiser durch. Sie hofften, nach vollendeter Thatsache werde er doch annehmen. Sie sahen dabei über die Persönlichkeit des jetzigen hinweg und auf das preußische Volk, auf die Zukunft. Radowitz und Beckerath, der eine wie der andere ein deutschgesinnter Mann, wenn auch über das Maaß der Freiheit abweichend, gaben sich persönlich Mühe, den König zur Annahme der Kaiserkrone zu bestimmen. Der König aber empfing am 3. April 1849 die deutsche Kaiserdeputation im Schlosse zu Berlin, in einer Art, von welcher die dabei betheiligten Abgeordneten öffentlich niemals, und zu Vertrauten und Eingeweihten nur ungerne gesprochen haben. Der König erklärte dann, die deutsche Nationalversammlung sei für sich allein gar nicht berechtigt, die deutsche Verfassung endgültig zu beschließen und aus eigener Machtvollkommenheit ein Oberhaupt zu wählen. Die Stimme der Vertreter des deutschen Volkes gebe ihm ein Anrecht, aber das freie Einverständniß der gekrönten Häupter Deutschlands sei vor Allem erforderlich; die haben gemeinsam zu prüfen, ob die zu Frankfurt beschlossene Verfassung dem Einzelnen wie dem Ganzen fromme.

Wenige Tage nach der Ablehnung der Kaiserkrone, am 7. April 1849, schrieb er an einen Vertrauten, an Radowitz: „Sie sind von dem Eindruck der Revolution überwältigt. Ich dagegen habe vom 18. und 19. März 1848 an bis heute nichts darin erkannt, als den Abfall von Gott. — Der Sinn meines Bescheides an die Deputation der Paulskirche ist: „Ich kann Euch weder Ja noch Nein antworten. Man nimmt nur an, schlägt nur aus eine Sache, die geboten werden kann. Und Ihr da habt gar nichts zu bieten; das mache ich mit Meines-

gleichen ab; jedoch zum Abschied die Wahrheit: Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!"

Der wahre Grund, warum er nicht annahm, war jedoch ein ganz anderer. Dem Abgeordneten und Minister von Beckerath, seinem „lieben, frommen, warmen Beckerath", wie er ihn selbst nannte, hat er diesen wahren Grund gestanden, ebenso dem großen englischen Staatsmann Sir Robert Peel. Beide hatten ihm dringend zur Annahme der deutschen Kaiserkrone gerathen, der Letztere mit dem Schlußwort, das Meiste dabei komme ja doch auf den weisen und rechten Gebrauch der verliehenen Gewalt an.

Zu Beckerath hatte er gesagt: „Verstehe ich Sie recht, so rathen Sie mir, es wie der Prophet Daniel zu machen und getrost in die Löwengrube hinab zu steigen, in der Zuversicht, daß Gott mir helfen wird. Dabei ist ein Umstand nicht bedacht: Ich bin nicht der Prophet Daniel, und thät ich also, so würde ich glauben, Gott zu versuchen. Wenn ich ein Friedrich II. wäre, so würde ich annehmen; aber das ist nicht mein Charakter. Ich fühle, daß ich nicht dazu gemacht bin, eine solche Rolle zu spielen. Ich habe keinen inneren Beruf dazu, und ich habe die Ansicht, daß jeder Mensch in Uebereinstimmung mit seinem innersten Wesen handeln muß, und daß der, welcher in einen Wirkungskreis tritt, für den er von Natur nicht gemacht ist, seiner Bestimmung widerspricht, und daß nichts was er unternimmt, gelingen kann. Er wird das Verderben auf sich und Alle, die von ihm abhängen, herabziehen."

Diese selben Worte schrieb er auch an den Minister Englands Sir Robert Peel. Der wahre Grund, warum er nicht zugriff, war der Mangel an jener Thatkraft, welche nicht bloß an Großes denkt und danach gelüstet, sondern mit Kopf, Herz und Hand die Schicksalsstunde erfaßt, für Idee und Sache sich zu opfern bereit ist; welche, statt im Davonreden und Davonschreiben stecken zu bleiben, handelt, vorwärts geht und wagt. Was aber dem Könige von Preußen fehlte, das eben fehlte auch der Mehrheit des deutschen Parlaments zu Frankfurt. Weit mehr dieser Mangel, als der in der Versammlung auch vorhandene und Böses säende Verrath am Volk und Vaterland war schuld, daß auch durch die deutsche Nationalversammlung weder die deutsche Einheit, noch die deutsche Freiheit, geschweige Beides zugleich errungen wurde. Es wurde nicht errungen, weil in Mehrheit solche Männer darin saßen; eine solche Mehrheit saß darin, weil das Volk schlecht wählte; das Volk wählte schlecht, weil es überwiegend noch nicht politisch reif war; es war noch nicht reif, weil es die herrschende Partei des Throns und Altars, Junker und Jesuiten, immer absichtlich in der Entwickelung zurückgehalten hatten, und weil andererseits selbst bessere Minister in deutschen Staaten die nöthige und mögliche Kraft nicht entfaltet hatten, diesen an den fremden und an den eigenen Höfen sich zu widersetzen und die Volksentwickelung zu fördern.

Weil das deutsche Parlament nicht rasch vorwärts ging in der Aktion, wurde es überwältigt von der Reaktion. Umsonst war aus seinem eigenen Schooße heraus dem vertrauensseligen Gagern und seinem Anhang immer wieder Dasselbe zugerufen worden: „Mit Worten und nichts als Worten schwatzt man ein neues Deutschland nicht herbei und das Deutschland von 1815 nicht über den Haufen." Dieses Wort von Wilhelm Schulz, welcher der sehenden Minderheit, den entschiedenen Volksfreunden angehörte, wurde verlacht von der Mehrheit des Hauses und das wohlmeinendste Mitglied des rechten Centrums, der Reichsminister von Beckerath, entgegnete: „Das deutsche Volk ist im Begriff, sich die freiesten Verfassungsformen zu geben, und keine Macht der Erde ist im Stande, es daran zu hindern." Es saßen kaum über fünfzig Männer der That damals im deutschen Parlament. Darum ging in Erfüllung, was damals auch Wilhelm Schulz prophezeite. Er hatte gesagt, „die deutschen Fürstenhöfe werden zuletzt die Beschlüsse des Parlaments unmaßgeblich finden." Die endgültig beschlossene Reichsverfassung nahm von allen größeren Fürstenhöfen keiner an, als Württemberg, und selbst da nur der Hof unter Zwang des Volks und der Märzminister. —

Zu spät gingen Vielen im deutschen Lande die Augen auf über dem Grabe des ersten deutschen Parlaments, zu dessen Tödtung die Militär- und Jesuitenpartei des Wiener Hofes sich mit ihren Freunden am preußischen Hofe und an allen denjenigen deutschen Höfen verschworen hatte, deren Grundcharakter Geistlosigkeit, unbeschränkte Lust zum Lebensgenuß und völliger Mangel an Herz für's Volk und für ein großes deutsches Vaterland war.

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte am 21. März 1848 in einer seiner augenblicklichen Launen es als das Größte und Nothwendigste anerkannt, daß „Preußen fortan in Deutschland aufgehe." Der Einfluß des Generals von Radowitz, welcher kein geborener Junker, sondern ein Bürgerlicher war, und dem Könige jenes große Wort eingehaucht hatte, war von der bösen, aus Wien her beeinflußten Kamarilla zeitweise beseitigt worden, welche die durch das Volk verschuldete Mißstimmung des Königs in ihrem Interesse ausbeutete, so sehr, daß dieser König das von ihm zuvor gepriesene Aufgehen Preußens in Deutschland — ein Jahr darauf „eine wohlfeile Entehrung seiner selbst und eine unwiderbringliche Auflösung Preußens, dieser, wie er sagte, herrlichen Schöpfung Gottes durch die Geschichte," urkundlich genannt hat. Bald aber reute ihn, was er gethan. Radowitz öffnete ihm die Augen wieder über das, was die Wiener Partei mit ihm vorhabe, und Vasall des Hauses Habsburg wollte er denn doch nicht werden. Radowitz beredete den König, „das in Frankfurt begonnene Werk der deutschen Verfassung wieder aufzunehmen, im Einverständniß mit den deutschen Fürsten." Er schloß mit den Königen von Sachsen und Han-



Scene aus dem Reitergefecht bei Nachod am 25. J



Juni. Nach einer Zeichnung von Friedrich Kaiser.

nover das sogenannte Dreikönigsbündniß. Eine Reihe deutscher Fürsten trat diesem bei. Unter der Hand des Generals Radowitz und des Königs selbst verwandelte sich die von der deutschen Nationalversammlung beschlossene Reichsverfassung zu einem Wechselbalg, der sogenannten „Unionsverfassung" vom 28. Mai 1849. Radowitz wollte in kürzester Frist damit der Nation gewähren, „was sie mit Recht verlangt und erwartet, ihre Einheit, dargestellt durch eine einheitliche Exekutivgewalt, die nach Außen den Namen und die Interessen Deutschlands würdig und kräftig vertritt, und ihre Freiheit, gesichert durch eine Volksvertretung mit legislativer Befugniß". Der König machte diese schönen Worte auch zu den seinigen, aber er veränderte an der Frankfurter Reichsverfassung gerade diejenigen Punkte alle, welche allein die Freiheit dem Volke gesichert hätten, und welche überhaupt allein einer Verfassung Werth für das Volk geben können. Das Gute, welches das Wohlwollen und die Einsicht des Generals Radowitz klug eingeleitet hatte, wurde wieder zu nichte durch seines starren Königs Verblendung und Wahn, der keine andere Freiheit des Volkes wollte, als eine unter seiner königlichen unbeschränkten Machtfülle, keine andere Kaiserkrone, als eine mit dem Schein der Volksfreiheit verbrämte Krone des Absolutismus. Von der Autorität, sagte er, und nicht von der Revolution, müsse die Freiheit wie die Einheit deutscher Nation ihren Ursprung nehmen; das erklärte er für das erste Erforderniß. Nicht aber dachte so die deutsche Nation. Die Regierungen von Bayern und Württemberg traten dem Dreikönigsbündniß nicht bei. Im ganzen württembergischen Volke wurde die winzige Minderheit, welche für die Unionsverfassung war, Gegenstand allgemeinen Gespöttes, welches jahrelang in Zeitungen und in Versammlungen fortdauerte. Der gesunde Sinn des deutschen Volkes überhaupt fühlte sich abgestoßen von dieser Aftergeburt einer Verfassung und wollte lieber keine für jetzt als eine solche, welche ihm schöne Worte gab ohne die Sache, und deren Annahme ihm in Bezug auf die Einheit nichts als die Einheit eines in Rechtsform gebrachten Militärabsolutismus, und in Bezug auf die Freiheit nichts gewährte als einen unter dem tönenden Schall einer „Bundesreform," der „Einigung freier Fürsten mit freien Völkern", versteckten Namenstausch der Knechtschaft; jener Knechtschaft, die bisher den österreichisch-russischen Stempel getragen hatte, und die jetzt den preußisch-russischen gewiesen hätte. Friedrich Wilhelm's IV. Unionsverfassung und sein Erfurter Parlament zergingen in nichts. Er wurde aber auch nicht, wie er wünschte, „durch die Könige und Fürsten zum Statthalter von Deutschland gewählt, um Ordnung zu machen;" auch nicht zum „Erzfeldherrn Deutschlands, um die Ordnung zu erhalten." Was er aus der Hand des Volkes verschmäht hatte, das wurde ihm aus der Hand der Könige nicht. Zum Danke dafür, daß er diesen versprach, „auf Tod und Leben einen Kampf mit der Revolution von 1848 einzugehen," aber auch von Gott zur Strafe für seine Mißachtung des Volkes, wurde ihm von Seiten der mächtigsten Kronenträger nur Demüthigung auf Demüthigung — bis an seinen Tod.

Graf Bismarck.

Die Politik des Wiener Hofes gegenüber dem preußischen Hofe war in den Bewegungsjahren eine sehr eigenthümliche.

Der König von Preußen hatte sich von den Höfen Petersburgs und Wiens dazu verwenden lassen, im Frühjahre 1849 in Sachsen, in Baden, in der Pfalz, wo das Volk für die gesetzmäßig vom deutschen Parlament zu Frankfurt gegebene Reichsverfassung sich erhoben hatte, die nationale Bewegung widerrechtlich mit den Waffen Preußens und Hessens zu unterdrücken, und unter dem Vorwande des Kriegsrechts hatte der König, nach dem Siege, eine Reihe Reichsverfassungskämpfer, edelste deutsche Patrioten, standrechtlich erschießen lassen, deren vergossenes Blut fortan zum Himmel schrie. Die Partei, die ihn dazu getrieben, war die russisch-österreichische Partei für Thron und Altar an dem Berliner Hofe selbst. Aber auch unmittelbare Einflüsse vom Wiener Hofe aus hatten den König fortan so mißleitet, um ihn beim deutschen Volke recht unpopulär, um ihn für immer in Deutschland unmöglich zu machen.

Nachdem durch Verrath des Wiener Märzministeriums und seine Verschwörung mit den Jesuiten und Feudalen, welche den Kaiser nach Innsbruck geflüchtet hatten, die Volkserhebung Wiens niedergeworfen, der Kaiser Ferdinand zur Abdankung gezwungen und der sehr jugendliche Franz Joseph Kaiser geworden war, setzte die österreichische Regierung, an deren Spitze Fürst Felix von Schwarzenberg nach dem Sturz der Märzminister getreten war, Alles in Bewegung, zu verhindern, daß Preußen das Uebergewicht in Deutschland erlange. So lange Ungarn im Kriegszustand und Oesterreich zugleich mit Italien im Kriege war, hatte man von

Wien aus in der Frankfurter Nationalversammlung durch jesuitische, aristokratische und entschieden österreichisch gesinnte Abgeordnete kräftig, aber heimlich gewühlt. Diese drei Schattirungen mußten mit der Linken und mit der äußersten Linken gegen das preußische Kaiserthum stimmen; unter der Führung des Herrn von Schmerling stimmte jene Partei der Reaktion den weitest gehenden Anträgen der entschiedenen Volkspartei zu, nur damit die deutsche Reichsverfassung so freisinnig würde, daß die Eigenart des Königs Friedrich Wilhelm sie schlechterdings unannehmbar finden möchte. — „Diese Schwarzenbergische Politik, sagte Radowitz, ist perfid und insolent. Es ist das Verfahren Eulenspiegels, welcher in die Suppe spuckte, damit die Andern sie nicht essen könnten."

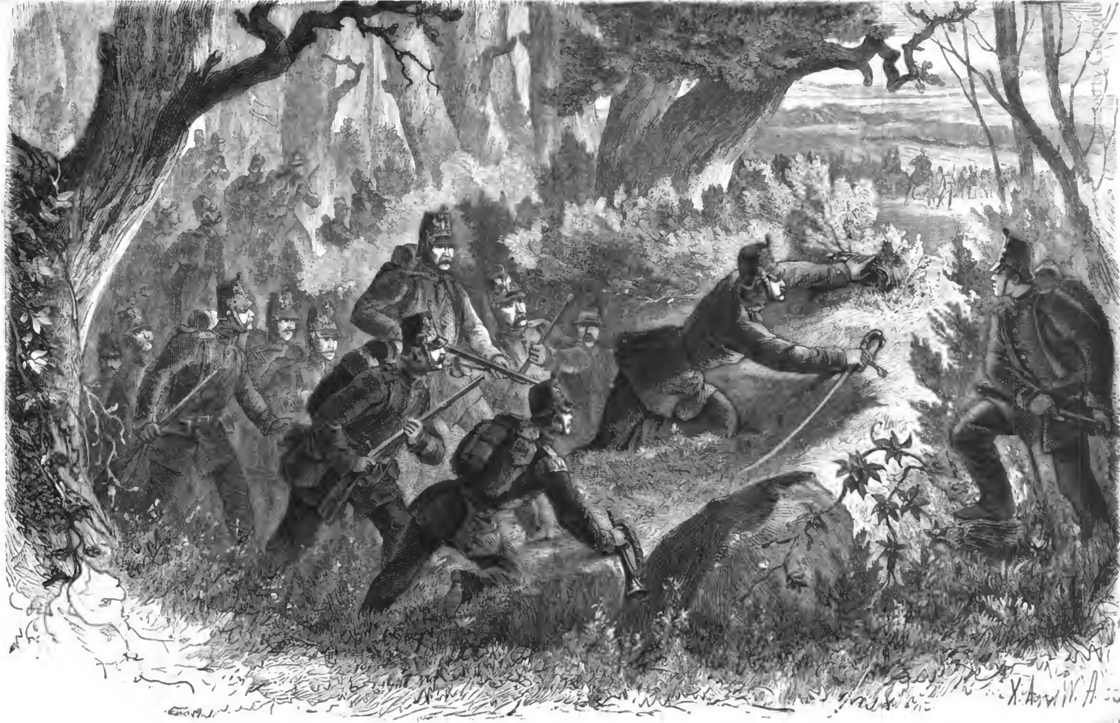
Das österreichische Heer gewann über das italienische den entscheidenden Sieg bei Novara. Die ungarische Revolution war durch den Beistand russischer Hülfsheere unterdrückt. Der Czar Nikolaus war voll Grimm gegen Alles, was seit länger für die Einheit wie für die Freiheit Deutschlands geschehen war; die eine schien ihm wie die andere gleich unerträglich. Zu Warschau hatte er im Sommer 1849 schon mit dem Fürsten von Schwarzenberg eine Zusammenkunft, welcher auch der französische General Lamoricière anwohnte. Die Verkehrtheit der damaligen, stark vom russischen Hofe beeinflußten republikanischen Regierung zu Paris wähnte es in Frankreichs Interesse, daß Deutschlands Völker nicht zur Einheit und zur Freiheit kommen. Sie arbeiteten besonders den Planen des Königs von Preußen auf Herstellung eines deutschen Reiches entgegen. Schwarzenberg wußte der Eitelkeit des preußischen Königs zu schmeicheln und ihn in die Täuschung hineinzuwiegen, als gehe Oesterreich auf die Wünsche und Gedanken desselben ein, auf seine „Statthalterschaft" und „Erzfeldherrnschaft" in Deutschland, auf die von dem König in seine Karte des deutschen Reichs hinein gezeichneten „Reichskreise" und „Reichswehr-Herzogthümer", wie er bereits die kleineren deutschen Staaten benannte. Aber währenddem arbeitete er heimlich allen Entwürfen desselben entgegen, seiner Unionsverfassung, seinem Erfurter Parlament, seinem deutschen Reich mit der preußischen Spitze, und setzte alle Hebel in Bewegung, ihn, den König, und das preußische Volk recht tief zu demüthigen. Im Schooße der österreichischen Partei des deutschen Parlaments war eines Tags bei einer Parteibesprechung das naive Wort zu vernehmen: „Preußen müsse zu der früheren Stellung der Macht der Markgrafen von Brandenburg zurückgeführt werden." Dieses war nur das Wort eines Einzelnen, aber der heimliche Wunsch Vieler. Zu Warschau hatten nach einer diplomatischen Mittheilung der Czar und die Vertreter Oesterreichs und Frankreichs die Rolle Napoleon's I. und die des Wiener Kongresses nachspielen wollen. Sie nahmen, vorerst wenigstens auf der Landkarte, „zur Bekämpfung des revolutionären Prinzips" eine Neugestaltung Europa's vor.

Sie kamen unter sich überein, als über etwas, das jetzt nur besprochen, aber bei günstiger Gelegenheit zur Ausführung zu bringen sei, über folgenden Theilungsplan: „Die Schweiz, als der Herd der Revolution, solle getheilt werden, und Frankreich davon die Kantone Genf, Waadt und Neuschatel, Sardinien die Kantone Wallis und Tessin, Oesterreich seine Nachbarkantone und so viel noch weiter erhalten, als es bedarf, um mit seinen vorderösterreichischen Landen in Verbindung zu bleiben. Diese vorderösterreichischen Lande erhält es zurück, um seine Politik in Süddeutschland besser stützen zu können."

Somit sollte nach damaliger Besprechung von der freien Schweiz nichts übrig bleiben, als ein kleiner Kreis; nämlich die Urkantone des Sonderbunds mit den erforderlichen Ergänzungen, die Herbergen der Jesuiten in der Schweiz.

Bekanntlich gehören zu den früher in den Zeiten Napoleon's I. von Oesterreich abgetretenen, sogenannten vorderösterreichischen Landen herrliche Landschaften, welche einen großen Theil des Königreichs Württemberg und einen sehr großen Theil des Großherzogthums Baden jetzt bilden und sogar einen Theil des Königreichs Bayern. Den Verlust dieser schönen Lande und deren reiche Einnahmequellen hat das österreichische Haus stets in schmerzlicher Erinnerung behalten, so sehr, ja noch mehr, als den früheren Verlust Schlesiens. Die Vorgänge des Jahres 1866 haben bewiesen, daß das Haus Oesterreich nur auf eine günstige Gelegenheit sich bisher vertröstet hat, sogar Schlesien von Preußen wieder an sich zurück zu bringen; und doch war dieses schon vor einem Jahrhundert abgetreten, durch eine dem Geiste der Zeit und des Volks Rechnung tragende preußische Verwaltung schon vor dem Ende des vorigen Jahrhunders aus Dankbarkeit ein mit Geist, Herz und Leib ganz preußisch gewordenes Land, so daß sich zu Breslau noch stärker fast, als zu Berlin, heute im Geistigen, Sittlichen, Gesellschaftlichen, Bürgerlichen und Politischen der preußische Stempel greifbar hervorhebt. Neu abgetreten aber waren, ausgenommen Tyrol, alle vorderösterreichischen Lande. Auch die „Nachbarkantone der Schweiz", welche bei der Theilung an Oesterreich fallen sollten, waren wenigstens zum Theil früher dem Haus Oesterreich zugehörige Herrschaften, Stücke der vorderösterreichischen Lande. Diese hoffte man in Wien also um so leichter zurück an sich zu ziehen. Auch das beweist die Unkenntniß des Wiener Hofes in Betreff der Stimmung und der Zustände der betreffenden Lande, das bisher stets Unzureichende der österreichischen Staatskunst.

Es ist höchst merkwürdig, daß schon damals zu Warschau der österreichische Präsidentminister verabredete, alle diese Lande solle Oesterreich „zurückerhalten". Es wirft das ein Streiflicht ganz besonderer Art auf die Politik Oesterreichs im Jahre 1866, und läßt die Vorwürfe süddeutscher Minister, die öffentlich dem Wiener Hofe gemacht worden sind,



Am Saume des Nachoder Waldes.



Generallieutenant Freiherr von Moltke, Chef des preußischen Generalstabs.

und das politische Benehmen Bayerns und Badens in einer, diesen Staaten nur günstigen Beleuchtung erkennen. Wenn im Jahre 1849 von Seite des österreichischen Hofes Solches möglich war, so ist, was im Jahr 1865 von österreichischen Planen in Bezug auf Süddeutschland verlautete, bei der bekannten Eigenart der bisherigen österreichischen Staatsmänner und des Wiener Hofes, zum mindesten nicht unglaublich.

In Betreff Deutschlands soll besprochen worden sein: „Zwei Linien müssen in Deutschland gezogen werden, um französischen und deutschen Ehrgeiz zu befriedigen und doch das Gleichgewicht zu erhalten. Rhein und Main geben diese Linien. Frankreich solle (weil es nur unter dieser Bedingung mitspielen wollte) die Rheinprovinz erhalten, Preußen aber solle bis an den Main seine Plane verfolgen dürfen; Süddeutschland jedoch sich an Oesterreich anschließen. Rußland solle die Moldau und Wallachei behalten, und dazu noch Serbien und Montenegro mit Cattaro haben, Bosnien aber an Oesterreich lassen." Es soll sogar von „einer Theilung Württembergs" geredet worden sein; was sich wohl auf die früher vorderösterreichischen Landestheile bezogen hätte, auf deren Rückfall an Oesterreich.

So etwas hielt man damals in diplomatischen Kreisen für möglich, im August 1849.

Indessen müssen im Laufe eines Jahres dem Czar oder dem österreichischen Hofe in Betreff der Rücknahme der vorderösterreichischen Lande entweder andere Gedanken gewachsen, oder den Königen von Bayern und Württemberg glänzende Aussichten auf anderweitige Entschädigungen gemacht worden sein. Jedenfalls kamen in den Tagen vom 10. bis 14. Oktober 1850 in Bregenz die Könige von Bayern

und von Württemberg mit dem jungen Kaiser Franz Joseph zusammen, und auf preußischer, aber auch auf anderer Seite sah man in dem huldigungsvollen Anschluß dieser beiden Könige an den österreichischen Kaiser nichts Anderes, als ein Bündniß mit Oesterreich gegen Preußen, und zwar auf den Fall eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen.

In demselben Monat, nur wenige Tage später, kam der österreichische Minister Schwarzenberg mit dem Kaiser Nikolaus abermals in Warschau zusammen; „als Schiedsrichter zwischen der Eifersucht Oesterreichs und Preußens, und als Schutzherr der deutschen Mittelstaaten" d. h. des Partikularismus der Fürstenhäuser in denselben. Es waren zwar auch gewisse Klassen der Bevölkerung in diesen Staaten, nicht nur Adelige, sondern auch Bürgerliche, theils aus Eigennutz, theils aus Beschränktheit für die deutsche Einheit so wenig, als für die Freiheit. Aber vorzugsweise waren es doch die in ihrer unbedingt souveränen Machtvollkommenheit wieder hergestellten Fürsten dieser Staaten, welchen die Unionsverfassung des Königs Friedrich Wilhelm von Preußen eben auch herzlich zuwider war, wie die Reichsverfassung der Vertreter des deutschen Volkes, welche im Frankfurter Parlamente getagt hatten.

Darum war es dem österreichischen Hofe so leicht, den 1848 begrabenen deutschen Bund wieder in ein öffentliches Scheinleben zurückzuführen. Er hatte auf den 10. Mai 1850 den alten Bundestag nach Frankfurt einberufen, unbekümmert um die Einsprache Preußens, welches dem Wiener Hofe das Recht zur Berufung der früheren Bundesversammlung bestritt und nachwies, daß diese durch rechtskräftige Beschlüsse seiner Zeit aufgelöst worden und damit die frühere Bundespräsidialbefugniß Oesterreichs erloschen sei. Der König von Preußen berief die seiner Unionsverfassung beigetretenen Fürsten nach Berlin, es wurde daselbst ein Fürstenkollegium und ein Unionsministerium eingesetzt. Aber — alle Glieder der Union sprachen sich zugleich für eine Betheiligung an den Berathungen zu Frankfurt aus. Seinen wiederholt und feierlich abgegangenen Erklärungen zum Hohne, eröffnete Oesterreich am 1. September 1850 den Bundestag wieder. Es versuchte noch einmal die Herabwürdigung Deutschlands in der Form des alten Bundestags zum Handlanger des Absolutismus, wie er den Jesuiten und den Junkern an der Donau und darum auch den Damen und Herren des Habsburg-lothringischen Hauses wohlgefiel.

Am 2. September hatte der mit dem Fluch eines gemarterten treuen Volkes belastete Hassenpflug, der Minister des Kurfürsten von Hessen, die Ständeversammlung Kurhessens aufgelöst, weil sie, in Kraft ihres verfassungsmäßigen Rechts, dem verfassungsbrüchigen Ministerium die Steuern verweigert hatte. Hassenpflug hatte die nichtbewilligten Steuern forterheben lassen, und der Kurfürst — eben der, welcher jetzt privatisirt — hatte beim alten Bundestag nicht gegen die Stände, sondern gegen die Gerichte und die andern Behörden des Kurstaats Klage geführt, weil diese, verfassungstreu, der verfassungswidrigen Forterhebung der nichtbewilligten Steuern Widerstand leisteten. Der Bundestag, statt, wie es Recht und Pflicht forderten, das Volk Kurhessens zu schützen gegen das Unrecht von Oben, erklärte die Steuerverweigerung für ungesetzlich, und drohte mit der Bundesexekution, wofern die kurhessischen Behörden bei ihrem Widerstand beharren. Der preußische Hof legte Verwahrung gegen dieses Vorgehen des Bundestags ein, zumal der Bundestag von Preußen nicht anerkannt sei. Der Wiener Hof erklärte, wenn Preußen den Beschlüssen des Bundestags entgegen treten wolle, so können die bundestreuen Regierungen es nicht mehr bei Protesten bewenden lassen.

Der verbrecherische Minister Hassenpflug, da er das österreichische Kabinet so hinter sich stehen sah, ging auf das hin geradezu in völlig umstürzendem Absolutismus vor: selbst Civilpersonen stellte eine kurfürstliche Verordnung vom 28. September vor das Kriegsgericht zur Aburtheilung, statt vor die ordentlichen Gerichte. Der österreichische Hof wollte die kurhessische Verwicklung und die schleswig-holsteinische Sache rasch benützen, die Oberleitung Deutschlands wieder in seine eigene Hand zu bringen, und Preußens König und Volk zur Anerkennung des von Wien aus wieder in Scene gesetzten Bundestags zu zwingen.

Dieses Ministerium Schwarzenberg, seit dem Ministerium Kobenzl das undeutscheste und darum für Oesterreich wie für Deutschland heilloseste aller österreichischen Ministerien, der Mittelpunkt der jesuitisch-feudalen Partei Europa's für den Augenblick, hatte zur Erreichung seiner eigennützigen Zwecke lieber russische Hülfe, als preußische gegen Ungarn angenommen, und so war es bis dahin herabgekommen, nicht blos die Einmischung des Auslandes in deutsche Angelegenheiten zu fördern, sondern sogar den Czar von Rußland als Schiedsrichter in reindeutschen Fragen anzurufen, ohne Scham, ohne irgend ein Gefühl, wie sehr es dadurch sich selbst und Oesterreichs und Deutschlands Ehre zugleich blosstellte. Schwarzenberg war es, welcher zu Warschau Deutschland und Oesterreich erniedrigte, um Preußen zu demüthigen. Ein bekannter deutscher Staatsmann schrieb um diese Zeit: „Diese neue unheilige Allianz ist noch ärger als Napoleon's I. und Alexander's I. Weltvertheilung in Erfurt im Jahre 1808. Die Wagschale wird in Warschau gehalten, und Oesterreich steht Schildwache vor des Czar's Kabinet mit den Rheinbundskönigen als Schildknappen."

Wie verrätherisch das Ministerium Schwarzenberg an der deutschen Nation zu Werke ging, erhellt aus folgenden urkundlichen Thatsachen.

Der russische Gesandte in England, von Brunnow, erklärte dem englischen Minister Lord Russel, sein Kaiser Nikolaus werde sich im Nothfalle, wenn Preußen nicht nachgebe, mit Oesterreich über die Art verständigen, wie den deutschen Wirren

auf Grund der Verfassung von 1815 ein Ende gemacht werden könne. Frankreich werde nöthigenfalls die Rheinprovinzen besetzen, und Rußland in Schlesien einrücken; die Truppenmassen seien in Bereitschaft. So hatte Oesterreich Franzosen und Russen gegen Preußen und Deutschland herbeigerufen, und es selbst hatte ein starkes Heer in Böhmen aufgestellt. Preußen hatte zum Schutz der kurhessischen Verfassung und des Volkes Truppen in Kurhessen einrücken lassen. An Preußen erging unter Androhung des Kriegs von Oesterreich und dem Bundestag die Aufforderung, der Bundesexekution in Schleswig-Holstein freien Lauf zu lassen und in den Vollzug der Bundesbeschlüsse wider das kurhessische Volk zu willigen. Am 23. Oktober wurde die Bundesexekution beschlossen, und am 6. November ging ein bayerisch-österreichisches Heer feindlich über die Gränze Kurhessens. Vor dem Czar Nikolaus erschienen in der zweiten Hälfte des Oktobers der Kaiser von Oesterreich, der Prinz Karl von Preußen, der Minister Schwarzenberg und der preußische Ministerpräsident Graf Brandenburg. Die bittersten Demüthigungen erfuhr dort der preußische Minister. Unter scharfen Kriegsdrohungen forderte der russische Czar, daß Preußen allen seinen Planen auf Deutschland sogleich entsage und Kurhessen auf der Stelle räume. Die freisinnigsten Menschen in Deutschland wünschten, das Volk glaubte, es werde jetzt zu einem Entscheidungskriege zwischen Oesterreich und Preußen kommen. Radowitz, damals preußischer Minister des Auswärtigen, bemühte sich, seinen König zum Kriege fortzureißen. Anfangs November gab der König den Befehl, die ganze Armee mobil zu machen. Aber gleich darauf wich der König wieder zurück, es graute ihm vor dem Krieg; die russisch-österreichische Partei am Hofe benützte das und siegte. Radowitz, der Vertreter der deutschen Union, wurde entlassen, und an seine Stelle trat Herr von Manteuffel als Minister. Dieser ging nach Olmütz. Fürst Schwarzenberg, von welchem das Wort umlief, man müsse Preußen erst demüthigen und dann es vernichten, trat übermüthig, mit geradezu entehrenden Bedingungen gegen Preußen auf.

Er verlangte von Preußen nicht nur den Verzicht auf den angestrebten neuen deutschen Bund, nicht nur die Preisgabe Schleswig-Holsteins, nicht nur den Beitritt zu dem alten, unveränderten Bundestag, sondern sogar die Zurückgabe Schlesiens. Nur das Dazwischentreten des russischen Bevollmächtigten und dessen Erklärung, daß sein Herr, der Czar, eine Verkleinerung Preußens nicht zugeben könne, ob er gleich mit dessen Demüthigung einverstanden war, bestimmte den österreichischen Hof, von der Rückgabe Schlesiens abzustehen.

So dankten Oesterreichs und Rußlands Kabinette dem Könige Friedrich Wilhelm von Preußen die Dienste, die er dem Absolutismus soeben durch Niederschlagung des für die Reichsverfassung in die Waffen getretenen Volkes in der bayerischen Pfalz, in Baden und Sachsen geleistet hatte. Er unterwarf sich der ungeheuern Demüthigung der ausgesprochenen Unterordnung unter Oesterreich; er verbriefte und besiegelte die Rückkehr Preußens zum alten Bundestag; er gab seinen neuen deutschen Bund auf, er verzichtete auf die Einberufung eines deutschen Parlaments; er rief seine Armeecorps aus Kurhessen und Schleswig-Holstein zurück, welchen beiden er seine preußische Königshülfe zugesagt und zu leisten angefangen hatte; er half selbst mit, daß das kurhessische Volk wieder an seinen Kurfürsten und den elenden Hassenpflug ausgeliefert wurde, daß die Verfassung Kurhessens umgestürzt blieb, und eine jesuitisch-absolutistische oktroirt wurde. Preußische Pioniere schlugen für die österreichischen Truppen die Brücke über die Elbe, über welche diese zogen, das wackere deutsche Volk Schleswig-Holsteins zu entwaffnen, und diese mit vielem deutschen Blut für Deutschland zurückgewonnenen Elbherzogthümer gebunden wieder an Dänemark auszuliefern. Zähneknirschend hatten die preußischen Schaaren Kurhessen geräumt, schamroth hatten sie in Schleswig-Holstein zu diesem Schergendienst für die Jesuitenpolitik des österreichischen Absolutismus sich brauchen lassen.

Im Angesicht dieser Thatsachen, deren ganz Preußen sich schämte, und die im südlichen Deutschland für entehrend und fluchwürdig laut und öffentlich erklärt wurden, ließ Radowitz das prophetische Wort drucken: „Diese Sünde wird gebüßt werden müssen durch einen Waffenkampf auf Leben und Tod. Eben was man hat vermeiden wollen, was gerade in die jetzige klägliche Lage verlockt hat, das wird zehnfach hervorbrechen: Der Krieg gegen Oesterreich, bis ein Theil völlig am Boden liegt Wird aber Preußen nicht gerade dann durch die unwiderstehliche Macht der Umstände hinüber gedrängt werden zu der Verbindung mit dem revolutionären Geiste? wird man dann, wenn es um Sein und Nichtsein gilt, noch peinlich abwägen dürfen, weß Geistes die Verbündeten sind, die für Preußen und gegen Oesterreich eintreten? Wird man dann noch die Kräfte als feindselig von sich stoßen können, die den gebrechlichen Kunstbau der österreichischen Monarchie voneinandersprengen und an den treulosen Dynastien in Deutschland das Vergelteramt üben werden?“

Die Niederlage von Olmütz, die völlige Unterwerfung Preußens unter Oesterreich, ohne einen Schwertstreich, verletzte auf's Tiefste das Nationalgefühl aller Preußen. Für die Herzogthümer Schleswig-Holstein, für die kurhessische Verfassung eintretend, hatte Preußen bis jetzt noch das Ansehen gehabt, Vorfechter der deutschen Sache zu sein. Jetzt hatte Preußen mit Oesterreich das schleswig-holsteinische Volk gebunden den Dänen überliefert, selbst die Waffen der Schleswig-Holsteiner, ihre Kanonen und ihre Gewehre, den Feinden Deutschlands ausgehändigt, und das kurhessische Volk, Hand in Hand mit Oesterreich, für seine Verfassungstreue, für seine Theilnahme an der preußisch-deutschen Union, mit dem Umsturz seiner Verfassung, mit mehrjährigem



Scene aus dem Gefecht bei Langensalza am 26. Ju



· Nach einer Skizze gezeichnet von C. E. Doepler.

Kriegszustand und mit der Rückführung eines Regiments in der Art des jesuitisch-absolutistischen Wesens — bestraft. Diese Schande für Preußen, und das Gefühl dieser Schande, wach gehalten und gereizt durch die Reaktion in Preußen selbst, durch die Verkümmerung und Ausbeinung der eigenen preußischen Verfassung, durch Militäranmaßung, Junkerthum und salbungsvolles Baalspriesterthum — wurde der Anfang dazu, daß viele Leute, Leute aller Farben, in Preußen und in Deutschland — zur Besinnung und zur Besserung kamen; darunter ein Mann, welcher für Preußen und die deutschen Zustände, für Europa, für die Welt, verhängnißvoll, weltgeschichtlich werden sollte, Herr von Bismarck.

Dieser Staatsmann war von Haus aus, nach seinem eigenen späteren Bekenntniß, ein entschiedener Anhänger des Bündnisses zwischen Preußen und Oesterreich. Er war ein Mitglied der Junkerpartei, und schon darum für die slavischen Anschauungen des Absolutismus und gegen das Parlament. Das preußische Junkerthum, das nach den Demüthigungen von Warschau und Olmütz die säbelbewaffnete Hand schwer auf das von ihm beherrschte Preußen legte, schickte als eines seiner begabtesten Glieder ihn nach Frankfurt, als preußischen Gesandten am alten Bundestag. „Wie Schuppen fiel es ihm da vom Auge," wie er selbst nachher sagte.

Hier schaute er mit andern Augen hinein in die Politik Oesterreichs, in die Art und Weise, wie dieses seinen Einfluß auf den Bundestag handhabte, und in die Zwecke, welche es dabei hatte. Selbst während der Zeit seiner Verblendung und seiner österreichischen Sympathien war er durch und durch Preuße, Preuße mit Leib und Seele gewesen. Hier glaubte sein preußischer Patriotismus nun keine andere Aufgabe zu haben, als im Interesse Preußens dem österreichischen Hof entgegen zu arbeiten. Hier, in diesen Kreisen, durchschaute er erst, wie die Politik Oesterreichs von Haus aus nicht blos jeder Machterweiterung Preußens entgegen, auf jeden auch moralischen Fortschritt Preußens in Deutschland eifersüchtig und ihm feindlich sei, sondern sogar auf die Verringerung der materiellen Macht Preußens ausgehe. Hier schon trennte er sich innerlich, wenn gleich noch nicht äußerlich, von seiner eigenen bisherigen Partei und ihren Junkeranschauungen. Diese Partei allein in ganz Preußen war mit Warschau und Olmütz zufrieden, ohne Gefühl für die darin Preußen angethanen Demüthigungen; sie genoß nur des ihr selbst auf diesem Wege bereiteten Sieges über den Freiheitsgeist der Zeit, welcher Sieg sie zur Herrschaft brachte.

In Frankfurt erst, am Bundestage, lernte Bismarck näher kennen, wie sehr ernst es Oesterreich im Jahr 1850 gewesen war, über Preußen mit Macht zu kommen und es kleiner zu machen. In acht Jahren, welche er meist als Gesandter am Bundestag zu Frankfurt hinbrachte, ging ihm ein hinlängliches Licht über die eigentliche Natur des Bundestags auf.

„Das Ergebniß aller meiner Erfahrungen zu Frankfurt, schrieb er am 12. Mai 1859 von Petersburg aus an den preußischen Minister von Schleinitz, hat mir die innigste Ueberzeugung verschafft, daß die gegenwärtige Einrichtung des Bundes für Preußen in Friedenszeiten eine Last und in kriegerischen Zeiten eines der gefährlichsten Bande ist, ohne uns dafür dieselben Vortheile zu sichern, welche Oesterreich daraus zieht, indem es dabei eine verhältnißmäßig weit größere Unabhängigkeit sich erhält. Die beiden deutschen Großmächte werden von den Fürsten und Regierungen der Mittelstaaten nicht in gleicher Weise beurtheilt. Die Auslegung des Zwecks und der Gesetze des Bundes richtet sich nach der österreichischen Politik."

Damals noch galt es dem Herrn von Bismarck lediglich blos darum, daß Preußen die Oberherrschaft in Deutschland erringe, und ihm war es klar, daß dieses Ziel nur durch einen Krieg erreicht werden könne, und daß dazu die gelegene Zeit abzuwarten sei. Schon in der einfachen Auflösung des Bundestags sah er einen Gewinn für Preußen. Er erkannte mit Recht, daß der Bundestag ein Bund sei, welcher die Bezeichnung „deutsch" nicht verdiene. Das Wesen dieses alten Bundestags, der auf der einen Seite slavisch-österreichisch, auf der anderen Seite slavisch-russisch angefärbt war, hatte Bismarck schon damals ganz richtig bezeichnet. Er gehörte mit seinen Gedanken schon einem „neuen deutschen Bunde" an. „Wenn wir, schrieb er, mit unsern Vaterlandsgenossen auf eine engere und praktischere Weise verbunden sein werden, dann erst werde ich gern auf unsern Bannern das Wort „deutsch" statt „preußisch" lesen."

Dieses Schreiben Bismarck's war vom 12. Mai 1859, und an den preußischen Minister von Schleinitz gerichtet. In Wien hatte man in alter Weise fortregiert. Das sich zum Einheitsstaat bildende Italien war im Begriff, die bisher von Oesterreich mißhandelten oberitalienischen Staaten dem Kaiserhaus abzunehmen und mit dem neuen Königreich Italien zu vereinigen. Der Kaiser der Franzosen verbündete sich mit dem König von Italien. Im nicht zu vermeidenden Kriege mit dem verbündeten Frankreich und Italien erwartete Oesterreich, sämmtliche Staaten des deutschen Bundes werden dem Hause Habsburg-Lothringen Beistand leisten. Das deutsche Bundesrecht enthielt dazu keinerlei Verpflichtung, und es gehörte die ganze Anmaßung und das volle politische Unverständniß des Wiener Hofes dazu, zu erwarten, nicht blos das Haus, sondern das Volk Preußens habe vergessen, was zu Warschau und zu Olmütz von Oesterreich geschehen war, und die süddeutschen Staaten werden dem Hause Oesterreich helfen mit Gut und Blut gegen eine Nation, welche im heiligsten aller Kämpfe begriffen war, in dem Kampfe darum, eins und frei zu werden; in dem Kampfe um eben diejenigen Güter, nach deren Erringung jedem Süddeutschen das Herz brannte.

Das Haus Oesterreich, von Feudalen und Ultramontanen geleitet, hatte ja die ganze deutsche Nation um diese Güter gebracht, als die Hand der Nation dieselben schon gefaßt hatte. Preußen unterstützte Oesterreich nicht in diesem Kampf; die süddeutschen Staaten sogar, nicht blos die norddeutschen Bundesstaaten, ließen sich durch Preußen von der Theilnahme zurückhalten. Das unzeitgemäß regierte Oesterreich wurde bei Magenta und Solferino geschlagen und es verlor die Lombardei, weil, wie heute freisinnige und absolutistische Oesterreicher öffentlich zugestanden haben, Alles im Regierungssystem Oesterreichs unzeitgemäß und unpassend, Armee und Verwaltung, alle Verhältnisse morsch und faul waren, eine ungeheuerliche geistlose und unredliche Abgelebtheit.

Preußen bewahrte sich in diesem Kriege Oesterreichs mit Italien und Frankreich völlig freie Hand. Ein Theil der süddeutschen Bevölkerung war nicht damit einverstanden und schrieb die Losung nach, welche theils politischer Unverstand, theils manche von österreichischem Geld bezahlte Feder in Umlauf setzte, „Oesterreich sei von Preußen verrathen." Der Rhein werde am Po vertheidigt; die Gefahren, welche Deutschland von Frankreich drohen, werden durch einen Vormarsch Preußens nach Paris am schnellsten beseitigt — das wurde vorgespiegelt. Jetzt, im Jahre 1866, weiß Jedermann, der nicht blind ist, daß der Sieg Oesterreichs in Italien für ganz Deutschland, wie für Oesterreich selbst, ja für das Festland Europa's Zustände gebracht hätte, wie man sie jetzt mit Grausen und Ekel in Spanien angerichtet sieht. Denn dieselbe Partei, mit denselben Menschen und Grundsätzen, die das that, war damals am Wiener Hof alleinherrschend. Gut österreichisch Gesinnte haben nachher gestanden, daß man „während des Kriegs zu Wien vor Siegesnachrichten zitterte, weil im Falle des Sieges der Druck des inneren Systems unerträglich geworden wäre."

Jetzt weiß man aber auch aus den Erfahrungen des Jahres 1866 mit Gewißheit, daß ein Vormarsch nach Paris weder so leicht noch so schnell ausführbar gewesen wäre. Die am Rhein wider Frankreich zu sammelnden Heertheile der deutschen Bundesstaaten waren damals noch weniger schlagfertig, als im Jahre 1866; es hätte Monate gekostet, sie in Feldbereitschaft zu setzen, und in Allem, was zu einer erfolgversprechenden Führung und Verpflegung gehört, wäre es noch schlimmer in den süddeutschen Staaten bestellt gewesen. Es war selbst vom blos militärischen Standpunkt aus ein großes Glück für Deutschland, daß Preußen die süddeuschen Höfe eben so entschieden zurückhielt, wie die süddeutschen Volksvertretungen gegenüber ihren Regierungen diese Theilnahme an dem Hauskriege Oesterreichs fest ablehnten.

Im Gedräng des Augenblicks suchte Oesterreich, als es zu fühlen bekam, daß es allein in Italien, mit solchen Generalen und solcher Kriegsverwaltung nicht fertig wurde, dringend bei Preußen um Hülfe an. Jetzt, nach den ersten Vortheilen der Franzosen und Italiener in der Lombardei, bewegten sich preußische Heerhaufen gegen den Rhein. Am Wiener Hofe fand man aber plötzlich diese Truppenbewegungen Preußens verspätet, und die Meinung in Wien, die in ihnen etwas Gefährliches für die österreichische Oberherrschaft über Deutschland fand, drang durch, weil Preußen für seine Hülfe am Rhein den Oberbefehl über die Contingente aller deutschen Bundesstaaten verlangt hatte. Während die preußischen Kriegsvölker in Marsch sind, schließt Kaiser Franz Joseph plötzlich den Frieden von Villafranka. Das ist gegen die ausdrücklichen feierlichen Zusicherungen des österreichischen Bevollmächtigten in Berlin, welcher die preußische Hülfe erbeten hat. Dem Wiener Hof gefiel es mehr, die Lombardei an Napoleon nnd an Italien zu geben, als den Oberbefehl über die Truppen der deutschen Bundesstaaten dem Könige von Preußen zuzugestehen. Die Jesuiten und Feudalen des Wiener Hofes sahen für sich eine größere Gefahr von Preußen, als die wäre, welche je von Italien für sie kommen könnte. Daß Preußen in dieser Krise des Hauses Oesterreich seine militärische Bewegung auch nicht gegen Napoleon, sondern in Benützung der Zeitumstände auch dazu machen konnte, die lang gehegten und überdachten Plane auf die Oberleitung in Deutschland, die „preußische Hegemonie", auszuführen, liegt auf der Hand, und zwar ebenso als Möglichkeit wie als Wahrscheinlichkeit. Am Wiener Hofe glaubte man daran. Hatte man doch selbst vielstimmig in Süddeutschland sich dahin geäußert, durch ein Vorgehen gegen Frankreich könne Preußen die unbestrittene Hegemonie über alle deutsche Mittel- und Kleinstaaten erwerben.

Gewiß ist Zweierlei: Plötzlich traute der österreichische Hof dem preußischen Hof nicht mehr, und schloß darum so übereilt zu Villafranka Frieden; und zweitens war Preußen, wie es schien, und wie vielleicht die Jesuiten am Wiener Hofe für alle Fälle wollten, vor dem Kaiser Napoleon durch seine Mobilmachung kompromittirt. War dieses so berechnet, so ist der Erfolg ein anderer gewesen als die Berechner dachten. Die plötzlichste innigste Annäherung Preußens und Frankreichs, Napoleon's und Bismarck's, wurde durch den Frieden von Villafranka zu einer politischen Nothwendigkeit. Der Jesuitismus führte in diesem Falle, wie immer, zuletzt das herbei, was er nicht zum Werden kommen lassen wollte.

Der jetzige König Wilhelm I. führte damals die Regentschaft über Preußen; er hatte gleich beim Antritt derselben, am 9. Oktober 1858, ein Ministerium aus Männern der altliberalen Partei berufen. Schon dadurch hatte Preußen wieder viel gewonnen, in ganz Deutschland, wo man für die Einheit und Freiheit des Vaterlandes fühlte und hoffte. Die glücklichen Fortschritte, welche Italien auf seinem Wege zu nationaler Einheit soeben machte, hatten



Gefecht bei Oswiecim, den 27. Juni 1866.



Vordringen des 37. preußischen Infanterieregiments über die Brücke bei Nachod. Nach einer Originalzeichnung.

auch in Deutschland ähnlichen Hoffnungen und Bestrebungen wieder Feuer und Leben eingehaucht. Man sah um so mehr wieder auf Preußen, weil gerade der Ausgang des italienischen Krieges Oesterreichs Krebsschaden, die Fäulniß in allen Adern dieses Staatskörpers, die fortdauernde Erbärmlichkeit der leitenden Menschen und der Maßregeln, und die Unverbesserlichkeit der den Hof beherrschenden geistlichen und adeligen Elemente vor aller Welt aufgedeckt hatte. Männer, welche noch bisher großdeutsch gewesen waren, und von einer Wiedergeburt Oesterreichs für die nationale Neugestaltung Deutschlands etwas erwartet hatten, wandten sich jetzt von Oesterreich ab, hoffnungslos, daß Oesterreich sich bessere, und daß von diesem Haus und Hof für Deutschland zu erlangen sei, was der deutschen Nation noth thue.

So entstand aus solchen Männern, welche die Freiheit und die Einheit Deutschlands, mit Preußen an der Spitze, zu erreichen hofften, aber auch aus solchen, welche lediglich die Machtvergrößerung Preußens im Auge hatten, oder welchen der Einheitsstaat in erster, die freiheitliche Entwicklung erst in zweiter Linie stand, der deutsche Nationalverein. Es waren Männer aus allen Schattirungen der in so mancherlei Spielarten vorhandenen freisinnigen großen Partei in Deutschland, vom Demokraten der äußersten Linken, bis zum geschmeidigsten Liberalkonservativen. Sie wollten den Prinzregenten vorwärts drängen, die Fesseln der alten Bundesverfassung zu zerbrechen, welche die deutsche wie die preußische Staatskraft sich nicht entwickeln lasse, und die Neugestaltung Deutschlands von Berlin aus in die Hand zu nehmen, damit es eins und mächtig sei gegen die Gefahren vom Ausland, wenn solche, wie die im Jahre 1859, wiederkehren, sei es vom Westen oder vom Osten.

Ohne Vergleich mächtiger aber, als der vielköpfige Nationalverein und seine Freunde und Gönner, deren Kette bis in's preußische Ministerium hinein lief, war ein einzelner Mann, ob er gleich damals noch nicht am Ruder saß. Das war Bismarck.

Auf den hörte der Prinz-Regent mehr, als auf den Nationalverein und das Ministerium Schwerin. Im Sommer 1860 kam Kaiser Napoleon mit dem Prinz-Regenten von Preußen in Baden-Baden zusammen. Auf des Letztern ausdrücklichen Wunsch waren bei dieser Zusammenkunft noch mehrere deutsche Fürsten zugegen. Die Einleitung dieser Zusammenkunft gehört schon Bismarck an, und hängt mit dem Hauptgedanken seines Wirkens zusammen. Bismarck war bis zum Jahre 1859, als preußischer Bevollmächtigter, Minister am Frankfurter Bundestag gewesen, eine Zeitlang sogar provisorischer Präsident desselben. Hatte er zu Frankfurt den Markschwamm, der am deutschen Leben fraß und Bundesverfassung hieß, sowie das Wesen und Leben der mittleren, kleinen und kleinsten deutschen Fürstenhöfe und ihrer Regierungen praktisch kennen zu lernen Gelegenheit gehabt; hatte er während dieser Zeit in diplomatischen Aufträgen auch den Wiener Hof besucht und sich da mit offenen Augen umgeschaut; hatte er im Jahre 1859, in welchem er als Gesandter nach St. Petersburg versetzt wurde, auch dort seine Kenntniß der europäischen Verhältnisse erweitert, und seinen, wenn auch kurzen Aufenthalt in Rußland für das, was er wollte, und worauf er Tag und Nacht hinarbeitete, sich zunutze gemacht: so öffnete sich ihm mit dem Jahre 1860 eine neue, ohne Vergleich nach solchen Vorstudien wichtigere Bahn, durch seine Sendung als preußischer Botschafter nach Paris, an den Hof des Großmeisters in der Politik der Zeit, Napoleon's III. Er hat gezeigt, daß er diese Schule, wie kein Anderer, zu benützen verstand, um sie zu rechter Zeit für seine Zwecke zu verwenden.

Schon damals rieth er dem Prinz-Regenten zur Annäherung Preußens an Frankreich. Hatte Viktor Emanuel, oder vielmehr sein großer Minister Cavour, den französischen Kaiser für die Einheit Italiens zu gewinnen gewußt, so glaubte Bismarck, der Versuch, denselben in Bezug auf die Neugestaltung Deutschlands zu Gunsten Preußens zu stimmen, sei wenigstens der Mühe werth.

An süddeutschen Fürstenhöfen, an welchen die österreichischen oder russischen Einflüsse stark und die Abneigung gegen eine Unterordnung unter Preußen in den Fürsten selbst noch stärker war, erregte die Zusammenkunft zu Baden-Baden zwischen dem Regenten von Preußen und Napoleon die Herzen und Geister so sehr zu Eifersucht und Mißtrauen, daß nicht blos die Aeußerung umlief: „Lieber französisch, als preußisch,“ sondern daß — freilich nicht von süddeutschen Fürsten und ihren Regierungen — aber von vorlauten Augendienern, von einer zweiten Auflage des Rheinbunds, als von einer Nothwendigkeit, geredet wurde.

In Oesterreich hatte man in den Umgebungen des jungen Kaisers, nach der gräßlichen Lektion von 1859 in Italien, zu einem Umschwung einen Ansatz genommen, aber nur in Worten, nicht in Thaten. Kaiser Franz Joseph soll gesagt haben, selbst wenn er es könnte, würde er die schweren Erfahrungen, welche er 1859 gemacht habe, nicht aus seinem Leben weg wünschen; er sehe ein, daß sie nothwendig gewesen seien. In dem Verfassungspatent vom 27. Februar 1861 trat Oesterreich wieder — so sagten viele in Deutschland — „in die Reihen der konstitutionellen Staaten“ ein. Die Welt ist jetzt anders geworden. Vor dreißig Jahren hat Kaiser Franz II. in Ungarn erklärt: Die ganze Welt ist närrisch geworden, und will Konstitutionen haben. Jetzt hat der Enkel dieses Kaisers vor den Vertretern seines Reiches feierlich erklärt: „Ich halte fest an der Ueberzeugung, daß freie Institutionen unter gewissenhafter Wahrung und Durchführung der Grundsätze der Gleichberechtigung aller Völker des Reiches, der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz, unter Theilnahme der Volksvertreter an der Gesetzgebung zu einer heilbringenden Umgestaltung der Gesammtmonarchie führen werden.“

Das neue Ministerium Schmerling hatte es für ein Leichtes erklärt, aus Oesterreich einen konstitutionellen Einheitsstaat zu schaffen. Schmerling war im Dezember 1860 als allmächtiger Staatsminister in's Kabinet getreten. Was in Oesterreich selbst an Reformen geschah, blieb etwas Papierenes; gar nichts von Bedeutung, obwohl manches Gute und Zeitgemäße beschlossen war, kam zur Durchführung und trat in's Leben. Eben so leicht nahm es Schmerling, die berechtigten Forderungen der deutschen Nation nach nationaler Einigung und freitheitlicher Entwicklung abzuspeisen. Er unterschätzte die Menschen und Dinge in Preußen einerseits, und ebenso andererseits die Tiefe und Stärke, die ganze Art, welche die demokratische Strömung in ganz Deutschland bereits gewonnen hatte. Schmerling ließ seinen Kaiser Franz Joseph, um ihm Freude und Ehre, um sich selbst einen um so festeren Platz im Kabinet, und um der österreichischen Politik und Machtstellung einen glänzenden Nimbus zu verschaffen, der Welt ein großes Wort verkünden: Die Reform des deutschen Bundes.

Plötzlich geberdete sich der Kaiser von Oesterreich wie ein deutscher Fürst. Schmerling gedachte im Fluge für Oesterreich, im Kampfe mit Preußen um die Oberherrschaft in Deutschland, einen Vorsprung zu gewinnen. Das ist die eigentliche Quelle des Reformkongresses in Frankfurt. Es sollte nicht blos eine Ueberraschung, es sollte eine Ueberrumpelung Preußens und Süddeutschlands sein, die Einladung zu einem Fürstenkongreß auf den 16. August 1863 nach Frankfurt a. M. Es wurde vom Wiener Hofe aus durch die Presse kurz zuvor dafür gesorgt, wenigstens in den Völkern des südwestlichen Deutschlands wunderbare Erwartungen zu erwecken, und damit die ohnedieß daselbst noch zahlreich und lebhaft vorhandenen österreichischen Sympathien zu steigern.

Wenn von Seite des österreichischen Kaisers dem, was Deutschland zu erwarten berechtigt war, in Wirklichkeit genügt wurde, so waren ihm die moralischen Eroberungen in Deutschland auf die Dauer gesichert. Schmerling hatte einen günstigen Zeitpunkt gewählt: der seit der Thronbesteigung König Wilhelm's I. sich verschärfende Zwiespalt zwischen dem damaligen Ministerium in Preußen und dem Abgeordnetenhause, zwischen dem Könige und dem preußischen Volke, hatte die auf den König und auf Preußen neuerdings gesetzten Hoffnungen nicht abgekühlt, sondern niedergeschlagen. Selbst bisherige Gegner Oesterreichs wandten sich mit ihrer Hoffnung augenblicklich Oesterreich zu.

Man hörte, man las: „Wenn es gelingt, dann hat Franz Joseph zu der österreichischen auch noch die deutsche Kaiserkrone gewonnen. Er wird diese Krone, wenn auch vielleicht nicht sofort dem Namen, aber doch dem Wesen nach gewinnen; ja, Franz Joseph wird in That und Wahrheit deutscher Kaiser sein von der Stunde an, wo er thatsächlich an der Spitze des von ihm erneuerten und verjüngten Bundes steht."

Am 2. August 1863 legte Kaiser Franz Joseph dem Könige von Preußen im Bade Gastein eine „österreichische Denkschrift über die Nothwendigkeit einer Reform der deutschen Bundesverfassung" vor. Darin hieß es: „Angesichts der inneren und äußeren Gefahren, welche Deutschland bedrohen, tritt, je unsicherer sich die Lage Europa's gestaltet hat, desto unabweislicher an die deutschen Fürsten die Aufgabe heran, sich rechtzeitig einer haltbaren Stellung zu versichern. Eine solche kann augenscheinlich nicht mehr auf die bestehende Bundesverfassung gegründet werden. — Das Facit der neuesten deutschen Geschichte ist zur Stunde nichts als ein Zustand vollständiger Zerklüftung und allgemeiner Zerfahrenheit. Man denkt in der That nicht zu nachtheilig von diesem Zustande, wenn man sich eingesteht, daß die deutschen Regierungen im Grunde schon jetzt nicht mehr in einem festen gegenseitigen Vertragsverhältniß zusammenstehen, sondern nur noch bis auf Weiteres im Vorgefühle naher Katastrophen nebeneinander fortleben. Die deutsche Revolution aber, im Stillen geschürt, wartet auf ihre Stunde. — Der Boden der Bundesverträge schwankt unter den Füßen dessen, der sich auf ihn stellt, und der bloße Wunsch, daß die morschen Wände den nächsten Sturm noch aushalten mögen, kann ihnen die dazu nöthige Festigkeit nimmermehr zurückgeben. Weder Oesterreich noch Preußen, noch die übrigen deutschen Staaten können sich mit irgend einem Grad von Vertrauen auf den Bund in seinem jetzigen Zustand stützen."

Allerdings war, durch die Mißregierung des deutschen Bundes und durch die Haltung Oesterreichs wie Preußens, in der letzten Zeit die Mißstimmung im deutschen Volke größer geworden. Selbst von England aus weissagten konservative Stimmen den Deutschen, „unter der harten Kruste des deutschen bureaukratischen Lebens schlummern Mächte, welche es vielleicht bald zertrümmern, und einen neuen stärkeren Bau aufführen werden." Diese Stimmung war wenigstens dem Staatsminister Schmerling nicht entgangen. Besorgte er oder ahnte er, daß es in Preußen einen Mann geben könnte, diese deutsche Stimmung und Lage in preußischem Interesse auszubeuten? und wollte er, weil er vielleicht einen Wink schon davon hatte, mit einem raschen Sprung vorauseilen und zuvor kommen?

Jedenfalls nahm der österreichische Staatsmann die Sache kurz und leicht; und in ganz Deutschland, ja in Europa, mußte das durch den Mund des Kaisers von Oesterreich öffentlich ausgesprochene Geständniß von der Unhaltbarkeit des deutschen Bundes, von der Gefährlichkeit und Schädlichkeit der Fortdauer seiner Verfassung ganz eigenthümlich wirken. Gerade Oesterreichs Hof und Politik war es gewesen, durch welche jeder, der so dachte und sprach, in früherer Zeit als Revolutionär, als Hochverräther geächtet und verfolgt wurde, und vor einem Jahrzehnt erst war auf Oesterreichs Antrag durch den



Eroberung österreichischer Geschütze durch preuß



lsche Dragoner bei Skalitz, den 28. Juni 1866.

Bundestag in alle deutschen Strafgesetzbücher ein Artikel eingezwängt worden, nach welchem jede Beleidigung des Bundestags in jedem deutschen Staate ebenso bestraft werden solle, wie eine Majestätsbeleidigung nach den Landesgesetzen bestraft werde.

Und an diesen deutschen Bund, welchen im Jahr 1863 der österreichische Kaiser und sein Kabinet „als eine morsche, den Einsturz drohende Wand, die keinen Sturm mehr aushalten möge,“ erklärt hatten, wollten eben dieselben im Jahre 1866 sich anlehnen, auf ihn sich stützen!

Um diese Zeit stand bereits Bismarck an der Spitze des preußischen Ministeriums. Im Herbste 1862 hatte König Wilhelm I. sein Ministerium gewechselt, und Bismarck war am 9. Oktober 1862 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des Staatsministeriums geworden. Als Gesandter zu Paris war es ihm wirklich gelungen, den Kaiser der Franzosen für seine preußisch-deutschen Gedanken einzunehmen, bei diesem in Europa damals den Ton angebenden, gekrönten Staatsmann in besondere Gunst sich zu setzen, und aus diesem kaiserlichen Vertrauen eben so sehr, als aus dem, was er in nächster Nähe ihm ablernte, für sich Gewinn zu ziehen. Schon als Bismarck mit dem Kaiser im Jahre 1860 im Bad Biarritz zusammen war, soll Manches von dem, was Bismarck nachher als Präsident-Minister ausführte, jedenfalls die neue Stellung Preußens in Deutschland und der Krieg gegen Oesterreich, zwischen beiden besprochen und vorbereitet worden sein.

Das Jahr 1859 hatte für jedes sachkundige Auge in Preußen bei der Mobilmachung die Nothwendigkeit von Aenderungen und Verbesserungen im preußischen Heerwesen aufgedeckt. Die Fachmänner jeder politischen Farbe waren darin einig, daß Manches darin geschehen müsse, und sie wichen nur darüber untereinander ab, wie und wie weit die Neugestaltung des Heerwesens schon jetzt in Angriff zu nehmen sei. Das Haus der Abgeordneten ging in seiner Mehrheit davon aus, daß die Klagen über die Kosten des bisherigen preußischen Heerwesens als über etwas, die Steuerkraft Uebersteigendes, allgemein in den preußischen Staaten seien. Diese Mehrheit fühlte und wußte Preußen nur als das vornehmste Glied im neuen deutschen Reiche. Neben dieser Mehrheit des Abgeordnetenhauses machten sich aber in diesem und in den preußischen Staaten, besonders am Hofe, zwei andere Anschauungen und Richtungen geltend. Die eine war dafür, daß Preußen eine wirkliche Nordmacht werde, bis an den Main; einige waren sogar dafür, daß Preußen Deutschland werde, in verjüngtem Maßstab; ein in Deutschland aufgegangenes Preußen zunächst — wie alle Freunde dieser Anschauung preußischen Blutes, ohne Unterschied der Linken oder Rechten, es unwiderlegbar ansahen, so, daß es sich naturgemäß von selbst verstehe, daß das Aufgehen Preußens in Deutschland nur etwas dem Namen nach sei, und daß der Sache nach durch den Druck der Verhältnisse nach und nach Deutschland in Preußen aufgehe, Deutschland preußisch werde, d. h. die einzelnen deutschen Bevölkerungen mit den preußischen Elementen sich verschmelzen, aber auch — zur Ehre dieses Theils preußischer Anschauung muß es gesagt werden — die preußischen Bevölkerungen ihr absonderliches Preußenthum, den preußischen Partikularismus und Provinzialismus nach und nach aufgeben und allgemein deutsch werden.

Am kräftigsten vertrat Bismarck die Partei derer, welche zunächst nur eine „nationale preußische Idee“ verfolgten und nicht die nationale deutsche Idee. Er wollte zunächst nur Preußen aus den hemmenden Fesseln der alten Bundesverfassung erlösen, in die man es eingezwängt hatte, den alten deutschen Bund gewaltsam sprengen, Preußen zur wirklichen Großmacht erweitern, und den Beruf Preußens in Deutschland und Europa, über den er seit lange mit sich im Reinen war, auch gegen Oesterreich geltend machen. Daß das nur auf dem Wege der Gewalt geschehen könne, darüber war er sich klar. Bismarck hatte sich jenes Wort des Frankfurter Parlamentsglieds Wilhelm Schulz, „daß man ein neues Deutschland nicht auf den Platz schwatze“ besser gemerkt und zu eigen gemacht, als die liberale und demokratische Partei von ganz Deutschland, und ganz besonders besser, als die preußische Fortschrittspartei. Unendlich besser kannte er ohnedieß die Persönlichkeiten und die Plane des österreichischen Hofes, und die Größe der Gefahr, welche von dorther für Preußen drohte, und damit für jede Art von Fortschritt auch in Deutschland. Darüber, daß vom Wiener Hof aus, wenn dieser in Deutschland und Italien oben blieb, eine zweite „Restauration“, viel schlimmer als die erste, hereinbrach, kann nur der heute noch im Zweifel sein, welcher die offen in Wort und That vorliegenden Akten nicht kennt, oder nicht kennen will. In seinen Banden erhebt sich allwärts, von den Tyroler Alpen bis Prag, die Hauptstadt des Kaiserstaats mit eingeschlossen, in ganz Oesterreich alles Volk und Land, was Sinn hat für Bildung, für geistige und für Gewissensfreiheit, mit dem Muthe der Verzweiflung gegen die Heuschreckenwolke der Jesuiten, welche von Italien her, das sich davon gesäubert hat, über die österreichischen Staaten schwarz sich herabsenkt, um die Masse von Jesuitismus, welche zuvor schon dort vorhanden war, bis zum Entsetzlichen zu verstärken.

Schon 1859 hatte Bismarck zu den Wenigen gehört, welche die Verlegenheit Oesterreichs zur Lösung der deutschen Frage auf gewaltsamem Wege benützen wollten und ein revolutionäres Vorgehen Preußens in Deutschland befürworteten. Er hatte an Napoleon's III. Erfolgen gesehen, was eine Revolution, welche von Oben ausgeht, in den letzten Jahren geleistet hatte, ebenso glänzend als reißend schnell. Hatte sich durch Napoleon und Cavour eine solche Staatsumwälzung in Italien machen lassen, so schien sie ihm auch in Deutschland möglich, und er fühlte in sich

die Kraft und den Beruf dazu. Er war beim Antritt seiner Minister-Präsidentschaft bei sich dafür entschieden, in Deutschland Revolution von Oben zu machen, gewaltsam die Verhältnisse Preußens und Deutschlands zu ändern, und mindestenfalles Preußens Macht und Bedeutung zu erweitern, rasch, rücksichtslos-kühn, verwegen-durchgreifend, zu jedem Wagniß, aber auch zu jedem Einsatz, namentlich auch seiner eigenen Person, bereit. Daß in Masse die Menschen des Zeitalters überall dem glücklichen Erfolg huldigen; daß der klare, fest auf sein Ziel losgehende und durch Energie überlegene Leiter eines Staates allwärts Männer vieler Worte und glänzender Beredtsamkeit vor sich findet, aber unter ihnen ganz wenige Männer der That und des wagnißvollen Vorgehens; und daß dieser selbst dann nicht, wenn die Verfassung des Landes in der Wurzel angegriffen oder ganz zurückgestellt wurde, die Volksvertretung zu fürchten hatte — das legte ihm die tägliche Erfahrung in ganz Europa vor Augen.

Zu dieser revolutionären Politik nach Außen bedurfte Bismarck Geld, eine gut eingeübte, jeden Augenblick schlagfertige, starke Heermacht, und Bundesgenossen im Kampfe gegen Oesterreich. Darum war er schon im Jahr 1859 für die Reorganisation des preußischen Heeres. Das Abgeordnetenhaus sah die Reorganisation erstens als kostspielig, zweitens nur als ein Mittel an, wodurch die Feudalen den Soldaten dem bürgerlichen Leben entfremden und zu einem gefügen Werkzeug des Absolutismus in ihrer Hand machen wollen. Es verwarf mit ungeheurer Mehrheit die Vorlagen des Ministeriums Schwerin-Auerswald über die Heerorganisation. Der Zwiespalt über die Militärfrage schärfte sich zum erbittertsten Konflikt zwischen dem Abgeordnetenhaus und der Krone. So fand Bismarck die Lage, als er an die Spitze des Ministeriums trat. Innerlich war er mit den Abgeordneten darin ganz einverstanden, daß „die Rüstung Preußens für dessen schmalen Leib zu schwer sei." Aber eben deßwegen hielt er es für geboten, nicht die Rüstung Preußens zu verkleinern, sondern dafür zu sorgen, daß Preußens Leib wachse, größer und stärker werde. Mit einer außerordentlichen Kriegsanstrengung für den Augenblick hoffte er zu erreichen, daß Preußen die nöthige Vergrößerung an Land und Leuten, und dann eben damit auf die Dauer eine Vertheilung und so eine Erleichterung der Last des Heerwesens erlange, welches nöthig sei, Preußen den in Bismarck's Augen ihm gebührenden Einfluß zu erringen und den errungenen zu behaupten.

Er hätte gerne seine Plane Hand in Hand mit dem Abgeordnetenhaus in Angriff genommen; er kannte seine Preußen, und wußte, daß, in Bezug auf Preußens Vergrößerung und europäische Machtstellung, in Preußen alles Volk, und auch weit die meisten Abgeordneten links und rechts im Hause, im Stillen ganz die gleichen Wünsche hatten, wie er. Er hätte sich um so lieber selbst auf die liberale Partei gestützt, als den Feudalen die Wandlung, welche in Bismarck vorgegangen war, und seine Rathschläge auf ein gewaltsames Vorgehen mißfielen. So sehr die feudale Partei die Revolution haßte, so sehr war ihr auch der Bonapartismus zuwider. Den Bannerträgern des Prinzips der Legitimität konnte die Politik eines preußischen Ministers, welcher Napoleon III. sich zum Vorbild nahm, nicht vorn herein zusagen. Von ihnen konnte Bismarck eher Widerstand als Unterstützung erwarten.

Ein Theil der liberalen Partei aber mißverstand, wie dieser jetzt selbst bekannt hat, die Absichten der Politik Bismarck's, und blieb dabei, darin nur reaktionäre Gelüste zu sehen: ein anderer Theil der Liberalen, dessen Vertreter Schulze aus Delitzsch und Löwe aus Calbe waren, sprachen ihren Abscheu vor dem Wege der Gewalt aus, als Bismarck gleich bei seinem Amtsantritt sein Programm kurz und scharf dahin gab, die Erlösung Preußens aus den hemmenden Fesseln des deutschen Bundes und die Geltendmachung des deutschen Berufs Preußens gegen Oesterreich könne nur mit Erfolg durch Blut und Eisen geschehen, nicht durch moralische Eroberungen. Das letzte Ministerium „der neuen Aera" war gefallen durch seinen Mangel an eigener Kraft, durch seine Halbheit im Liberalismus und durch die Angriffe, welche es von der Fortschrittspartei ebenso wie von den Feudalen erlitt, die seine Stellung am Hofe wie im Volke unterwühlten. Bismarck, der Nachfolger dieses Ministeriums, war der Mann der eisernen Thatkraft und zugleich der Mann der unbegränzten Rücksichtslosigkeit, welche, weil sie den Zweck will, auch die Mittel will, die überzeugungsgemäß allein zum Zweck führen können; zugleich nicht der Mann, welcher sich durch Reden, durch Zeitungsartikel und durch Resolutionen imponiren und in dem, was er wollte, beirren ließ.

Die Legitimitätseinbildungen der Thron- und Altarpartei, wo sie ihm seinem Zweck widrig erschienen, genirten ihn und existirten für ihn so wenig, als die Rechtsausführungen der Liberalen und der Fortschrittspartei. Wenn im Abgeordnetenhaus, wie am 30. November 1862, ihm gesagt wurde, „es werde wohl noch die so vielfach von Gott gesegnete preußische Dynastie auch einen Träger finden, der das geläuterte monarchische Prinzip in wahrhaft richtiger Weise zu verstehen und für das eigene Land, wie für Gesammtdeutschland, zur Geltung zu bringen wissen werde," oder wenn, wie später einmal, von einem berühmten Redner der Fortschrittspartei ihm zugerufen wurde: „Auf dem Wege stiller Reformen ist die große deutsche Frage zu lösen, nicht durch Gewalt, nicht durch Revolution, nicht mit Blut und Eisen": so lächelte Bismarck. Ueber den salbungsvollen Liberalismus des Redners, der jene erste Aeußerung that, fühlte er, welchem Napoleon III. Vorbild und Lehrmeister war, sich erhaben; und besser, als der letzte Präsident des deutschen Parlaments, hatte er begriffen und sich gemerkt, warum jene Versammlung sogar in so schwungvoller Zeit — nichts zu Stande gebracht hatte.



Der Kronprinz von Preußen bei Skalitz. Originalzeichnung von Georg Bleibtreu.



Einmarsch der preußischen Truppen in Leipzig, den 19. Juni 1866.

Wie jenes Parlament ein Parlament der Worte statt der Thaten war, und dadurch sich zu Grunde richtete, so war auch das preußische Abgeordnetenhaus bisher stark nur im Reden und Rathen, aber nicht in Thaten gewesen. Diese Versammlung fürchtete Bismarck nicht, so hervorragende und leuchtende Talente der Beredtsamkeit sie auch in größerer Zahl in sich schloß. Wo irgend in der Welt eine Partei, sei es eine politische, oder religiöse oder welche es wolle, blos redselig bleibt in Ständekammern, in Versammlungen und in der Presse, ist sie ungefährlich, unmächtig, und zehrt sich selbst auf mit der Zeit. Der Mann von Hoch und Nieder in Masse ist heutzutage noch immer ebenso, wie in den freien Staaten des Alterthums, vor Allen — der Mann der That. Beredt selbst, den Rednern der Opposition gegenüber, war Bismarck vornherein entschlossen, seine Gegner reden und an ihrer Redseligkeit sich abnützen zu lassen, während er Thaten vorbereitete, Thaten, von welchen er gewiß wußte, daß, ausgeführt und gelungen, sie das preußische Selbstgefühl nach allen Seiten des Staates hin befriedigen und sogar seine Gegner in Masse mit seiner Art des Vorgehens versöhnen würden. Cromwell und Napoleon III. glaubten Kammerauflösungen nöthig: Bismarck ließ weit mehr reden, und handelte; er wußte, daß er weder englische Puritaner noch Franzosen vor sich hatte, weder im Abgeordnetenhaus noch im Volke.

Je bitterer die liberalen Schattirungen ihm gegenüber traten, desto eifriger unterstützten ihn die Feudalen gegen diese Fortschrittspartei im ersten Jahre seines Amtes, gegen die Partei, welche, getragen von der unzufriedenen Stimmung des Landes, der Feudalpartei über den Kopf zu wachsen drohte.

Diese letztere theilte durchaus, mit wenigen Ausnahmen, die Ansicht eines Theils der Fortschrittspartei in Betreff der Heerreorganisation; sie hielt solche auch für ein Mittel, das zunächst gegen den inneren Gegner berechnet sei. Sie sah darin ein prächtiges Werkzeug, nöthigenfalls die Fortschrittsmänner und die Anhänger der Demokratie niederzuschlagen, wenigstens vorerst sie im Zaum zu halten. Das überwog bei ihr alle andern Bedenklichkeiten gegen die Persönlichkeit Bismarck's und gegen die Gedanken, mit denen er sich trug.

Die Fortschrittspartei, welche die Kammer beherrschte, verweigerte ihre Zustimmung zur Heerreorganisation beharrlich fort, verweigerte das Budget, trotz Kammerauflösung oder Vertagung. Die Feudalen, die im Herrenhaus herrschten, und ihre winzige Minderheit im Abgeordnetenhaus waren um so eifriger für Bismarck. Er führte unbekümmert um die Beschlüsse des Abgeordnetenhauses die Heerreorganisation durch; er erhob zu den laufenden Ausgaben die nicht verwilligten Steuern; er war, wie er selbst sagt, entschlossen, Geld zu nehmen, wo er es fände; er erlaubte sich Verfassungsverletzungen und Gewaltüberschreitungen eine nach der andern; Preßordonnanzen knebelten das freie Wort; die feudalen Zeitungen durften gegen die verfassungstreuen Männer schreiben, was sie wollten; den freisinnigen Zeitungen wurde die Vertheidigung für sich selbst wie für die Verfassung zuerst beschränkt, dann unmöglich gemacht. Verfolgungen und Verurtheilungen wegen freien Wortes kamen an die Tagesordnung, und die in feudalem Sinn besetzten Gerichte fällten solche Urtheile, daß man in Preußen und in Europa fragte, ob es in den Staaten, deren strengrechtliche Gerechtigkeitspflege unter Friedrich II. einst weltberühmt war, noch Richter gebe? Das Kölner Abgeordnetenfest wurde durch militärische Einschreitungen gesprengt, und selbst die durch die Verfassung von jeder Verantwortlichkeit geschützte Redefreiheit der Abgeordneten im Hause selbst wurde, verfassungsbrüchig, gewaltsam angetastet.

Es geschahen Dinge, für welche das Abgeordnetenhaus den Präsident-Minister Bismarck als Hochverräther an der Verfassung und an der Heiligkeit der Volksvertretung vor seine Schranken geladen und gerichtet hätte, hätte es die äußere Macht dazu gehabt, weil es alles Geschehende ohne Unterschied auf ihn als Urheber zurückführte. Wahrscheinlich ist, daß nicht Alles, was geschah, von ihm ausging, und daß Einzelnes weder mit seinem Willen noch mit seinem Wissen von Anderen geschah, von den Ministern Graf Eulenburg und von der Lippe, welche das Innere und die Justiz verwalteten.

Aber geschehen hat er es lassen, und für seinen Zweck hat er es verwendet, was diese für sich gethan haben mögen. Es war ihm Alles genehm, was die Volksvertretung schwächen oder herabwürdigen konnte, weil dieselbe die für seine Plane ihm nothwendig scheinende Aenderung im Heerwesen mit so verbissener Hartnäckigkeit, so verstockt, im Abgeordnetenhaus bekämpfte, und außer dem Haus im Volke dagegen agitirte. Ein Wort jedoch, jenes Wort, worin er einen Vergleich machte mit der „Gesindeordnung", und wodurch die Volksvertretung getroffen werden sollte, hat nicht dieser geschadet, sondern nur ihm selbst, unwiderbringlich und unauslöschlich.

Schon unter der neuen Aera war die Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses so gewesen, daß ihre Haltung fernestehenden freisinnigsten Beobachtern nicht die richtige, auf den Zweck bei der Eigenart des Königs klugberechnete, zu sein schien. Sie zeigte sich ohne die Fühlung der Lage und den sicheren Takt, welcher selbst in Größerem für den Augenblick nachzugeben weiß, um die Hauptsache, das, was das Ziel ist und worauf Alles ankommt, zu erlangen oder zu behaupten. Die freiheitliche Partei hat damals der wohlmeinenden Warnung des ehrlichen Grafen Schwerin im Uebermuth das Ohr und das Nachdenken versagt, und dadurch die Herrschaft, die sie in den Händen hatte, unter hochtönenden Reden verscherzt. Sie war im Anfang des Conflicts unpraktisch, mehr prinzipiell, als politisch, mehr rednerisch, als staatsmännisch, und ein Theil davon das Letztere erst, als es zu spät war.

Nicht was Damenmund auf der Galerie oder nach Lesung der Zeitungen, auch nicht, was Volksmund, sondern was der Mund alter, erfahrener Politiker lobt, ist in politischen Dingen wohlgethan. Die Redseligkeit, besonders wenn sie hartnäckig ist, lieben Männer der That nicht, und je mehr ein solcher Mann durch den Ueberdrang des von ihm thatsächlich zu Leistenden körperlich und geistig aufgeregt und gereizt ist, desto mehr reizt ihn und steigert ihn zu leidenschaftlichen Ausgriffen die Redseligkeit der Theorie, die Verfessenheit auf das Prinzip. Er sieht dann nur darin Eigensinn und Beschränktheit. Er übersieht dann alle Rechtsgründe, alle edeln Triebfedern; er sieht dann nur in den Widersprechenden Feinde und Hindernisse dessen, worauf ihm Alles ankommt, und wofür er Alles einsetzt, und er setzt sich dann über Alles hinweg, was ihm als Hemmniß auf seinem Weg entgegentritt.

Das haben, noch ehe es konstitutionelle Staaten gab, die Männer, welche nicht blos im Staat, sondern auch in der Kirche Epoche machten, überall, wo es den Fortschritt galt, in gleicher Weise erlebt und durchzumachen gehabt; und es ist durchaus unwahr, wenn einer sagen wollte, es seien in den abgelaufenen Jahrhunderten und Jahren die Erfolge für die Menschheit, wie für einzelne Völker, in Betreff jeder Art von politischem und religiösem Fortschritt, erreicht worden, oder, unter den gegebenen Verhältnissen der Menschen und der Dinge, zu erreichen gewesen, anders, als durch Ausnahmen, welche eingriffen und einschnitten; durch außerordentliche Menschen und außerordentliche Maßregeln. Die Linie der Schuld fängt da an, wo das Gewissen dessen, der an der Spitze handelt in Staatssachen, als ein beflecktes erscheint. Das preußische Abgeordnetenhaus zu Ende des Jahres 1866 hat einstimmig, das Auge auf die Erfolge Bismarck's für Preußen gerichtet, nicht blos rühmend, sondern preußen-freudig, diese anerkannt, und nur wie kleine stille, sittliche Sterne in diese allgemeine Jubelnacht herein leuchten vereinsamt die Augen des anders stimmenden Abgeordneten Jakobi von Königsberg, des von Berlin Gewählten, und einiger Andern seiner politischen Freunde. Deren Anschauung und Urtheil kann die Geschichte nicht anders verzeichnen, als ein solches, welches reinsittlich ist, aber nicht durchdringt, weil die Mehrheit der reinsittlichen Anschauung und Grundsätzlichkeit fremd ist. Diese Fremdheit ist ein allgemeines Zeichen unserer Zeit, in Kirche, Staat und Gesellschaft. Eben darum aber ist die Neugestaltung auf dem Wege Jakobi's jetzt nicht möglich.

Das eben kannte durch Erziehung und Erfahrung Bismarck; das Andere wußte er aus Studien und aus Erfahrung. Bismarck ist weder liberal noch unliberal. Die Legitimen fanden sich durch ihn noch entsetzlicher enttäuscht, als die Fortschrittsleute. Sie sind mißvergnügt über das, wie weit er bereits gegangen ist, und hegen Befürchtungen darüber, wie weit er in Zukunft noch gehen könnte. Er hat sich mit derselben souveränen Ungenirtheit über die den Konservativen heiligsten Glaubenslehren der Legitimität weggesetzt, wie über die Grundsätze und Forderungen des Liberalismus. Er hat die Altkonservativen so verletzend behandelt, wie die Altliberalen und die Demokraten. Er hat sich bei seinem Vorgehen um das, was jene dazu sagten, so wenig gekümmert, als um das, was diese dazu sagten; und man darf gewiß sein, den Mann, welcher die Legitimität so rücksichtslos und mit solcher Verachtung behandelt hat, wird das Junkerthum, dessen Spitzen in höchsten Heerstellen stehende königliche Prinzen und am Hofe einflußreiche Prinzessinnen sind, stürzen und durch den Botschafter zu Paris, Grafen von der Golz, den von der Partei Abgefallenen ersetzen, sobald sie das dem alten König abzuringen vermag; aber auch umgekehrt wird Bismarck sich aller derer unter seinen Amtsgenossen im Ministerium, welche er auf seiner Art von Fortschrittsbahn für ausgenützt oder hindernd hält, wohl ohne Weiteres entledigen, sobald ihn die Rücksicht auf die Eigenart dessen, der jetzt noch auf dem Throne sitzt, nicht mehr beengt.

Denn mit Ministern aus den liberalen Kreisen allein kann er auf seinem einmal betretenen Weg fortschreiten; und auf diesem muß er fortschreiten, weil er nicht zurück kann, und das Stillestehen nicht blos für ihn, sondern für seine Sache, für Preußen, der gewisse Untergang wäre.

Aber auch liberale Minister werden ihm, wie der Liberalismus, wenn er ihm zweckdienlich scheint, und darum ihm beliebt, nur Mittel zum Zwecke sein. Diese Minister wären nichts als von ihm beherrschte Werkzeuge, weggeworfen im selben Augenblick, wo sie eine eigene Ansicht verwirklichen wollten, die ihm nicht gefiele. Denn Alles ist ihm Mittel, blos Mittel. Legitim und revolutionär, konservativ und liberal, aristokratisch und demokratisch — sind für ihn keine Gegensätze, er verwendet das Eine wie das Andere für sich gerade so und gerade dann, wie und wann er jedes nützlich verwenden zu können glaubt, als Mittel. Aber — die Thatsachen seit 1862 überweisen ihn — auch Recht und Unrecht, moralisch und immoralisch, religiös und irreligiös sind für ihn bis jetzt bloße Begriffe gewesen, handhäbig und gebraucht als Mittel, ganz nur so wie er es im Interesse dessen hielt, was ihm der große Zweck war. Ob etwas sittlich noch so unrecht war, er that es für seinen Zweck, es war ihm politisch recht: Verfassung und Verfassungsbruch, Bund und Bundesbruch, Frieden und Friedensbruch.

In den letzteren Stücken aber hielt das Friedrich II. von Preußen auch so; es hielten es so nicht blos Kaiser Karl V. und die jesuitischen österreichischen Ferdinande und ihre Nachfolger; nicht blos der humane König Heinrich IV. von Frankreich und die inhumanen Bourbonen; nicht blos der erste und dritte Napoleon, sondern sogar der schwärmerisch-religiöse, urkundlich keineswegs heuchlerische, aber eben überwiegend politische Cromwell. Daß es Metternich



Italienische Freiwillige au



ſ dem Wege nach Como.

und Consorten so hielten, versteht sich von selbst. Zu dieser Sorte soll Bismarck nicht herabgezogen werden, die blos Unrecht that, um sich und ihren Fürsten das Leben möglichst reich an sinnlichen Vergnügungen auf Kosten der Völker zu machen.

Was Bismarck that mit Hinwegsetzung über hergebrachtes Recht und Gesetz, hat er wenigstens nicht gethan für sich selbst, sondern für einen Staatszweck; nicht aus Eigennutz und um seinen Lüsten zu dienen, sondern aus preußischem Patriotismus, wie er solchen verstand. Kopf, Kenntnisse, Energie, Entschlossenheit, diplomatische Schlauheit und List, große Menschenkenntniß und eingehende Erkundung der Verhältnisse an den außerpreußischen Höfen und in den außerpreußischen Ländern Deutschlands hat er durch die That bewiesen. Sein Standpunkt ist kein moralischer, sondern ein modern-staatsmännischer; ihn leitet nicht das Sittengesetz, sondern der modern-politische Verstand.

Cromwell's eiserne Faust und Politik hat in England den Boden für die Freiheit bearbeitet, und das englische Volk verzieh und vergaß, was er gegen Religion, Sitte und Recht, über alle Drei sich stellend, gethan hatte, nach seiner Ueberzeugung und Ansicht, als das für Freiheit, Wohlstand, Macht und Größe Englands Nothwendige. Ob Deutschland, ja ob auch Preußen sogar, dem Grafen Bismarck das vergeben und vergessen wird, was er wider Recht in und außer Preußen gethan hat, das hängt davon ab, was er in nationalem und freisinnigem Sinn thun wird oder nicht thun wird.

Die Zukunft wird ihn lossprechen und feiern, oder anklagen und verdammen. Bismarck's geschichtlich richtiger Ausspruch, daß „ein werdender Staat sich nicht so viele Freiheit erlauben dürfe, als ein fertiger Staat, wie England sei," darf nicht durch ihm untergeordnete Minister von junkerlichen Anschauungen mißbraucht werden; und, wenn wirklich der Minister-Präsident Preußens einem auswärtigen Vertreter gegenüber, wie der preußische Minister des Innern kürzlich im Abgeordnetenhaus verlauten ließ, ungefälscht das Wort gebrauchte: „Nur ein ganz fertiger Staat könne sich den Luxus einer liberalen Regierung gestatten," so wird jedenfalls, sobald der Bundesstaat fertig ist, die liberale Regierung anzufangen haben, oder die Bewegung der Völker, des Geistes in der Zeit, wird Bismarck, und was mit ihm zusammenhängt, überfluthen und begraben.

Weil alles Recht in Bismarck's Augen als ein kleines Recht vor dem Einen großen Recht, das für ihn allein Geltung hat, vor dem ihm allein heiligen Recht Preußens, groß und stark, der Beherrscher Deutschlands und eine Weltmacht zu werden, ganz und gar zurücktrat: war er entschlossen zu jeder Art von Rechts- und Friedensbruch, ganz bewußt und planmäßig, als er in's Ministerium trat.

Der Bruch mit Oesterreich.

An Bismarck's Politik zerging Schmerling's „Geniestreich", wie das sogar die konservative englische Zeitung Herald nannte, der deutsche Reformkongreß in Frankfurt.

Es bleibt ein Verdienst Bismarck's, daß er, wenn auch aus ganz anderen als rein deutschen Absichten, es geradezu unmöglich machte, daß die deutsche Nation durch die österreichische Politik abermals betrogen wurde. Was Schmerling durch seinen Kaiser bot, war nicht eine wahrhafte Nationalvertretung, sondern eine Scheinvertretung, die schlechteste aller Regierungsformen in der Welt, weil ein Volk damit blos dem Namen nach etwas, nur den Schein der Freiheit hat, und unter der Decke dieses Scheins ihm mittelst der ganz allein im Sinne der Regierung gewählten Vertretung jedes Unrecht in Rechtsform gebracht und das letzte Bischen von Freiheit und Recht aus der Hand gespielt werden kann, unter der fürstlichen und ministeriellen Anmaßung, daß das Volk für die Wohlthat so einer Vertretung noch dankbar zu sein habe.

Schon am 24. Januar 1863 hatte Bismarck eine Circularnote über die Stellung Preußens und Oesterreichs zu Deutschland erlassen. Darin hatte er dem österreichischen Hofe den Rath gegeben, den Schwerpunkt seiner Monarchie von Wien nach Ofen zu verlegen und allen Einfluß auf Deutschland an Preußen abzutreten. Schon damals verwies Bismarck Oesterreich aus Deutschland hinaus nach Osten; vom Mittelpunkt seiner slavischen Besitzungen aus solle es dem Morgenlande zu seine Machterweiterung suchen. Bismarck verlangte schon damals vom österreichischen Hofe ausdrücklich das Aufgeben jedes ferneren Widerstandes von Seiten Oesterreichs gegen die von Preußen angestrebte Oberleitung der deutschen Angelegenheiten. Für den Weigerungsfall stellte er ein Bündniß Preußens mit den europäischen Gegnern Oesterreichs in Aussicht. Im Wetteifer mit Preußen um die Herrschaft in Deutschland, war der österreichische Hof blitzschnell unter Leitung des Grafen Rechberg den beiden Westmächten Frankreich und England als Dritter im Bunde gegen Ruß-

land, und damit mittelbar auch gegen Preußen, beigetreten.

Der polnische Aufstand hatte am preußischen Hofe den Feudalen plötzlich eine solche Uebermacht über den König gegeben, daß dieser in enge Gemeinschaft mit Rußland trat. Bismarck, noch neu im Amt, wagte nicht diesem Verständniß mit Rußland auf's Aeußerste entgegen zu treten; es stand auch ohne Frage seine ganze Stellung und die Ausführung aller seiner Plane auf dem Spiele, wenn er nicht nachgab. Diese Verbindung seines Königs mit Rußland war schnurstraks gegen das Nationalitätsprinzip, auf dem Bismarck mit seinen Planen stand, auf das er soeben Oesterreich gegenüber sich gestützt hatte. Sein diplomatischer Anlauf gegen Oesterreich wurde durch dieses Zusammengehen durchkreuzt und ihm die Spitze abgebrochen; Preußen war für den Augenblick mit Rußland verbunden zur Bekämpfung des für seine Nationalität in die Waffen getretenen polnischen Volkes, also zur Bekämpfung des Nationalitätsprinzips. Dadurch verlor Preußen in der öffentlichen Meinung Europa's und besonders in der Deutschlands, und Oesterreich in Folge seiner Verbindung mit den Westmächten hatte einen für seine Macht günstigen Nimbus in Europa und besonders in Deutschland gewonnen.

Wer erinnert sich nicht, wie warm selbst von Liberalen in Deutschland, mit Ausnahme Weniger, welche Schmerling's und Oesterreichs Politik besser kannten, die Worte der Thronrede bei der Eröffnung des österreichischen Reichsraths aufgenommen wurden: „Unter dem Schutz freiheitlicher Institutionen befestigt sich die Wohlfarth, das Ansehen und die Machtstellung des Reichs?"

Am 1. September 1863 brachte der Fürstentag zu Frankfurt seine sogenannte „deutsche Reformakte" zum Abschluß. Sogar einige deutsche Fürsten, in erster Linie der Großherzog Friedrich von Baden, vertraten in warmer vaterländischer Gesinnung innerhalb des Congresses die gerechten Ansprüche der deutschen Nation auf ein bedeutendes Mehr, als das österreichische Reformprojekt bot, namentlich den Anspruch auf unmittelbare Volksvertretung in einem deutschen Parlament. Der Großherzog von Baden sprach damals die schönen Worte, „er sei bereit, jederzeit Opfer seiner Rechte und seiner Stellung zu bringen, wo dieselben dem Zustandekommen des großen nationalen Werkes der Einigung Deutschlands gebracht seien, ja sogar auch das schwerere Opfer der Ideen zu bringen, wonach sich nach seiner festen Ueberzeugung die künftige Verfassung Deutschlands zum Wohle des deutschen Volkes und Landes gestalten müsse."

Die letzteren Worte waren gegen das „Delegirtenprojekt" gerichtet, das der österreichische Kaiser vorgelegt hatte und das die Mehrheit der Fürsten zu Frankfurt annahm. Dieses ging dahin, daß die Volksvertretung am Bundestage nicht aus vom Volke dafür gewählten Abgeordneten bestehen solle, sondern daß die Vertreter aus den bereits bestehenden (überwiegend ministeriellen, ja reactionären) Ständeversammlungen zu nehmen und durch die Mehrheit derselben zu wählen seien. Da auf diese Art in den Verfassungsstaaten seit lange her die ständischen Ausschüsse gewählt werden mußten, und in Württemberg z. B. schon das Wahlgesetz und die Zusammensetzung mit Prälaten und Ritterschaft jedem Ministerium eine Mehrheit sicherten, und darum noch niemals ein Ausschuß im Sinne des Volkes, sondern stets nur im Sinne der Regierung zu Stande kam; da zudem bei den Wahlen für den Staatsgerichtshof ganz das Gleiche sich ergab: so konnte das württembergische und das ganze deutsche Volk aus diesen gemachten Erfahrungen sich an den Fingern abzählen, daß für es aus dem österreichischen Delegirtenprojekt nichts herauskäme, wenigstens nichts Gutes.

Vor den Augen alles Volkes enthüllte sich jetzt das mit Trompeten verkündete österreichische Reformwerk als ein Gaukelspiel, als ein schmerlingisches Blendwerk, hinter dem für das Volk nichts war. Diese schmerlingische Reformakte hatte auch gar keinen andern Kern, als das absonderliche Interesse des österreichischen Hauses, für welches die deutschen Mittelstaaten ihr Gut und Blut in Gefahren dieses Hauses hergeben und dagegen den Schein einer Nationalvertretung empfangen sollten.

Der persönlich vom österreichischen Kaiser im Bade zu Gastein und bald darauf vom Könige von Sachsen in Baden-Baden eingeladene König von Preußen erschien nicht auf dem Fürstenkongreß zu Frankfurt, und schon am 21. Aug. 1863 gab sein Ministerpräsident Bismarck an den preußischen Bundestagsgesandten die Erklärung ab: „Die österreichischen Reformplane entsprechen weder der berechtigten Stellung der preußischen Monarchie, noch den berechtigten Interessen des deutschen Volkes. Preußen würde durch deren Annahme der Stellung, die seine Macht und seine Geschichte ihm in dem europäischen Staatenverein geschaffen haben, entsagen und Gefahr laufen, die Kräfte des Landes Zwecken dienstbar zu machen, welche den Interessen des Landes fremd sind."

Schon am 14. August hatte Bismarck eine Depesche an den preußischen Gesandten in Wien gerichtet, worin er sagte: „Mir scheint es, daß Vorschläge, welche tief in die gemeinsamen Interessen des deutschen Bundesstaates einzugreifen bestimmt sind, wenn sie Erfolg haben sollen, nicht von einer der Bundesregierungen vorbereitet und in einer für die andern überraschenden Weise bis zu dem Stadium schleuniger Beschlußnahme durch die Souveräne selbst gefördert werden könne. — Die königliche Regierung hat ihrerseits den Moment zu Ergreifung der Initiative von Reformvorschlägen nicht für geeignet gehalten. Wenn sie aber veranlaßt wird, sich auf diesem Gebiet auszusprechen, so kann ich lediglich die Meinung wiederholen, daß ich nur in einer, nach Verhältniß der Volkszahl der einzelnen Staaten aus direkten Wahlen hervorgehenden Vertretung



Bivouak sächsischer und österreichischer Reiterei am Berge Musky bei Münchengrätz. Nach einer Zeichnung von A. Beck.



General von Steinmetz, Chef des 5. preußischen Armeecorps.

des deutschen Volkes, mit Befugniß beschließender Mitwirkung in Bundesangelegenheiten, die Grundlage solcher Bundesinstitutionen erkenne, zu deren Gunsten die preußische Regierung in irgend welchem erheblichen Umfang entsagen könnte, ohne die Interessen der eigenen Unterthanen und die politische Stellung des preußischen Staates wesentlich zu benachtheiligen."

Dieser Vorschlag eines wirklichen deutschen Parlaments, mit allgemeinem und gleichem Wahlrecht, welchen Bismarck machte, wurde in schnellste Verbreitung gesetzt. Viele sahen darin einen „nur zur Abwehr geführten diplomatischen Gegenstoß" gegenüber von Oesterreich; aber er nützte Preußen in Deutschland sehr. Es wurde dadurch dem Letzten, der nicht blind war, augenscheinlich, was für ein leerer Schein die „großdeutsche Einigung Deutschlands" war, womit der österreichische Hof die deutschen Völker abzuspeisen versuchte, in Vergleich mit dem, was Preußen in Aussicht stellte und eine berechtigte Forderung der deutschen Nation nannte. Eine Mehrheit glaubte, daß es Preußen damit ernstlich meine.

Jedenfalls zerging an Preußens Widerstand das österreichische Reformprojekt, und aller Nimbus, welcher im Sonnenglanz von ein paar Sommermonaten den Kaiser Franz Joseph von Oesterreich und die österreichische Politik umgab. Schmerling mit seinem Kaiser und seiner Bundesreform hatte sich an die Fürsten gewandt; Bismarck dagegen an die deutsche Nation. Oesterreich hatte gegen die demokratische Strömung in Deutschland seine Reformakte

insgeheim errichtet, es hatte ihr gegenüber die Initiative der Regierungen durch den Fürstenkongreß wieder zur Geltung bringen wollen; Bismarck hatte der demokratischen Strömung durch sein auf allgemeines Stimmrecht gegründetes Parlament Rechnung getragen. Oesterreichs Reformakte hatte der vollziehenden Gewalt so ausgedehnte und die bisherige Bundesverfassung so umgestaltende Befugnisse beigelegt, daß der Vorsitz im neuen Bunde nicht mehr blos ein Ehrenvorsitz, sondern eine Einrichtung von mächtiger politischer Bedeutung werden mußte. Diesen Vorsitz nahm aber Oesterreich vornherein für sich in Anspruch. Dadurch sollte Preußen unter das österreichische Uebergewicht für immer untergeordnet, in die zweite Stelle versetzt und aus seinen deutschen Bestrebungen hinausgewiesen werden. Schmerling wollte die Citrone von Olmütz nachträglich noch einmal und vollends ganz auspressen. Aber dießmal fand die österreichische Politik keinen Manteuffel vor sich, sondern den Herrn Otto von Bismarck-Schönhausen.

Einem Theil der deutschen Höfe war sogar diese österreichische Reformakte schon zu weit gegangen. Dieser Theil hatte nur mit Widerwillen, nur zum Schein, dem österreichischen Projekt zugestimmt; denn er hatte keine Lust, von seiner Souveränetät auch nur das Mindeste abzugeben, und für diese wäre selbst eine österreichische Oberleitung tief eingreifend und beengend geworden. Aber selbst nationalgesinnte deutsche Fürsten dachten so wenig als jene daran, für diese Reformakte einzutreten, weil alle liberalen Schattirungen in ihren Staaten diese Fehlgeburt verwarfen, welche aus dem Schattenbild der bisherigen Bundesverfassung nur ein neues, anders geformtes Schattenbild nationaler Einigung hervorgehen lassen wollte, das alle Gebrechen des ersten an sich getragen hätte; und welche der Nation nichts, dem Hause Oesterreich aber, und zwar dem unreformirten Hause Habsburg-Lothringen, dem Oesterreich mit der alten Physiognomie und Signatur, die Oberherrlichkeit über Deutschland gegeben und zwar auch der Reibung Preußens und Oesterreichs entgegen gewirkt hätte, aber so, daß Preußen dadurch auf die Stufe eines deutschen Mittelstaats herabgedrückt worden wäre. Das wollten mehrere Fürsten, das wollte die denkende Mehrheit des deutschen Volkes nicht. Weil der österreichische Hof die Mitwirkung der deutschen Fürsten zur Durchführung seiner Reformakte nicht hatte, vermochte er Preußen auch nicht mit Gewalt zum Beitritt zu derselben zu nöthigen, und stellte das verunglückte Projekt bei Seite. Bismarck aber hatte das schon jetzt an Oesterreich abgerächt, womit dieses in den Jahren 1849 und 1850 Preußen tödtlich gekränkt hatte: die Demüthigung von Olmütz war heimgegeben.

In Preußen war man überall, auch in den freisinnigsten Kreisen, mit diesem Ergebniß sehr zufrieden. An der Thatkraft und dem Talent, welches Bismarck Oesterreich gegenüber bewiesen, richtete sich das preußische Selbstbewußtsein wieder auf. „Preußen beginnt sich selbst wieder zu finden" — war die Tageslosung. Bismarck fuhr fort, dem österreichischen Hof nur die Wahl zu lassen, seine antipreußische Politik mit dem Stützpunkt auf die deutschen Mittelstaaten und deren Schaarung um Oesterreich aufzugeben und eine ehrliche Verbindung mit Preußen zu suchen, oder gewärtig zu sein, daß Preußen ein Bündniß mit einem Gegner Oesterreichs eingehe. „In den letzten acht Jahren, sagte er, haben sich Oesterreich und Preußen auf dem Gebiete der deutschen Politik in einer schließlich nur für Dritte Vortheil bringenden Weise bekämpft."

Thatsache ist, daß zwar der König Wilhelm I. die ehrliche Verbindung Preußens und Oesterreichs wünschte; daß Bismarck sein Minister darum so sich ausdrückte; aber daß dieser an eine solche nicht glaubte, weil er wußte, daß die erste Bedingung dieses Bundes, die er stellte, und von seinem Standpunkt aus stellen mußte, die Ausscheidung Oesterreichs aus Deutschland, auf gütlichem Wege zu Wien nicht durchgehe. Merkwürdigerweise schoß der Pilz einer preußisch-österreichischen Allianz plötzlich aus dem Boden hervor.

Im August 1863 lag der Bruch zwischen Preußen und Oesterreich offen zu Tag: im August 1864, am 20., zieht König Wilhelm von Preußen, mit feierlichstem Gepränge eingeholt, als Gast des Kaisers von Oesterreich in dessen Lustschloß zu Schönbrunn ein; am 21. sieht man sie heiter verkehrend im Theater, am 22. halten der König und der Kaiser Heerschau, und am 23. jagen beide Monarchen und Minister Bismarck im Schönbrunner Walde. Sie sind Verbündete, Oesterreich und Preußen erscheinen in fröhlicher Eintracht miteinander: die zwei edlen Lande Schleswig und Holstein, die unzertrennlichen, sind von Dänemark abgetreten, aber nicht an Deutschland und dessen Vertreter, den deutschen Bund, sondern an Preußen und Oesterreich, welche vereint den deutschen Bund seine Nullität hatten fühlen lassen, und die deutscheste aller Angelegenheiten, die schleswig-holsteinische Frage, für sich allein abgemacht hatten, „sie zwei Beide". Dem Ausland gegenüber sagten sie, sie machen diese Sache als eine deutsche innere Angelegenheit ab; ihren deutschen Bundesgenossen sagten sie, sie bringen diese Sache für sich als europäische Großmächte zu Ende.

Am 15. November 1863 war der König von Dänemark, Friedrich VII., gestorben und mit ihm der Mannesstamm der königlichen Linie des Hauses Oldenburg auf dem dänischen Throne erloschen. Der schmachvolle Friedensvertrag, welchen Oesterreich, als die Reaktion in Blüthe stand, und, im Schlepptau Oesterreichs, auch Preußen in Großmachtseigenschaft mit Dänemark abgeschlossen und welcher die herrlichen deutschen Herzogthümer gebunden an die Dänen ausgeliefert hatte, war von der dänischen Nationalpartei in Kopenhagen übermüthig gebrochen worden. Wegen dieses Vertragsbruchs in Bezug auf einen deutschen Bundesstaat, den man lange gräßlich hatte mißhandeln sehen, war kurz vor dem Tode des

Königs vom deutschen Bundestage die Bundesexekution angeordnet worden. Die Bundesstaaten Hannover und Sachsen wurden damit beauftragt, Oesterreich und Preußen dagegen sollten als Reserve dienen. Die Sachsen und Hannoveraner waren in Holstein eingerückt und die Dänen daraus zurück gewichen, als der Tod des Dänenkönigs, Friedrich's VII., eintrat, und dadurch die Sachlage sich plötzlich veränderte.

Die deutschen Regierungen, Bayern voran, drangen ganz in Uebereinstimmung mit dem deutschen und insbesondere mit dem schleswig-holsteinischen Volke darauf, daß diese deutschen Elbherzogthümer frei vom dänischen Joche und im Rechte der Selbstbestimmung fortan seien. Das „Londoner Protokoll" und alle Abmachungen aus den Jahren 1851 und 1852, wonach die Glücksburger Linie auf dem dänischen Throne folgen sollte, war nicht von ihnen, sondern nur von Oesterreich und Preußen unterzeichnet.

Schon bei dem dänischen Vertragsbruch hatte der freisinnige, deutschgesinnte badische Minister Franz von Roggenbach im Frühjahr 1863 in der zweiten Kammer erklärt: „Für Deutschland ist das volle Recht begründet, sich losgelöst von allen Verbindlichkeiten zu betrachten, welche es bei den früheren Verbindlichkeiten gegen Dänemark übernommen hat. Die großherzogliche Regierung wird somit festhalten, daß schon jetzt der alte Rechtszustand und die unveräußerlichen Rechte der Herzogthümer sich wiederhergestellt finden. Sie wird es thun in dem Bewußtsein, daß es sich hiebei um eine Frage der Existenz des ganzen bestehenden politischen Zustandes handelt, die nimmermehr eine solche Schädigung der Nationalehre zulassen könnte." Diese ehrenhaften Worte waren veranlaßt dadurch, daß die niemals vom deutschen Bund anerkannte Abmachung von der dänischen Nationalpartei benützt wurde, das von dem selbständigen deutschen Bundesstaat auf ewige Zeit unzertrennliche Schleswig durch das Märzpatent von 1863 dem Gesammtstaat Dänemark einzuverleiben, und zwar unter einem so ausgesprochenen Hohn gegen die gesammte deutsche Nation, und unter solchen Maßregelungen gegen die Holsteiner wie gegen die Schleswiger, die nicht dänisch werden, sondern deutsch bleiben wollten, daß Alles in Deutschland, ohne Unterschied der politischen und religiösen Farbe, Mann und Weib, Jung und Alt, was nicht geradezu ein des gemeinsamen deutschen Vaterlandes vergessener Lump an Kopf und Herz war, in Aufregung gerieth.

Zum Erstenmale seit dem Jahre 1813 zeigten sich die Federn der politisch-nationalen Bewegung in Deutschland auch religiös gespannt. Die schandbare Verfolgung der deutschen Geistlichen in Schleswig-Holstein durch das blinde Dänenthum hatte die Geistlichkeit von ganz Deutschland, alle mit ihr zusammenhängenden religiösen Kreise an den Höfen und im Volk, zur Theilnahme am Kampfe des deutschen Geistes gegen das winzige Dänemark mit fortgerissen. Selbst der deutsche Pietismus ließ jetzt aus sich eine deutschnationale Gesinnung und Begeisterung hervorgehen, welche rühriger und opferfähiger war, als größtentheils die politischen Vereine. Nur die preußischen Mucker thaten nicht mit, und brandmarkten sich auch dadurch noch. Eine gute Frucht davon war, daß sogar diejenigen religiösen Kreise in Preußen selbst, welche bisher noch mit Hengstenberg und Gerlach gegangen waren, diese und deren Genossen jetzt als das erkannten, was sie immer waren, und sich von ihnen abwandten als von der Acht Verfallenen.

Die durch ganz Deutschland gehende Volksaufregung rauschte in so hohen religiös-politisch gefärbten Wogen, daß es an den Höfen zu Wien und zu Berlin gewissen Leuten bedenklich wurde. Die liberale Partei in Deutschland, und am lebhaftesten der Nationalverein, benützte die schleswig-holsteinische Sache, um mittelst derselben die deutsche Frage rasch zur Lösung zu bringen. Die Volksvertretungen in Mittel- und Süddeutschland verlangten die Entscheidung der schleswig-holsteinischen Angelegenheit durch die ganze deutsche Nation, und zu diesem Behuf den Zusammentritt eines deutschen Parlaments. Da nach dem alten in den Herzogthümern Schleswig-Holstein bisher in Gültigkeit gewesenen, unwiderleglichen Erbrecht in diesem nicht der Prinz von Glücksburg, der jetzige König Christian IX. von Dänemark, sondern der Prinz von Augustenburg als Herzog nachfolgen konnte, so nahmen sich die Fürsten von Bayern, von Württemberg, von Baden, von Sachsen und viele andere deutsche Bundesfürsten des Erbrechts des Augustenburgers an, in der richtigen Erwägung, daß es sich um ihre eigene Sache und Existenz handle. Konnte das uralte Erbrecht in Betreff der deutschen Elbherzogthümer durch einen bloßen Federstrich außerdeutscher Großmächte, denen Oesterreich und Preußen beitraten, mitten im Frieden, durch ein bloßes Londoner Protokoll, ausgestrichen und abgethan werden, so konnte folgerichtig dies bei jedem Fürstenhaus des deutschen Bundes ebenso gehalten und vollzogen werden, wenn nicht gegen diesen ersten Vorgang die deutschen Fürsten miteinander für ihre eigene Existenz, die deutschen Völker dem Ausland gegenüber für die Ehre der deutschen Nation eintreten, welche in der Sache Schleswig-Holsteins von dem österreichischen Jesuiten- und Slaven-Minister Schwarzenberg an das Ausland zu London verrathen worden war.

Nicht leicht hat in der Geschichte eine solche Reihe von schrecklichen Folgen sich an die niederträchtigen Handlungen eines Ministers angehängt, als an die dieses Schwarzenberg, für seinen eigenen Kaiser und dessen Haus und Reich, für ganz Deutschland, ja vielfach für Europa. So rollt der Fluch fort über die Häupter von Fürsten und Völkern, über Lande und Jahrzehnte, wenn Fürsten und Völker es schweigend dulden, was Einer thut wider göttliches und menschliches Recht.

Bei dieser Sachlage im Jahre 1863 bis 1864





Alarm des tiroler Landsturms in einem Dorfe südlich des Brenners. Nach einer Zeichnung von Scharfetter.

traf das deutsche Fürstenrecht und das deutsche Volksrecht ganz zusammen; und da diejenigen, welche ihr Thun und Lassen stets ganz nach dem von Oben wehenden Winde richten, den Ernst ihrer eigenen Fürsten sahen, so waren sie so eifrig als Nationalverein, Liberale und Demokraten, als Geistliche und Weltliche, die ganze deutsche Nation für die Schleswig-Holsteiner, die den Prinzen von Augustenburg als ihren Herzog anerkannten, zur Theilnahme und zum thatkräftigen Eingreifen aufzuregen. Man hörte und las große Worte in Deutschland, wie z. B.: „Jetzt müsse man dem Vaterland jeden Parteigedanken zu opfern im Stande sein; selten seien die Gebote Gottes so leicht zu verstehen und so einfach zu befolgen gewesen wie heute"; oder auch: „Die deutschen Regierungen müssen sich entschlossen zeigen, mit ihren Mitteln die Sache selbständig durchzuführen, ohne Oesterreich und Preußen, und im Nothfall wider dieselben."

Der schon im ersten Viertel des Jahrhunderts aufgetauchte und hin- und herbewegte Gedanke der deutschen „Trias", einer dritten deutschen Staatengruppe neben den zwei Gruppen Oesterreich und Preußen, trat bei dem augenblicklichen Haß, welcher mit den Höfen Oesterreichs und Preußens auch die Völker derselben traf, mächtig in Süddeutschland hervor, um so mächtiger, als Fürst und Volk in Bayern wie im Jahre 1815, so auch jetzt diesen Gedanken für eine Großmachtstellung Bayerns zu verwenden hofften und zu diesem Zwecke der nationalen Strömung in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten entgegen zu kommen schienen. Es wurde viel geredet und geschrieben von einem vereinigten Parlament dieser deutschen Staaten. Die liberalen und die demokratischen Vereine boten das „Volk in Waffen" ihren Regierungen an; von den Kanzeln und in religiösen Gesellschaften wurde die nationale Bewegung unterstützt, besonders auch in kirchlichen Zeitschriften und Flugblättern. „Es handelt sich nach dem Gefühl und Bewußtsein Aller um den Aufgang und Niedergang Deutschlands," das war die Tageslosung.

Mitten unter diesem großartigen Reden und Schreiben, und unter dieser leidenschaftlichen Aufregung standen Besonnene in Süddeutschland, welche in einem Worte der badischen Landeszeitung den Ausdruck ihres eigenen Denkens fanden. Dieses Wort hieß: „Die deutsche Nation scheint politisch zu tief herunter gekommen zu sein, um aus eigenem Aufraffen ihr politisches Schicksal zu gestalten."

Diese erfahrenen Männer wußten, daß wegen der Eigenart der deutschen Völker noch nie in der Geschichte derselben etwas Großes oder gar ein Ruck geschah, wenn in der Tiefe des Volkes aus dem eigenen Geiste desselben hervor ein mächtiger Anlauf im Religiösen und Politischen genommen wurde, es sei denn, daß dieser Gedanke und diese Bewegung des Volkes von Oben her in die Hand genommen wurde, von Fürsten und Ministern als Vorgängern und Leitern. Sie wußten auch, daß die größten nationalen Gedanken, selbst wenn ein edler Fürst oder ein großsinniger Minister sie hatte oder in die Hand nahm, stets zergangen waren an dem Fluch der deutschen Zerrissenheit, daran, daß Deutschland nicht national und staatlich eins ist, an der Zerstücktheit in so viele Köpfe und Herzen unten wie oben, am allen deutschen Partikularismus, an dem Mangel an klappendem Zusammenwirken des einen Fürsten mit den andern, der Bevölkerung des einen Staats mit den Bevölkerungen der andern Staaten. Sie wußten, daß diese redselige, an Versammlungen und Resolutionen reiche, phrasenhafte Agitation nicht in Thaten, sondern in Abspannung verlaufe, weil in dem größten deutschen Staat, um den die Bewegung sich lagerte, in Bayern, weder auf dem Thron noch an dem Thron ein Mann der That war, und für Roggenbach's Thatkraft die Mittel seines Fürsten wie des badischen Volkes zu klein waren, um mit Erfolg leitend an die Spitze der Bewegung zu treten.

Gefahr einer Revolution lag nicht vor bei solcher Sachlage. Das wußte auch Bismarck. Er so gut als Einer wußte, daß weder der Münchner Hof, noch der Nationalverein Kreise von Revolutionären waren. Aber mit der ihm eigenen Schlauheit benützte er den Anlauf der nationalen Partei und die Mißstimmung des Wiener Hofes über die deutschen Bundesstaaten wegen ihres Nichteintretens für die Reformakte, um in Wien die „deutsche Revolution" in vollem Anzug sehen zu lassen. Die Aufregung sei in den kleinen Staaten gerade am stärksten, das Ansehen der Regierungen daselbst abgeschwächt; lasse man diesem den Regierungen verderblichen Treiben den Lauf, so werde es schnell zu revolutionären Bewegungen werden und diese sich, über die niedergetretenen Schranken der Furchtsamen und Gemäßigten hinweg, als volle Revolution vollziehen. Die Spitze werde der Bewegung dadurch abgebrochen, daß man dem Bundestag das politische Feld ganz entziehe, und im Nothfall gegen den Bundestag vorgehe. Die Staaten zweiten Rangs und die kleineren Staaten müssen so zurückgeschoben werden, daß sie außerhalb jeder Möglichkeit sich finden, in der schleswig-holsteinischen Frage die Entscheidung zu geben. Durch schnelles, gemeinsames Handeln Oesterreichs und Preußens sei der Bundestag leicht bei Seite zu schieben. Beide Großmächte müssen um jeden Preis die Leitung der Dinge selbst in die Hand nehmen, damit nicht die Revolutionspartei auf den Schultern ihrer kurzsichtigen Vorkämpfer in den Mittel- und Kleinstaaten sich bald der Leitung gemeinsam bemächtigen.

Graf Rechberg, der leitende Minister Oesterreichs für das Auswärtige, und seine Freunde zu Wien ließen sich überlisten. Sie glaubten an die Gefahr einer deutschen Revolution, und damit die deutsche Aufregung sich nicht als Revolution organisire, schloß der österreichische Hof mit Preußen im

März 1864 plötzlich eine Allianz ab. Der Wiener Hof entriß die schleswig-holsteinische Frage, welche, klar wie der Tag, deutsche Bundesangelegenheit war, rechtsbrüchig im Verein mit Preußen dem deutschen Bunde, er wurde zum Verräther an diesem. Ohne Zuziehung des deutschen Bundes, ohne Rücksicht auf die 12,000 Mann Sachsen und Hannoveraner, die als Bundesexekution mit Oesterreichs und Preußens Zustimmung bereits in Holstein standen, und vor denen sich die Dänen hinter die Eider zurückgezogen hatten, rückten plötzlich 45,000 verbündete Oesterreicher und Preußen unter dem Oberbefehl des preußischen Feldmarschall Wrangel in Schleswig-Holstein ein. Oesterreich hatte unter Gablenz seinen Heertheil in Wien und Mähren zusammengezogen, und dieser war auf den österreichischen und preußischen Eisenbahnen im Flug und auf kürzestem Weg nach Hamburg geschafft worden.

Die Preußen hatten sich bei Minden und Perleberg gesammelt. Preußen und Oesterreich gaben sich den Namen „Vormächte". Am 28. Jan. 1864 standen die Preußen und Oesterreicher, jene unter dem Namen des ersten, diese unter dem des zweiten Korps, im Norden Holsteins, am 31. rückten sie in Schleswig ein. 35,000 Dänen standen ihnen entgegen. In einer Reihe von Gefechten, worunter die bedeutendsten bei Oeversee am 6. Februar, durch die Oesterreicher gewonnen, und bei Düppel am 18. April, wo die Preußen die zehn Schanzen erstürmten, waren die Dänen aus Schleswig hinausgeschlagen, und die Vormächte besetzten sogar Jütland. Den Exekutionstruppen des deutschen Bundes, jenen 12,000 Mann Sachsen und Hannoveranern, wurde nicht gestattet, zu den Siegen mitzuwirken.

Die „Vormächte" bedeuteten ihnen zuerst, daß sie unthätig zu bleiben und ruhig zuzusehen haben. Dann wurden sie zurückgeschoben, zuletzt aus Holstein hinausgeschoben, hinausgedrängt. Man hatte sie heimgehen heißen, und, als sie nicht gingen, bedroht. Jedem, welcher Verstand in Staatssachen hatte, hätten die Augen für immer aufgehen sollen erstens dafür, daß Oesterreich und Preußen, die sich auf einmal als „Vormächte" aufthaten, nur so lange einen deutschen Bund und Beschlüsse desselben gelten lassen, als sie es für gut finden, und zweitens dafür, daß sogar die Gesammtheit der neben Oesterreich und Preußen bestehenden deutschen Bundesstaaten der Vereinigung Oesterreichs und Preußens gegenüber, wenn es zu handeln gelte, nichts sei, als eine glänzende Zerfahrenheit und Unmacht sehr vieler überraschter und unschlüssiger Herren auf Thronen, auf Minister- und auf Abgeordnetenbänken. Nie war eine sprechendere Illustration zu der ursprünglichen Nullität der deutschen Bundesverfassung, zu der im Jahr 1850 wieder aus dem Grab hervorgeholten Leiche des alten Bundestags gegeben worden, als durch die Heimweisung der deutschen Bundestruppen aus Holstein durch die verbündete Politik Preußens und Oesterreichs.

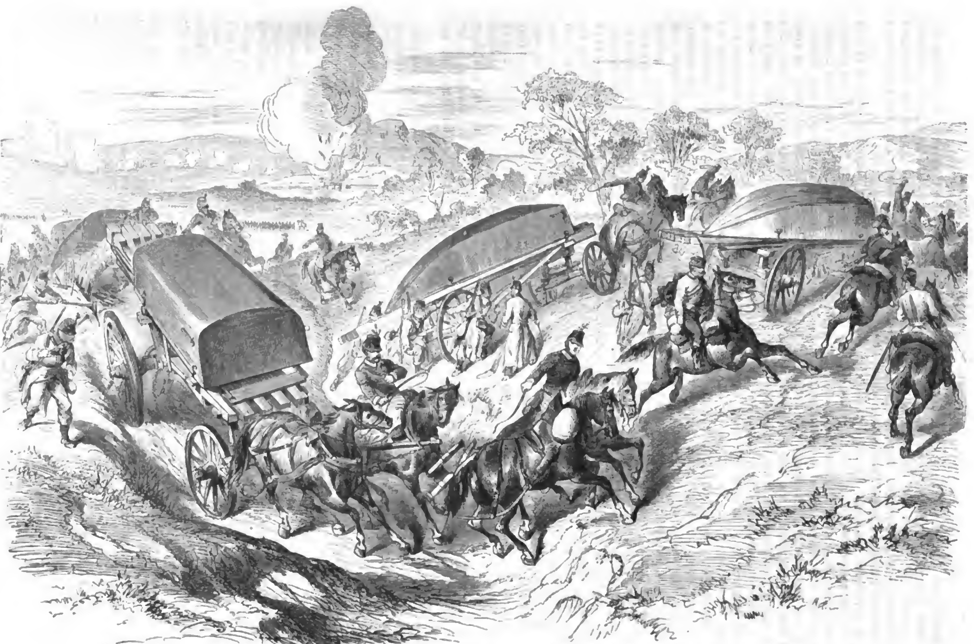
Die abziehenden Krieger der deutschen Bundesstaaten knirschten; Heer und Volk in Hannover waren in höchster Aufregung; und doch war erstens diese Schmach denn doch nur die natürliche Folge des undeutschen Partikularismus, in welchem mit dem Fürsten das Volk Hannovers in den Jahren 1848 und 1849 zusammenstimmte, und der bisherigen Geduld, womit Land und Volk Hannover einen solchen König, eine Reihe solcher Minister, solche Kammern und so ein Regierungswesen in Staat und Kirche so lange sich hatte gefallen lassen. Wenn nur Einer recht fähig gewesen wäre, sei's ein Fürst oder ein Minister, zunächst nur in dem Einen Bundesstaat Hannover, so hätte er sich an die Spitze des empörten Landes Hannover gestellt, das Volk bewaffnet, die Streitkräfte der nächsten Bundesstaaten rasch an sich gezogen, und auf dem Boden von Schleswig-Holstein den Oesterreichern wie den Preußen mit augenblicklich überlegener Streitmacht diktirt, was deutsches Bundesrecht sei. Bei der damaligen Stimmung der Mehrheit des preußischen Volkes wäre das von entscheidender Wirkung auf den Berliner Hof gewesen und auf ganz Deutschland. Aber Bismarck wußte eben gerade, daß weder ein solcher Fürst noch ein solcher Minister in Hannover war; und trotz den eifrigen Bemühungen des sächsischen Ministers Herrn von Beust die mittleren und kleineren Staaten des deutschen Bundes zum wagnißvollen Handeln überhaupt nicht, und am wenigsten zum gemeinsamen und dabei zum raschen Handeln zu bringen waren.

Das wußte Bismarck, und richtete sein Thun darnach ein. Das wissen heute noch sonst begabte, aber schwärmerisch und romantisch im Dienst der Freiheit arbeitende deutsche Vaterlandsfreunde nicht. Deutsche Fürstenhöfe sind etwas anderes, als die Regierungen der Schweizer Kantone, und Volksstämme und Staaten Deutschlands sind auch etwas anderes, als schweizerische Kantonsbevölkerungen. Die deutschen Fürstenhöfe und die Bevölkerung der mittleren und kleinen Staaten Deutschlands unter Einen Hut zu bringen, durch Ueberzeugung, ohne Gewalt, anders als durch Revolution, sei's eine von Unten, oder eine von Oben, ist ein poetischer, aber nicht ein politischer Gedanke. An die Möglichkeit der Verwirklichung einer solchen poetischen Idee wurde selbst in der begeisterungsvollen Zeit von 1848 und 1849 weder gedacht noch geglaubt, nicht einmal im Centrum der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt, geschweige auf der Linken.

So laut, so warm und so allgemein auch die öffentliche Stimme in der Gesammtheit der deutschen Bundesstaaten wider dieses wegwerfende Benehmen der beiden „Vormächte" gegenüber von ihren deutschen Bundesgenossen sich erhob, und die Fürsten und Regierungen Tag für Tag aufforderte, das Volk in die Waffen zu rufen gegen solche Vergewaltigung, ja so laut sie den deutschen Fürsten in's Angesicht sagte, wenn sie nicht gemeinsam fest zusammenstehen und rasch alles Volk bewaffnen, so seien ihre Tage gezählt: so waren die deutschen



Im ersten böhmischen Quartier. Originalzeichnung von A. Nikutowski.



Abfahrt eines österreichischen Pantontrains und Sprengung der Iserbrücke bei Münchengrätz. Nach einer Zeichnung von A. Beck.

Fürsten doch nicht zur Einigung und zu gemeinsamem Zusammenstehen und Handeln zu bringen. Es blieb beim Reden und Schreiben und beim Nichtsthun seitens der Fürsten, aber auch seitens des Volkes der deutschen Bundesstaaten, obgleich Fürsten und Volk sagten, „es handle sich um die Ehre nicht bloß, sondern um die Existenz“. Die Höfe von Hannover, Sachsen, Kurhessen, Darmstadt und Nassau, und auch noch andere, waren ja seit lange nichts als ein Tummelplatz, auf welchem sich Preußen, Oesterreich und Rußland um die Herrschaft darüber im Wettstreit bewegten, und auf welchem jede dieser Mächte in undeutschem d. h. in ihrem eigenen Interesse ihren Einfluß durch ihre Leute vertreten ließ.

So kam es, daß die beiden „Vormächte“ weiter und immer weiter vorgingen. Nicht, wie man nachher öffentlich vorspiegelte, um „die Einmischung des Auslandes in die schleswig-holsteinische Frage abzuwehren“, sondern, wie man am Wiener Hof und am Berliner Hof, den hellsehenden Rechenmeister Bismarck ausgenommen, glaubte und sagte, „um einer Revolution des deutschen Volkes zuvorzukommen“, machten sie „Revolution“ von „Oben“. Denn das war bereits dieses Vorgehen Oesterreichs und Preußens gegen den deutschen Bund. Das geschlagene Dänemark kam mit einem Verlust davon und genas. Der deutsche Bund aber empfing eine Wunde, welche fort eiterte, an welcher er eine zeitlang noch fortsiechte, deren Ausgang aber kein anderer sein konnte, als Auflösung und Tod.

Nach der Heimschickung der Truppen des deutschen Bundes nahmen Oesterreich und Preußen das schöne Land Schleswig-Holstein nicht für den, welchem die Bevölkerung beider Herzogthümer bereits gehuldigt hatte, nicht für den klar berechtigten Prinzen von Augustenburg, sondern, wie sie sagten, als ein „erobertes Land“ für sich selbst in Besitz. Im Wiener Frieden, vom 30. Oktober 1864, wie zuvor schon im Waffenstillstand, ließen die Höfe von Preußen und Oesterreich das rechtlich nicht ihnen gehörende Land Schleswig-Holstein von der Krone Dänemark abtreten an die Kronen — Oesterreich und Preußen.

Diese gute Beute und die Freude an ihren Siegen über die Dänen waren es, was Kaiser und König, Rechberg und Bismarck so heiter und einträchtig zu Schönbrunn beisammen sitzen ließ.

Preußen hatte in dem Krieg gegen Dänemark weit die größere Arbeit gethan, und die glänzenderen Erfolge gewonnen, weil man am Wiener Hofe den großen Fehler begangen hatte, eine viel schwächere Streitmacht, als die preußische war, nach Schleswig-Holstein zu schicken, und weil jedesmal die Oesterreicher den Dänen in der Minderzahl gegenüber standen, während die Preußen überall den Dänen gegenüber durch Zahl und Art der Waffen und der Truppen weit überlegen waren, besonders auch in der Verpflegung. Die Politik Bismarck's gedachte von Anfang an das in der preußischen Machtsphäre gelegene Schleswig-Holstein entweder geradezu für sich zu behalten, oder wenigstens es in ein solches Verhältniß zu Preußen zu bringen, daß es zu Land und zur See den preußischen Interessen dienstbar und nützlich würde.

In einer offiziösen Flugschrift hatte er es noch im Herbst 1864 aussprechen lassen, daß „die Wiederaufrichtung der Großmachtstellung Preußens in Deutschland, durch rücksichtsloses Einsetzen und Geltendmachung der eigenen Staatskraft, allein zu einer besseren Gestaltung Deutschlands führen könne. Die Ueberzeugung, daß dem jetzigen Zustand ein Ende gemacht werden müsse, werde dem an der Spitze der preußischen Regierung stehenden Staatsmann helfende Kräfte aus allen Schichten des Staates zuführen, mögen ihn die Wogen des Parteihasses auch sonst noch so sehr umfluthen. Zum Ziele nationaler Macht und Größe komme Deutschland doch schwerlich ohne eine Auseinandersetzung zwischen Preußen und Oesterreich; die beiden schroffen politischen Gegensätze können sich in ihren durchsichtigen Verhüllungen nicht in's Unendliche fortspinnen. Die Politik Oesterreichs habe im Jahr 1815 Preußen der festen Defensivstellung gegen Wien beraubt, welche Dresden mit Pirna und dem Königstein Preußen gewährt hätte. Das Jahr 1859 habe diese Defensivstellung schmerzlich vermissen lassen. Ebenso entspreche die preußische Forderung der alleinigen Besetzung der Festung Mainz durch preußische Truppen einer wahrhaft deutschen Politik; Mainz, der Schlußstein des preußischen Festungssystems am Rhein, sei unbestritten der Schlüssel zu Mittel- und Norddeutschland bis zur Elbe hin.“

„Verhältnißmäßig leicht wäre eine rationelle Vereinfachung des Bundesvertrags und die Bildung von „Staatengruppen“ innerhalb des Bundes, welche den Widerstreit gegensätzlicher Interessen von Nord und Süd beseitigen, wenn Oesterreich gemeinsam mit Preußen zum Werke schritte. Aber auch ohne diese Mitwirkung sei Preußen stark genug, durch konsequente Verfolgung einer Realpolitik, welche das spezifische Staatsinteresse in jedem Augenblick rücksichtslos zur Geltung bringe und zur alleinigen Richtschnur seines Verhaltens mache, der Entwicklung der Dinge in Deutschland jene Richtung zu geben. Die Auseinandersetzung in Gruppen, welche sich nach analogen Staatsinteressen bilden und darnach unter sich gravitiren müßten, werde sich als natürliche Folge einer spezifisch-preußischen Politik von selbst ergeben.“

„Mit der Mondscheinpolitik, welche auf der Errungenschaft von Sympathien, auf moralischen Eroberungen, ein großes Deutschland gründen wolle und auf dem besten Wege gewesen sei, ein verwesendes Preußen zu schaffen, um es in ein zerfallendes Deutschland aufgehen zu lassen — mit dieser Mondscheinpolitik müsse gründlich gebrochen werden. Was für eine Rolle zwanzig Millionen Preußen in einem territorial abgerundeten Staate mit straffer

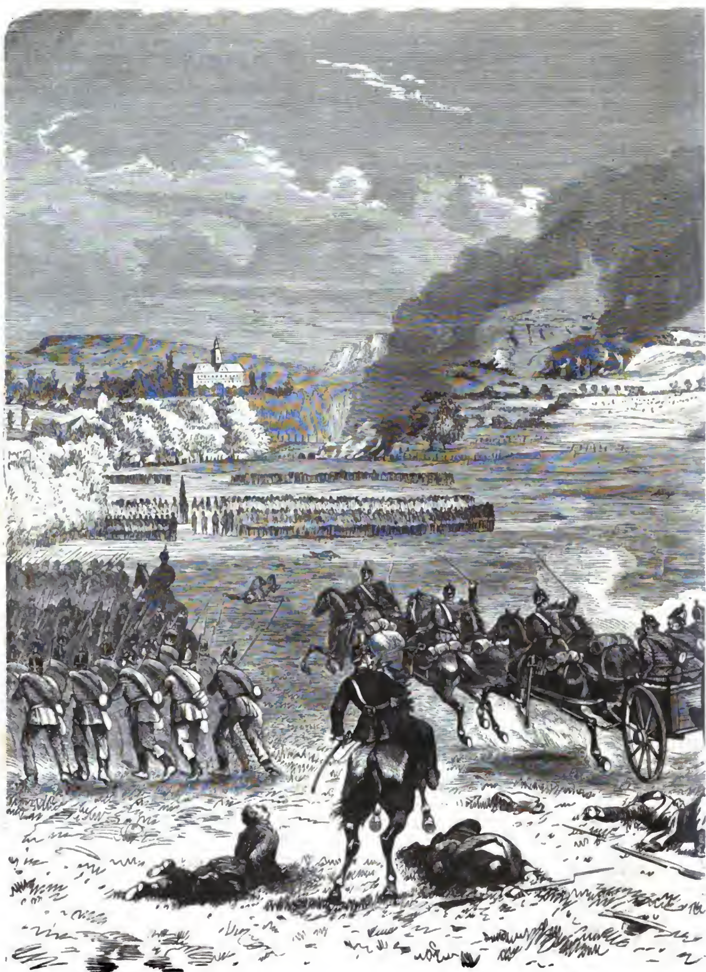
Organisation in Deutschland und Europa hätten spielen können, welche Anziehungskraft sie geübt hätten und wie sie zum Schwerpunkt des deutschen Volkes geworden wären — das erscheine um so handgreiflicher, je klarer man das Schauspiel in das Auge fasse, welches das ohnmächtige Ringen des territorial zersplitterten Staates nach demselben Ziele biete."

„Die preußische Reformidee verlange eine wirkliche, keine scheinbare Conzentration der Staatskräfte Deutschlands. Man fühle es mehr denn je, daß es eine Versündigung an der staatlichen Entwicklung der deutschen Stämme wäre, wenn der alte römische Reichsplunder, unter irgend einer theoretischen Konstruktion, erhalten bliebe. Darum sei Preußens Programm: Beseitigung des inneren Konfliktes durch eine großartige äußere Politik, Hegemonie in Norddeutschland mit voller Beherrschung der militärischen und maritimen Hülfsmittel derselben, Verdrängung Oesterreichs aus dem deutschen Bunde, und für den Fall, daß die deutschen Bundesgenossen den Lebensbedingungen Preußens sich widersetzen, sogar Annexionen. Solche Lebensbedingungen Preußens aber seien: militärische Basirung Preußens zwischen Ost- und Nordsee, Entwicklung seiner Kriegsmarine, und Stärkung seiner Basis am Rhein durch den Besitz von Mainz und durch richtige Organisation der deutschen Wehrkräfte zwischen den getrennten preußischen Provinzen."

So fest hatte Bismarck sich seine Ziele schon damals gesteckt, so klar das, was unter gewissen Umständen zu thun sei, in's Auge gefaßt. Aus diesem Programm ergab sich von selbst, daß, wenn Preußen seine Politik durchführen wollte, es zum wenigsten die Herzogthümer Schleswig-Holstein ausschließlich unter seine Fittige nehmen und die Wehrkraft derselben eng mit seinem eigenen Heer und mit seiner Flotte zu verbinden suchen mußte. Bald entdeckte man auch in Wien, daß Bismarck den Minister Rechberg überlistet hatte, und dieser Graf, welcher die preußische Allianz geschlossen hatte, erhielt seine Entlassung. Bismarck hatte dem österreichischen Hofe den Vorschlag gemacht, wie sie es gemeinsam in Schleswig-Holstein gethan, so wolle Preußen Oesterreich helfen, in den kleineren deutschen Staaten die revolutionäre Bewegung zu ersticken: so nannten sie die Theilnahme Süddeutschlands für das Selbstbestimmungsrecht der Elbherzogthümer und für das Erbrecht des Augustenburgers. Preußen wolle in Schleswig-Holstein beruhigen, und es behalten, aber zugleich gemeinsam mit Oesterreich in den süddeutschen Staaten einschreiten und die seitherige Agitation zur Ruhe bringen. Diesen bedeutenden Machtzuwachs Preußen zu gewähren, hatte Oesterreich niemals Lust gehabt; es hatte ja nur das Schwert gegen Dänemark gezogen, um zu verhindern, daß der Feuerherd Schleswig-Holstein mit seinen Feuerbränden nicht ganz Deutschland entzünde, und die deutsche Aufregung sich nicht zur vollen Revolution gestalte. Inzwischen hatte man in der Wiener Hofburg von den Gesandten der Staaten des deutschen Bundes sich doch überzeugen lassen, daß daselbst von einer „Organisation der Revolution" keine Rede und keine Spur sei. Tödtlich verletzt, daß man den deutschen Bund eine so klägliche Rolle hatte spielen lassen, hatten die deutschen Mittelstaaten in Wien nicht versäumt, darauf aufmerksam zu machen, wie Preußen auch die Oesterreicher selbst in Schleswig nordwärts über die Eider und über die Gränze Jütlands geschoben, wie auf diese Art es den Oesterreichern unmöglich gemacht worden, eine glänzende Rolle zu spielen, und wie Preußen sie zuletzt noch gegen die deutschen Bundestruppen mißbraucht habe. Alle höheren Offiziere Oesterreichs fühlten oder sagten ganz das Gleiche. Die Staatsmänner der Wiener Hofburg empfanden mit Verlegenheit, wie sie sich von Bismarck auf diesen Weg zur Lösung der schleswig-holsteinischen Frage hatten verführen lassen. Der preußische Adler hatte seinen Horst ganz neben dem Ort, wo die von den beiden Vormächten gemachte schöne Beute lag, der österreichische Adler hunderte von Stunden davon; und wenn Preußen es hindern wollte, so konnten Oesterreichs Truppen gar nicht mehr dazu kommen. Es gab Leute am Wiener Hof, die lieber, als daß sie die Elbherzogthümer in der Gewalt Preußens bleiben lassen wollten, diese auch jetzt wieder wie im Jahre 1851 an Hand und Fuß gebunden an Dänemark ausgeliefert hätten, stumpf gegen das Unsägliche von Schmach und Fluch, womit jener erste Verrath des ehrlosesten aller österreichischen Kabinete von allen bessern Deutschen, nicht bloß von den Schleswig-Holsteinern, verurtheilt worden war.

Gerade diese Leute, welche um so leichter vergessen, weil sie nie etwas recht begreifen, und welche in weltlicher und geistlicher Kleidung seit Jahrhunderten am Wiener Hofe zahlreicher als anderswo sind, machten geltend, die deutschen Elbherzogthümer an Preußen überlassen, hieße ein Zugeständniß an das Nationalitätsprinzip machen; die Anerkennung des Nationalitätsprinzips aber hieße so viel als die Selbstauflösung der österreichischen Monarchie, das Auseinanderfallen des Kaiserstaats dekretiren. Darum gab es im Innern und in der Nähe der Wiener Hofburg auch jetzt wieder „Dänenfreunde". Verständigere aber machten bemerklich, bei der ersten Auslieferung Schleswig-Holsteins an Dänemark habe Oesterreich sich nicht am Kriege gegen Dänemark betheiligt, dießmal aber habe es gemeinsam mit Preußen den Krieg gegen Dänemark geführt, und die Herzogthümer mit eigenem österreichischen Blut von Dänemark zurückerobert. Dadurch sei die schleswig-holsteinische Frage so verfahren, daß man, um die Herzogthümer Preußen aus den Zähnen zu bringen, jetzt einen andern Weg suchen müsse, als die Zurücküberlieferung an Dänemark.

Und als dieser Weg oder Ausweg erschien diesen Staatsmännern — der deutsche Bund, eben derselbe Bund, dessen Truppen kurz vorher zuerst aus Schleswig, dann aus Holstein hinauszuwerfen, der



Schlacht bei Mü



ichengrätz, den 28. Juni 1866.

österreichische Hof seinen eigenen Heertheil von Bismarck hatte benützen lassen. Vom alten Fürsten Metternich ist das Sprichwort bekannt: „Der Frankfurter Bundestag läuft uns nicht davon, wenn wir ihn auch eine zeitlang aus dem Gesichte verlieren." Von jeher kam und griff die österreichische Hauspolitik auf den deutschen Bund nur dann zurück, wenn er ihr brauchbar schien, und verhielt sich dann stets zu ihm so, wie man etwas, was man sonst nicht beachtet oder gar beiseite schiebt, in gewissen Fällen hervorzieht und gebraucht, um es nach dem Gebrauch wieder zu verachten und beiseite zu werfen. So hatten sich unter dem alten metternichschen System in Mehrheit die deutschen Bundesfürsten und ihre Minister von Oesterreich gebrauchen lassen; so waren die Völker der deutschen Bundesstaaten mißbraucht worden im Interesse der lothringischen Hauspolitik zum Schaden aller Deutschen. — Ungeheure Summen, welche vom Wiener Hofe jährlich außerhalb Oesterreichs verausgabt wurden, hat das Jahr 1848 aufgedeckt, als verausgabt, diese, jene Höfe gut österreichisch zu stimmen. — Wie früher, so ließ sich auch jetzt die Mehrheit des deutschen Bundes, allem Erlebten zum Trotz, wieder für Oesterreich stimmen und von Oesterreich gebrauchen.

Die Mehrheit der deutschen Fürsten und Regierungen zog es vor, statt auf das mit Begeisterung sich zur Waffenerhebung erbietende eigene Volk sich zu stützen, die Stütze des Hauses Oesterreich anzunehmen und für Oesterreich gegen das Vorgehen Preußens einzutreten, um bald genug an sich und an ihren Völkern zu erfahren, daß der letzte Betrug ärger war, als die früheren, und daß eine Regierung, welche ohne Scheu die Verfassung im eigenen Reiche sistirte, der Sistirung nicht bloß, sondern der Beseitigung von Fürstenhäusern und ihren Thronen in Deutschland so kaltegoistisch zusah, als sie Ströme Blutes, welche sie verhüten konnte und pflichtgemäß verhüten mußte, ihre verleiteten und getäuschten Bundesgenossen vergießen ließ, bloß um, nicht für das österreichische Volk, sondern für das Haus Oesterreich einen bessern Frieden zu erhalten. Gerade die Mittelstaaten des deutschen Bundes fand Oesterreichs Hof als die ersten sogleich sich wieder zur Hand, als Rechberg's Nachfolger im Ministerium, Graf Mensdorff-Poully, in seinem noch geheimen Widerstand gegen Preußen den Bundestag als Ausweg zu benützen anfing. Der Prinz von Augustenburg hatte sich als der gesetzmäßige Landesfürst von Holstein mit einer Art von herzoglichem Regiment und Hof zu Kiel gesetzt: er besaß die Herzen der Schleswig-Holsteiner mit Ausnahme einer ganz kleinen preußischen Partei; Preußen besaß durch seine Heermacht den Grund und Boden. Schon zu Ende des Jahrs 1864 schlug Mensdorff vor, „die durch den Krieg und Frieden mit Dänemark erworbenen Souveränetätsrechte Oesterreichs und Preußens" an den Prinzen Friedrich von Augustenburg zu übertragen.

Die österreichische Politik hatte dabei entfernt keine Gedanken daran, das Recht der Legitimität im Sinne des deutschen Bundestags zu verfechten, sondern lediglich daran, einen neuen Bundesfürsten in dem Augustenburger einzusetzen, so Preußens Vergrößerung mit den Elbherzogthümern zu beseitigen und zugleich in dem Augustenburger einen Freund und eine Stimme weiter auf dem Frankfurter Bundestag für sich zu gewinnen. Denn die ganze Maschinerie des alten Bundestags wurde von Wien aus wieder in Bewegung zu setzen versucht.

Es gab manchen Freund des Vaterlandes und der Freiheit auf deutschem Boden, der weder an Oesterreichs noch an Preußens Fürsten, Ministern und Regierungsweise eine Freude hatte, und der doch Schleswig-Holstein lieber mit Preußen ganz vereinigt, als durch einen neuen Bundesfürsten die Zahl derjenigen deutschen Fürsten vermehren wollte, welche zum Schaden von ganz Deutschland waren und thaten, wie der Kurhesse, der Nassauer und der Hannoveraner. Es ist unläugbar, und nur Blindheit oder böser Wille kann das bestreiten: nichtpreußische deutsche Männer, deren Liebe zur Freiheit und zum Volke durch Opfer bis heute über allen Verdacht erhaben ist, haben von Anfang der schleswig-holsteinischen Frage an die Ueberzeugung gehabt, es solle kein neuer Bundesfürst eingesetzt und Schleswig-Holstein einfach mit Preußen vereinigt werden, aus dem Hauptgrunde, weil nur in dem engsten Anschluß an Preußen diese Herzogthümer eine Gewähr haben und geben, daß sie nicht wieder der Politik einer fremden, den deutschen Interessen feindseligen Macht dienstbar werden, und zweitens, daß die große natürliche Bedeutung, welche dieselben zu Land und zur See für das deutsche Gesammtvaterland haben, in vollem Umfang nutzbar gemacht werden könne. Sie anerkannten den Prinzen von Augustenburg als erbberechtigt; aber was Deutschland und den Herzogthümern selbst noth thue, sei die Einigung des gesammten Deutschlands. Die Augustenburger seien nie auf dem Throne der Herzogthümer gesessen. Mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes habe zu Anfang dieses Jahrhunderts die Bewegung der deutschen Geschichte zu einer größeren Einigung viele Jahrhunderte lang selbständig auf dem Fürstenstuhl gesessene Häuser ohne Weiteres beseitigt, freie Städte, deren Reichsfreiheit durch Kaisersiegel und mehr als ein halb Jahrtausend geweiht gewesen, kurzweg einverleibt. Vom deutschen Standpunkt aus stehe das Recht der deutschen Nation am höchsten, vor diesem Recht haben alle Einzelrechte zurückzutreten; also auch das bloße Erbrecht des Augustenburgers. Ja sie waren sogar überzeugt, daß die Einverleibung der kleineren norddeutschen Staaten allesamt noch besser für die politischen Bedürfnisse nicht bloß Norddeutschlands, sondern Gesammtdeutschlands wäre, als bloß theilweise Mediatisirung, und daß das eine oder das andere in nächster Zukunft mit der Nothwendigkeit eines Naturgesetzes vor sich gehen werde.

Weil Bismarck selbst für Schleswig-Holstein wenigstens den Anschluß an Preußen für besser hielt, als die Selbständigkeit eines Kleinstaats unter dem Haus Augustenburg, und weil König Wilhelm I. vor der Welt, und Oesterreich gegenüber, noch einen anderen Rechtsgrund, als das vor der öffentlichen Meinung nicht stichhaltende Recht der Eroberung haben wollte, so wurde Friedrich der Große nachgespielt, und gegen Oesterreich erklärt, das brandenburgische Haus habe selbst „Erbansprüche" auf die Elbherzogthümer, und es werde sich genöthigt sehen, diese geltend zu machen, wenn Preußen nicht durch die neue Gestaltung der Regierung in den Herzogthümern die Bürgschaft für eine Sicherung seiner staatlichen Interessen und der allgemeinen Interessen Deutschlands geboten werde.

Sogleich beauftragte der König seine Kronjuristen, die angeblichen Rechte des Prinzen von Augustenburg zu prüfen, und ein Rechtsgutachten über diese, sowie über das brandenburgische Erbrecht abzugeben. Die königlich preußischen Kronjuristen verstanden den Willen ihres Königs und waren ihm unterthänig. Ihr Gutachten fiel gegen den Augustenburger und zu Gunsten des preußischen Hauses aus. Wie ganz Deutschland, so sprach, mit wenigen Ausnahmen am Hofe, ganz Preußen, das Gutachten der Kronjuristen habe keinen Werth und mache Preußen wenig Ehre. Nicht auf so eine Federarbeit, sondern auf Anderes gründete das preußische Volk seinen allgemeinen Wunsch, die Elbherzogthümer in Besitz zu nehmen, auf die politische Nothwendigkeit derselben für Preußen zu seiner und Deutschlands Vertheidigung nach Außen, sowie zur Entwicklung seiner Seemacht, zum thatsächlichen Anfang für Schaffung einer deutschen Flotte, welche durch den alten Bundestag nie zu Stande kommen würde; aber auch darauf, daß Schleswig-Holstein mit so viel preußischem Blut den Dänen abgewonnen worden sei, und daß kein Preuße daran denken könne, dieses Blut solle nur dazu vergossen sein, einen neuen Bundesfürsten zu installiren und in seiner Person und Stimme am Frankfurter Bundestag die Zahl der Gegner Preußens noch zu vermehren.

Bismarck hat auch auf das Rechtsgutachten niemand gegenüber jemals einen Werth gelegt. Am 22. Februar 1865 that Bismarck, als wolle die preußische Regierung auf den Vorschlag Oesterreichs, den Prinzen von Augustenburg zu installiren, unter gewissen Bedingungen eingehen. Diese Bedingungen Preußens waren weitgehend. Es forderte für sich die Verfügung über die Wehrkräfte der Herzogthümer zu Land und zur See so, daß diese ein integrirender Bestandtheil der preußischen Armee und Flotte werden; die Kontrole über das Lootsen-, Betonnungs- und Erleuchtungswesen an den schleswig-holsteinischen Küsten; ungehinderte und abgabenfreie Cirkulation und Stationirung der preußischen Flotte in allen schleswig-holsteinischen Gewässern; die Regelung des Befestigungssystems in den Herzogthümern; die alleinige Besetzung Rendsburgs so lange, bis es mit Uebereinstimmung aller Betheiligten zur Bundesfestung erklärt werde; die Abtretung Sonderburgs, beider Ufer des Alsensundes, eines Gebiets zu Errichtung von Befestigungen an der Mündung des anzulegenden Nordostseekanals; und zwar eben diese Abtretungen an Preußen mit vollem Souveränetätsrecht; die Vereinigung des Post- und Telegraphenwesens mit dem preußischen, den Eintritt der Herzogthümer in den Zollverein, sowie die diplomatische Vertretung Schleswig-Holsteins durch Preußen.

Diese Forderungen Preußens waren der Art, daß sie der Augustenburger nicht annehmen konnte, ohne daß er zum bloßen Figuranten auf dem Throne herabsank, und durch die, wenn er sie annahm, für die Schleswig-Holsteiner ein Verhältniß geschaffen wurde, das ihnen peinlichst geworden wäre. Sie hätten, ohne die Ehre, ohne die Rechte und ohne die Vortheile der preußischen Staatsbürger, welche die einfache Vereinigung mit Preußen bot, das Schwere der Lasten zu tragen gehabt, welche der preußische Bürger zu tragen hat. Die Februarbedingungen heißen sie, weil sie am 22. Febr. 1865 gestellt wurden. Zwar hat Bismarck vor kurzem erst im preußischen Abgeordnetenhaus erklärt, er habe es ernstlich gemeint und nicht blos täuschen und Zeit gewinnen wollen, und es sei nicht wahr, daß der Prinz von Augustenburg die Februarbedingungen ohne Hinterthürchen anzunehmen bereit gewesen sei; noch kurz vor dem Gasteiner Uebereinkommen sei ihm durch Vermittlung des bayerischen Ministers von der Pfordten die Hand geboten worden, aber er habe sie abgelehnt. Dennoch ist gewiß, daß Bismarck die einfache Einverleibung Schleswig-Holsteins zu Anfang wie zu Ende für das einzig Richtige und die Einsetzung eines neuen Fürsten in den Herzogthümern für diese wie für Preußen und Deutschland ebenso unzuträglich erachtet hat, als eine auf dem Wege der Kronjuristen anzubahnende Personalunion. Deutschlands Einheit und Zukunft war ja für ihn wie für die preußische Fortschrittspartei das Entscheidende, „Deutschlands Recht auf Einheit", aber diese Einheit unter der Vorstellung, daß „Preußen nicht mehr ein deutscher Staat sei, sondern der deutsche Staat."

Der Wiener Hof mußte vom Standpunkt seiner falschen Hauspolitik aus Bismarck's Februarbedingungen ablehnen. Er beschränkte sie in seiner Antwort vom 5. März in der Art, daß von preußischer Seite die Ablehnung dieser Beschränkungen so gewiß vorauszusehen war, als zuvor von österreichischer Seite die Ablehnung der Forderungen Preußens.

Der Prinz von Augustenburg, um dessenwillen die europäische Diplomatie und Presse in Bewegung war, hat dabei eine Rolle gespielt, welche es Bismarck leicht machte, in höherem nicht blos preußischem, sondern deutschem Interesse über das Erbrecht desselben hinwegzugehen, und das Unrecht, das er ihm dadurch anthat, in den Hintergrund treten zu lassen. Dieser Erbprinz griff nicht zum Schwert,



Ankunft der ersten Verwundeten in Wien



Hauptquartier Garibaldi's in Salo (am Gardasee).

um mit den Schleswig-Holsteinern, um mit den deutschen Bundestruppen den Dänen sein Erbe abzukämpfen. Er hat weder seine Person und sein Blut, noch Geld dafür eingesetzt. Er ließ sich vom Wiener Hof gebrauchen als eine politische Schachbrettfigur sehr untergeordneter Art. Er war der von Wien blos Vorgeschobene, um unter dem Vorwand, zu welchem er und sein Erbrecht genommen wurde, den Machtfortschritt Preußens zu bekämpfen. Er aber bildete sich ein, der Wiener Hof verfechte im Ernste sein, des einzelnen Augustenburgers, Erbrecht, obgleich das Haus Habsburg-Lothringen so etwas von seinem Anfang an niemals gethan hatte. In dieser Einbildung sprach er große Worte mit großer Miene derjenigen europäischen Macht gegenüber, in Bezug auf welche ihm sogar die einfachste Kenntniß von der Politik überhaupt, und insbesondere von der Politik dieser Großmacht, vornherein sagen mußte, daß nur angenehmes Benehmen gegen dieselbe ihm das Steigen auf den Stuhl der Herzogthümer möglich mache.

Seine Rathgeber und darum er selbst hatten eine so hohe Vorstellung von den Machtverhältnissen Oesterreichs, daß sie diesen gegenüber das Wollen und Können Preußens unterschätzten und mißachteten. Dieselbe Vorstellungsweise war aber auch an den Höfen der Mittel- und Kleinstaaten des deutschen Bundes die beliebte und hergebrachte. Der ganze Gang der Ereignisse hat vor Augen gestellt, daß die Höfe dieser Staaten in Wien und Berlin durch Gesandte vertreten waren, denen es ganz am Auge und an der Urtheilskraft gebrach, oder die, wenn sie Beides hatten, pflichtvergessen waren. Träfe das alles bei ihnen nicht zu, so wären die betreffenden Minister an diesen Höfen in schwerer Schuld und Verantwortung. Hätten die Gesandten wirklich das Richtige beobachtet und berichtet, ihre Regierungen aber nicht darauf gemerkt, so wären die letzteren des Mangels an Einsicht oder der Pflichtvergessenheit überwiesen. Im andern Fall aber sogar bliebe den Fürsten und den Ministern die schwere Schuld, solche Leute nach Wien und Berlin

als diplomatische Vertreter des Staates gesendet zu haben, welche entweder die für einen solchen Posten nöthigen Kenntnisse und Einsicht oder die nöthige Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue nicht hatten, und zwar in so hohem, der Krone und dem Volke verderblich gewordenen Grade nicht hatten.

Der Haß der alten Fürstenhäuser gegen das emporgekommene Neuhaus Hohenzollern-Brandenburg und den Neustaat Preußen und ihre Sympathie mit dem Althaus Oesterreich erklären weit nicht Alles, weder das, was gethan wurde, noch das, was unterlassen wurde. Die deutschen Höfe der Mittel- und Kleinstaaten konnten noch jetzt jeden Augenblick, wenn sie die dargebotenen Hände und Herzen ihres Volkes und der Männer des Volkes ergriffen, gegen die Politik Preußens wie Oesterreichs Fronte machen, und sich ihren Stuhl fest stellen auf die Grundlage der Volksfreiheit und auf die in Waffen für freisinnige Fürsten eintretenden Völker. Aber die meisten Fürsten hatten solche Rathgeber um sich, die sie auch jetzt noch das eigene Volk für sie in Waffen mehr fürchten ließen, als den Anschluß an Oesterreich. Diejenigen Staatsmänner der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands, welche nicht liberal oder aus irgend einem Grunde österreichisch gestimmt waren, ordneten sich der Führung des sächsischen Ministers von Beust unter, welcher vornherein so entschieden für die österreichische Politik gewonnen war, daß er nachher das Ministerium Sachsens mit dem auswärtigen Oesterreichs vertauschen konnte.

Das Zusammengehen Oesterreichs mit Preußen hintertrieben diese Höfe allesamt, weil sie fürchteten, die Folge eines dauernden Bündnisses zwischen Preußen und Oesterreich würde ihre Mediatisirung sein; auf die Seite Oesterreichs traten sie, weil sie von diesem das Versprechen und darauf hin die Hoffnung hatten, in ihrer Souveränetät vor den Fängen des preußischen Adlers geschützt zu werden. Je mehr die Macht und das Streben Preußens auf sie drückte, desto näher lag ihnen der Wunsch, durch Oesterreich im Vereine mit dem deutschen Bund es zu demüthigen und zu schwächen, daß es ihnen nicht mehr bange machen könnte; dazu kam die eröffnete Aussicht und die Erwartung, mit einem Theil der Abfälle Preußens sich zu vergrößern.

Bismarck erkannte aus alledem noch mehr, daß der österreichische Hof nicht nur wider seinen Plan mit den Elbherzogthümern, sondern wider seine Person und seine Stellung arbeite. Für jeden aber legte täglich es sich auf's Neue vor Augen, wie der alte Krebsschaden Deutschlands, das Dasein zweier deutscher Großmächte mit ihren sich widerstrebenden Interessen und mit ihrer Eifersucht, ausgeschnitten werden müsse. Bismarck hätte sich schon jetzt nicht gescheut, sogleich diese Seite der deutschen Frage gewaltsam zur Lösung zu bringen, durch offenen Bruch mit Oesterreich und durch das Schwert. „Ich will Krieg mit Oesterreich," sagte er am 15. Juli 1865 in Karlsbad zu dem Herzog von Grammont, dem französischen Botschafter am Wiener Hofe. Er sprach dieß im Angesichte der täglichen Reibungen und des immer bitterer hervortretenden Widerstreits der beiderseitigen Interessen in dem von Oesterreich und Preußen gemeinsam verwalteten Schleswig-Holstein.

Freiherr von Zedlitz nämlich, der preußische Bevollmächtigte in den Herzogthümern, ging seiner Weisung gemäß darauf, die Bevölkerung derselben der preußischen Herrschaft zuzuführen. Traf er dahin zielende Anordnungen, so versagte der österreichische Bevollmächtigte, Freiherr Halbhuber, seinen Wiener Weisungen gemäß, den Anordnungen seines preußischen Amtsgenossen die Zustimmung. Wurde von preußischer Seite die Einsetzung des Augustenburgers mit Souveränetät der schleswig-holsteinischen Bevölkerung als etwas für Schleswig-Holstein selbst, für Preußen und für Deutschland ganz Unzuträgliches hingestellt, so wurde von österreichischer Seite ebenso eifrig der Prinz von Augustenburg, der zu Kiel Hof hielt, gehalten, als der Erbberechtigte, fast schon als Herzog behandelt, und der Bevölkerung unter ihm die staatliche Selbständigkeit in Aussicht gestellt.

Unterstützt von dem Beifall fast ganz Süddeutschlands, des Volkes wie der Regierungen der deutschen Bundesstaaten, geduldet oder gar genährt von den in Holstein anwesenden Oesterreichern, nahm die Volksbewegung in Schleswig-Holstein einen neuen Aufschwung, kühner als zuvor. Die Erbitterung zwischen Preußen und Oesterreichern im Lande war groß, weit größer aber die der unendlichen Mehrheit der Bevölkerung gegen die Preußen im Lande, wie gegen den König von Preußen und seinen Minister Bismarck. Als der Letztere gegen den französischen Botschafter jene Aeußerung that, daß er den Krieg gegen Oesterreich wolle, hatte er nicht blos diese Sachlage in den Herzogthümern, sondern auch neue Verlegenheiten des Wiener Hofes im Auge.

Am 26. Juni 1865 hatte die Partei des reinen Absolutismus am Wiener Hofe gesiegt. Hinter dem Rücken des Staatsministers Schmerling wurden die Hofkanzler von Ungarn und Siebenbürgen, Zichy und Nadasdy, welche an der Februarverfassung für den Gesammtstaat festhielten, entlassen, der altkonservative Graf Mailath zum Hofkanzler für Ungarn ernannt, und das Ministerium Schmerling gestürzt. Das Ministerium Belcredi, wie es am Wiener Hofe hieß, ein Ministerium „der rettenden That", ergriff die Zügel, und das Erste, was es vornahm, war die Sistirung der österreichischen Reichsverfassung. Oesterreichs Kredit, zuvor schon sehr leidend, wurde durch diesen Schlag bei der Finanzwelt von ganz Europa noch tiefer erschüttert. Diesen Augenblick hielt Bismarck, der über ein wohlausgerüstetes Heer zu verfügen hatte, für den rechten zur Erringung der Oberherrschaft in Deutschland, durch Krieg gegen Oesterreich.

Die Depeschen Bismarck's vom 11. Juli an waren ganz dazu angethan, es zwischen Preußen

und Oesterreich zum Bruch zu bringen. Sein König war auf der Reise in's Bad Gastein. Bismarck brachte ihn so weit, daß er unterwegs, am 22. Juli, zu Regensburg einen Ministerrath abhielt. Darin wurde der Beschluß gefaßt, von preußischer Seite selbständig in den Herzogthümern vorzugehen, und es auf einen Krieg gegen Oesterreich ankommen zu lassen.

In Wien hatte man sich seit einem Jahre auf manches Hoffest vorbereitet, aber auf Alles eher als auf einen Krieg. In einer Verblendung, welche selbst dann, wenn man den geringsten Grad von Befähigung der österreichischen Diplomatie annehmen wollte, immer noch unerklärlich bleibt, war vom Wiener Hofe nicht blos nichts für eine zeitgemäße Heerausrüstung geschehen, sondern sogar die Heerrüstung Preußens in größtem Maßstab, welche seit vollen fünf Jahren im Gange war, in der Wiener Hofburg ganz unbeachtet geblieben. Und doch hatte Bismarck seit Jahren das Königreich Italien, Oesterreichs Gegner, zuvorkommend anerkannt, einen günstigsten Handelsvertrag mit Italien abgeschlossen, den französisch-deutschen Handelsvertrag für Preußen und den ganzen deutschen Zollverein durchgesetzt, und der Verkehr Bismarck's mit dem Kaiser Napoleon war denn doch in den Augen gewöhnlicher Menschen als etwas erschienen und öffentlich als etwas viel besprochen worden, was nicht ohne Bedeutung sei.

Weil der Wiener Hof auf einen Krieg gar nicht gefaßt war, gab er zunächst dem preußischen Hofe nach, und im Bade zu Gastein verständigte sich Oesterreich mit dem Könige von Preußen über ein neues Provisorium in Betreff der Herzogthümer. Den 14. August 1865 wurde die Gasteiner Uebereinkunft unterzeichnet. Darin überließ Oesterreich um dritthalb Millionen dänischer Thaler das Herzogthum Lauenburg an die preußische Krone, welche diese sogleich nach Wien auszahlte. Zugleich überließ Oesterreich die ausschließliche Verwaltung des Herzogthums Schleswig der Krone Preußen, und übernahm für sich die Verwaltung Holsteins. Die noch immer starke österreichische Partei am Berliner Hofe und die Unentschlossenheit des Königs weit mehr, als das den Gasteiner Ausweg suchende Oesterreich, hatten diesmal den Ausbruch des Krieges verhindert, welchen Bismarck schon jetzt gewollt. In Salzburg waren am 19. August der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen persönlich zusammengekommen. Sie hatten sich auf's Neue über die Nothwendigkeit verständigt, „gemeinsam die Revolution zu bekämpfen". Das galt wieder wie früher dem deutschen Volke, sowohl dem in Schleswig-Holstein, als dem in den andern deutschen Staaten, hauptsächlich in den süddeutschen.

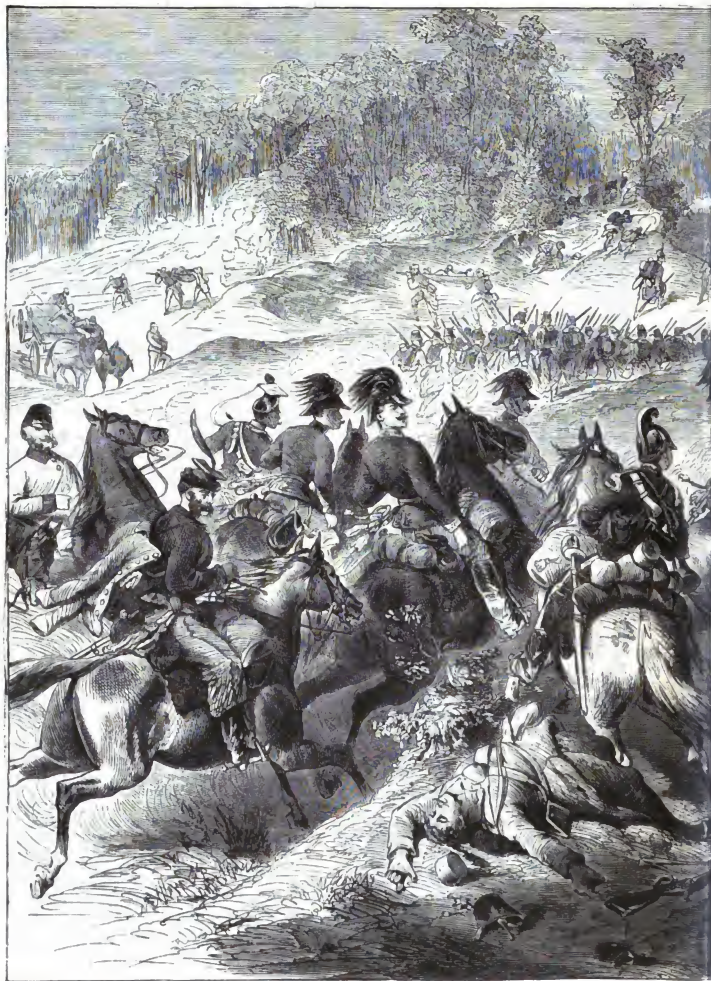
Die fortwährende Vergewaltigung Schleswig-Holsteins durch Preußen und Oesterreich hatte das dadurch verletzte Rechtsgefühl des deutschen Volkes in letzter Zeit noch bitterer und rühriger gemacht. Dieses einfache Rechtsgefühl des Volkes, selbst in Preußen, sträubte sich gegen die Sophistik der Feudalen und ebenso derjenigen Vertheidiger der bismarckischen Politik, welche mit Gründen des Staatsrechts die preußischen Einverleibungsgelüste als berechtigte darstellten. Das Volk sagte: „Preußen hat gegen Schleswig-Holstein keinen Krieg geführt, es kann daher nicht einmal das sogenannte Eroberungsrecht gegenüber Schleswig-Holstein geltend gemacht werden. Die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen könnte daher nur unter der freien Zustimmung des schleswig-holsteinischen Volkes, vermöge des jedem Volke zukommenden Selbstbestimmungsrechts, gut geheißen werden."

Da die deutschen Regierungen sich in dieser Richtung nicht thatkräftig auswiesen, so nahm zwar nicht das deutsche Volk die Sache in die Hand, wohl aber die deutsche Presse, der deutsche Abgeordnetentag und sein Sechsunddreißigerausschuß, und der Nationalverein, sowie eine Reihe der von diesen drei Seiten her veranstalteten Volksversammlungen. Keine davon aber ging weiter vor, als zu starken Protesten gegen die Vergewaltigungspolitik der zwei Vormächte. Denn es lief um, Oesterreich werde jeden Augenblick die Herzogthümer der Krone Preußen überlassen, sobald nur dieses ihm einen Theil von Preußisch-Schlesien oder sonst einen Ersatz auf außerpreußischem deutschem Boden gewähre.

Um welchen Preis das Ministerium Belcredi zu Wien die Herzogthümer an Preußen verkaufen wollte, darüber liegt noch nichts Gewisses vor; wohl aber ist das gewiß, daß dem Wiener Hof es nur darauf ankam, seinen rechtswidrigen Antheil an dem vergewaltigten Schleswig-Holstein um einen so hohen Preis als möglich an Preußen zu verkaufen oder zu vertauschen.

Aber darauf eben war Bismarck nicht eingegangen. Er zog den Wiener Hof hinaus und machte dem Kaiser Franz Joseph, welchem vermöge seiner Jugendeindrücke jede Art von freierer Bewegung des Volkes als eine heranwogende Revolution, als eine Pest, welche ansteckend seine Staaten ergreifen würde, verdächtig gemacht werden konnte, zu Salzburg, bei der Unterzeichnung des Gasteiner Vertrags, „es ganz klar," daß Oesterreich und Preußen „zunächst nur den gemeinsamen Feind beider Großmächte, die Revolution, zu bekämpfen haben."

Bismarck und das österreichische Ministerium „einigten" sich damals wiederum über „die Nothwendigkeit und den Plan des Kampfes gegen die revolutionären Bestrebungen." Diese waren aber eben nichts Anderes, als die ganz innerhalb der Landesgesetze sich bewegenden, nur in Worten und Beschlüssen sich offenbarenden Unwillensbezeugungen der genannten Vereine gegen „die Revolution von Oben", welche die Kronen Preußen und Oesterreich gegen Schleswig-Holstein und den deutschen Bund sich erlaubt hatten, gegen das Vorgehen Beider, welches das bestehende Recht mit Füßen trat. Diesmal waren die Kronen Oesterreich und Preußen die Revolutionäre, und diejenigen, welche



Aus dem Gefecht von Trautenau: Angriff der preußischen Stellung



urch die Brigade Grivicic am 27. Juni. Gezeichnet von A. Beck.

niederzuwerfen sie sich verabredeten, waren die Vertheidiger des bestehenden Rechtszustandes. Aber nach einer in der Diplomatie hergebrachten Weise wurden diese Bestrebungen für das Selbstbestimmungsrecht des schleswig-holsteinischen Volkes und für das Recht Deutschlands ohne Weiteres zu Umtrieben gestempelt, deren Ziel eine demokratische und sozialistische sei.

Das gemeinsame Auftreten Oesterreichs und Preußens gegen die nationale Bewegung in den kleineren deutschen Staaten begann mit einer an den Senat der freien Stadt Frankfurt gerichteten Note. Diese Note bedrohte die freie Stadt, den Sitz des deutschen Bundes, mit dem Einschreiten der „Vormächte", wofern der „Zügellosigkeit der Frankfurter Presse", den Vereinen und Versammlungen zur Agitation, zu denen Frankfurt sich hergebe, von Seiten des Senates kein Einhalt gethan werde. Die Stimmung in der Bevölkerung Frankfurts wurde durch diese gemeinsame, wenn auch in getrennter Fassung, von den Kronen Oesterreich und Preußen, zwei Mitgliedern des deutschen Bundes, gegen die Bundeshauptstadt geschleuderte Note so aufgeregt, daß der Frankfurter Senat nicht anders konnte, als sich Muth zu fassen, und diese Note würdig zurückzuweisen. Gegen diesen Eingriff in die Rechte eines selbständigen Staates von Seiten Oesterreichs und Preußens war nicht blos alles Volk in Süddeutschland empört, sondern selbst Fürsten und Regierungen erklärten sich gegen dieses Vorgehen, vielleicht aus Rücksicht auf die Volksstimmung ihrer Staaten, jedenfalls im richtigen Gefühl und Schluß, daß der Eingriff in die Rechte des einen Bundesglieds Frankfurt zugleich ein Eingriff in die Rechte der andern Bundesglieder, also in ihre eigenen Souveränetätsrechte sei. War ja doch wirklich zu Gastein und Salzburg die Maßregelung der „Kleinstaaten" überhaupt von den zwei Groß- und Vormächten beschlossen worden.

Eine solche Wirkung der an Frankfurt gerichteten Note hatten Kaiser Franz Joseph und sein Ministerium nicht in Rechnung genommen: Oesterreich lenkte ein, der Drohung wurde keine Folge gegeben. Aber das geschah nicht darum, weil die Thron- und Altarpartei in der Wiener Hofburg, die Sippe der Jesuiten und der Junker an der Donau durch die Rechtsausführungen des Frankfurter Senats und durch die Sinnesoffenbarung von Fürsten und Völkern in Deutschland etwa zur Einsicht in das angethane Unrecht und zur Reue gekommen wären. Die Sachlage ist ja nicht zu vergessen; sie war und blieb folgende:

Die am Wiener Hof und in Oesterreich überhaupt herrschende Partei waren nach wie vor die Alten, die Partei der Reaktion; ihr Zweck war und blieb — unumschränkte Herrschaft in Oesterreich, und Oesterreichs Oberherrschaft in Deutschland, Erdrückung der deutschen Bestrebungen für Freiheit und Einheit, und Begründung der österreichischen Oberherrschaft in Deutschland gerade auf die Stärkung und Hegung des Partikularismus der einzelnen deutschen Fürstenhäuser, deren größter Theil eben sowohl der Volksfreiheit wie der deutschen Einheit gegenüber ganz ebenso dachte, wie die Herren und Damen der Wiener Hofburg mit ihren slavischen Anschauungen. Es ist geradezu unverantwortlich, wie leicht nicht blos die Masse der süddeutschen Bevölkerung, sondern ein großer Theil der Gebildeten darunter sich immer wieder täuschen ließ, so oft von Wien aus die Hoflockpfeife eine liberale Weise spielte.

Nachdem der letzte Versuch des Wiener Throns und Altars, durch den Scheinkonstitutionatismus der kaiserlichen Reformakte die deutschen Völker zu bethören, durch Bismarck's Dazwischentreten und seine Fackelbeleuchtung mißlungen war, schlüpfte die Wiener Hofpolitik rasch nach einander in zwei neue Verkleidungen hinein. In der einen zeigte sie sich plötzlich als Vorkämpferin für die Souveränetätsrechte der Fürsten mit der Miene, als ob sie den Fortbestand auch der allerkleinsten deutschen Staaten wolle und gewähre. In der andern that sie bald darauf eben so plötzlich, als ob es ihr ein heiliger Ernst wäre für die Rechte der deutschen Bundesvölker gegen die Vergewaltigungen der Krone Preußen. Gefährlich ist's, daß das deutsche Volk allenthalben so oft vertraut, wenn ein Einzelner für selbstische Zwecke in den Ueberwurf des Liberalismus sich kleidet; gefährlicher, wenn es ein Bismarck thut, wenigstens blos für preußische Zwecke; am gefährlichsten, wenn es Minister und Kardinäle zu Wien, wie Mensdorff und Rauscher, geräuschvoll thun.

Diesen war es keinen Augenblick um das Recht der deutschen Völker, auch nicht um den Fortbestand der Souveränetät ihrer Fürsten, auch nicht um die Einigung Deutschlands unter dem Panier der Freiheit zu thun, sondern nur darum, die Fürsten wie die Völker Deutschlands zu bethören, und beide zu mißbrauchen zur Bekämpfung und Schwächung Preußens, um dann nach dem Siege, nach der Beseitigung der Vormacht Preußen, Deutschland zu einigen unter der Herrschaft eines unumschränkten habsburgischen Kaisers, in dem eben so, wie im österreichischen Kaiserstaat selbst, in den deutschen konstitutionellen Staaten überall die so manchen deutschen Bundesfürsten unliebsame Verfassung „sistirt", d. h. beseitigt, den Fürsten dieser Sorte freier Spielraum für ihre eigenen Launen und für die Selbstsucht der Bevorrechteten gewährt, und auf dem frischen Grabe der letzten Reste von Volksfreiheit das Panier der Herrschaft des Absolutismus, der Junker und der Priester aufgeworfen und der Kampf auf Tod und Leben mit den Ideen und Errungenschaften der Gegenwart, mit dem Geiste der neuen Zeit aufgenommen worden wäre.

Das ist das Programm der Unverbesserlichen in Wien noch heute wie vor einem halben Jahrhundert. Noch heute heißt bei diesen Leuten, wenn und wo sie unter sich sind, was freiheitlich und volksthümlich lautet, geradezu „revolutionär". Selbst diejenigen deutschen Bundesstaaten, in welchen der still

und langsam schaffende Geist der Reform in Jahrzehnten kaum das Unerläßliche durch die aufopferungsvolle Arbeit treuer Männer fortschreitend vor sich gebracht hat, wurden und werden noch heute in jenen Wiener Kreisen als „Herde der Revolution" losungsmäßig bezeichnet. Sie wurden so genannt und so behandelt zu Gastein und zu Salzburg. Der edle Verfassungsstaat Baden ganz insbesondere war den von der römisch gesinnten Priesterschaft jesuitischer Art umfaßten feudalen Damen- und Herrenwelt in Wien, laut Berichten der Ultramontanen von der Freiburger Universität im Breisgau, ein „Mittelpunkt der Revolution in Deutschland"! Unterdrückung der Gewissensfreiheit und der bürgerlichen Freiheit benannte man in diesen Kreisen „Bekämpfung der Revolution." Das beabsichtigte Stummmachen des Rechtsgefühls, der Verfassungen und der beide vertretenden Männer in Deutschland hieß im diplomatischen Ausdruck: „Beruhigung der Kleinstaaten."

Daß diese Partei in Wien trotzdem plötzlich den Kleinstaaten gegenüber wieder einlenkte, kam, wie gesagt, nicht aus etwaiger Einsicht in das Unrecht. Man wollte zuerst Preußen zur Unterwerfung, zum Verzicht auf die Elbherzogthümer, bringen; dazu brauchte man die Kleinstaaten. Man durfte also die Regierungen derselben nicht abstoßen, und ihre Völker versuchte man ebenso plötzlich durch eine neue politische Aufführung zu täuschen und zu sich herüber zu ziehen. Die „Beruhigung" der Kleinstaaten wurde nicht aufgegeben, nur zurück gelegt. Man wollte sie nach dem Sieg über Preußen wieder aufnehmen, und wie nach dem Jahre 1849 in der Weise Schwarzenberg-Rauscher die Kleinstaaten zur Ruhe gebracht worden waren, so sollten sie dann in der Weise Mensdorff-Rauscher befriedigt, das Volk beruhigt, die Throne sicher gestellt werden.

Die deutschen Völker ließen sich abermals bethören. Sie wie ihre Fürsten vergaßen die kurz zuvor erfahrene Treulosigkeit des Wiener Hofes, die ganze verächtliche Behandlung, die ihnen von Wien aus geworden war. Auf einmal griff in den Fürsten der Glaube um, ihr Interesse und das Oesterreichs sei Preußen gegenüber auf's engste verknüpft, ganz eins und dasselbe. Der Wiener Hof ließ durch seinen Militär-Statthalter von Gablenz in Holstein eine Politik verfolgen, welche der Bismarck's geradezu entgegengesetzt war; noch viel mehr als bisher.

Während der preußische Gouverneur, General von Manteuffel, in Schleswig die Zügel straff anzog und sich festsetzte, gegen jede Thätigkeit zu Gunsten des Prinzen von Augustenburg mit strengen Maßregeln vorging, gegen die Presse, gegen die persönliche Freiheit von Schriftstellern, gegen das Vereins- und Versammlungsrecht: verfuhr die österreichische Regierung in Holstein auffallend freisinnig. Sie ließ der Rührigkeit der Presse und der Vereine für den Augustenburger freiesten Spielraum. Sie begünstigte offen die Ansprüche des Augustenburgers. Dieses offene, fast überliberale Gebahren des sonst so reactionären Oesterreichs stellte das Manteuffel'sche Gewaltsystem in ein höchst ungünstiges Licht: Der Bevölkerung beider Herzogthümer wurden die Preußen und ihre Politik um so verhaßter. Die Holsteinsche Presse brachte die bittersten Angriffe auf Preußen; v. Gablenz ließ Alles ungerügt geschehen. Die Absicht Oesterreichs, durch die Begünstigung der Organisirung einer großen preußenfeindlichen Partei in beiden Herzogthümern den Absichten Preußens auf dieselben den Boden abzugraben, trat immer mehr hervor, am stärksten durch die Riesenvolksversammlung, die es auf holsteinischem Boden, zu Altona, gestattete, und die am 23. Januar 1866 abgehalten wurde von Kampfgenossen und Vereinen aus Schleswig wie aus Holstein. Mehrere tausend Personen aus beiden Herzogthümern, auch Vertreter der Rechte des schleswig-holsteinischen Volkes aus allen deutschen Staaten, zumal aus Süddeutschland, fanden sich auf dieser Massenversammlung ein. Die hier gehaltenen Reden und, noch tiefer wirkend, die Besprechungen und Verabredungen entzündeten die Gemüther, als die Heimkehrenden solche nach Schleswig brachten.

Die Folge davon waren Verhandlungen zwischen dem Berliner und dem Wiener Hofe. Sie begannen mit einer Note Bismarck's vom 26. Januar 1866, und wurden längere Zeit mit steigender Gereiztheit fortgeführt, bis sie der Kriegsausbruch unterbrach.

Bismarck war für die Gasteiner Uebereinkunft von seinem König in den Grafenstand erhoben worden. Unmittelbar darauf war er nach Paris und Biarritz gereist zur Besprechung mit dem Kaiser der Franzosen. Bismarck sah klar, daß der Bruch mit Oesterreich nur vertagt, der Krieg für Preußen unvermeidlich war, da er den Besitz der Elbherzogthümer für eine Lebensfrage Preußens, für seine Großmachtstellung ansah, und für ihn von einem Verzichte darauf nicht die Rede sein konnte. Zu Biarritz erlangte er von Napoleon III. die Zusicherung der Neutralität Frankreichs für den Fall, daß es zwischen Preußen und Oesterreich zum Kriege komme. Es ist vielfach behauptet worden, für dieses Zugeständniß Napoleon's, das, wie sich nachher gezeigt hat, für Preußen von unschätzbarer Wichtigkeit war, habe Graf Bismarck dem Franzosenkaiser das Ablassen deutscher Gebietstheile an Frankreich versprochen. Ein Beweis dafür ist bis jetzt nicht erbracht worden; Bismarck selbst hat mit Ironie und Verachtung diese Unterstellung zurück gewiesen.

Daß aber von der preußischen Politik an die französische für gewisse Zukunftsfälle Versprechungen, wenn auch nicht in Bezug auf deutsches, so doch auf europäisches Gebiet gemacht wurden, läßt sich denken. Doch an und für sich schon konnte dem Franzosen ein Krieg zwischen den zwei deutschen Großmächten nur angenehm sein. Das Zerreiben der österreichischen und preußischen Wehrkraft aneinander selbst, die Abschwächung der einen dieser Mächte wie der andern durch einen länger dauernden Krieg, war für Frankreich nur vortheilhaft. Für Napoleon



Oesterreichische Kürassiere auf dem münchener Bahnhofe. Originalzeichnung von W. Diez.

stellte er ohne Opfer glänzenden Gewinn in Aussicht. Bei dieser Gelegenheit konnte sich von selbst erfüllen, was er Italien versprochen hatte, seine Freimachung bis zur Adria. Er konnte, wenn sich Oesterreich und Preußen verblutet hatten, mit seinen unberührten Heermassen unter die Streitenden hineintreten, und allen Theilen die Bedingungen des Friedens vorschreiben. Er hoffte sicher, als Schiedsrichter angerufen zu werden. Wie die Neutralität Frankreichs, so wurde zu Biarritz auch schon ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Italien gegen Oesterreich verabredet.

Der natürliche Gegner Oesterreichs, das neue Königreich Italien, bot sich der Politik Bismarck's von selbst als ein nützlicher Bundesgenosse Preußens. Hatte der italienisch-preußische Handelsvertrag das Anknüpfen erleichtert, so wurde das Bündniß noch von Napoleon begünstigt und vermittelt. Während Adel und Geistlichkeit in der Wiener Hofburg durch den Anschluß der deutschen Mittelstaaten an Oesterreich Preußen isolirt glaubten, hatte sich Bismarck, wie er schon Jahre zuvor in Aussicht gestellt hatte, mit dem Erzfeind Oesterreichs, mit Italien, verbündet, das der Krone Oesterreich gefährlicher werden konnte, als alle deutschen Mittelstaaten zusammen ihr nützlich zu werden vermochten.

Auf solcher Grundlage stand Bismarck, als er die Note vom 26. Januar 1866 nach Wien abgehen ließ. Er sagte darin: „Das kaiserliche Kabinet in Wien sei zuerst auf den Vorschlag Preußens, gemeinsam die Revolution zu bekämpfen, und darum zunächst gegen den Senat von Frankfurt einzuschreiten, eingegangen, habe aber bald diesem Vorgehen die Spitze abzubrechen gesucht; dadurch sei dessen



X. A. v. Mauch u. Kunz.

Hauptquartier Garibaldi's in Rocca d'Anfo.

Wirkung in Nichts verlaufen. Dieses Verhalten sei wohl geeignet gewesen, das preußische Kabinet bedenklich zu machen. — Jetzt aber sei der Gasteiner Vertrag offen verletzt. Die Altonaer Versammlung mit ihren Protesten gegen Preußen beweise das. Damit, daß die österreichische Regierung das gestattet und begünstigt habe, habe sie sich in Holstein jetzt selbst revolutionäre Angriffe gegen Preußen erlaubt. Das müsse das von Seiner Majestät dem Könige von Preußen lange und liebevoll gehegte Gefühl der Zusammengehörigkeit der beiden deutschen Mächte erschüttern und schwächen. Man wolle in Wien von der auf dem Gebiet des österreichischen Regiments begünstigten feindseligen Stimmung gegen Preußen Gebrauch machen. Wenigstens sei es nicht anders zu erklären, wenn man zugelassen habe, daß die süddeutschen Führer der Demokratie die unmittelbare Aufforderung zur Steuerverweigerung in das Land hinein schleuderten. So werde das bisher durch seinen konservativen Sinn ausgezeichnete Land Schleswig-Holstein zu einem Herde der Revolution gemacht. Wolle man das in Wien ruhig ansehen, in Berlin dürfe man es nicht. Das beiden Mächten zu Gastein wie ein Pfand der Loyalität anvertraute Land, das bis auf weitere Verständigung so, wie es war, erhalten werden sollte, werde deteriorirt, wenn das monarchische Prinzip beschädigt, die Autorität in Frage gestellt und dasjenige verhöhnt werde, was die beiden Mächte selbst bestimmt haben. Besonders schmerzlich berühre es den König aber, daß sich unter dem Schutze des österreichischen Doppeladlers, der noch vor kurzem in einem blutigen Kampfe neben dem preußischen Banner geweht habe, revolutionäre Tendenzen entfalten dürfen. — Nicht Konzessionen verlange Preußen, sondern nur Erhaltung des bestehenden Rechts. Sollte dieses Recht für Oesterreich wenig Werth haben, so sei doch die Durchführung desselben eine Lebensfrage der jetzigen preußischen Regierung und untrennbar von ihrer Gesammtpolitik. — Falls Oesterreich auf diese Vorstellung eine ablehnende oder hinhaltende Antwort geben wollte, so würde das ein Beweis sein, daß

sein Verfahren in den Herzogthümern das Mittel sei für die hergebrachten Gegenbestrebungen Oesterreichs gegen Preußen, ein Standpunkt, von dem man in Berlin angenommen habe, das Wiener Kabinet habe ihn längst überwunden. Falls die Gesammtpolitik der beiden deutschen Großstaaten ferner nicht zusammengehen könnte, so müßte Preußen sich seine ganze Freiheit bewahren und allein seine Interessen zu Rathe ziehen."

Am 7. Februar antwortete das österreichische Kabinet. Es wies die Beschwerden Preußens als einen Eingriff in die Selbständigkeit der österreichischen Verwaltung Holsteins zurück; ebenso die von Preußen gewünschte Einverleibung der Elbherzogthümer. „König Wilhelm werde den Maßstab für den Werth, welchen der Kaiser auf seine Beziehungen zu Preußen lege, nicht von Oesterreichs Einwilligung oder Nichteinwilligung in den Wunsch der Einverleibung der Herzogthümer in Preußen entnehmen wollen. Ein so einseitiger Anspruch stehe den Gedanken des Königs sicher fern. Dennoch spreche die königliche Regierung mit dem Wiener Kabinet, als ob dessen so natürliche Weigerung, diese Einverleibung sich vollziehen zu lassen, nicht anders als durch eine Rückkehr zu einer Politik verderblicher Eifersucht und Rivalität erklärt werden könne. Niemals habe Kaiser Franz verkannt, daß dem Staatsinteresse Preußens eine Vereinbarung über die Herzogthümerfrage eine gerechte Befriedigung gewähren müsse. Die jüngste Vergangenheit habe gezeigt, daß das österreichische Kabinet, weit entfernt, eine Koalition gegen Preußen bilden zu wollen, im Gegentheil seine guten Beziehungen zu den Mittelstaaten dem Bündniß mit Preußen geopfert habe; das beweise die Vergeltung, welche die Mittelstaaten gegen Oesterreich durch die Anerkennung Italiens geübt haben."

Man übersehe nicht, wie scharf der österreichische Minister Mensdorff in dieser Antwort zwischen dem Wollen des Königs und dem der königlichen Regierung, zwischen Wilhelm I. und Bismarck unterscheidet. Man wußte zu Wien recht gut durch die österreichische Partei am Wiener Hofe, daß nicht der greise König Preußens, sondern Bismarck es war, von welchem die Einverleibungsplane ausgingen, und man hoffte, der König, dem ein Krieg schwer fiel, werde sich nicht von Bismarck in die Fußtapfen Viktor Emanuels hineinreißen lassen, die österreichische Partei zu Berlin werde siegen, und Bismarck entweder nachgeben oder fallen. Auf der Hand liegt, daß man in der Wiener Hofburg von dem, was Bismarck mit Napoleon und mit Italien eingeleitet hatte, **damals** entweder ununterrichtet war, oder hochmüthig und leichtfertig das Berichtete nicht beachtete. Um so besser war Bismarck unterrichtet über jedes Einzelne, was am Wiener Hof und an den andern Höfen des deutschen Bundes für seine Zwecke wichtig war. Darum kannte er längst vor Abgang seiner Note vom 26. Januar den Plan der Wiener Hofburg, die schleswig-holsteinische Frage durch den deutschen Bund entscheiden zu lassen; er kannte das karge Maß von Zugeständnissen, welche dabei von Oesterreich und den Mittelstaaten an Preußen gemacht würden. Es blieb ihm zur Durchführung seiner Zwecke nur der Versuch der Gewalt.

Nach Empfang der österreichischen Antwort erklärte er dem österreichischen Gesandten von Carolyi, nunmehr haben die Beziehungen Preußens zu Oesterreich ihren bisherigen intimen Charakter verloren; sie seien jetzt dieselben wie zu jeder anderen fremden Macht; nicht besser, aber auch nicht schlimmer. Den Notenwechsel setzte er nicht fort. Desto eifriger unterhandelte er mit dem Hofe von Florenz. Zu gleicher Zeit, als er die kleineren Nordstaaten für Preußen zu gewinnen suchte, betrieb er den Abschluß des Bündnisses mit Italien. Es galt zwar als unerlaubt, daß eine deutsche Bundesmacht sich mit einer außerdeutschen Macht zu einem Angriffskrieg innerhalb des Bundes verbünde. Bismarck aber trat in's Einvernehmen mit Frankreich und in den Waffenbund mit Italien gegen Oesterreich und die mit ihm haltenden Fürsten des deutschen Bundes.

Seine Note vom 26. Januar war eigentlich schon der Absagebrief Preußens an Oesterreich gewesen. Er suchte den Streit, weil er entschlossen war, die Herzogthümer einzuverleiben, und zwar durch Waffengewalt, da es gütlich nicht ging. Schon daraus schloßen Denkende, was Bismarck wollte, und besonders aus einem geheimnißvollen Ministerrath in Berlin, welcher im Februar abgehalten wurde, und welchem in den offiziösen Blättern die Andeutung folgte, daß man unter Umständen zu Gewaltmaßregeln schreiten werde. Der Wiener Hof aber glaubte seinen Berichten aus Paris, welche versicherten, Napoleon werde Alles aufbieten, den Frieden in Deutschland und Europa zu erhalten, und sich gegen Jeden wenden, welcher ihn zu brechen versuchen würde. Napoleon aber gerade förderte um diese Zeit den Abschluß des italienisch-preußischen Bündnisses, welches am 8. April 1866 unterzeichnet wurde.

Schwer war es dem Grafen Bismarck geworden, dieses Bündniß. Die Gegner und die Hindernisse, die er dabei zu überwinden hatte, waren nicht in Florenz, sondern in Berlin. Das neue Königreich Italien war in den Augen der feudalen Partei eine Ausgeburt der Revolution, Viktor Emanuel ein Räuber auf dem Thron, der Sieg Italiens über Oesterreich der Triumph der Demokratie. Mit ihr so verhaßten, von ihr so verabscheuten Elementen sollte die Krone Preußen sich verbinden! Das erschien den Salbungsvollen und den Petrefakten unter der feudalen Partei geradezu als ein Gräuel. Bismarck überwand den österreichischen Einfluß am Hofe, den der Salbungsvollen und der Versteinten auf den König; ein neuer Beweis seiner geistigen Ueberlegenheit und seiner Gewandtheit. Er spaltete die feudale Partei, gewann den einen Theil für sich und riß den König mit sich fort, daß er am 8. April den Vertrag Preußens mit Italien unterzeichnete.

Darin machten beide Mächte sich verbindlich, den ausbrechenden Krieg gemeinsam zu führen, zu dem Zweck der Erwerbung Schleswig-Holsteins für Preußen, des venetianischen Königreichs für Italien; keine der beiden Mächte solle Waffenstillstand oder Frieden einseitig schließen, sondern jede nur in Uebereinstimmung mit der andern. Der Abschluß des Bündnisses sollte jedoch erst im Augenblick der Kriegserklärung an Oesterreich veröffentlicht werden und in Kraft treten, von da an aber der Krieg von Seite Preußens wie Italiens mit allen Kräften geführt werden. Der Unterhändler aus Italien waren mehrere in Berlin ab- und zugegangen. Der letzte derselben war der General Govone. Der war längere Zeit in der preußischen Hauptstadt anwesend. Erst die längere Anwesenheit dieses letztern machte die Wiener Hofkreise ernsthaft aufmerksam. Und doch war so Vieles inzwischen von Preußen vorausgegangen. Am 2. März hatte Graf Bismarck auf das Gesuch von neunzehn holsteinischen Rittergutsbesitzern um Einverleibung in Preußen geantwortet, „er werde zwar noch einen Versuch machen, die Zustimmung Oesterreichs zur Einverleibung der Herzogthümer zu erlangen, unter allen Umständen aber werde Preußen die Einverleibung festhalten."

Am 11. März erließ Preußen eine provisorische Verordnung, welche feindselige Handlung gegen die souveräne Gewalt in Schleswig-Holstein, also jede Kundgabe zu Gunsten des Augustenburgers, mit Zuchthausstrafe bedrohte. Diese berüchtigte „Zuchthausverordnung" bedrohte auch die Holsteiner, nicht blos die Schleswiger, ohne daß Preußen Oesterreich gefragt hatte, das doch im Mitbesitz war, und obgleich der Gasteiner Vertrag ausdrücklich verlangte, daß die Souveränetätsausübungen gemeinsam sein sollen. Im preußischen Abgeordnetenhaus äußerte sich Graf Bismarck über die Einverleibung Schleswig-Holsteins unzweideutig. Die im Vertrauen Bismarck's stehenden preußischen Zeitungen brachten bedrohliche Artikel, zumal in Bezug auf die ausgesetzte Stellung der österreichischen Brigade, welche unter General von Kalik, ohne alle Verbindung mit dem weitentlegenen Kaiserstaat in Holstein als Besatzung stand. Ein neuer Ministerrath, welchem militärische Autoritäten anwohnten, wurde unter dem Vorsitz des Königs geheimnißvoll in Berlin gehalten.

Auch die Festungen in Schlesien und an der Elbe ließ Preußen in Stand setzen; nicht als Vorsichtsmaßregeln, sondern weil für Bismarck der Krieg etwas ganz Entschiedenes, etwas Unumgängliches war; weil er wußte, daß, wenn Preußen auch nicht zum Kriege griff, eine herrschende Partei in der Wiener Hofburg den Krieg gegen Preußen wollte und fest im Sinne hatte loszuschlagen, sobald die Mittel dazu bereit wären und die Lage des Kaiserstaats es erlaubte.

Am 10. März versammelte sich zu Wien ein großer Marschallsrath. Der Kaiser selbst führte darin den Vorsitz. Aus Verona herbeigerufen wohnte der Berathung auch der Feldzeugmeister Ritter Benedek an, der Oberbefehlshaber der österreichischen Streitkräfte in Italien, der vieljährige Waffengefährte Radetzky's. Jetzt weiß man, daß es sich dabei um ein sofortiges kriegerisches Vorgehen Oesterreichs gegen Preußen handelte, für welches die feudale Kriegspartei zu Wien war, aber auch, daß Benedek — davon abrieth, und für Verständigung mit Preußen war, selbst um den Preis der Ueberlassung der Herzogthümer an dasselbe.

Benedek gründete diese seine Ansicht auf die gesammte damalige Lage des Kaiserstaates. Das österreichische Heerwesen kannte niemand besser als er. Er erklärte, daß es im Augenblick nicht so darum stehe, daß ein Krieg mit Erfolg gegen Preußen unternommen werden könnte, und zugleich einer gegen Italien, dessen Ausbruch vor der Thüre sei. Einem gleichzeitigen Kampfe gegen zwei europäische Mächte hielt er Oesterreich für jetzt um so mehr nicht gewachsen, weil die politischen Verhältnisse so wenig dazu angethan waren, als die militärischen. Oesterreich war im Innern in größter Mißstimmung; die vielerlei Nationalitäten waren feindlich gegeneinander aufgeregt, und zugleich in Spannung mit der Regierung. Der große Griff, welchen das Thron- und Altarministerium Belcredi mit der Sistirung der Reichsverfassung gethan hatte, trat mit jedem Tage mehr als ein unglückseliger hervor. Mit dem Kredit war der Sinn für den Gesammtstaat in dem Völkermischmasch gewichen: keine Nationalität war zu Opfern bereit, es sei denn, daß die Regierung zuvor die besondern konstitutionellen Forderungen jeder einzelnen befriedigt habe. Gerade das Letztere aber war eben gegen Plan und Willen der Regierung. Die öffentlichen Kassen waren bisher zu ganz andern Dingen geleert worden, als zu einer Reform des Heerwesens, zu einer zeitgemäßen Bewaffnung, zu einer feldmäßigen Ausrüstung. Um das Heer nur leidlich kriegsbereit zu machen, bedurfte es Zeit und Geld, d. h. Anleihen, und die waren schwer zu machen bei dem Tiefstand des österreichischen Kredits seit der Beseitigung der Reichsverfassung.

Die Ansicht Benedek's entsprach zwar den Feudalen des Hofes nicht. Seit sie des Daseins des italienischen Unterhändlers Govone am preußischen Hofe gewiß waren, kochten sie Rache, und die politische Correspondenz in den „preußischen Jahrbüchern" (Mai 1866) behauptet, Graf Mensdorff habe gesagt: „Es ist natürlich, daß ein Kaiser von Oesterreich die Machtverstärkung Preußens nicht gestattet, aber höchst unerlaubt ist es, wenn ein König von Preußen deßhalb in der treuen Gefolgschaft gegen das Haus Habsburg wankend wird, ja wenn er sich so weit vergißt, dem Räuberkönig Viktor Emanuel die Hand zu reichen." Wäre dieß auch nur an die Februarantwort Mensdorff's angelehnte rednerische Figur des Verfassers der politischen Correspondenz: das Rachegefühl der slavischen Partei mit ihren Junkern und Priestern in der Donauhofburg ist damit treffend gezeichnet, und für die hohe Achtung, in welcher Benedek durch sein bisheriges Verdienst bei



Aus den Gefechten bei Trautenau den 27. und 28. Juni: Angriff der Windischgrätz-Dra



oner auf das 1. preußische Dragonerregiment bei St. Johann. Gezeichnet von A. Beck.

dem Kaiser und bei den Hofkreisen stand, zeigt es, daß wenigstens vorerst seine nüchterne Erwägung der Lage des Heers und des Staats durchdrang gegen die von Hochmuth und Rachlust erhitzten Herren und Damen des Hofes; die kaltblütige Ansicht eines Menschen, welcher trotz seiner Orden und Uniform in ihren Augen denn doch „nur“ ein Bürgerlichgeborner, der Sohn eines deutsch-ungarischen Arztes war.

Sie begnügten sich vorerst, am Schluß der Berathungen, am 13. März, solche Befehle zu erlassen, daß durch Zuzüge aus Galizien, Ungarn und Italien die Besatzungen Böhmens um zwanzig Bataillone Fußvolk und einige Reiterregimenter verstärkt wurden. Da diese Regimenter in Böhmen, in Mähren und in österreichisch Schlesien ursprünglich ihre Werbebezirke hatten, so konnten sie allda durch die Urlauber und Reservisten, obgleich diese nicht sogleich eingezogen wurden, rasch auf Kriegsstärke gebracht werden. Diese fernher anmarschirende Truppenmacht wußte Bismarck, dem Alles daran lag, das Hervorrufen des Kriegs Oesterreich zuzuschieben, als eine „Mobilmachung“, als umfassende Rüstungen und als einen vorbedachten Plan zum Angriff auf Preußen, in der preußenfreundlichen Presse des gesammten Deutschlands ausbeuten zu lassen. Er selbst mit dem ihm gleichgesinnten Kriegsminister von Roon hatte besser verstanden, die preußischen Kriegsrüstungen zu verdecken, nicht blos die in den letzten Jahren, sondern auch die in den letzten Monaten gemachten.

Freilich erleichterte das die ursprüngliche Einrichtung des preußischen Heerwesens. Daß die österreichische Regierung, um eine so ärmliche kriegerische Kundgabe, wie die in Böhmen, von sich zu geben, solchen Lärm machen mußte, beweist vornherein gegen das österreichische Heerwesen. Das preußische Heerwesen machte an und für sich durch seine militärische Einrichtung es leicht, jeden Augenblick kriegsbereit zu sein, weil da in der Waffeneinübung und zugleich in der Ausrüstung Alles so vortrefflich, nicht auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit da war, wie gar nirgends sonst in der Welt, am allerwenigsten in Oesterreich. Für Heermassen waren in Preußen nicht blos alle nöthigen Bedarfe, sondern sogar die Schienenwege da. Ungewöhnlich große Truppenkörper konnten nicht blos plötzlich ausgerüstet, sondern nach kurzem Aufgebot blitzschnell versammelt und massenhaft ebenso blitzschnell dahin geworfen werden, wohin die Regierung es gut fand. Für diesen Zweck hatte die Regierung Preußens trotz des dem Staat 1815 durch die Treulosigkeit Oesterreichs und den Eigennutz der anderen europäischen Mächte aufgezwängten Wespenleibs alle seine Lande mit vortrefflichen Eisenbahnen durchzogen.

Alles das zusammengenommen, machte es dem Grafen Bismarck leicht, ganz in der Stille Heermassen in Bereitschaft zu setzen, und doch zu behaupten, die zwanzig Bataillone Verstärkungen in Böhmen seien — eine Kriegsdrohung gegen Preußen. Freilich kannte er die Gesinnungen, die Aeußerungen, die Plane, die Schritte und Tritte der Leute am Wiener Hofe, die Truppenbewegungen, die Wege und Stege des Landes, die Angriffs- und Vertheidigungspunkte so genau, wie einst Napoleon I., und wahrscheinlich durch dieselben Mittel wie dieser. Er war über alles Oesterreichische wohl unterrichtet. Er wußte die Vorhaben, ehe sie ausgeführt wurden. Darum konnte er lächeln zu dem österreichischen Vorgeben, der unruhige Sinn der czechischen Bevölkerung in Böhmen und die Judenverfolgungen durch dieselbe machen eine stärkere Truppenbesetzung allda nöthig. Er kannte das, was geschah, als den Anfang der größeren Rüstungen, mit denen die Kriegspartei in Wien umging, als die ersten Ausführungen des vorbedachten Plans zum Angriff gegen Preußen. Er kannte auch ein Rundschreiben des Wiener Kabinets vom 16. März 1866, worin Graf Mensdorff an alle die dem Haus Oesterreich zugethanen Höfe des deutschen Bundes die Warnung vor Preußens kriegerischen Absichten richtete, und die Nothwendigkeit vorstellte, sich schon jetzt an die Ausrüstung der Bundeskontingente zu machen; Oesterreich dürfte sich wohl bald veranlaßt sehen, die Mobilmachung des Bundesheers am Bundestag zu beantragen.

Merkwürdigerweise hatte Benedek in dem Marschallsrath, je weniger er zunächst auf österreichische Kraft baute, auf die Wehrkraft und das Gerüstetsein der mittleren und kleineren deutschen Bundesstaaten gerechnet und gebaut. Auch das gehört zur mangelhaften Kenntniß der Verhältnisse, an welcher die österreichischen Staatsmänner und Generale litten, und zu der Selbsttäuschung, in der man sich wiegte. Der ganze Kriegsplan der Wiener Hofburg nahm die Bundesstaaten vollauf in Rechnung. Am 16. März hatte der österreichische Gesandte in Berlin die Frage zu stellen, ob Preußen den Gasteiner Vertrag gewaltsam zu brechen gedenke? und am selben 16. März stellte das Wiener Kabinet in dem Rundschreiben an die Bundesstaaten die Anforderung, sie sollen für den Fall, daß die Antwort des Berliner Hofes unbefriedigend ausfalle, sich zu dem Beschluß verbindlich machen, die vier Bundesarmeecorps gegen Preußen als Friedensbrecher in's Feld zu stellen. Bei denjenigen deutschen Höfen, welche gut österreichisch gesinnt waren, war noch beigefügt, es komme darauf an, Preußen zur Unterwerfung zu bringen, bevor Italien sich gerüstet habe.

Auf die Frage des österreichischen Gesandten am 16. März, ob Preußen den Gasteiner Vertrag gewaltsam zu zerreißen gedenke? antwortete Bismarck mündlich ein kurzes trockenes Nein. Er, welcher das diplomatische Geheimniß Oesterreichs, jenes Rundschreiben, bereits in Händen hatte, konnte Oesterreich handeln lassen, und dann vor den Augen Europa's auf dieses Schriftstück und auf die Truppenansammlungen in Böhmen hinweisen und sagen, Oesterreich habe den Gasteiner Vertrag gewaltsam zerrissen, Oesterreich sei der angreifende Theil. Am 24. März

aber erließ er an die deutschen Mittel- und Kleinstaaten ein preußisches Rundschreiben. Darin sagte er, die Rüstungen Oesterreichs zwingen endlich auch Preußen zum Schutze Schlesiens zu rüsten; 1850 habe sich ein schlagfertiges österreichisches Heer drohend an Preußens Gränze gestellt, ehe dieses gerüstet gewesen sei; einem zweiten Olmütz dürfe Preußen sich nicht aussetzen; sobald Oesterreich sich schlagfertig einem ungerüsteten Preußen gegenüber sehen würde, würde es nicht länger eine friedliche Sprache führen. Preußen suche die Bürgschaft seiner Sicherheit auf dem Boden der deutschen Nationalität und in der Kräftigung der Bande, welche es mit den übrigen deutschen Staaten verknüpfen. Der Bund sei aber zu kräftiger Aktion nicht fähig. Eine Bundesreform, namentlich auch im Bundesmilitärwesen auf eine der Sicherheit Deutschlands dienliche Weise, sei dringlich. Es müsse daher eine Erklärung erbeten werden, ob Preußen auf die Unterstützung des Bundes in dem Falle zu rechnen habe, daß es von Oesterreich angegriffen, oder auch durch unzweideutige Drohungen zum Kriege genöthigt werde, und ob es auf den guten Willen seiner deutschen Bundesgenossen zählen dürfe, wenn es an die Spitze des deutschen Bundes trete und die militärische Führung des Bundes übernehme.

Am 9. April stellte das preußische Kabinet wirklich einen „Reformantrag“ beim Bundestage, welcher den Ausschluß Oesterreichs, Luxemburgs und Limburgs aus dem Bund enthielt.

Von den angegangenen deutschen Regierungen zeigte keine jetzt Lust, die von Preußen verlangten Zugeständnisse zu gewähren; unter Preußen wollten sie nicht treten, aber auch für Oesterreich nahm man wenigstens nicht offen Partei. Diese Regierungen zogen sich hinter den Artikel 11 der Bundesakte zurück. Dieser Artikel verbot den Mitgliedern des Bundes, ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, und gebot, diese vor den Bundestag zu bringen, der dann seinerseits vermitteln oder, wenn dieß nicht glücke, ein Austrägalurtheil veranlassen werde, dem sich die streitenden Parteien ohne Appell zu unterwerfen haben.

Der bayerische Minister von der Pfordten fügte dem noch einen salbungsvollen Lobpreis der Segnungen des deutschen Bundes bei und empfahl als bestes Mittel zur Bewahrung des Friedens die alsbaldige Eröffnung von Unterhandlungen über eine Revision der Bundesverfassung. An den Höfen der Mittelstaaten drückte man sich hie und da die Hand darauf, daß der Artikel 11 der Bundesakte alles friedlich ausgleichen werde, so unblutig, wie zur Zeit der Schlacht von Bronnzell. Manche schrieben, nicht scherzend, sondern in trockenem Ernst, dem schon bei seiner Geburt zu Makulatur gewordenen Artikel 11 der Bundesakte diese Zauberkraft zu, Geister zu bannen und Stürme zu beschwichtigen.

In solchen mittelstaatlichen Kreisen war die Zahl derer, die an so etwas glaubten, weit die vorherrschende, besonders in den Ministerien und in den Thronumgebungen. Weil sie unter sich selbst keinen Mann von Genie und Thatkraft hatten und aufnehmen mochten, so war ihnen der Maßstab ganz entzogen für eine Persönlichkeit und eine Politik, wie die Bismarckische. Jene Geister, welche der große Göthe „dämonische d. h. Menschen und Schicksal bezwingende“ genannt hat, waren seit einem halben Jahrhundert selten mehr hoffähig außerhalb Preußens.

Bismarck empfing gleichzeitig vom österreichischen Kabinet eine Note, worin dieses erklärte, den Absichten des Kaisers liege nichts ferner als ein angriffsweises Auftreten gegen Preußen, und Graf Bismarck werde ersucht, diese Note zur Kenntniß seines Königs zu bringen. Am 5. April antwortete Bismarck an das bayerische Kabinet sehr verbindlich auf dessen Vermittlungsanträge, es liege Preußen nichts ferner als ein Angriffskrieg gegen Oesterreich, dieses Kabinet aber habe jetzt Gelegenheit, seinen wohlmeinenden Gesinnungen für den preußischen Staat durch Handlungen Ausdruck zu geben. Am 6. April erwiederte Bismarck auf die österreichische Note, Preußen habe nicht zuerst gerüstet und auch jetzt nur Vertheidigungsanstalten getroffen. Habe die kaiserliche Regierung wirklich nicht die Absicht, Preußen anzugreifen, so vermöge die königliche Regierung nicht einzusehen, weßhalb Oesterreich jene kriegerischen Maßregeln ergriff. Der Verdacht einer von Preußen beabsichtigten Friedensstörung in der bisherigen Lage entbehre jedes Grundes und werde mit Bestimmtheit zurückgewiesen.

Zur näheren Beleuchtung dieser Antworten nach München und nach Wien darf nicht außer Acht gelassen werden, erstens, daß die seit drei Jahren unausgesetzt mit Geist im Stillen betriebenen Rüstungen Preußens zur Ausführung des bismarckischen Plans in der Vollendung begriffen waren; zweitens, daß diese beiden Antworten vom 5. und 6. April waren, an welchen Tagen das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Preußen und Italien diplomatisch abgeschlossen und die Reinschrift fertig war für den König, welcher am 8. April sie unterzeichnete. Auf diese Note Bismarck's erließ Mensdorff am 7. April eine andere, worin, unter persönlichen Angriffen auf den preußischen Ministerpräsidenten, auf Grund des vom Kaiser verpfändeten Wortes unverweilt die Erklärung verlangt wurde, daß die preußische „Mobilmachungsordre“ unausgeführt bleibe. Die Gesandten der Westmächte mißbilligten diese Note, der russische Botschafter rieth ihre Zurücknahme an; so aufgeregt, so anmaßend Preußen gegenüber, so verletzend für Bismarck war Sprache und Ton derselben. Es ist anzunehmen, daß Mensdorff vielleicht nur dienstbar war, nur Ausdruck gab der aufgeregten Selbstüberschätzung der Hofburgkreise. Als einen so wenig genialen Kopf er sich ausgewiesen hat, so hatte er doch noch beschränktere Leute, seine Partei, zu berücksichtigen. Diese Leute begriffen nicht, daß sie auf einen Bismarck nicht herabzusehen, sondern an ihm hinaufzusehen alle Ursache hatten.



Straßenkampf in Trautenau.

Nachdem das Wiener Kabinet sich diese Blöße gegeben, verstand es sich dazu, den Anschauungen der fremden Botschafter zu folgen, und durch mündliche Erläuterungen seines Gesandten Carolyi in Berlin den übeln Eindruck zu mildern. Wäre es allein auf Bismarck angekommen, so hätte er auf diese Note hin den Krieg erklärt; Oesterreich war jetzt noch ohne Verhältniß leichter zu besiegen, als ein Vierteljahr nachher. Bismarck hatte seit dem 8. April ja einen festen mächtigen Bundesgenossen an Italien, und nach Frankreichs Seite hin den Rücken frei. Oesterreich war weder selbst kriegsbereit, noch einer von seinen damals noch geheimen Bundesgenossen. Aber der greise König zu Berlin war persönlich noch immer mehr für den Frieden, als für den Krieg, und man darf sicher annehmen, daß der König selbst den Abschluß des Bundes mit Italien, den er unterzeichnete, entfernt nicht so verstanden hatte, wie ihn Bismarck meinte.

Bismarck ging in seiner Antwort an das österreichische Kabinet vom 15. April vornehm über die Form der mensdorffschen Note hinweg mit seiner Geistesüberlegenheit. Mit dem feinen Lächeln der Ironie machte er auf das Unpassende aufmerksam, daß Preußen auf das kaiserliche Wort hin seine militärischen Anordnungen zurückziehen solle, während doch Oesterreich trotz des Wortes des Königs solche Zurücknahme für überflüssig halte. Vor allem seien die österreichischen Rüstungen rückgängig zu machen.

Graf Mensdorff erklärte am 18. April, „nach den wechselseitigen Versicherungen der beiden Souveräne von Oesterreich und Preußen falle jeder Grund von militärischen Vorbereitungen weg und Oesterreich werde am 25. April seine vorgeschobenen Truppen zurückverlegen, wenn am selben oder am nachfolgenden Tage Preußen den regelmäßigen Friedensstand derjenigen seiner Heertheile wieder herstellen werde, welche laut Befehl vom 27. März einen erhöhten Stand angenommen. Am 21. April versprach Bismarck, in demselben Maß und in denselben Zeiträumen den Friedensstand der preußischen Truppen herzustellen, in welchen die entsprechende Verminderung der österreichischen Kriegsbereitschaft vor sich gehen werde.

Auf diese Kunde war man an den mittleren und kleineren Höfen Deutschlands und im Volke wieder ganz sicher und froh, daß Alles friedlich sich ende, da die gegenseitige „Entwaffnung“ jetzt entschieden sei. Diesen Glauben begreift nur, wer Höfe und Volk der mittleren und kleinen Bundesstaaten kennt. Das Spiel Bismarck's, der immer noch mehr fortrüstete, aber nicht konnte, wie er wollte, begreift sich auch für Jedermann; nicht so das Spiel Mensdorff's oder vielmehr des Wiener Hofes. Die Unwissenheit, wenn derselbe jetzt noch nicht wußte, wie



Wilhelm I., König von Preußen.

er mit Bismarck daran war, wäre unverzeihlich. Aber das Wissen von dem, was in Preußen vorging, und das Nichtsthun trotz dieses Wissens, die Lahmheit in dem Wenigen, was geschah, würde keine Erklärung finden, selbst nicht in der geistigen Unfähigkeit, selbst nicht in der sittlichen Untauglichkeit der oben in der Leitung Stehenden, sondern nur in der Thatsache, daß der österreichische Staatskörper schon damals wirklich in einem solchen Zersetzungs-, Auflösungs- und Verwesungsprozeß sich befunden hat, welcher das kürzlich in Umlauf gekommene Wort Napoleon's III. erklären würde, „er wolle sich nicht mit einem Kadaver verbinden." Der Mann kennt jedenfalls sehr gut das österreichische Volk und denkt groß von diesem und seiner Zukunft. Das Volk Oesterreichs war es jedenfalls nicht, was er einen Leichnam nannte.

Am gleichen Tage aber, an welchem Bismarck unter jener Bedingung sich zur Abrüstung bereit erklärte, kam die Hofburg in Wien in Allarm und

außer sich: General Lamarmora, der Minister Italiens, hatte in der italienischen Kammer für den Fall eines Krieges zwischen Oesterreich und Preußen rückhaltslos einen Angriff des Königreichs Italien auf Oesterreich in Aussicht gestellt. Gleichzeitig war Kunde von dem Abschluß des preußisch-italienischen Bündnisses durch den Gesandten in Paris nach Wien gekommen — volle drei Wochen nach Vollendung dieser Thatsache! Gerüchte von beabsichtigten Freischaareneinfällen in österreichisches Gebiet und von großen Rüstungen Italiens waren über die Alpen gekommen. Der österreichische Kaiser gab den dem preußischen Kabinet versprochenen Befehl zur Abrüstung nicht, er gab sofort den Befehl zur Mobilmachung der Südarmee, und berief den bisherigen Oberbefehlshaber derselben, Benedek, zur Uebernahme des Befehls über die Nordarmee nach Wien. Der italienische Hof läugnete kriegerische Absichten und die Vermehrung seines Heers, Kaiser Napoleon bestätigte diese Angaben des Hofes zu Florenz.

Am 26. April schrieb Mensdorff nach Berlin, das Königreich Venetien sei durch einen Angriff bedroht; darum müsse Oesterreich zum Schutz dieser seiner Südgränze rüsten. In Böhmen solle mit der Abrüstung begonnen werden in dem Augenblick, in welchem man gewiß sei, daß das preußische Kabinet den Maßregeln, welche Oesterreich zur Abwehr eines Angriffs seiner Nachbarn im Süden treffen müsse, keinen Einfluß auf die verabredete Wiederherstellung des normalen Standes zwischen Oesterreich und Preußen gestatten werde. Graf Bismarck hatte dem Kabinet von Wien vorgehalten, die deutschen Bundesstaaten haben sich mit Oesterreich zusammen geschlossen und rüsten gegen Preußen. Darauf erwiderte Mensdorff in eben dieser Note vom 26. April, diese Bundesstaaten seien „zu wirklichen Rüstungen noch gar nicht geschritten; die Gesinnungen derselben gewähren überdieß die vollste Bürgschaft des Friedens, sobald nur Oesterreich und Preußen ihren friedlichen Erklärungen mit der That Folge geben."

Bismarck wußte sehr gut, daß außer Sachsen noch kein Bundesstaat eilig in Rüstungen war; aber er fand es für seine Plane nützlich, sich zu stellen, als ob er an deren vorgeschrittene Rüstungen glaube. Ganz anders war es mit dem österreichischen Hofe. Dieser glaubte an die vorgeschrittenen Rüstungen der ihm befreundeten deutschen Bundesstaaten, während er sich gegen Preußen stellte, als glaube er nicht daran. Der österreichische Hof war auch hierin der Unwissende, wie in so Vielem; Bismarck war der Wissende, und schon darum in diesem diplomatischen Täuschungsspiel über alles Maß im Vortheil. In der Wiener Hofburg verbrauchte man im Taumel süßer Selbsttäuschung die zu Anderem nöthigen Gelder vielfach zu vergnüglichen Festen: Bismarck und sein König hielten das Geld, obgleich sie mehr als Oesterreich davon hatten, nüchtern zusammen und verbrauchten es für das Heer und für allseitige Erkundungen.

An den süddeutschen Höfen arbeitete zwar die österreichische Partei, sie für Oesterreich in Bewegung zu bringen; aber zu dem, was man unter Männern vom Fach Rüstungen heißt, war das, was da geschah, denn doch nicht zu rechnen. Die für die Sache des schleswig-holsteinischen Volkes und für die deutsch-nationale Sache, wie sie dieselbe auffaßte, eifrige demokratische Partei war zwar sehr kriegerisch gegen Preußen in Zeitungen und Zeitschriften; sie stachelte von Tag zu Tag ihre Regierungen zur thatkräftigen Erhebung; sie verkündete ihren Fürsten den ihnen drohenden Untergang, wofern sie nicht mit allen Kräften rüsten, wofern sie nicht auf das Volk sich stützen durch zeitgemäße Mehrung der Volksfreiheiten, und damit sich das erwerben, was sie allein vor der Mediatisirung retten könne, das Eintreten des Volkes mit Gut und Blut für sie; sie forderten Waffen und Waffenübung für das Volk in dieser Landesgefahr und Nationalgefahr zugleich.

Aber die demokratische Partei in sämmtlichen Bundesstaaten war der Zahl nach nicht groß, und der Thatkraft nach klein. Denn es ging in der Demokratie bereits wie in der Kirche, welche sehr viele Namens- und Maulchristen und sehr wenige Leute der That zählt. Der Nationalverein zählte in Süddeutschland zu keiner Zeit viele energisch für ihn Arbeitende, am wenigsten jetzt. Die kirchlichen Vorkämpfer und Anhänger der schleswig-holsteinischen Sache schlug, und mit Recht, keine Regierung für den Krieg hoch an, weil sie in Süddeutschland auch nur eine kleine Zahl waren, zwar sehr opferfähig in Gaben, aber nicht waffenstark, obgleich die jetzt zum Unterschied von der demokratischen Partei sich so nennende liberale Partei sich mit der kirchlichen Partei vereinigt hatte.

Es war wirklich Wunderliches zu schauen, zu hören und zu lesen in diesen Jahren 1865 und 1866 inmitten der größeren und kleineren Staaten des bundestäglichen Deutschlands. Ein merkwürdiges politisches Separatistenthum war da nicht blos in Bewegung, sondern in Blüthe. Diejenigen, welche ebenso zunächst als zuletzt ganz ein und dasselbe zum Ziel hatten, Deutschland eins, frei und groß zu machen, bekämpften sich in diesen Tagen in Worten und Thaten, wie sich nur Todfeinde bekämpfen können, „Volkspartei" und „deutsche Partei". In Blättern der Volkspartei öffnete man nicht blos die Spalten den Ergüssen des Jesuitismus, sondern man griff Maßregeln der badischen Regierung, welche nach den Erlebnissen und Vorgängen unumgänglich, äußerste Nothwehr gegen den Jesuitismus waren, auf's Feindseligste an, darum, wie man sagte, weil sie gegen „das Prinzip" seien, und reichte so die Hand zum Bunde dem gefährlichsten aller Feinde des Deutschthums und der Volksfreiheit, dem Jesuitismus, welcher, von Rom, Wien und München genährt, Jahrhunderte lang und jetzt, an Deutschlands Herzen fraß, kicherte und einstrich.

Aber auch die „deutsch-nationale" Partei,

welche als ein anderer Ableger der ursprünglichen demokratischen Partei sich separirt hatte, zählte plötzlich unterzeichnende Namen in sich, vor welchen mancher Freund des Vaterlands, des Volks und der Freiheit ein Grauen hatte, in Anbetracht dessen, was diese vor nicht langer Zeit gesprochen und gethan hatten; und auch diese mit seltsamen Ingredienzien gebildete Partei machte sich schuldig, wenn auch weniger als die andern, durch maßloses Entgegnen auf die gegen sie geschehenen Angriffe. Es war, als müßten alle politischen Fehler, welche von den Parteien und Schattirungen der liberalen Anschauung innerhalb und außerhalb des Parlaments von 1848 gemacht worden waren, jetzt nachgemacht werden, um der Welt zu zeigen, daß man auch in diesen Kreisen größtentheils nichts lerne und nichts vergesse. Beide Parteien hörten vorzugsweise auf sich selbst und nicht auf Andere, am allerwenigsten auf die Stimme eines alten Vaterlands- und Freiheitsfreundes, der zwar kein Deutscher ist, aber ein Lehrmeister für alle nach Einheit und Freiheit ringenden Völker bleibt, des großen Florentiners Machiavelli. Dort können diese Parteien lesen, was ihnen fehlt, was sie zu thun haben, worin sie schuldig sind und warum sie bis jetzt nichts zu Stande gebracht haben. Seinen Machiavelli hatte Bismarck besser gelesen, als die Opposition in Berlin und in allen deutschen Staaten.

Weil die Lage derjenigen Parteien, auf welche wenigstens in Süddeutschland die Regierungen sich hätten stützen können, eine solche war; weil dieser kleinliche politische Separatismus, der sich gegenseitig jeden Tag heruntersetzte und damit schwächte, keinem Ministerium irgend einen Halt geboten hätte: ergab sich das Nichtsthun des Ministeriums, die völlige Theilnahmlosigkeit des Volkes in Masse in Bezug auf den Krieg durch alle Lande dieser Bundesstaaten. Schon das Allerwenigste, was in Würtemberg, Hessen-Darmstadt und Bayern kriegsrüstungsartig angesehen oder gedeutet werden konnte, wirkte auf die große Zahl der Besitzenden so, daß die Geschäfte im Großen und Kleinen alsbald anfingen zu stocken, und damit die arbeitende Masse in verminderten Verdienst, jede Art des von dieser Masse lebenden Gewerbs in verminderte Einnahme kam. Diese jedem Krieg vorausgehende Thatsache hatte eine so starke, weit und tief greifende Wirkung, daß die für die Idee fechtenden Stimmen in der Presse und in Vereinen und Volksversammlungen plötzlich jetzt nicht mehr so, wie zuvor, anklangen, sondern an dieser einzigen starren Thatsache abgleiteten und verhallten.

Die Philister in allen Farben und Lagen tröſteten sich, während die Donnerwolke schon schwarz über ihrem Haupte lag, aller Orten damit: „Ein Kabinetskrieg gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland — es wäre zu toll! so ein Krieg ist nicht möglich! die Soldaten hüben und drüben werden sich weigern, im Bruderkampfe sich zu morden.“ Die Masse wollte im Mai noch Frieden, unterthänige Adressen und Abordnungen baten ihre Landesfürsten, auf Frieden, nur auf Frieden hinzuarbeiten. Vereinzelte politische Stimmen forderten dieselben Regierungen auf, im Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen neutral zu bleiben, einen festen Bund unter sich zu schließen, ihre Heertheile kriegsbereit zu machen, sie unter Einen Oberfeldherrn zu stellen, und zu Verstärkung des stehenden Heeres das Volk mit Waffen zu versehen und darin zu üben. Gewiß wäre das die beste Politik der Fürsten der mittleren und kleineren Staaten für ihr eigenes Interesse unter allen Umständen gewesen. Aber dieser Rath ruhte auf einer Voraussetzung, die von jeher die Erfahrung gegen sich hatte, auf der Wahrscheinlichkeit der Einigung dieser vielen Fürsten unter sich selbst, des Zusammengehens ihrer Völkerschaften, dieser vielerlei Stücke deutscher Nation, miteinander, auf der Möglichkeit, daß ohne einen unwiderstehlichen Zwang von Außen her oder von Innen her, ohne eine Diktatur oder eine Revolution, dieses Vielerlei von Gliedern Ein Körper und Eine Seele werde.

Oben wurden diese Stimmen nicht beachtet; politische Köpfe erklärten sie für guten Rath in den Wind, sie hörten schon deutlich das nahe Rollen der Räder des zermalmenden Verhängnisses. Unten in der Masse verhallten jene Stimmen wirkungslos, übertäubt durch das plötzlich von allen Seiten hereinbrechende, künstlich hervorgerufene und genährte Geschrei: „Die Streitsache Oesterreichs sei die allgemeine deutsche Sache geworden, das für das Recht der Herzogthümer eingetretene Oesterreich habe den einzig gesetzlichen Weg, den Bundesweg betreten; es habe sich ganz dem deutschen Bund unterworfen. Jetzt müsse man alle vorangegangenen Sünden Oesterreichs vergessen und für und mit Oesterreich stehen und gehen.“

Ein ungeheurer Umschlag der öffentlichen Meinung in Süddeutschland zu Gunsten Oesterreichs erfolgte. Außer einer kleinen Zahl, welche hier aus politischen, dort aus kirchlichen Gründen für Preußen waren, färbte sich die Bevölkerung für den Augenblick ganz österreichisch von Hannover bis an die Ostgränze Bayerns. Sogar die im Jahre 1848 und 1849 geradezu preußentoll gewesene Geschäftswelt der freien Stadt Frankfurt that sich in einem Uebermaß des Eifers für Oesterreich in Worten hervor. Allein jedoch war es nicht der Besitz eines Ueberflusses an österreichischen Staatspapieren, was die Frankfurter so sich gebahren ließ. Noch viel weniger war dieß in den süddeutschen Fürstenstaaten das Maßgebende. In den letztern wirkte viel die von den Regierungen selbst geglaubte Versicherung, daß Oesterreich 800,000 Mann auf die Beine stelle und daß, wenn die deutschen Bundesstaaten mit Oesterreich gegen Preußen zusammengehen, es gar nicht zum Kriege komme, weil das isolirte Preußen selbst mit Italien zu schwach dazu, die Erdrückung beider gewiß wäre.

Oesterreichischerseits wurde das nicht blos ge-



Angriff der Preußen auf die sächsische Stell[...]



ng bei Dileţ, am Nachmittag des 29. Juni.

predigt, sondern selbst geglaubt. Höfe und Regierungen der Bundesstaaten glaubten es auch. Diese predigten es ihren Leuten, und diese glaubten es auch. Zu den Unglaubigen gehörten nur die, welche die österreichischen Zustände kennen zu lernen sich die Mühe genommen hatten, und welche sich auf die freisinnige Partei in der österreichischen Presse, die einstimmig vom Krieg abrieth, beriefen oder auf anderem Wege Kenntniß von der Lage Oesterreichs hatten. Wo aber so ein Unglaubiger und Besonnener sich hören ließ, lief er Gefahr, „für einen Narren" oder „für einen Großpreußen" oder ohne Weiteres für einen „Verräther", für einen „Ueberläufer in's preußische Lager", ja sogar für einen „Bestochenen und Erkauften" erklärt zu werden. Das jetzt auf einmal ganz bundesrechtlich thuende Haus Oesterreich hatte fast Alles in Süddeutschland, was zum Leichterregbaren gehörte, für sich, wie ein paar Jahre zuvor der Kaiser von Oesterreich, als er zur Aufführung des Schattenspiels „Deutsche Bundesreform" nach Frankfurt hinreiste.

Auf Oesterreichs Erklärung, daß es die schleswig-holsteinische Frage dem Bundestag zur Erledigung anheim gebe, antwortete Bismarck, Preußen könne dem Grafen Mensdorff nicht auf dem Boden folgen, auf welchem er sich bewege. Preußen erkenne den Bundestag in dieser Frage nicht als kompetent an. Ohne die Einmischung des Bundestags müsse zwischen Preußen und Oesterreich allein die Vereinbarung über die Herzogthümer erfolgen, und diese könne sich dann auch auf die Reform des deutschen Bundes ausdehnen. Drei Tage zuvor hatte Oesterreich mit Recht die Verhandlungen über eine gleichzeitige Entwaffnung für erschöpft erklärt, da Preußen forderte, es solle auch sein Heer gegen Italien auf den Friedensfuß zurück versetzen. Diese preußische Forderung hieß nichts Anderes, als Oesterreich solle sich wehrlos machen, eben so nach Süden als nach Norden. Denn Preußen mit seinen Verkehrsmitteln und seiner Heereinrichtuug konnte nach jeder Entwaffnung eben so leicht als schnell Massen von Truppen schlagfertig wieder zusammen ziehen; Oesterreich konnte das Preußen gegenüber nicht, und Italien gegenüber hatte Oesterreich weder von Preußen noch von Viktor Emanuel eine Gewähr, daß auch Italien abrüsten würde. Auf das hin ordnete das preußische Kabinet die Mobilisirung von sechs Armeekorps an; Kaiser Franz Joseph befahl, das ganze Heer des Kaiserstaats auf den Kriegsfuß zu setzen.

Die Kriegspartei in der Wiener Hofburg hatte vollständig gesiegt über die, welche den Krieg vermeiden wollten, und zu welchen, seit Benedek fortwährend davon abrieth, auch Mensdorff selbst gehörte. Das Selbstgefühl in diesen kriegerisch gesinnten Hofkreisen, das allezeit zu groß war, wurde geradezu maßlos, zu einer in gewisser Art schwärmerischen Selbstüberhebung; weil — einige ungarische Magnaten große Versprechungen machten, und weil man jetzt des ganz entschiedenen Beistands der meisten deutschen Bundesfürsten und ihrer Staaten gewiß war. Die Mehrheit in den süddeutschen Landesvertretungen war für Oesterreich sicher. 800,000 Mann kaiserliche, ein Heer von 150,000 Mann und 300,000 Reserve aus den deutschen Bundesstaaten und hinter den letztern die öffentliche Meinung und Kraft des Volkes — das war allerdings eine Macht, welche Erfolg versprach.

Bei der Unwissenheit über vaterländische Zustände und Mittel, über Menschen und Dinge, wie sie als herrschend in der hohen Damen- und Herrenwelt des Kaiserstaats bekannt ist, und bei der daraus geborenen Selbstverblendung, zumal bei der Unordnung und Unredlichkeit in den statistischen Verhältnissen dieses Reichs, darf man und muß man fast annehmen, daß diese hohen Kreise betrogen waren, oder selbst sich betrogen, daß sie an die 800,000 Mann und die „unerschöpflichen" Hülfsmittel des Kaiserstaats glaubten und die süddeutschen Staaten auch jetzt noch nicht blenden und betrügen wollten. Die letztern verließen sich darauf; Preußen gegenüber schien ihnen Oesterreich der ohne Verhältniß mächtigere Staat und dessen siegreiches Hervorgehen aus dem Kampf über allen Zweifel erhaben. Daß aber auch jetzt noch nicht genauere Erforschungen von Seiten der süddeutschen Staaten über die wahre Sachlage in Oesterreich angestellt wurden, das trifft die Landesvertretungen weit mehr, als die Regierungen. Den ersteren war es viel leichter, die Wahrheit zu schöpfen in den ihnen zugewiesenen Kreisen, als den Diplomaten an den Wiener Hofquellen. So schlug man die wirklichen Streitkräfte Oesterreichs an den süddeutschen Höfen, die Wehrkraft der deutschen Bundesstaaten in Wien zu hoch an, und beiderseits hielten die Bundesgenossen sich für kriegsbereiter, schlagfertiger, als man war. Selbst die französische Regierung, der diplomatisch sonst so gut bediente Kaiser Napoleon irrten sich in der Stärke wie in der Schlagfertigkeit der österreichischen Heermacht.

Binnen vierzehn Tagen hatte Preußen 500,000 Mann unter die Waffen gestellt. Zu Ende des Mai standen diese schlagfertig an den Gränzen, während man in Oesterreich noch nicht halb gerüstet, in den Bundesstaaten erst im Anfang der Rüstungen war. Und doch hatte das Berliner Kabinet schon am 27. April der einzigen deutschen Regierung, die gerüstet hatte, der von Sachsen, mit dem Einmarsch preußischer Truppen gedroht, wenn sie ihre Rüstungen nicht einstelle. Erst am 10. Mai ordnete das bayerische Kabinet die Mobilmachung seines Heeres an.

Kaiser Napoleon glaubte offenbar nicht, daß es zum wirklichen Kriegsausbruch komme, und käme es denn doch dazu, daß der Krieg also verlaufen würde, wie er verlief. Die französischen Verhältnisse lagen so, daß sie ihm, dem Kaiser, jede Verwicklung Frankreichs in irgend einen Krieg jetzt noch weniger wünschenswerth erscheinen ließen, als zuvor. Er machte einen Versuch, vor Frankreich und der Welt

als derjenige zu erscheinen, auf dessen Wort die Wetterwolken zerrinnen und der Sturm sich lege.

Am 24. Mai ergingen auf seinen Anlaß von allen außerdeutschen Großmächten gleichlautende Einladungen, durch einen europäischen Ministerkongreß, wozu außer Preußen, Oesterreich und Italien auch der deutsche Bund einen Bevollmächtigten schicken sollte, den Streit zu schlichten, und zwar in Paris. Er stellte ein Programm auf, für Erhaltung des Friedens. Nach diesem sollten die deutschen Bundesstaaten zweiten Ranges in eine innigere Verbindung mit einander treten, eine Organisation, welche ihnen mehr Macht gäbe, und dadurch eine einflußreichere Stellung erhalten. Im deutschen Norden sollte mehr Gleichförmigkeit und mehr Kraft für Preußen gewonnen werden; Oesterreich sollte eine große Stellung in Deutschland erhalten bleiben, Italien gegen angemessene, an Oesterreich zu leistende Entschädigung Venetien erwerben, und in Schleswig die dänische Nationalität für Dänemark berücksichtigt werden. Das preußische Kabinet nahm den Kongreßvorschlag an, das österreichische wollte die Konferenz nur beschicken unter der Bedingung, daß „jede Combination ausgeschlossen bleibe, welche darauf abziele, einem der eingeladenen Staaten eine Gebietsvergrößerung oder einen Machtzuwachs zu verschaffen." Sollte Preußen die Herzogthümer, Italien das Venetianische bekommen, so bedürfe es dazu keiner Pariser Konferenz, meinte man zu Wien. Darauf erklärte Napoleon am 11. Juni, die Aussicht auf Erhaltung des Friedens verschwinde. Bis der deutsche Bund dazu kam, von der Pfordten zum Bevollmächtigten bei der Konferenz zu wählen, war die Konferenz selbst an jener Bedingung Oesterreichs längst gescheitert.

Die süddeutschen Regierungen, die bayerische an der Spitze, stellten im Bundestag den Vermittlungsantrag, alle Regierungen, welche gerüstet haben, sollen auf den 1. Juni Erklärungen über den Zweck ihrer Rüstungen, und ob und wie sie gleichzeitig zu entwaffnen geneigt wären, abgeben. Am 1. Juni erklärte zu Frankfurt der österreichische Gesandte, Oesterreich werde entwaffnen, sobald es sicher sei, daß es von Preußen weder auf dem eigenen Gebiet, noch auf dem seiner Bundesgenossen einen Angriff zu besorgen habe. Preußen erklärte durch seinen Gesandten Savigny, es werde entwaffnen, wenn Oesterreich, Sachsen und die andern mit Oesterreich verbundenen Staaten entwaffnen und in ein bundesfreundliches Verhältniß zu Preußen zurückkehren. Oesterreich erklärte, es habe nur zur Vertheidigung gegen Preußen gerüstet; Preußen entgegnete, es habe nur zur Abwehr gegen Oesterreich und dessen Bundesgenossen gerüstet. Hüben und drüben wurde auch jetzt noch vorgespiegelt, Alles sei lediglich Defensivanstalt.

Am gleichen Tag erklärte Oesterreich am Bundestag, alles Weitere in der Frage Schleswig-Holsteins stelle es unter die Entscheidung des Bundestags, sie sei eine gemeinsame deutsche Angelegenheit; den Beschlüssen des Bundestags werde Oesterreich sich fügen; und es habe bereits seinen Statthalter in Holstein angewiesen, die Stände dieses Herzogthums auf den 11. Juni einzuberufen, damit die Wünsche und Rechtsanschauungen dieses Landes bei der Entscheidung geltend gemacht werden könnten.

Der preußische Bundestagsgesandte wies die Einmischung des Bundes in diese Frage sogleich zurück. Bismarck erklärte am 3. Juni, ohne Preußens Zustimmung dürfe der holsteinische Landtag nicht versammelt werden. Am 5. Juni erließ von Gablenz das Schreiben, wodurch die holsteinischen Stände einberufen wurden. Am 4. Juni richtete Bismarck eine Note an die auswärtigen Mächte, erklärte Oesterreichs Appellation an den Bundestag und die einseitige Einberufung der holsteinischen Stände für einen offenen Bruch des Gasteiner Vertrags, und beschuldigte das österreichische Kabinet der Provocation zum Kriege und der Absicht, „den österreichischen Finanzen durch preußische Kontributionen oder durch einen „„ehrenvollen"" Bankerott Hülfe zu verschaffen."

Bereits wußte Bismarck, daß der Wiener Hof eine beschleunigte „Bundesexekution" gegen Preußen, weil es den Bundesfrieden und die Bundesbeschlüsse nicht achte, am Bundestag zu beantragen im Begriff stehe und damit durchdringen werde. Darum rückten nach einer von Bismarck am 4. Juni gegebenen Weisung preußische Truppen unter Manteuffel gegen die holsteinische Gränze aus Schleswig vor. Das Wiener Kabinet habe den Gasteiner Vertrag gebrochen; die Sachen stehen jetzt wieder wie vor dem Gasteiner Vertrag. Die Preußen werden in Holstein einrücken, um dessen Ständeversammlung zu verhindern, und den Oesterreichern stehe es frei, auch ihrerseits, wie früher, so jetzt wieder Garnisonen in Schleswig zu beziehen. Auf das verließen, um nicht gefangen zu werden, die schwache österreichische Brigade Kalik, der Statthalter Gablenz und der Erbprinz Friedrich von Augustenburg schleunigst Holstein, vor der preußischen Uebermacht. Am 7. Juni besetzten die preußischen Truppen das Land Holstein, und Manteuffel setzte, Bismarck's Weisung gemäß, einen Herrn von Scheel-Plessen als „Oberpräsident" beider Herzogthümer am 10. Juni ein. Schon damit war Schleswig-Holstein zur preußischen Provinz gemacht. Oberpräsident ist der hergebrachte Titel des höchsten Civilverwaltungsbeamten einer preußischen Provinz.



Kampf an der Brücke von Jicin (Jitschin) am 29. Juni. Nach einer Originalskizze.



Straßenkampf in Jicin (Jitschin) am Abend des 29. Juni. Nach einer Zeichnung von Otto Günther.

Preußens Einfall in Hannover, Kurhessen und Sachsen.

Mit der Besetzung Holsteins durch Preußen war der Krieg eröffnet: beide Herzogthümer waren thatsächlich zu einer preußischen Provinz gemacht; ein deutsches Bruderland, für dessen Recht Preußen ursprünglich gegen die auswärtige dänische Krone eingetreten war, sah sich und sah man gewaltsam wie ein erobertes Land von Preußen behandelt und einverleibt; denn Preußen verhehlte nicht, daß es dieses Bundesland nimmermehr lasse.

Noch am 19. Mai hatte Bismarck in der Bundestagsitzung die Bundesglieder auffordern lassen, dem deutschen Volke das Elend eines inneren Krieges zu ersparen, indem sie zu schleuniger Beschlußnahme über den am 9. April von Preußen gestellten Antrag schreiten, ein deutsches Parlament zu berufen und die Entscheidung des Streites dieser Nationalversammlung anheim zu geben. Eine solche Volksvertretung, aus freigewählten Abgeordneten des deutschen Nordens und Südens zusammengesetzt, hätte sich, da die Mehrzahl der preußischen Mitglieder gleich gestimmt hätte, gegen den Bruderkrieg erklärt; denn noch jetzt war die Masse des preußischen Volkes in allen Schichten so sehr, wie das am 9. Mai von Bismarck aufgelöste Berliner Abgeordnetenhaus, gegen den Krieg. Es lag damals in der Hand des Bundestags, den Ausbruch des Krieges zu vertagen. Bismarck bot den Oelzweig des Friedens, aber um den Preis eines deutschen Parlaments, einer Bundesreform mit Ausschluß Oesterreichs.

Oesterreich wollte nicht ausgeschlossen sein. Der Wiener Hof konnte sich an den Fingern abzählen, daß die Mehrheit einer deutschen Nationalversammlung für Preußen war. Darum wollte er keine solche Versammlung. Aber auch die Mehrheit der deutschen Bundesfürsten wollte noch immer von einem Parlament nichts hören und sehen; die Partei des Jesuitismus und des Absolutismus war um die Fürsten von Hannover und Bayern, von Kurhessen und Sachsen, von Nassau und Darmstadt noch so mächtig wie zuvor. Ja Bismarck's Parlamentsvorschlag, in seiner jetzigen Wiederholung mit dem allgemeinen Wahlrecht und unverkennbar im Ernst gemeint, erschien in diesen Kreisen geradezu als ein Stück „Revolution". Sie waren schon darum lieber für den Krieg, hätte auch nicht der Wiener Hof auf's Neue den Bundestagsfürsten ihre Souveränetäten garantirt, und wäre ihnen auch nicht Herz und Auge lüstern gemacht worden nach Stücken einer leichterreichbaren Beute, des durch das mächtige Oesterreich und sie unschwer zu demüthigenden und kleiner zu machenden Preußens.

Mehr als Eine Aeußerung aus diesen höfischen Kreisen, welche diese Siegesgewißheit und die Hoffnung auf Siegesbeute bezeugt, ist gerade aus diesen Tagen öffentlich bekannt geworden und in Umlauf gekommen. Die Mehrheit der Bundesversammlung lehnte ab, auf den Vorschlag Bismarck's einzugehen und die deutschen Fragen durch ein deutsches Gesammtparlament entscheiden zu lassen. Man war an den meisten Höfen von der Stufe, auf welcher man durch Anschluß der Bundesstaaten an Oesterreich und durch Isolirung Preußens blos den Frieden zu sichern hoffte, jetzt zu der Stufe einbildungsreicher Damen und Herren, der hohen Wiener Welt, emporgestiegen, zu Phantasien von Aufreibung und Theilung Preußens. Man wollte meist jetzt nicht mehr den Frieden, sondern den Krieg; zumal seit die überwiegende Mehrheit der deutschen Landesvertretungen in den ersten Tagen des Juni reichlich die Geldmittel zum Kriege bewilligt hatte. Das schließt gar nicht aus, daß, wenn einzelne Minister öffentlich versicherten, sie haben den Frieden gewünscht und das Recht Deutschlands vertreten wollen, sie für ihre Person damit die Wahrheit sagten. Ein Minister denkt und will oft sehr anders, als die Hofkreise reden und wollen.

Am 11. Juni beantragte der österreichische Gesandte in einer außerordentlichen Sitzung des Bundestags „die Mobilmachung der gesammten Armee des deutschen Bundes in Hauptkontingent und Reserven binnen vierzehn Tagen, so daß dann in vierundzwanzig Stunden der Ausmarsch erfolgen könne gegen Preußen, welches durch seinen Einmarsch in Holstein den Gasteiner Vertrag gebrochen und damit den Bundesfrieden gestört habe."

Die Keckheit der österreichischen Diplomatie überbot damit das offene revolutionäre Vorgehen Bismarck's. Der Gasteiner Vertrag war ja die Krone alles dessen, womit Oesterreich, gemeinsam mit Preußen, das beschworene Recht des Vertrags, auf welchem der deutsche Bund ruhte, gebrochen hatte, und eben damit den Bundesfrieden.

Auch über die Wahl eines Bundesoberfeldherrn beantragte das Wiener Kabinet die Beschlußfassung. In der Sitzung vom 14. Juni schon wurde über den österreichischen Antrag endgültig abgestimmt. Der meklenburgische Gesandte hatte vergebens eingewendet, sonst pflege die Bundesversammlung sogar den unbedeutendsten Gegenstand, bei welchem es sich um die Zahlung von hundert Gulden handle, in drei Sitzungen zu erledigen. Alle Welt wußte, daß dieser selbe Bundestag viele Jahre gebraucht hatte, um zu dem Exekutionsbeschluß gegen das missethäterische Dänemark zu kommen. Auf den Exekutionsbeschluß gegen den deutschen Bundesstaat Preußen verwandte der Bundestag nur drei Tage; Antrag, Berichterstattung, Endabstimmung — alles das geschah unter dem Einfluß der Wiener Junker- und

Altarpartei, des bigotten Absolutismus an der Donau, binnen dreimal vierundzwanzig Stunden! Niemand übersehe, wie leichtfertig der Bundestag das Gottesgericht herausforderte, dessen strafender Arm in gerade so viel Wochen den Wiener Hof niederwarf und den schuldüberladenen Bundestag, der sich selbst hingerichtet hatte, zur endlichen Beerdigung brachte.

Bismarck hatte am 12. Juni in einem Rundschreiben an die Bundesregierungen erklärt, der Antrag Oesterreichs widerstreite dem Bundesrecht. Die Bundesstaaten würden durch Annahme desselben das bisherige Bundesverhältniß lösen; jede Regierung, die für Annahme stimmen würde, beginge dadurch eine Handlung der Feindseligkeit gegen Preußen, und träte damit in einen bundeslosen Zustand ein. Zuvor hatte Bismarck jeder deutschen Regierung einzeln unterm 10. Juni nochmals die Grundzüge eines zu errichtenden neuen deutschen Bundes mitgetheilt, und vor allem die Mitwirkung derselben zur Einberufung eines deutschen Parlaments gefordert. Bismarck sagte, nach dem bisherigen Gang der Behandlung dieses preußischen Antrags am Bundestage sei keine Aussicht auf eine rechtzeitige Erledigung desselben. Darum bringe Preußen seine Vorschläge an die einzelnen Bundesgenossen, mit der Bitte, für alle Fälle sich zu entscheiden, ob sie mit Preußen einen neuen Bund auf mitgetheilter Grundlage zu errichten geneigt wären, wenn bei der drohenden Kriegsgefahr die bisherigen Bundesverhältnisse sich lösen würden. Die Mehrheit der Bundesregierungen war von diesem Schachzug Bismarck's überrascht. Bismarck hoffte noch immer Bayern von Oesterreich ab- und zu sich herüberzuziehen.

Der bayerische Minister von der Pfordten gehörte nicht zu den Staatsmännern, welche die wirkliche Sachlage nicht kannten. Ihm war genau bewußt, daß Preußen seit Jahren sich auf's Beste gerüstet hatte, und ebenso, daß Oesterreich weder das zum Kriege nöthige Geld hatte, noch in Rüstungen voran war. Ihm war auch nicht blos in Bezug auf Bayern, sondern auch auf die andern österreichisch gesinnten Bundesstaaten wohlbekannt, wie unzulänglich und gering im Vergleich mit dem preußischen Heerwesen die Wehrkraft aller dieser Staaten ausgebildet und wie weit man überall noch in den nöthigsten Vorbereitungen zu einem Kriege zurück war. Er wußte, daß sogar die vereinigten Streitkräfte Oesterreichs, Sachsens und der süddeutschen Staaten zusammen weder an Zahl, noch an Schlagfertigkeit der preußischen Wehrmacht gleich, geschweige überlegen waren. Darum war er innerlich nicht für den Krieg, aber er war, wie einst sein Vorgänger Abel, ein Geschöpf und ein Knecht des großen Bündnisses der Jesuiten und der Junker. Der radikale Professor von Leipzig vor 1848, der demokratische Minister zu Dresden im Jahre 1848, welcher bei der großen Leichenfeier für Robert Blum zu Dresden, mit den andern Ministern voranging und unter allen die größte Wachsfackel trug, hatte schon beim ersten Windumschlag sich der Reaktion, und zwar unmittelbar den Jesuiten, in die Arme geworfen, war so bayerischer Minister geworden, kaum ein halb Jahr nach Robert Blum's Todtenfeier, und war dadurch der unbedingte Diener dieser Partei geworden, daß er nicht sittlich genug war, lieber zu entbehren und den Bund eines guten Gewissens mit Gott zu bewahren in Ueberzeugungstreue, als Geld, Ehren und Orden zu empfangen, aber Schaden zu nehmen an seiner Seele und die Achtung Deutschlands zu verlieren, die er einst sich errungen hatte.

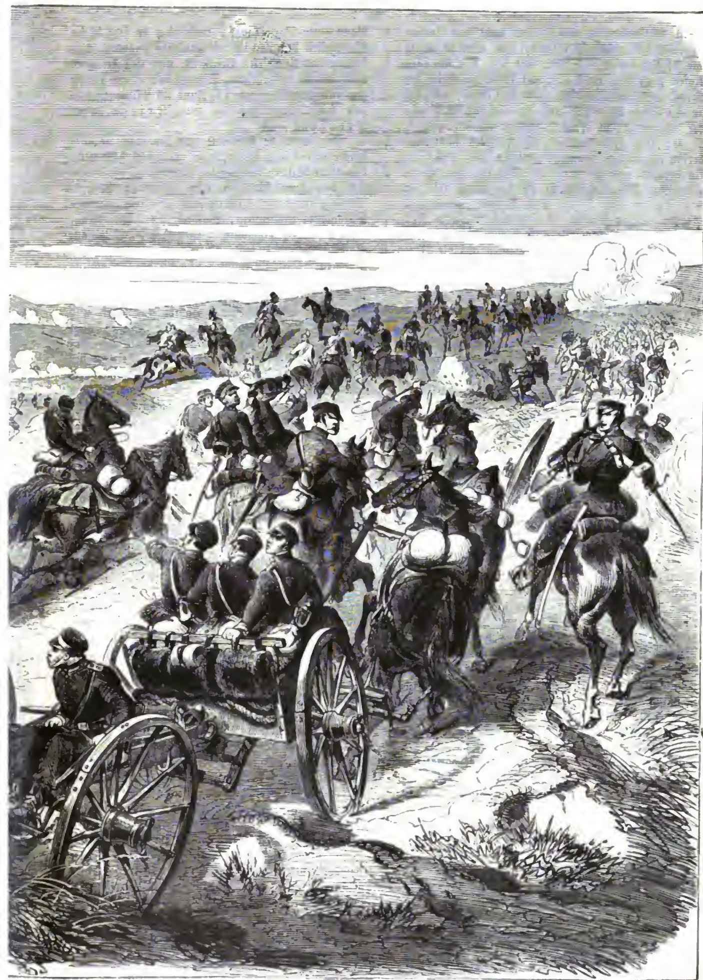
Wenn ein edles deutsches Volk und Land wie Bayern, wenn alle deutschen Völker, auch Preußen und Oesterreich nicht ausgenommen, noch heute nachbluten an den Wunden, welche eine Politik, wie die, welcher von der Pfordten diente, ihnen geschlagen hat; wenn älteste Königs- und Herzogshäuser in Folge dieser Politik von ihren Stühlen herabgeworfen, als die unwissenden von wissenden Ministern getäuscht, jetzt trauern und klagen: so ist es Pflicht der Geschichte, den Fürsten und Völkern in scharfen Linien die Geleise zu zeichnen, in welche hinein sie durch Stadtsmänner geführt werden, welche vornherein Jesuiten und Junker sind, oder welche an deren Verein ihre Seele verkaufen. Zu spät werden alle christlichen Fürsten einsehen, daß Räthe einer Krone ohne christliche Grundsätze und Ueberzeugungstreue, ohne sittlichen Charakter, dem Fürsten und dem Volke Verderben bringen.

Den bayerischen ersten Minister in allen seinen schwachen und starken Seiten kannte Bismarck; auch den jungen König kannte er. So lockend dieser letzte Ruf Bismarck's für Pfordten war, er war kein Mann der That; er wagte nicht, aber, selbst wenn er es gewagt hätte, er konnte nicht aus dem vielmaschigen Netz hinaus, das er durch seinen Uebertritt sich um Kopf, Arme und Beine zusammengezogen hatte. War es doch früher selbst dem radikalen Recken, dem Simson Joseph von Görres, unmöglich gewesen, die Stricke zu zerreißen, womit er, von denselben Leuten verlockt, gebunden worden war.

Bange vor dem Krieg, hatte Pfordten, was er wußte, weder seinem jungen König, welchem die Politik fremd war, noch den bayerischen Kammern, noch den mit ihm zusammen gehenden deutschen Bundesregierungen offenbart. Man sagt, er habe stets darauf gehofft und davon geredet, der greise König von Preußen könne sterben, dann sei auf einmal Alles anders; oder auch, zuletzt werde Napoleon dazwischen treten mit seinem Machtwort. Ja selbst eine Revolution in Berlin, eine Palastrevolution oder eine deutsch-nationale Volksbewegung in der preußischen Hauptstadt, welche in Deutschland selbst nüchternste Denker für möglich hielten und öffentlich besprachen, nahm Pfordten auch mit in Rechnung für einen möglichen Umschwung in Berlin und für die Fortdauer des Friedens. Die Politik des Privatmanns konnte wohl mit solchen Möglichkeiten rechnen, ein Staatsmann an der Spitze des Königreichs Bayern durfte das Schicksal des bayeri-



Ankunft der Sachsen auf dem Schlachtfelde von



Jicin. Nach einer Zeichnung von A. Beck.

schen Fürstenhauses und Volkes nicht von solchen Spinnweben abhängig machen, und eben so wenig die deutsch-nationale Sache. Alle seine Einbildungen trafen nicht ein, wohl aber auf der einen Seite der Druck der immer ernster werdenden Lage, auf der andern Seite der Druck und der Befehl jener Partei der Finsterniß, in deren Dienst er gebannt war.

Er für sich hätte es mit Preußen nicht verderben mögen; er schaukelte zwischen Wien und Berlin herüber und hinüber; die über ihn zum Herrn gewordene Partei hatte ja an der Spree wie an der Donau ihre Ritter und Priester neben dem Thron. Daher schreibt sich sein nichtsthuendes Zuwarten. Bismarck machte auch darum noch den letzten Versuch mit ihm. Wenn Bayern auf die Vorschläge Bismarck's vom 10. und 12. Juni einging, d. h. wenn es die preußische Bundesreform und die Einberufung eines deutschen Parlamentes annahm, so war der Bruderkrieg in Deutschland nicht möglich. Jetzt noch, in der letzten Stunde, konnte Bayern unermeßliches Unglück Deutschlands, Blutvergießen und Elend von Volk und Land, abwenden, wenn es entweder sich für neutral erklärte, oder dem Antrag Oesterreichs auf Bundesexekution gegen Preußen nicht beitrat. In Bayerns Hand lag die Entscheidung am Bundestag. Wenn Bayern in Frankfurt nicht mit Oesterreich ging, so war eine Mehrheit für Oesterreichs Antrag gegen Preußen geradezu eine Unmöglichkeit. Wenn Pfordten der bayerischen Ständeversammlung die Wahrheit, wie er sie wußte, sagte, so war gewiß, daß die Ständeversammlung jede Theilnahme am Kriege Oesterreichs gegen Preußen ablehnte; zumal da Bismarck in seinen Vorschlägen für die Neugestaltung Deutschlands Bayern hoch bedacht hatte.

Denn nach denselben sollte die Landmacht des „neuen deutschen Bundes“ in zwei Bundesheere getheilt sein, in eine Nordarmee und in eine Südarmee, und wie der König von Preußen Oberfeldherr der Nordarmee, so sollte der König von Bayern Oberfeldherr der Südarmee sein, und zwar für Krieg und Frieden. Im Januar 1867 boten Ministerium und Abgeordnetenhaus Bayerns dem preußischen Staate freiwillig mehr an, als der Reformentwurf Bismarck's im Frühjahr 1866 von Bayern verlangte. Und vollends abgelehnt hätte der Landtag die Theilnahme am Kriege Oesterreichs, wenn Pfordten ihm die Wahrheit gesagt hätte, daß für jetzt Baden, Nassau, Württemberg und Darmstadt kaum 50,000, Bayern kaum 30,000 Mann in's Feld stellen konnte, und daß Bayern, was eine unwidersprochene Thatsache ist, „nicht einmal das nothwendigste Material hatte, auch nur die vierten Bataillone feldmäßig auszurüsten.“ — Statt dessen lasen die Bayern und die andern deutschen Bundesstaaten, Bayern stelle allein 80,000 Mann in's Feld, weit über sein Bundeskontingent. Diese bayerischen 80,000 rasselten gerade so, wie die österreichischen 800,000, — in den Zeitungen, aber nicht auf dem Kriegsfeld. Weil aber Pfordten im Bann jener Partei war, verschwieg er jede dieser Wahrheiten dem von ihm einberufenen Landtag, verschwieg das Anerbieten Preußens, und ließ den auch nicht einmal in geheimer Sitzung mit einem Winke gewarnten Landtag am 18. Juni 31 Millionen und eine halbe bewilligen — zum Kriege gegen Preußen.

Der bayerische Gesandte und der sächsische Gesandte waren am Bundestage vorzüglich geschäftig, dem österreichischen Anhang die Mehrheit zu gewinnen. Am 14. Juni stimmten für denselben: Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Lichtenstein, Waldeck, die beiden Reuß, Lippe, Lippe-Schaumburg, Hessen-Homburg, Nassau, Sachsen-Meiningen, Frankfurt. Gegen denselben stimmten Baden, Luxemburg und Limburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Altenburg, Sachsen-Koburg, Braunschweig, die beiden Meklenburg, Oldenburg, Anhalt, die beiden Schwarzburg, Hamburg, Lübek und Bremen. Nach Kurien gezählt, da Preußen nicht stimmte, sondern gegen jede Art geschäftlicher Behandlung vornherein protestirte und die Stimme der zehnten Kurie, Schleswig-Holstein, ruhte, und die erste Kurie, Oesterreich selbst, auch nicht als Stimme gezählt werden kann, waren es eigentlich nur sechs Stimmen für und sechs Stimmen gegen den Antrag. Denn die Mehrheit der sechzehnten Kurie stellte durch die Erklärung der Regierung von Schaumburg-Lippe, welche ihren Gesandten dementirte, sich gegen den Antrag heraus. Der österreichische Gesandte aber, als Präsident des Bundestags, zählte die österreichische Stimme nicht nur, sondern auch die unzuläßige Abstimmung des schaumburg-lippeschen Gesandten, welcher selbst sich als nicht völlig instruirt erklärt hatte und doch für den Antrag stimmte, aber sogleich von seiner eigenen Regierung als falscher Stimmgeber angekündigt wurde, ohne Weiteres mit für den Antrag, und verkündete, durch Mehrheit habe die Bundesversammlung die Mobilmachung des 7. 8. 9. und 10. Bundesarmeekorps beschlossen, um dem Vorgehen Preußens in Holstein Einhalt zu thun.

Da erklärte der preußische Bundesgesandte, „der Antrag Oesterreichs an sich stehe im Widerspruch mit der Bundesverfassung und sei vornherein von Preußen als Bundesbruch angesehen worden. Das Bundesrecht kenne gegen Bundesglieder nur die Exekution, für welche ganz bestimmte Formen vorgeschrieben seien. Diese Formen vernachläßige der österreichische Antrag durchaus. Insbesondere aber stehe die Stellung, welche Oesterreich gegenwärtig in Holstein einehme, gar nicht unter dem Schutz der Bundesverträge. Eben deshalb habe Preußen es sich versagt, irgendwie auf den Antrag Oesterreichs einzutreten; es habe sich nicht die leichte Mühe geben dürfen, die Anschauungen Oesterreichs in dieser Angelegenheit zu widerlegen. Die Bundesversammlung hätte den Antrag vornherein als widerrechtlich zurückweisen müssen. „Dies ist, so schloß der preußische Gesandte, nicht geschehen. Oester-

reich rüstet zum Zweck der Selbsthülfe seit drei Monaten, es ruft die andern Bundesglieder zum gleichen Zweck zu seinem Beistand auf. Damit ist der Zweck des Bundes, die Bundesgenossen zu schützen, gefährdet; von dem Werthe des Artikels 11 der Bundesakte kann nicht mehr die Rede sein. Es liegen zweifellos dem ganzen Verfahren Oesterreichs geheime Verabredungen mit andern Bundesgliedern zu Grunde. Preußen sieht durch die nach dem Bundesrecht unmögliche Kriegserklärung gegen ein Glied des Bundes den Bruch des letztern als vollzogen an. Die Zustimmung zu dem österreichischen Antrage achtet Preußen einer selbständigen Kriegserklärung der betreffenden Regierungen gleich. Im Namen und auf Befehl des Königs erkläre ich daher, daß Preußen den bisherigen Bundesvertrag für gebrochen und deshalb nicht mehr für verbindlich ansieht, denselben vielmehr als erloschen betrachten und behandeln wird."

„Der König will damit jedoch nicht zugleich die nationalen Grundlagen als zerstört betrachten, auf welchen der Bund aufgebaut gewesen ist. Preußen hält vielmehr fest an diesen Grundlagen, sowie an der über vorübergehenden Formen erhabenen Einheit der deutschen Staaten, und betrachtet es als eine Pflicht der deutschen Nation, dafür den angemessenen Ausdruck zu finden."

„Die preußische Regierung legt hiemit die Grundzüge einer neuen, den Zeitverhältnissen entsprechenden Einigung vor, und erklärt sich bereit, auf den alten, durch solche Reform veränderten Grundlagen einen neuen Bund mit denjenigen deutschen Regierungen zu schließen, welche ihm dazu die Hand reichen wollen. Die bisherige Thätigkeit des preußischen Gesandten in dieser Versammlung ist damit beendigt."

Mit diesen Worten legte Savigny den Entwurf des neuen Bundes, wie er schon jeder einzelnen Regierung mitgetheilt war, auf den Tisch des Bundestags und verließ den Saal.

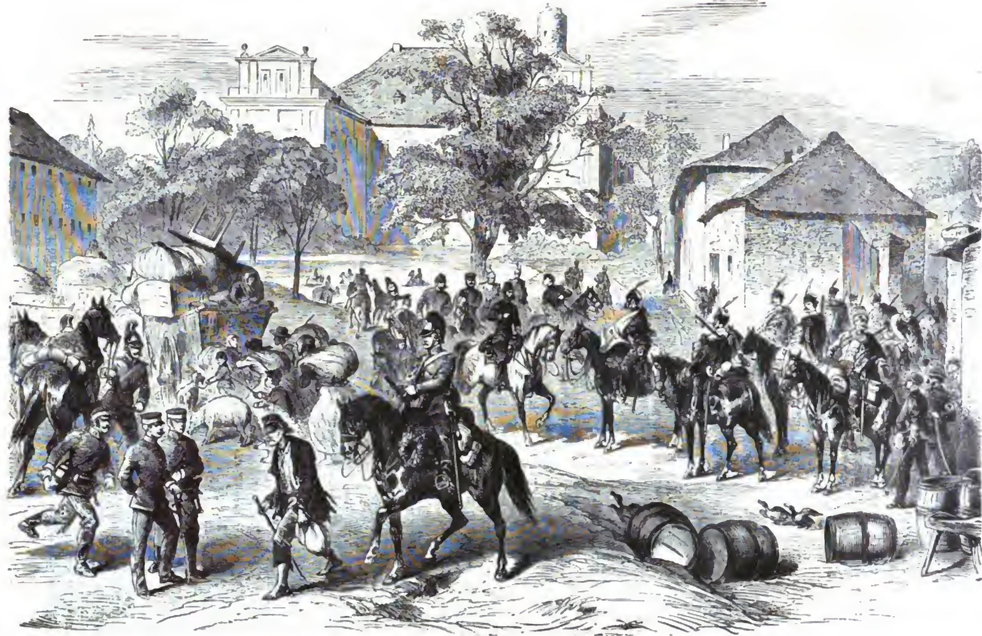
Der österreichische Bundestagspräsident verweist, nach diesem überraschenden Vorgang, triumphirend die Versammlung auf den ersten Artikel der Bundesakte. Der Bund, sagt er, ist nach diesem Artikel ein unauflöslicher Verein, das gesammte Deutschland hat ein Recht auf den ungeschmälerten Fortbestand, und der Austritt aus dem Bunde steht keinem Mitgliede frei. Das Präsidium ladet darauf die Bundesversammlung ein, sich seinem feierlichen Protest und der Wahrung der Rechte und Zuständigkeiten des in vollkommen bindender Kraft fortbestehenden Bundes anzuschließen. Die Versammlung schließt sich dem Protest an.

Das ist die für das deutsche Vaterland so verhängnißvoll gewordene Sitzung des deutschen Bundestags vom 14. Juni 1866.

Es war nicht gehört worden auf die besonnene Stimme des braunschweigischen Gesandten, welcher klar darlegte, daß der österreichische Antrag ein ganz unbegründeter sei, weil er die Mobilmachung des Bundesheeres gründe auf preußische Verletzungen des Wiener Friedensvertrags und der Gasteiner Uebereinkunft. Diese beiden Verträge seien ja von Oesterreich und Preußen lediglich in ihrer Eigenschaft als europäische Großmächte abgeschlossen worden, und zwar geradezu gegen die Zwecke des deutschen Bundes und gegen das Recht des deutschen Bundes. Braunschweig erinnerte daran, wie mit Bundesrechtsbruch, mit Hohn und Schmach gegen den Bundestag, durch Oesterreichs Politik und Mitwirkung die Bundestruppen aus Holstein entfernt worden waren. Da stelle es sich denn doch als ganz unthunlich dar, für die Aufrechterhaltung dieser Abmachungen von Bundeswegen einzutreten; es fehle für ein Bundesexekutionsverfahren an einer genugsam vorbereiteten bundesgesetzlichen Grundlage, und sonach auch für jetzt an einem genügenden Anlaß zur Mobilmachung des Bundesheeres.

Diese Stimme Braunschweigs war die einzige am Bundestag, welche die volle reine Wahrheit über die Sachlage aussprach. Sie blieb ganz unbeachtet, eben weil Oesterreich und die mit ihm verbündeten Fürstenhöfe in geheimen Verabredungen längst Alles unter sich abgemacht hatten und die Verhandlung am Bundestage blos eine Scheinberathung war. Diejenigen Höfe, die ohne allen Sinn für ein großes deutsches Vaterland waren und keine, als die von Oesterreich bisher gehegten Sonderinteressen ihres fürstlichen Hauses kannten, obenan Hannover, Kurhessen, Nassau, waren durch den Reformentwurf Bismarck's erst noch mehr gegen Preußen erbittert, der ihnen einiges von ihrer Souveränetät als Opfer abverlangte. Diese Gesinnung war aber mit wenigen Ausnahmen die aller Höfe. So setzte man sich darüber weg, daß die Mehrheit der Stimmen gegen Preußen durch das unverantwortliche Benehmen des Herrn von Strauß, des Vertreters der sechzehnten Kurie und schaumburg-lippeschen Gesandten, eines Urreaktionärs und Muckers, geradezu erschlichen war. Man nahm am grünen Tisch zu Frankfurt es leicht, die Völker des deutschen Bundes dem Wiener Hof und sich selbst zu lieb in einen Bundeskrieg gegen Preußen zu stürzen, in einen deutschen Bruderkrieg, welcher leicht vermieden werden konnte, wenn die Mehrheit der deutschen Bundesglieder die Vorlagen Preußens berücksichtigte.

Die Bereitwilligkeit Preußens, und zwar des Volkes wie des Hofes, mit den Gliedern des deutschen Bundes sich friedlich zu einigen auf die Grundlage seines Reformentwurfs ist heut für jeden Sachkundigen außer allem Zweifel. Denn Preußen hätte dadurch ohne Krieg, ohne die ungeheuren Opfer, welche der Krieg die preußischen Lande wie die andern deutschen Lande kostete, den Zweck erreicht, welchen Bismarck's Politik im Auge hatte. Der Ausschluß Oesterreichs war auch, ruhig betrachtet, nicht ein schlechthiniger und immerwährender, wie man ihn damals den Leuten darstellte und noch heute darstellt. Es hieß ausdrücklich in dem Entwurf: „Die Beziehungen des neuen deutschen Bundes



Hauptquartier in Prim vor der Schlacht bei Königgrätz. Nach einer Zeichnung von A. Beck.



Friedrich Wilhelm, Kronprinz von Preußen, Oberbefehlshaber der 2. preußischen Armee.

zu den deutschen Landestheilen des österreichischen Kaiserstaates werden nach Vereinbarung über dieselben mit dem zunächst einzuberufenden deutschen Parlament durch besondere Verträge geregelt."

Am 15. Juni, also am Tage nach der verhängnißvollen Bundestagssitzung, bot Bismarck denjenigen unter den Gegnern Preußens, welche dessen nächste Nachbarn waren, noch einmal die Hand zu friedlicher Ausgleichung. Er verlangte mehr nicht, als daß sie, die Regierungen zu Dresden, Hannover, Kassel und Wiesbaden, ihre Truppen ohne Verzug auf den Friedensfuß vom 1. März 1866 setzen; und ebenso, daß sie der Berufung des Parlamentes zustimmen und die Wahlen für dasselbe gleichzeitig mit Preußen ausschreiben. Dafür gewährleistete ihnen Preußen ihren Besitzstand und ihre Souveränetätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge.

Die Hofleute und Kammerherren aller dieser Höfe waren wie ihre Fürsten, längst in eine Höhe aufgestiegen, von welcher aus sie — nichts mehr sahen, als sich selbst, den Sieg Oesterreichs und mit Oesterreich ihren eigenen Triumph, nicht über Preußens Königshaus, Junker- und Muckerthum — mit denen standen sie gut — wohl aber über Preußens Abgeordnetenhaus, über Preußens Volk, das ein solches Abgeordnetenhaus gewählt hatte, und auch über Bismarck, der in den Augen der einen, welche nicht an seinen Liberalismus glaubten, wegen Hochmuths und Selbstüberhebung, in den Augen der andern wegen revolutionärer Bestrebungen strafbar war.

Das waren diejenigen Höfe und Kreise, in welchen man vor lauter Freuden und vor lauter Unterhaltungen über sich selbst und über Kleinlichkeiten am Hofe, der Leiden und Bedürfnisse des kleineren, geschweige des großen deutschen Vaterlandes eingedenk zu sein nie gelernt oder von Jugend an vergessen hatte. In denen sagte man sich: „Die von Bismarck angekündigte Institution eines deutschen Parlaments als Mitfaktors bei der künftigen Bundesgesetzgebung, gewählt nach dem Frankfurter Reichswahlgesetz von 1849, ist nichts anderes, als ein leichtfertiger Theatercoup Bismarck's. Sagen ja demokratische Blätter selbst, er habe diesen Streich nur ersonnen, um auch einer deutschen Volksvertretung, wie der preußischen, ihre Ohnmacht zu zeigen." — Leider haben deutsche Blätter dieser Partei noch mehr, als in diesem Grade, schief und kurzsichtig Bismarck's Person und Wollen hingestellt. Durch ganz Deutschland aber äußerten die Hofleute und Kammerherren überwiegend die andere Ansicht: „nur die Verzweiflung habe in Berlin das populäre Anerbieten eines deutschen Parlaments hervor gerufen; das sei ein Anzeichen, daß man in Berlin fühle, Preußen sei im Untergang." — Besonders Pfiffige haben, wie in den Zeitungen zu lesen war, unter sich gesagt, Graf Bismarck schicke sich an, als Reineke Fuchs vor aller Welt Buße zu thun, ehe er verurtheilt werde.

In diesen Kreisen und in den Blättern derselben sprach man ganz unverhohlen davon, „in vierzehn Tagen nach dem Kriegsausbruch werden die verbündeten Heere Oesterreichs und der deutschen Mittelstaaten siegreich in Berlin einziehen und dort den Frieden diktiren; mit ein paar wuchtigen Schlägen werde die Macht Preußens gebrochen und vernichtet sein". Die Revolution von oben, welche sie in Bismarck verkörpert sahen, war in ihren Augen so schlimm, als die Revolution von unten, und alle Herren und Damen der Legitimität frohlockten über die gebotene Gelegenheit, der Revolution überhaupt den Kopf zu zertreten, und zwar nicht blos in Preußen, nicht blos in Deutschland, sondern in der ganzen Welt.

Der Triumph der Wiederherstellung des Alten war für sie etwas Unzweifelhaftes, und von der Wiener Hofburg aus durch ganz Deutschland hin, wo nur immer Jesuiten und Absolutisten sich fanden, bis Rom und Madrid war Alles aufgeregt und aufregend, Alles hoffte mit Zuversicht von den Siegesschlägen Oesterreichs die Niederlage und Vernichtung der neuzeitigen Ideen und Einrichtungen, eine durchgreifende Reaktion in ganz Europa, den Triumph der römischen Kirche, die Erneuerung der päpstlichen Herrschaft in der Christenheit, oder wenigstens, wenn es protestantische Hofkreise waren, den Sieg des Absolutismus und der Adelsherrschaft alten Styls, und die Oberleitung der Weltangelegenheiten wieder in Oesterreichs Hand, wie in den Tagen Metternich's und der Karlsbader Beschlüsse. Im Lager der Ultramontanen fieberte Alles in überschwänglichen Siegeshoffnungen, sogar in Ländern, wo selbst unter den katholischen Gemeinden ihr Anhang nicht groß und Luft und Boden ihnen nicht günstig ist, wie in Württemberg; ultramontane Geistliche waren eifrig, mit ihren Hoffnungen auch das Landvolk zu entzünden, es in ihren Anschauungen mit fort zu reißen.

Eigenthümlich war es, daß selbst die Mehrheit der demokratischen Partei in Süddeutschland in das Schlacht- und Siegesgeschrei des ohne Maske auftretenden Ultramontanismus für Oesterreich gegen Preußen mit einstimmte, von Bismarck's Sturz, von Preußens Demüthigung Vortheil für die Freiheit der Völker, von dem Kaiser Oesterreichs, von der Wiener Hofburg, dem Paradies der alten Adelsvorurtheile und der Bigotterie, für eine Neugestaltung Deutschlands Reformen im Geiste der Zeit als möglich träumten. Weil Preußens Bismarck jetzt vergewaltigte, vergaß dieser Theil der Demokratie ganz und gar, daß Oesterreichs Regierung stets darauf aus war, zu verfinstern und zu knechten; er hörte nicht, wie ringsum die ultramontanen Eiferer wünschten und hofften, das Konkordat Oesterreichs mit Rom werde in Kürze das Konkordat für ganz Deutschland sein.

Diese großdeutschen Demokraten stießen auch jetzt noch Bismarck's deutsches Parlament aus Haß gegen die Hand, welche es bot, zurück, statt es politisch zu würdigen und es zu verwerthen. Sie gingen ganz mit ihren Regierungen, sogar in Kurhessen und in Sachsen. Auch diese letzten Vorschläge, welche Bismarck am 15. Juni den unmittelbaren Nachbarregierungen Preußens geboten hatte, wurden von diesen zurückgewiesen. Dresdens Kabinet lehnte ab, wie das von Hannover, das von Kassel, wie das von Wiesbaden. Man lächelte zu der Drohung Preußens, womit es seine Sommation an diese vier Staaten geschlossen hatte, es werde auf Grund der Ablehnung seiner friedlichen Erbietungen diese Staaten fortan als im Kriege gegen sich begriffen betrachten. Bismarck wußte vorher recht gut, daß diese Fürsten mit solchen Hofumgebungen und Ministern ablehnen werden; er wünschte sogar die Ablehnung, die Annahme wäre ihm für die Durchführung seiner Plane mehr hinderlich als förderlich gewesen. Aber Bismarck spielte sein diplomatisches Spiel geschickt: er war es, der in der elften Stunde noch einmal die Hand zum Frieden und zudem dabei zu einem Frieden auf deutschnationaler Grundlage geboten hatte.

Noch jetzt, noch am 15. Juni, gab es Männer in Wien und durch ganz Deutschland hin, welche an den Ausbruch eines eigentlichen Krieges nicht glaubten; Besonnenere, welche entweder einen deutschen Bruderkrieg verabscheuten, oder sich damit wiegten, der König von Preußen werde, im Angesicht der vereinten Macht Oesterreichs und der Bundesstaaten, sich fügen vor der Uebermacht. „Es wird nicht zum Aeußersten kommen," hörte man tonangebende Männer sagen, an demselben 15. Juni

und am 16. Juni, an welchen — die preußischen Heertheile in Hannover, in Kurhessen und in Sachsen, in die Nachbarstaaten unter den Gegnern der preußischen Politik, kriegsmächtig einmarschirten. Bismarck hatte das ihm feindliche Norddeutschland aufgerollt und entwaffnet, hatte Sachsen besetzt, ehe die Gesandten dieser Staaten am Bundestage, und die Gesandten der andern mit Oesterreich verbündeten Staaten, ehe die Fürsten und Minister und Hofleute derselben, aber auch ehe die großdeutschen Demokraten sich die Augen ausrieben von den letzten Jubelnächten. Zur Feier des verhängnißvollen Bundestagsbeschlusses vom 14. Juni, der unter Gewehr- und Kanonenschall so viel edles deutsches Blut und so viele Thränen fließen machte, war zum Voraus unter Gläsergeläute viel Champagner geflossen.

Bismarck hatte den Höfen Hannover, Dresden und Kassel nur zwölf Stunden Bedenkzeit gelassen, für Annahme oder Ablehnung seiner letzten Vorschläge. Noch am Abend des 15. Juni erfolgte die Kriegserklärung Preußens, und noch am selben 15. Abends überschritten die preußischen Truppen die Elbe bei Harburg und Lauenburg, und betraten den Boden Hannovers. Das war die Division des Generals von Manteuffel, der von Schleswig-Holstein her vorgerückt war und längst bei Harburg stand, unterstützt von einem Flotillengeschwader auf der Niederelbe und an der Nordseeküste. Ein kleiner Heerhaufen unter dem General Vogel von Falkenstein drang von Süden her in das hannöverische Gebiet ein, von der Festung Münden her. Manteuffel eilte auf die Hauptstadt des Königreichs Hannover vor. Die Eisenbahnen waren durch hannöverische Pionnire zerstört; aber das preußische Heer führte überall Schienen und Anderes, was zur Wiederherstellung einer Bahn gehört, mit sich. Die Preußen zeigten sich hier ebenso rasch in der Wiederherstellung der Bahnen, als in Eilmärschen. Schon am 18. Juni nahm Manteuffel die kleine hannöverische Festung Stade an der Elbe durch Ueberrumpelung. Viele Kanonen, darunter 15 gezogene, 14,000 neue Gewehre, 2000 Centner Pulver, eine Million fertige Patronen und eine Masse anderen Kriegsmaterials fiel in die Hände der Preußen. Ebenso wurde Emden in Ostfriesland durch einen Handstreich genommen. Gleichzeitig mit dem Handstreich auf Stade besetzte Manteuffel Lüneburg am 18. Juni. Hier setzte er am 19. zwei Bataillone des 25. Regiments auf die Eisenbahn nach der Hauptstadt Hannover.

Schon am 17. Nachmittags um 5 Uhr war der Heerhaufen Falkenstein's, welcher 17,000 Mann stark war, mit seiner Spitze in die Stadt Hannover eingerückt. Im Laufe weniger Tage war das ganze Königreich Hannover von Falkenstein und Manteuffel besetzt, die Regierung vorläufig unter einen preußischen Civilcommissär gestellt, und Manteuffel und Falkenstein — brachen zur Verfolgung des hannöverischen Heeres auf. Das „Welfenreich" war zusammen gebrochen wie ein Kartenhaus. Wie oft hatte dessen König Georg geprahlt, daß das „Welfenreich" bis an's Ende der Tage dauern werde! In Süddeutschland war man erstaunt, in Preußen lachte man, daß das bis an's Ende der Tage dauernde „Welfenreich" trotz und mit seinem Propheten, dem blinden König Georg, so leicht sich erobern ließ. Ein so tapferer Degen und so guter Feldhauptmann der preußische Oberbefehlshaber hier, Vogel von Falkenstein, war und so geschickte Generale unter ihm Göben und Manteuffel waren: weder deren Strategie und Taktik, noch ihrer Truppen Tapferkeit und Gewandtheit war es, was das zweitgrößte Königreich der deutschen Mittelstaaten in ein paar Tagen aufrollte, so leicht, wie man die Landkarte von Hannover aufrollt. Treffenderes darüber kann wohl nicht gesagt werden, als was der geistvolle Verfasser des „Bundesfeldzugs in Bayern" darüber gesagt hat: „Das Welfenreich fiel so leicht, wie ein wurmstichiger Apfel beim leisesten Stoß an den Baum zur Erde fällt." Der wurmstichige Apfel war nicht das Volk Hannovers, aber dieses Welfenthum eines Vaters und eines Sohns. Der Vater, Ernst August, ein Prachtexemplar von einem Junker und Reaktionär, „redete in Deutschland mit gotteslästerlichen Worten von seiner Fürstenallmacht, in England aber beugte er sein königliches Knie vor der gehaßten Nichte, um nur die Apanage von 21,000 Pfund Sterling nicht zu verlieren". So ist der Vater des blinden Georg's von einem der ersten deutschen Geschichtschreiber gezeichnet.

Die ganze Regierung dieses Vaters war Verfassungsbruch und Rechtswidrigkeit nach allen Seiten hin; ein scheußlicher Despotismus, welchen die Mucker salbungsvoll verbrämten. So einem Vater war ein leiblich blinder Sohn gefolgt, dessen Blindheit an Geist und Gemüth aber noch ärger war, als seine leibliche Blindheit. Die Umgebung der Mucker und Junker, welche das Eine oder das Andere, oder Beides zugleich waren, hatten nachweisbar dem verzogenen blinden König den Unsinn als Staatsweisheit beigebracht, von Gottes Gnaden sei er Besitzer von Hannover ganz so, wie einem ein Meiergut gehört, und eben darum auch der darin geborenen Hannoveraner. Er glaubte fest, die Hannoveraner können ohne ihn, den Welfen, gar nicht existiren. Aber auch von dem „deutschen Beruf" Hannovers war er überzeugt; denn er glaubte, eine deutsche Flotte könne allein durch Hannover geschaffen und vermittelt werden; Hannover sei es allein, von welchem Deutschland die ihm nothwendige Seemacht erwarten dürfe. König Georg V. nahm darum auch die Führerschaft einer deutschen Flotte für sich in Anspruch. Nachdem er sein königliches Wort gegeben, die Verfassung zu halten, brach er sie und erklärte sie für ungültig entstanden, obgleich der berüchtigte Erzreaktionär, der Berliner Stahl, von dem er ein Rechtsgutachten bestellte, entschieden die Rechtsgültigkeit der Verfassung ausgesprochen hatte. Ob er gleich blind war, wußte er, welchem



Ausmarsch eines ungarischen freiw



illigen Husarenregiments aus Pest.

Souveränetät über alles ging, das Ministerium sich unterthänig zu machen.

Denn Herrschsucht war die größte seiner mancherlei Leidenschaften. Die hannöverische Verfassung hatte gegen die Blindheit des Königs einen schützenden Wall in dem besondern Artikel 101 zu finden geglaubt, welcher sagte, „daß die oberste Leitung der Regierung unter dem Könige von dem Gesammtministerium ausgehe". Dieses Gesammtministerium sollte gemeinsam mit dem Könige die wichtigsten Dinge berathen. Dadurch glaubte man die Einwirkungen einzelner Persönlichkeiten auf den blinden König, dessen Eigenwillen bekannt war, unschädlich zu machen. Der blinde König aber wußte seinen Herrscherwillen schon vor dem Verfassungsbruch gegen die Beschlüsse des Gesammtministeriums durchzusetzen. Der Blinde hatte zwei besonders Vertraute, seinen Leibfriseur, von dem er sich viel in die Ohren blasen ließ, und seinen Polizeidirektor Wermuth; der erfreute ihn täglich mit dem geheimen Klatsch und Scandal. Es ist derselbe Wermuth, der sich zu Anfang des Jahres 1867 durch Selbstmord hinrichtete. Der Friseur und der Wermuth wetteiferten, den Eigenvorstellungen des Welfen zu schmeicheln, seiner gränzenlosen Meinung von seiner Königswürde, von dem allen Fürstenhäusern der Welt vorausgehenden Alter und Glanze des Welfenhauses, von der Bedeutung seiner Lande für Deutschland, von der Göttlichkeit des unumschränkten und unverantwortlichen Königthums, und von der Pflicht der Unterthanen zum Gehorsam unter den königlichen Herrscherwillen.

Wie in diesem, erschien er auch in der Kunst der Verstellung und im Mißbrauch heiliger Namen und religiöser Worte, im Scheine der Frömmigkeit, jenem König ähnlich, welcher noch auf dem Blutgerüst schauspielte, seinem Anverwandten, Karl I. von England; nur dessen Kopf hatte er nicht. Die Unwahrheit war ihm zur andern Natur geworden. Der Hof, die öffentlichen Beamten, die Zeitungen, die Heeroffiziere wurden zur Lüge angehalten: der blinde König mußte in Allem als „sehend" genannt werden. Was oder wer an die Blindheit des Königs erinnerte, war in Ungnade, wo nicht gar straffällig. „Der König hat Heerschau gehalten", der König hat „auf der Parade die Regimenter inspizirt", der König hat „bei der Musterung Offiziere und Mannschaft wegen ihrer Haltung belobt", der König hat in seinem Eifer für Landwirthschaft „die Oekonomieeinrichtungen sich zeigen lassen und sie gelobt" — so mußte man reden, so mußte man schreiben. Daß er auch das Mienenspiel eines Schauspielers gelobt habe, könnte übertrieben scheinen, wenn nicht Thatsache wäre, daß er die Kunstausstellungen besuchte und lange vor die Gemälde sich hinstellte, um ihre Schönheiten zu „sehen". Die „heilige Dreifaltigkeit" nannte er gerne, und bei der Einweihung der Christuskirche zu Hannover verbrämte er seine Welfenthumseitelkeit mit dem Worte: „Das Welfenreich wird bis zu dem Tag bestehen, wo wir zusammen vor unserm göttlichen Heiland erscheinen."

Welch ein Grad von Lieblosigkeit, welch ein hartes Herz in dieser Heuchlerbrust, welche raffinirte Grausamkeit in diesem eiteln Blinden herrschte, wird sich bei Langensalza und nach Beendigung des Krieges zeigen. Es gefiel ihm mit dem Lebensglück der Familien, mit dem Blut seines Heeres ein Spiel der Eitelkeit zu treiben. Als er noch auf dem Throne saß, wurde die königliche Hofhaushaltung öffentlich in den Zeitungen als „lüderlich" bezeichnet. Die reiche Krondotation reichte nicht aus für den Verbrauch des Königs. Das Unerhörte las man: Wechsel des Königs und Wechsel der Königin von Hannover waren im Umlauf in der Handelswelt. Um sich Geld zu machen, rieth man ihm, die Domänen zurückzunehmen, welche durch die Verfassung Staatsgut geworden waren; um dies zu können, stieß der König die Verfassung um. Seine Gemahlin war zwar wohlthätig und wirklich fromm, aber verbrauchte auch weit mehr, als sie verfassungsmäßig durfte, was freilich nur darum in Hannover empfunden wurde, weil der König in seinem nicht großen Königreich maßlos bezahlte Sänger anstellte; einer davon hatte jährlich, bei drei Monat Urlaub — 8000 Thaler und dessen Frau 4000 Thaler Gehalt. Die königliche Schatulle und andere Kassen waren in Händen, welche dieser Wirthschaft entsprachen. Der Scandal des im Zuchthaus endenden Generals von Hedemann und der des Burghauptmanns Witte ging durch die Zeitungen Europa's. Der König schickte jeden Minister fort, der nicht Ja sagte.

Es machte ihm Vergnügen, nach verfassungsbrüchiger Beseitigung des Gesammtministeriums, nur Departementschefs zu ernennen, seit 1855. Denen schickte er seine unmittelbaren königlichen Befehle zu, obwohl er wußte, daß sie den rechtlichen Ausführungen, den Ansichten und Wünschen derselben oft geradezu entgegen waren. Selbst in die Rechtspflege suchte der Blinde despotisch einzugreifen. Der bekannte frühere demokratische und dann im ausgeprägtesten Sinn des Jesuitismus und des Absolutismus thätige Schriftsteller Onno Klopp hatte sich in den letzten Jahren dem Leibfriseur und dem Polizeidirektor als Vertrauensmann des Königs zugesellt. Der Obergerichtsrath Plank hatte die Oktroyirungen von 1855 für ungesetzlich erklärt, und diesen Ausspruch rechtlich begründet. Dafür wurde er vom König verfolgt, gequält, die Existenz seiner Familie untergraben. Wer nur einmal in einer Versammlung des Nationalvereins gewesen war, wurde als Feind des Königs in das „grüne Buch" eingetragen, und er wurde von Allem ausgeschlossen, von Beförderung, von Gemeindeämtern, von Staatsgeschäften und Lieferungen. Das Wort „Staatsdiener" wurde überall ausgemerzt, es gab nur noch „königliche" Diener, Bediente der Person des Herrschers. Der Staat bin ich! das war sein Grundsatz, und heuchlerisch-biegsam anerkannten nicht blos die Mucker

und die Jesuitischen, sondern auch andere gefügsame Kreaturen als Losung: „Der König ist der Staat."

In sechzehn Jahren wechselte der König sechsmal seine Minister und die Spitzen der Behörden, die Generalsekretäre, die Landdrosten u. s. w. Alles in diesem von der Idee des Staats abgelösten Königsdienerthum des Welfenreichs war fortwährend im Schwanken. Die Katastrophe hat gezeigt, wie wenig die Krone durch die Erniedrigung der Staatsdiener zu Dienern der königlichen Person an Stärke gewann, und wie Gott solche Thorheit und Missethat des Königs, seiner protestantischen und römischen Jesuiten, seiner an Kopf und Herz gleich geringen Umgebung, mit seiner strafenden Gerechtigkeit vor aller Welt zu Schanden werden ließ. Besonders pikant für sein Ich fand es der König, seinem Hof und dem Lande bei jeder Gelegenheit durch eine empfindliche Behandlung seiner Minister zu zeigen, wie wenig er seine Minister achte. Er befahl selbstherrisch, und wenn der Minister eine Einwendung machen wollte, ging Seine Majestät in das Speisezimmer und schlug vor den Augen niederer Hofdiener die Thüre dem Minister vor der Nase zu. Die Kamarilla hinter dem Rücken der Minister war gebildet aus höfischen und nicht-höfischen Persönlichkeiten, und unter deren Einflüssen versprach und versagte der blinde König, was die Biegsamsten unter diesen höchsten Bedienten der Krone oft zu stiller Verzweiflung brachte. Selbst das Ministerium Hammerstein-Windthorst, welches von 1862 bis 1865 Manches that, die früheren Missethaten des berüchtigten Grafen von Borries wieder gut zu machen, handelte darin meist, ohne daß der Blinde es wollte und ohne daß er es wußte. Im Herbst 1865 zwang er darum auch diese seine Minister, ihren Abschied zu nehmen, und die Art, wie er sie dazu zwang, war die allerkränkendste. Die Fachminister, die er sich jetzt wählte, sagten zu Allem Ja; von ihrer staatsmännischen Befähigung gaben sie den besten Beweis in den letzten Monaten, welche dem Untergang des Welfenhauses vorangingen. Sie waren so blind wie ihr König.

Ein Blick auf die geographische Lage Hannovers mußte diese als eine eingeklemmte, beim Ausbruch des Krieges von den südlichen Bundesgenossen ganz abgetrennte erscheinen lassen. Um so nöthiger war die Rüstung, wenn Hannover sich für Oesterreich entschied, oder eine aufrichtige rasche Entscheidung für Preußen und dessen Bundesreform. Aber gerade die Bundesreform war diesem König ein Gräuel. In der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 9. Juni hatte Rudolph von Bennigsen in der hannöverischen Abgeordnetenkammer den Satz aufgestellt: „Es ist in großen Augenblicken, wo die Neutralität nicht mehr zu halten sein sollte, eine geographische Nothwendigkeit für Hannover, es mag wollen oder nicht, sich gezwungen auf preußische Seite zu stellen."

Dieser Satz war ein für sich klarer, so wie die Sachen lagen; es mochte einer für Oesterreich oder für Preußen innerlich Vorneigung haben, es war ein unabweisbarer Satz der Nothwendigkeit. Die Mehrheit der Kammer, deren Führer Bennigsen war, stellte sich nicht vornherein auf diesen Standpunkt der geographischen Nothlage. Sie verlangte eine bundesstaatliche Gesammtverfassung Deutschlands und Preußen an Deutschlands Spitze, und darum eine augenblickliche Einberufung eines deutschen Parlaments. Bennigsen stellte diesen Satz auf, nicht vom Standpunkt seiner, der deutsch-nationalen Partei, sondern vom allgemeinen hannöverischen Standpunkt aus.

Der Anschluß Hannovers an Preußen war geradezu eine Nothwendigkeit. Der König mußte entweder der Bundesreform im preußischen Sinne zustimmen, oder Preußen war politisch und militärisch durchaus gezwungen, den König von Hannover und das Land als Feind zu behandeln. Mit der Kriegserklärung Oesterreichs und des deutschen Bundes gegen Preußen, mußte Bismarck, der den Staat Preußen führende Staatsmann, Hannover erobern, ehe er gegen Oesterreich in Schlesien, ehe er gegen Sachsen und Bayern losschlagen konnte. Wer Augen hatte, der mußte sehen, daß dieser Staatsmann nicht zugeben konnte, daß bei der seit 1815 dem preußischen Staate gegebenen Wespenform gerade die schmalste Taille Preußens, welche seine Ost- und Westprovinzen verband, durch ein feindliches Heer von 26,000 Mann Hannoveranern bedroht und durchschnitten werde.

Die Ritterschaft aber und der gesammte Adel Hannovers, welche mit wenigen leuchtenden Ausnahmen dem Adel Ludwig's XVI. in selbstsüchtigen Interessen glichen, volksverachtend und freiheitsfeindlich, waren wie der König verschlossenen Auges und Willens gegen jede deutsche Reform, vollends gegen ein Parlament aus unmittelbarer, allgemeiner Volkswahl. Sehr markirend zeichnet sich der frühere Minister, Graf Borries, der Sprecher dieses Adels, darin ab, daß er und seine Freunde es waren, welche stark betonten, man dürfe sich nicht auf den Boden der Thatsachen stellen, sondern auf den Rechtsboden. Wie Borries, stellte sich die Adelskammer nur auf den Rechtsboden. Eben diese Kammer, welche sich dem hannöverischen Volke und auch der deutschen Nation gegenüber stets von dem Rechtsboden entfernt hatte, sprach jetzt österreichisch-bundestäglich nur von dem Rechtsboden. Diese Feinde deutscher Nationalität und Freiheit von Anfang an thaten und sprachen jetzt feierlich dafür, „das deutsche Bundesrecht sei gegen Jeden zu vertheidigen, der es über den Haufen zu werfen drohe." Graf Borries, der Verfassungsbrecher, sagte sogar das Unbeschreibliche: „wenn die Unterdrückung Hannovers durch Preußen eintrete, so bleibe selbst dann die Hoffnung, daß, wie das bereits früher geschehen sei, das fremde Joch wieder abgeworfen werde, und Hannovers Selbständigkeit von Neuem und ungeschwächt auflebe." Keinerlei Warnung, der zwingenden Macht der geographischen wie der politischen Lage zu weichen, und die österreichische Politik aufzugeben, hatte der Adel



General von Moltke während der Schlacht von Königgrätz. Originalzeichnung von Georg Bleibtreu.

der ersten Kammer für den König, selbst am 9. Juni noch nicht, selbst am 15. Juni noch nicht.

Auf den Antrag Rudolph Bennigsen's hatte die Abgeordnetenkammer mit einer Mehrheit von acht Stimmen vom Könige die Nichtausführung des Bundestagsbeschlusses und die Entlassung seiner Minister verlangt. Der König antwortete darauf — mit Vertagung des Hauses. Ein lächerlicher Grad von Verblendung war es, wovon die Rathgeber des Königs mit und ohne Uniform geschlagen waren, wofern man nicht annehmen wollte, daß diese oder jene Stimme in der Nähe des Königs in auswärtigem Solde diente. Die Thatsache der aus der geographischen Lage Hannovers sich ergebenden Gefahr und ebenso die andere Thatsache der Uebermacht des preußischen Nachbars existirten für König Georg gar nicht; seine fixe Idee von der Macht und der Dauer des Welfenreiches bis zur Erscheinung des Weltheilands am Ende der Tage ließ diese Thatsachen gar nicht aufkommen. Die Kopflosigkeit der Rathgeber unterhandelte nicht nur gleichzeitig mit dem Berliner und mit dem Wiener Hof, sondern so, daß Bismarck die ganze Verhandlung mit dem österreichischen Kabinet noch warm in Händen hatte, sie seinem zögernden Könige vorlegen, und dadurch den noch nicht Entschlossenen in die volle Aktion gegen Hannover fortreißen konnte.

Der großmächtige Welfe lehnte am 7. Juni den Vorschlag ab, die bisherige österreichische Besatzung Holsteins in Hannover zu lassen. Schon am 9. Mai hatte Bismarck dem hannöverischen Kabinet geschrieben: „Wenn wir auch bei denjenigen Regierungen, welche die Natur der Dinge und das Verhältniß der geographischen Lage zu unseren natürlichen Bundes-



Reitergefecht auf dem linken Flügel der Oesterreicher in der Schlacht bei Königgrätz. Nach einer Zeichnung von A. Beck.

genossen machen sollten, einer feindlichen Tendenz begegnen, die unsere eigene Sicherheit gefährdet, so kann es nicht ausbleiben, daß wir jede andere Rücksicht dem Bedürfniß der Selbsterhaltung unterordnen. Der König Georg wird sich sagen müssen, daß es gerade die Entschließungen Hannovers sein werden, welche die deutsche Reformbewegung aus den bescheidenen Bahnen werfen, welche sie nach den Absichten des Königs Wilhelm einhalten sollte. Je ernster die Verwicklungen werden, um so weniger wird es in unserer Macht liegen, die weiteren Folgen zu verhindern."

Das war klar und bestimmt gesprochen, und diese Sprache verfehlte auch nicht ganz ihre Wirkung. Am 13. Mai zeigten Ministerrath und König eine Geneigtheit zu Verhandlungen über eine Allianz mit Preußen. Aber schon am 14. bezweifelte man wieder, daß es zum Kriege kommen werde, doch im Fall eines solchen sagte man dem preußischen Kabinet Neutralität zu. Fünf Tage darauf war Georg und sein Hof schon wieder in einer Schwenkung. Eingeschüchtert von Oesterreichs Warnung schloßen sie sich an Oesterreich und den Bundestag an. Darauf formulirte Bismarck seine Ansicht von den Bestimmungen, unter welchen Preußen auf einen Neutralitätsvertrag mit Hannover eingehen könnte, und ließ dabei einfließen, es würde einen Beschluß des Bundestags auf Mobilmachung so ansehen und behandeln, als ob die mobilmachenden Glieder des deutschen Bundes Krieg gegen Preußen anfangen. Preußen würde die Ausführung eines solchen Bundesbeschlusses mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln verhindern, der Kriegsfall wäre eingetreten.

Noch an demselben Tage ließ Bismarck durch einen zweiten Erlaß die hannöverische Regierung dringend warnen, „nicht auf die Niederlage Preußens zu spekuliren, indem Hannover in diesem Falle doch leicht zu Kompensationen benützt werden könnte". Die Wirkung dieser Noten wurde vereitelt durch den Prinzen Karl von Solms-Braunfels.

Der war vom 20. bis 26. Mai in der Stadt Hannover anwesend. Er war österreichischer General und ein Stiefbruder des Königs Georg. Er wußte nicht genug zu sagen von der gewaltigen Streitmacht Oesterreichs, von 800,000 Mann österreichischen Kerntruppen, ohne die süddeutschen Hülfsvölker. Jetzt war von dem Neutralitätsvertrag mit Preußen keine Rede mehr am Hofe. Geflissentlich wurden Gerüchte über die Politik Preußens im Lande verbreitet. Preußen, hieß es, habe einen geheimen Vertrag mit Frankreich geschlossen, nach welchem für gewisse Fälle das linke Rheinufer abgetreten und Preußen mit Hannover und Sachsen entschädigt werden solle.

Auf die Kunde von diesem Treiben in Hannover schrieb Graf Bismarck am 28. Mai an den preußischen Gesandten daselbst, den Prinzen Isenburg: „Von welcher Seite diese Behauptung auch aufgestellt werden mag, so stehe ich nicht an, sie einfach als eine Lüge zu bezeichnen. Ich bitte, dieß auf das Bestimmteste auszusprechen, wo Ihnen irgend Gelegenheit dazu geboten wird. Nichts steht den Absichten Seiner Majestät ferner, als ein solcher Abschluß zum Nachtheil Deutschlands. Wir waren bereit, Hannovers Selbständigkeit für alle Fälle sicher zu stellen, und Hannover hat es gleichzeitig in der Hand, den Bruch mit Preußen zu erzwingen. Wir müssen annehmen, daß Hannover, nachdem es die in Bezug auf den Neutralitätsantrag gemachten amtlichen Erklärungen zurück gezogen hat, im Vertrauen auf den Sieg der österreichischen Waffen bereit ist, die Zahl unserer Gegner zu vermehren".

Von hannöverischer Seite wurde behauptet und vielfach geglaubt, König Georg und seine Minister seien „absichtlich von der preußischen Regierung im Unklaren über die Folgen ihrer Politik gelassen worden, um sie ungewarnt in's Verderben zu stürzen." Im Angesicht dieser unwidersprochen ächten Urkunden kann man nicht anders sagen, als daß sich Bismarck gegenüber von Hannover mit einer Klarheit und Deutlichkeit ausgesprochen hat, wie sie im staatsmännischen Leben eine Seltenheit ist. Ueber die „Augustenburgerei" sprach man sich am Hofe König Georg's auf's Geringschätzigste aus. Die preußischen Reformvorschläge, obgleich sie die Souveränetät der Bundesfürsten möglichst schonten und nur die nöthigsten Beschränkungen derselben verlangten, gaben allein die Entscheidung bei König Georg. Daß man überhaupt nur wagte, der welfischen Souveränetät irgend welche Einschränkung in Aussicht zu stellen, das war für ihn eine Zumuthung, welche den Umschlag rasch zur Folge hatte. Aber diesem Umschlag folgte auch auf dem Fuße nach „das Ende aller welfenreichischen Dinge". Man hätte erwarten sollen, der König und seine Berather, namentlich der Minister des Auswärtigen und des Kriegs, hätten seit Monaten darauf hingewirkt, dieser ganz absonderlichen Haltung des Welfenreichs finanziell und militärisch eine Unterlage zu geben, also im Stillen zu rüsten.

Der „offizielle Bericht über die Kriegsereignisse zwischen Hannover und Preußen, Wien 1866", gedruckt auf Kosten und „auf Befehl Seiner Majestät des Königs Georg, durch Offiziere des königlich hannöverischen Generalstabs zusammengestellt", und wohl von dem Hofpublizisten Onno Klopp redigirt — ist sehr geständnißreich. Demnach befand sich „am 15. Juni 1866 die hannöverische Armee im vollständigen Friedenszustande. — Von den zu einer Mobilmachung erforderlichen Maßregeln war bis dahin keine getroffen; insbesondere kein Pferd über den Friedensstand vorhanden, keinerlei Vermehrung an Chargen oder Mannschaft für den Kriegszustand eingetreten, viel weniger irgend etwas für Verpflegung, für den Transport- und Hospitaldienst angeordnet und eingerichtet. In Folge des Bundesbeschlusses vom 14. Juni, welcher die völlige Kriegsbereitschaft des Bundesheers anordnete, wurde am 15. Befehl ertheilt, die noch auf Urlaub befindliche Mannschaft der Infanterie und des Ingenieurkorps

auf den 23. Juni, die der Artillerie und des Trainkorps zum Theil auf den 20. Juni, zum Theil auf noch spätere Termine zum Dienst einzuberufen. Die Hälfte aller Abtheilungen der Armee befand sich am 15. Juni außerhalb ihrer Garnisonen auf dem Marsch nach Verden, Harburg, Burgdorf und Liebenau zu Waffenübungen, und zwar nicht in vollständiger Feldausrüstung; die Infanterie nur mit der Ueberkleidung versehen und mit geringer Munition."

Schon diese Geständnisse des Königs Georg selbst sprechen deutlich für seine eigene und für seiner Rathgeber staatsmännische Befähigung. Zu Ende Juli, als König Georg landesflüchtig geworden war, sagte die erste hannöverische Kammer, das Herrenhaus, in einer mit hundert adeligen Unterschriften bedeckten Adresse dem vorzugsweise auch durch sie unglücklich gewordenen Welfen in's Angesicht: „Als Ew. Majestät beschlossen, statt auf Neutralität und die Forderung Preußens einzugehen, unbedingt an Oesterreich sich anzuschließen und am alten Bundesrecht festzuhalten, hat die Regierung Ew. Majestät alle Vorsichtsmaßregeln und Vorbereitungen versäumt, trotz dem, daß es namentlich dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten nicht unbekannt bleiben durfte, welche Folgen und Gefahren dieser Beschluß nothwendigerweise mit sich führen mußte. — Daß trotz der anerkannt schlechten Kriegsverwaltung, trotz der unbegreiflichen Unthätigkeit und Nachlässigkeit der Rathgeber Ew. Majestät, die Armee in vier Tagen ausgerüstet wurde, ist das Verdienst des hannöverischen Volkes und der Armee selbst."

Am 15. Juni um ein Uhr Mittags faßte der König in einem Ministerrath zu Herrenhausen, seinem Lieblingssitz, den Entschluß, die Armee bei Göttingen um sich zu versammeln. „Gerade, hat ein Sachkenner gesagt, als ob es darauf abgesehen wäre, die Regimenter vereinzelt aufheben zu lassen, hatte man die Truppen im Lande herum auseinander gelegt. In gränzenloser Ueberstürzung, und in welchem Zustand! eilten diese zerstreuten Gliedmassen der Armee nach Göttingen. Das ganze Land Hannover war voll Kummer und voll Vorwürfen gegen die Berather des Königs. Menschen und Dinge in dieser Militärverwaltung zeigten sich jetzt durch und durch faul. Der Generaladjutant des Königs vergißt beim Auszug der Truppen nach Göttingen seinen Säbel, der Kriegsminister hat trotz seines großen Gehalts und der Feldmarschalls-Gage beim Auszug kein eigenes Pferd. Die Artillerie ist unbespannt, Marstalls- und Bauernpferde müssen die Kanonen ziehen in einem so reichen Pferdeland, wie Hannover." So erzählt ein Augenzeuge, ein „Althannoveraner".

Der Auszug aus Hannover am Freitag den 15. Juni war eine völlige Flucht. Das Volk, welches das mit einsah, war voll Grimm. Das Volk war es, welches am 16. die Zeughäuser ausräumte, und der Armee Kanonen, Munition, die aufgehäuften Bekleidungsvorräthe und Decken nachsandte. In welchem Zustand fanden sich einzelne Truppentheile in Göttingen ein! In Gold- und Silberschmuck mit Troddeln und Quasten glänzten die Gardehusaren, und das Fußvolk, zumal die eingestellten Rekruten, kamen in alten Lappen daher, weil die von den Ständen bewilligten Gelder für Narrheiten mit Helmen, Käppi's mit gelben Pferden und weißem Silberstreif, und ähnlichem Putztand vergeudet wurden, und unendlich reiche Vorräthe an Tüchern und Decken in den Lagerhäusern der Militärbekleidungskommission aufgehäuft lagen für eine lange Reihe von Jahren, die zum Theil schon von Motten zerfressen wurden.

Was that der König Georg, der Blinde, welcher durchaus als Oberfeldherr seine Armee führen wollte, aber nicht gegen die auf zwei Seiten in sein Land hereingebrochenen Preußen, sondern nach dem Süden außer Lands, zum Rückzug auf die hessischen, bayerischen und anderen Bundestruppen? was that der Welfenkönig als Kriegsherr an der Spitze seiner versammelten Armee zu Göttingen, in den Tagen, da es galt, das Unvorbereitete, das Versäumte nachzuholen durch Benützung jeder Viertelstunde im Angesichte des Unglücks, das schon auf die Ferse trat? Unmöglich ist es, aber wahr, unwidersprochene Thatsache: die Truppen „inspizirte" er nicht, die er so oft „auf der Parade inspizirt" hatte; an sie dachte er zu Göttingen nicht sowohl, als an das, was Göttingen Romantisches hatte. Mit dem Kronprinzen und seinem Adjutanten von Kohlrausch ging der König zum Weenderthore. Um es verrammeln zu lassen? o nein. Nach dem Kirchhofe, der vor dem Thore liegt, ließ er sich führen, um sich etwas dort „zeigen" zu lassen, das Grabmal der Cäcilia Tychsen, der Geliebten des Dichters der bezauberten Rose.

Der König und seine Minister waren so kopflos Göttingen zu geflohen, daß weder ein Befehl hinterlassen, noch einer von Göttingen aus nachgeholt wurde, die Vorräthe an Militärgegenständen wegzuschaffen. Ungeachtet für sich Weiber, Kinder und betrunkene Taglöhner die Ausrüstungsgegenstände bei Seite zu bringen fleißig gewesen waren, fanden die Preußen in der Hauptstadt doch eine so reiche Beute an Material, daß sie zusammen mit der in Stade einen Werth von über zehn Millionen Thaler hatten. Nach Hannover und nach anderen Punkten gewiesene Truppenzüge fanden an den Bahnhöfen, wohin sie bestellt waren, keine Waggons, um sie weiter zu bringen. Sogar für die Geldwagen, welche die Generalkasse in Sicherheit zu bringen hatten, fehlte es an Militärpferden, und man nahm dazu den zu Markt gekommenen Bauern ihre Rößlein weg.

Man hat gesagt, die tapfere hannöverische Armee wäre den in's Land gerückten Preußen gewachsen gewesen, und hätte sollen dem Vorrücken derselben Widerstand leisten. Aber wenn auch die Truppen tüchtig waren, so war die Führung und Verwaltung um so schlechter, die Armee als Ganzes



Die Sachsen in der Schlacht bei Königgrä



ħ. Nach einer Zeichnung von A. Beck.

taugte nichts, trotz des Heldenmuths der Einzelnen. Die Preußen hatten eben so leicht in's Land herein kommen können, weil die in Harburg stehenden Truppen vom Kriegsministerium ohne alle Instruktion gelassen waren, und eine solche erst nach stundenlangem Warten den dringend darum ansuchenden Behörden geschickt wurde. An andern Orten fragten Offiziere und Behörden bei der Generaladjutantur an, ohne daß ein Bescheid erfolgte. Vor dem Krieg hatte Nanne, ein Offizier von Kopf und Herz, über das Mangelhafte und das Faule der hannöverischen Heerverwaltung geschrieben. Dafür hatte man ihn in's Gefängniß geworfen, gerade wie im Jahre 1806 in Preußen den genialen Bülow. Jetzt sagten Offiziere aus allen Waffengattungen, Nanne habe in allen Hauptsachen recht gehabt.

Diese prächtigen Gardeoffiziere, diese Hof- und Salonsgenerale waren Franzen des Throns, Zierrathe, aber keine Beschirmer, keine Stütze desselben. Auch in Hannover war das ganze Armeewesen als etwas zum Vergnügen des Hofes Dienendes, als eine Verzierung der Souveränetät und als ein Puppenspiel behandelt worden. Daß die vielen Millionen, welche dem Schweiße des Volkes dafür ein halb Jahrhundert lang abgepreßt worden waren, elend vergeudet seien, und daß eine Armee in der Form eines solchen fürstlichen Spielzeugs in den großen Entscheidungstagen dem Landesfürsten wie dem Volke nichts nützen könne — das der Welt vor Augen zu legen, war auch mit eine der Aufgaben des Jahres 1866.

Zu Göttingen blieb der König bis zum 21. Juni stehen mit seiner Armee. Noch am 25. Juni standen nur zwei Bataillone Preußen in der südlichen Gegend. Nach Fulda oder Eisenach durchzubrechen, war etwas Leichtes, und die Vereinigung mit dem bayerischen Heere dann vollzogen. Der König verlor aber die kostbare Zeit am Cäciliengrab. Man hat dieß auf Verräther zurückführen wollen, die sich in des Königs nächster Nähe befunden haben sollen. Die Unfähigkeiten, die dort waren, reichen aus, Alles und Jedes zu erklären, zumal da die Feigheit mit der Kopfverlorenheit Hand in Hand zu gehen pflegt. Man habe die Ergänzung der Truppen durch das Eintreffen der eben erst einberufenen Reservisten der drei letzten Altersklassen in Göttingen erwarten wollen, entschuldigte man sich nachher. Aber den Meisten davon war ja inzwischen von den Preußen der Weg nach Göttingen verlegt. Es mußte vorausgesehen werden, daß es, wie es auch der Fall war, nur Wenigen möglich sein werde, zur Armee in Göttingen zu kommen.

Am 21. frühe brach die Armee von Göttingen auf. Der Marsch auf Fulda, wo man sich am 24. Juni mit den Bayern vereinigen sollte, wurde als unthunlich aufgegeben, auf die falsche Nachricht hin, der preußische General von Beyer habe die Eisenbahn bei Melsungen zerstört. Ein Rath war dahin gegangen, bei Göttingen ruhig den Angriff zu erwarten; ein anderer dahin, sich in den Harz zurückzuziehen, wo man sich länger halten zu können und dadurch Zeit zu gewinnen hoffte. Zuletzt erst hatte die Ansicht überwogen, die Verbindung mit den Bayern oder auch mit den kurhessischen Truppen zu erstreben. Offiziere und Vertraute des Königs waren abgesandt, die bayerischen und hessischen Befehlshaber aufzusuchen und sie zu veranlassen, durch ein rasches Vorrücken gegen Norden der hannöverischen Armee entgegen zu kommen. Dabei war der Plan, von Göttingen über Witzenhausen und Allendorf auf Eschwege, von dort aber, je nach den Umständen auf Eisenach oder auf Bebra zu marschiren. Man hoffte, diesen Marsch noch unbehindert durch den Feind ausführen zu können, weil man voraussetzte, das Vorausgehen der preußischen Division Beyer werde durch ein rasches Vorrücken des achten Bundesarmeekorps von Frankfurt her beseitigt werden. Am Mittag des 19. Juni traf schon die Nachricht von dem Einrücken der Preußen in Hessen-Kassel ein. Dennoch blieb man beim Abmarsch nach Süden in der Richtung über Eschwege, nach dem Werrathal.

Noch waren die Preußen in Thüringen schwach. Die Hannoveraner konnten sich nach dem Werrathal durchschlagen. Es brauchte dazu nichts als ein rasches Vorgehen, Eilmärsche. Aber wie der König zu Göttingen die kostbarste Zeit verloren hatte durch seine Eigenart, so war dieselbe Eigenart der Hemmschuh für die Bewegungen seiner Armee. Der König und der Kronprinz in Mitten derselben machten jede rasche Bewegung geradezu unmöglich. Der Welfenherrscher hatte Alles in's Feld mit sich genommen, was er in seinem Schloß Herrenhausen um sich zu haben gewohnt war, „das ganze Schiff und Geschirr seines Hofhalts“: Seine Kanzleibeamten und seinen Kammerherrenschwarm, sein Silberzeug und seine Geldkassen, seine Staatskarossen und seine Köche, seinen Keller und seine Küche auf Rädern; endlos war der Troß dieser Fuhrwerke für die alleinigen Bedürfnisse des Königs und seines Hofstaats.

Mit diesen königlichen Hindernissen mußte sich die wirklich tapfere, Strapazen gewachsene hannöverische Armee fortschleppen. Mit einem „Leichenzug“, der durch das Land schlich, hat man den Heerzug verglichen. Es waren verständige Leute, welche den bereits an die Truppen ausgegebenen Marschbefehl nach dem Werrathal rückgängig machten, und den König überzeugten, daß man schon bei Witzenhausen auf die beweglichen und raschen Preußen stoßen und in den schwierigen dortigen Engpässen durch Gefechte, unter ungünstigen Umständen, aufgehalten werden könnte. So zog das Heer am 21. Juni auf Heiligenstadt. Man wußte, die Bayern hatten einen Heerhaufen über Lichtenfels vorgeschoben und bereits Koburg besetzt, dessen Herzog Ernst ein Verbündeter Preußens war. Die Entfernung von Göttingen bis Koburg beträgt 21 deutsche Meilen oder 7 Tagmärsche. In zwei Eilmärschen war Eisenach oder Gotha von den Hannoveranern zu erreichen, und wenn die Bayern zur Unterstützung von Koburg

her vorrückten, so konnten damals die noch schwachen preußischen Streitkräfte dem Durchbruch der hannöverischen Armee einen erfolgreichen Widerstand nicht entgegen setzen.

Aber feierlich langsam schlich der Leichenzug König Georg's weiter. Am 22. besetzte er Mühlhausen, am 23. Groß-Gottern. Sein Vortrab schob sich einerseits gegen Erfurt, andererseits gegen die Eisenbahn zwischen Eisenach und Gotha vor. Jetzt überzeugte sich der König, daß diese Linie, die noch vierundzwanzig Stunden zuvor offen gewesen wäre, von den Preußen besetzt war; und der Generalstab überzeugte sich, daß in Folge seiner Unterthänigkeit unter den Willen des langsam mit seinem Troß dahin fahrenden blinden Königs — die hannöverische Armee ringsum von den Preußen eingeschlossen war. Die Engpässe des Hainichen Waldes, welche noch ganz unbesetzt waren, hätten ihr freien Durchgang auf kürzestem Wege gewährt. Irrige Meldungen ausgeschickter Offiziere sagten aus, diese Pässe seien von den Preußen besetzt, und die hannöverische Armee nahm am 23. die Richtung nach Langensalza.

Am 24. Juni traf die Vorhut der Hannoveraner bei Mechterstädt auf die Preußen, warf die Preußen zurück und drang bis jenseits Eisenach über die Bahn hinaus vor. Die Umzinglung hatte sich nach dem Vorhergehenden naturgemäß gemacht. Von Kassel aus hatte der preußische General Beyer alle Werraübergänge besetzen lassen, um das Entkommen der hannöverischen Armee durch Hessen-Kassel zu verhindern. Im Süden stellten sich zwischen Eisenach und Erfurt die preußische Besatzung Erfurts und die Truppen des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha auf, und ein erst am 19. Juni in Leipzig angekommenes Bataillon des 4. preußischen Garderegiments, von welchem ein Detachement schon am 20. Juni den Tunnel der Werrabahn bei Eisenach unfahrbar machte. Von Osten her, von der Elbe, schoben sich durch das Anhaltische andere preußische Truppen gegen Worbis vor. Schon am 19. aber war von Norden her eine aus Manteuffel's und Falkenstein's Truppen zusammengesetzte preußische Division zur Verfolgung nachgerückt. Diese hatte schon am 24. Juni die Gegend von Nieder-Jesa, südlich von Göttingen, erreicht; die Reitervorhut davon befehligte General Flies.

Am 23. Juni erschien ein preußischer Parlamentär im Hauptquartier des Königs Georg in Langensalza, welcher im Auftrage des Chefs des königlich preußischen Generalstabs, von Moltke, zu Berlin, den Kommandirenden der hannöverischen Truppen aufforderte, die Waffen zu strecken, da die Armee von allen Seiten umstellt sei. Moltke, welcher den ganzen Leichenzug des Welfenhauses voraus sah, hatte seine telegraphische Botschaft von Berlin aus schon nach Heiligenstadt gerichtet, und es war nur Verspätung eingetreten.

Es war der sachsen-koburgische Hauptmann von Zielberg, welcher diese Aufforderung überbrachte. Der König wies sie zurück, schickte aber seinen Major von Jakobi nach Gotha, mit dem Auftrag, durch Vermittlung des dortigen Truppenkommandos zu Verhandlungen mit dem General von Moltke in Verkehr zu treten. Jakobi sollte bei dieser Gelegenheit das nach Gotha zu passirende Terrain und Bestimmteres über die gegenüberstehenden Streitkräfte auskundschaften. Noch an demselben Abend traf eine Meldung des Lieutenants von Ahlefeldt ein, er sei bis nach Eisenach hinein vorgeritten und habe diese Stadt — abgesehen von einem gothaischen Depot, dessen Kommandant sich neutral erklärt habe — gänzlich unbesetzt gefunden. Wurde Eisenach von den Hannoveranern genommen, so waren sie gerettet. Ohne Zeitverlust den Besitz Eisenachs sich zu sichern, wurde das Nöthige angeordnet und vollführt, aber bald darauf kam Jakobi von Gotha zurück mit der Meldung, er habe aus den in Gotha empfangenen Eindrücken und Mittheilungen sich überzeugt, daß eine bedeutende Truppenmacht in günstiger Stellung dort vereinigt sei, um der Armee den Durchbruch nach dem Süden zu verwehren. Namentlich solle nach einer Privatnachricht, die er dort vernommen, auch die preußische Division Goeben bereits aus Hannover vermittelst der Eisenbahn bei Gotha eingetroffen sein.

Später stellte sich heraus, daß sogar noch am Morgen des 24. Juni in der Umgegend von Gotha höchstens sechs Bataillone, zwei Schwadronen und zwei bis drei Batterien sich befanden. Major von Jakobi war getäuscht worden, und hatte sich täuschen lassen. Hier fängt die Rolle an, welche Herzog Ernst von Koburg-Gotha in dieser Tagesgeschichte gespielt hat, und wofür er nachher vom Könige von Preußen so glänzenden Dankes sich zu erfreuen hatte.

Herzog Ernst von Koburg, ohne Frage ein Fürst von schönen Privattalenten, der aber von jeher im Ungewöhnlichen, sogar im Bizarren, und darum im Mannichfaltigen und im Wechsel sich gefiel, war in seinem eigenen Lande weder beim Volk noch bei der Ehrbarkeit beliebt, aber weit umher in Deutschland gefeiert gewesen als Demokrat und Schutzherr verfolgter Demokraten, als Schützenkönig, als Vorfechter der nationalen Ideen, der deutschen Einheit und der Volksfreiheit. Er hatte sich entzweit mit dem ihm verwandten preußischen Königshof, als dieser die Wege des Absolutismus ging. Er hatte, ein Anhänger und Förderer des Nationalvereins, gearbeitet auch in fürstlichen Kreisen für die Herstellung eines einheitlichen Deutschlands, als König Wilhelm von Preußen durch seine feudale Umgebung noch in der Enge stockpreußischer Anschauungen zurückgehalten wurde. Er hatte den Kaiser von Oesterreich für die Neugestaltung Deutschlands zu gewinnen gesucht; er war beim Fürstenkongreß zu Frankfurt mitgewesen; daß ihm das österreichische Reformprojekt nicht genügte, spricht für ihn. Daß er mit seiner Hoffnung wieder Preußen sich zuwandte, kann ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden; denn ein



Königgrätz. Kampfszene im Walde. Die Preußen bemächtigen sich österreichischer Geschütze.



Angriff der Lichtenstein-Husaren in der Schlacht von Königgrätz.

Wechsel der Gesinnung war das nicht. Er suchte jetzt hier, jetzt dort nach der Macht, welche von oben die Ideen, welchen er diente, verwirklichen könnte. Beim Ausbruch des Krieges war er entschieden für Preußen. Er hatte mit allen thüringischen Staaten, außer Meiningen, am Bundestage gegen den österreichischen Antrag gestimmt. Statt nach der Bundesfestung Rastatt, dem Beschlusse des Bundestags gemäß, zwei Bataillone seiner Landeskinder zu schicken, führte er dieselben in der Generalsuniform des siebenten preußischen Kürassierregiments den Preußen zu, welche den Hannoveranern den Weg verlegten.

Daß Herzog Ernst, um Zeit zu gewinnen und dadurch die preußischen Streitkräfte in dieser Gegend sich verstärken zu lassen, die Unterhandlungen mit dem König von Hannover listig anfing, ist durch nichts erwiesen. Von bayerischer Seite ist dem Herzog unterschoben worden, er habe „durch diese listigen Unterhandlungen den Untergang der Hannoveraner eingeleitet." Der offizielle Bericht König Georg's und seiner Offiziere deutet entfernt nichts Derartiges an. Major von Jakobi hatte das Verlangen des Königs und seines Kriegsraths an General von Moltke telegraphisch melden lassen, „freien Abzug für die hannöverische Armee nach dem südlichen Deutschland zu erhalten, gegen die Verpflichtung, eine gewisse Zeit an den Feindseligkeiten gegen Preußen nicht Theil zu nehmen". Die Unterhandlungen darüber fortzuführen, wurde am Morgen des 24. Juni der Generaladjutant von Dammers nach Gotha gesandt, und Jakobi ging mit ihm dahin zurück. Man hoffte den günstigsten Ausgang. Dem Vorrücken gegen Eisenach wurde Halt geboten.

Zu Gotha war die Bedingung, gegen Preußen nicht zu dienen, von zwei Monaten auf ein Jahr ausgedehnt worden, in der Unterhandlung zwischen dem Abgesandten des Königs Georg und dem Herzog von Koburg. Inzwischen meldete Oberstlieutenant Rudorf, daß Eisenach noch jetzt leicht zu nehmen sei, und bald darauf Oberst Dammers, daß der Feind auch bei Gotha bis jetzt noch nur über schwache Kräfte verfüge. Die Umgebungen des Königs erkannten, daß die in dem Schreiben des Generals von Moltke behauptete Stellung, in einer solchen Weise, daß darauf die Forderung der Waffenstreckung begründet werden konnte, keinenfalls der Wahrheit gemäß war. Der König befahl den sofortigen Ab-

bruch der in Gotha eröffneten Unterhandlungen und den Vormarsch auf Eisenach.

Als eben das Feuer gegen die Zugänge der Stadt eröffnet werden sollte, erhielt der davor befehligende Oberst von Bülow ein Telegramm des Majors von Jakobi, Feindseligkeiten zu vermeiden, nachdem die in den Verhandlungen von Hannover gestellten Bedingungen preußischerseits Annahme gefunden haben. Bülow's Kriegsrath war einstimmig dafür, daß unter solchen Umständen der befohlene Angriff auf Eisenach nicht ausgeführt werden dürfe. Die vor Eisenach sich gegenüberstehenden Truppen schlossen einen Waffenstillstand. Als gegen acht Uhr Abends der kommandirende hannöverische General mit der Erwartung, Eisenach sei von seinen Leuten genommen, bei der Stadt erschien, fand er das Gegentheil von dem, was er und der König gewollt. Noch am selben Abend kam ein Telegramm des Grafen Bismarck, der Vorschlag, nach welchem die hannöverischen Truppen freien Abzug nach dem Süden gegen die Verpflichtung, während eines Jahres nicht gegen Preußen zu fechten, haben sollten, sei angenommen, mit dem Vorbehalte, daß hannöverischerseits Garantien gegeben werden. Darüber zu unterhandeln sei General von Alvensleben beauftragt.

Am 25. Juni erfuhr der König Georg von Alvensleben, daß unter jenen Garantien Bedingungen und Pfändergaben verstanden waren, die dem König unannehmbar erschienen. Er gestand sie nicht zu. Inzwischen war der preußische General Vogel von Falkenstein mit der Division Goeben und einem Theil der Division Beyer bei Eisenach angelangt. Falkenstein anerkannte den von Alvensleben geschlossenen Waffenstillstand nicht. Bülow zog vor den drohenden Truppenbewegungen Falkensteins seine sorglos unmittelbar vor Eisenach bivouakirende Abtheilung in der Nacht des 25. Juni nach Großbehringen zurück, dem Hauptquartier seines Königs. Um 5 Uhr Morgens, den 26., schickte Falkenstein einen Parlamentär. Er meldete die Anerkennung des Waffenstillstandes, von welchem er jetzt offizielle Kenntniß erhalten habe. Beim Abschluß des Waffenstillstandes hatte König Georg sich verpflichtet, am 26. Juni bis 10 Uhr Morgens seine definitive Antwort auf die von Alvensleben überbrachten Bedingungen nach Berlin zu senden. Diesen Zeitpunkt ließ der König verstreichen. Als Oberstlieutenant Rudorf mit der Antwort des Königs über Gotha nach Berlin reisen wollte, ließ ihn Generalmajor von Flies, der Befehlshaber der jetzt bei Gotha vereinigten Truppen, nicht durch. Der preußische General erklärte, der Waffenstillstand sei seit 10 Uhr Morgens abgelaufen und er habe Befehl zum Vorrücken.

Noch ließ sich Flies bereit finden, den Vormarsch um zwei Stunden hinaus zu schieben. Rudorf konnte so das Hauptquartier des Königs von den Absichten des Feindes in Kenntniß setzen. Es wurde sogleich beschlossen, dem Vorrücken des Feindes Widerstand entgegen zu setzen. Kurz nach Mittag überbrachte der preußische Oberst von Döring von Berlin aus ein Schreiben des Grafen Bismarck an den König. Darin bot Bismarck nochmals ein Bündniß zwischen Preußen und Hannover an, unter den ganz gleichen Bedingungen wie am 15. Juni. Bevor der preußische Parlamentär die Depesche vorlas, sagte er hingeworfen, eigentlich scheine sein Auftrag schon thatsächlich erledigt, da die Truppen des Generals von Falkenstein sich anschicken anzugreifen. Offenbar wollte von Döring durch diese Aeußerung die unverzügliche Annahme des Anerbietens um so gewisser herbeiführen. Aber auch jetzt noch, in dieser Lage, vermochte es der Welfe nicht über sich, auf ein Titelchen seiner Souveränetät zu verzichten, so handgreiflich es war, daß die Preußen die ganze Nacht benützt hatten, um in unaufhörlich folgenden Militärzügen große Truppenmassen nach Eisenach zu ziehen. So lange die Straße ganz offen oder wenigstens schwach besetzt war, um ohne oder mit wenig Opfern nach Süddeutschland durchzukommen, hatte der unentschlossene König die Zeit durch Langsamkeit, später durch seltsame Unterhandlungen vergeudet.

Die noch 19,000 Mann starke hannöverische Armee mit mehr als 50 Geschützen, darunter 6 Regimenter Reiterei, hätte sich, bei der alt berühmten Mannhaftigkeit dieses kraftvollen Menschenschlags, für sich selbst zuvor schon leicht, ja sie hätte sich auch jetzt noch glücklich durchgeschlagen, wenn sie mit sich selbst allein gewesen wäre: die Anwesenheit des blinden Königs, der den Oberfeldherrn spielte, der hin und her schwankte, nicht recht wußte, was er wollte, nie bei dem blieb, was er eben befohlen hatte, und doch in gewissen Punkten unbeugsam-eigensinnig war, führte die Armee in's Verderben. Nicht diese, sondern der König war so thöricht, sich so durch Unterhandlungen hinhalten zu lassen. Daß Bismarck und die preußischen Generale die hannöverische Armee ohne Blutvergießen zur Waffenstreckung durch List und Umstellung zu bringen und so in ihren neuen deutschen Bund hinüber zu führen gesucht und verstanden haben, das wäre wohl die kleinste unter den Sünden Preußens, wofern so etwas im Krieg überhaupt eine Sünde wäre. Was man selbst von sonst wohlunterrichteter Seite von „Völkerrechtsbruch, durch den sich General Falkenstein durch Mißachtung eines von dem Generaladjutanten seines Königs geschlossenen Waffenstillstandes gebrandmarkt habe“, gesagt und gedruckt hat, löst sich in Nichts auf im Angesicht des „offiziellen Berichts“ der Generalstabsoffiziere des Königs Georg, welchem der eben geschilderte Hergang ganz getreu entnommen ist.

Auf die Meldung, die Division Goeben sei in der Richtung auf Mühlhausen, um den Hannoveranern die Rückzugslinie zu verlegen, abmarschirt, und auf der Straße nach Eisenach stehe kein Feind mehr, „entstand“, wie der offizielle Bericht des Königs Georg sagt, die Idee und wurde ernstlich erwogen, den General von Flies in seiner Stellung bei

Gotha am nächsten Morgen, den 27. Juni, anzugreifen."

Die Offiziere erklärten dem König in Mehrheit, in drei Nächten seien die Truppen nicht zur Ruhe gekommen; seit mehreren Tagen kämpfen sie mit Mangel an Lebensmitteln; zu einer Offensive seien sie nicht frisch genug. So wurde eine Defensivstellung vorgezogen, obgleich jetzt mehr nicht herauskommen konnte, als das Vergießen von vielem edlem Blut ohne Zweck — von weit mehr Blut, als früher nöthig gewesen wäre, durch die feindlichen Truppen sich nach Süddeutschland durchzuschlagen. So zog sich die Armee hinter die durch die Ortschaften Thamsbrück, Merxleben und Nägelstedt bezeichnete Linie der Unstrut auf der Straße nach Sondershausen.

Nach Mitternacht verließ der König und der Generalstab Langensalza und verlegte das Hauptquartier nach Merxleben, er selbst aber, der König, blieb in Thamsbrück. „Verschiedene, allerdings wenig verbürgte Nachrichten besagten, daß die Bayern endlich in entschiedenem Vorrücken begriffen seien, und am 25. Juni schon in Vacha gestanden haben. Manche Anzeichen ließen sich auch dahin deuten, daß die preußischen Streitkräfte nach jener Richtung hin abgezogen würden. Es erwachten daher bereits neue Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang unserer Operationen, als gegen 10 Uhr Vormittags das Anrücken des Feindes aus der Richtung von Gotha auf Langensalza im Hauptquartiere gemeldet wurde. Der Angriff erfolgte gegen alle Erwartung nur in dieser einen Richtung durch das bei Gotha zusammengezogene Korps des Generalmajors von Flies, und endigte mit einem vollständigen Siege der hannöverischen Waffen. Der Feind zog sich mit einem Verlust von etwa 1500 Todten und Verwundeten, über 900 Gefangenen (ausschließlich der Verwundeten) und zwei Geschützen, von unserer Kavallerie bis Illeben verfolgt, nach Gotha zurück. Eine weitere Verfolgung mußte man sich versagen, weil die Truppen, nach drei ruhelosen Nächten, von Anstrengungen, Durst und Hunger erschöpft waren. Ein großer Theil derselben war auch an diesem Tage, da der Angriff vor beendigtem Abkochen erfolgte, um alle Verpflegung gekommen."

So spricht, ohne irgend eine Auslassung, wörtlich der „offizielle Bericht", welcher auf Befehl und Kosten König Georg's von seinem Generalstab verfaßt und in den Druck gegeben worden ist.

General Flies hatte Befehl, wenn König Georg das letzte Anerbieten Preußens ablehne, mit seinen 9000 Mann Preußen und Koburg-Gothaern anzugreifen; er sollte dabei durch die Division Goeben unter Falkenstein unterstützt werden. Flies ging vor gegen Langensalza mit 16 Geschützen und zwei Schwadronen, mit seinen 9000 Mann gegen 19,000 Hannoveraner. 36 Geschütze, 6 Regimenter Reiterei und 15,000 zu Fuß, kamen von diesen zwischen Langensalza und Merxleben in's Gefecht. Ihnen gegenüber sah sich Flies allein. Ein plötzlicher Befehl von Berlin aus, der am 27. früh an Falkenstein kam, befahl diesem, in Eisenach stehen zu bleiben, und die Bayern zu erwarten, welche gar nicht im Anmarsch waren. So blieb für Flies die Unterstützung Falkenstein's aus. Die Hannoveraner hatten eine vortreffliche Stellung zwischen Langensalza und dem Dorf Merxleben an der Unstrut mit seinem Kirchhof eingenommen.

Das Gefecht begann mit einem Artilleriekampf, von beiden Seiten in günstiger Stellung der Geschütze. Während desselben suchten die Preußen und Gothaer die Höhen von Merxleben zu stürmen, unter einem furchtbaren Granatenfeuer, das sie empfing. Sie erstürmten die eine Position. Die hannöverische Brigade von Bothmer drang in ihre rechte Flanke, konnte aber das sumpfige Bett der Unstrut trotz aller Anstrengungen nicht überschreiten. Das hannöverische Mitteltreffen, welches das Dorf Merxleben festhielt, litt furchtbar. Nur unter großen Verlusten drangen auf dem rechten Flügel die Brigaden Knesebeck und Bülow durch das tiefausgeschnittene Bett der mehrarmigen Unstrut bis Langensalza vor, entrißen den Preußen diesen Ort und warfen sie von der Höhe neben demselben. Es war die ganze hannöverische Armee, die sich so gegen Flies wandte. Hartnäckig behauptete er sich in dem Gehölz im Centrum gegen das von allen Seiten auf ihn einstürmende Fußvolk der Hannoveraner und gegen die Husaren und Kürassiere derselben, welche massenhaft aus dem Engpaß hervorbrachen.

Das ganze Gefecht hatte sieben Stunden gedauert, als Flies um 4 Uhr Abends einen ziemlich eiligen Rückzug antrat. Viele seiner Offiziere waren gefallen, eine seiner Kompagnien war von 140 Mann auf 30 geschmolzen und im fünfundzwanzigsten Fußregiment mußte zuletzt ein Unteroffizier den Befehl übernehmen. Mehrmals versuchten die hannöverischen Reiterregimenter preußische Vierecke zu sprengen, auf dem Rückzug des Generals Flies; aber sie wurden blutigst zurückgewiesen. Als Flies eine Stellung weiter rückwärts genommen hatte, gegen Gotha zu, standen die Hannoveraner von jedem weiteren Angriff ab. 3000 Verwundete und Todte hatten die Hannoveraner, und darunter allein 1200 Reiter, nach Angaben, die der Sache der Hannoveraner Freund sind. Also bei doppelter Stärke der Zahl seiner Reiterei hatte König Georg zweimal so viel Verlust, als die nicht einmal halb so starken Preußen, vollends wenn man das Verhältniß der Reiterei und die Geschütze in Rechnung nimmt. Doch waren die Hannoveraner tagelang, bei großer Hitze der Sonne, von ihrem blinden Oberfeldherrn im Zickzack herumgeführt und schlecht verpflegt gewesen, als sie sich mit den Preußen schlagen mußten.

Bloß um die preußische Bundesreform und das deutsche Parlament aus allgemeinem Stimmrecht, wofür in den letzten Stunden zuvor noch ihm die Verbürgung der Souveränetät seiner Krone und die



Der Kampf bei Chlum am 3. Juli. U



ch einer Zeichnung von O. Günther.

Neutralität angeboten worden war, in königlicher Haltung abzulehnen, hatte Georg dieses viele Blut vergießen lassen. Hätte er es zum Zweck der Rettung seines Heeres gethan, so mußte er nach dem für ihn siegreichen Gefecht bei Langensalza unmittelbar vorwärts gehen. Denn nach dieser Schlappe der Preußen war, wenn unmittelbar vorwärts gegangen wurde, das Entkommen seines Heers über Gotha eben so leicht, als gewiß. Diesen Vortheil des Augenblicks aber benützte der blinde Oberfeldherr nicht. Es ist, als hätte dieser Sieg bei Langensalza dem gränzenlos eiteln Manne die Sinne vollends verwirrt. Hatte er durch seinen verstandlosen Hoftroß bisher dem Heer es unmöglich gemacht, durch rasche Bewegungen Süddeutschland zu gewinnen, so nagelte er es auch jetzt noch fest: er wollte nicht marschiren, sondern die „Siegesschlacht" feiern. „Ich lege der heutigen Schlacht den Namen der Schlacht von Langensalza bei. Die Namen der todesmuthig gefallenen Opfer werden in unserer Geschichte mit unauslöschlichen Zügen prangen, und unser göttlicher Heiland wird ihnen dort oben den himmlischen Lohn dafür verleihen. Erheben wir vereinigt die Hände zu dem dreieinigen Gott, ihn für unsern Sieg zu loben und zu preisen. Empfanget ihr treuen Krieger alle, den nie erlöschenden Dank eures Königs, der den Herrn um Jesu Christi willen anflehet, unserer Sache, welche die seinige ist, weil sie die Sache der Gerechtigkeit ist, seinen Segen zu verleihen."

Mit der Stylisirung dieser Kundmachung an seine im Feld befindlichen Truppen und mit der „Siegesschlachtfeier" verpraßte Georg die wenigen, unwiderbringlich kostbaren Stunden, in welchen über Gotha noch durchzubrechen war. Hatte er dieses Gefecht bei Langensalza „Schlacht" genannt, so ließ er dem neugebornen Kind einer Rittmeisterin von K. den Taufnamen „Langensalza" geben.

Am andern Tage, in aller Frühe, drohte der König dem General Flies mit einem Angriff gegen Gotha, wenn nicht freier Durchzug der Armee gewährt werde: er drohte mit „Kampf bis zum letzten Mann". Flies telegraphirte nach Berlin, von Berlin kam die Rückweisung schon um neun Uhr Morgens am 28. im Hauptquartier Georg's an. In der Nacht war das eiserne Netz der Einschließung vollendet worden. Falkenstein und Manteuffel waren auf zwei Straßen heran gezogen, im Ganzen gegen 50,000 Mann. Erst in später Nacht des 27. war Gotha durch die Vorhut der Neuangekommenen erreicht worden. König Georg befahl jetzt das Durchbrechen. Aber nachdem er durch salbungsvolle Stylübungen und durch den Gläserklang der Siegesschlachtfeier die Zeit verpaßt hatte und seine Generale von unverhältnißmäßiger Uebermacht sich eingeschlossen erkannt hatten, erklärten ihm diese einmüthig, eine Gegenwehr, geschweige ein Angriff, wäre nur noch zweckloses Blutvergießen, namentlich bei dem Mangel an Schießbedarf, und da auf eine Hülfe durch Zuzug befreundeter Truppen in dieser militärischen Lage nicht zu rechnen sei. Am 28. Juni Abends ergab sich die hannöverische Armee durch Kapitulation an General Falkenstein, und am 29. Juni erschien auf besondern Befehl des Königs von Preußen General Manteuffel im Hauptquartier Georg's in Großbehringen, und fügte der Kapitulation „Zusätze und Erläuterungsbestimmungen" bei. Auf Eisenbahnen wurden die hannöverischen Truppen in ihre Heimath zurückgeführt. Waffen, Pferde, das ganze ungeheure Material kam dadurch vertragsmäßig in die Hände der Preußen. Alle Mitglieder der Armee wurden in Pflicht genommen, nicht gegen Preußen zu fechten. Die hannöverische Armee war damit aufgelöst. Dem König mit dem Kronprinzen wurde bewilligt, jeden Aufenthalt außerhalb des Königreichs Hannover zu nehmen, und sein Gefolge sich auszuwählen; auch solle sein Privatvermögen ihm zu seiner Verfügung bleiben.

Der „offizielle Bericht des Königs Georg" sagt auf Seite 52 ausdrücklich „es seien von Preußen in achtender Weise so günstige Bedingungen gestellt worden, wie sie unter den obwaltenden Verhältnissen überhaupt zu hoffen waren".

Es waren dieselben Bedingungen, welche dem Kurfürsten von Hessen angeboten worden waren.

Der Kurfürst von Hessen-Kassel hatte, ein langes Menschenleben durch, Alles darauf angelegt, sich selbst und seine Regierungsweise als unzeitgemäß vor der Welt erscheinen zu lassen, und der Letzte auf dem Stuhl besserer Ahnen zu sein. Er hatte sich Mühe gegeben, den Fürsten wie den Völkern Europa's ein Aergerniß zu sein. Niemand hat dem monarchischen Prinzip solche Wunden geschlagen, selbst nicht eine Christine und eine Isabella von Spanien, als dieser letzte Kurfürst von Hessen. Selbst wenn es der Kurfürst mit einer eigenen Art von Satanismus darauf angelegt hätte, die Bande zwischen sich und seinem Volk hohnlachend zu zerschneiden, hätte er sich nicht anders benehmen können, als er sich benahm. Mit 35 Stimmen gegen 14 hatte das kurhessische Abgeordnetenhaus noch am 15. Juni gegen die Abstimmung am Bundestage protestirt, die Staatsmittel zur Mobilmachung der hessischen Truppen verweigert und sich für die Neutralität Kurhessens erklärt. Zugleich wurden Maßregeln zur Sicherung des Staatsschatzes getroffen.

Es gehört für den Volks- und Vaterlandsfreund zu den schwärzesten Flecken in der Seelengeschichte des Jahres 1866, daß Volksvereine und Volksblätter von tiefst demokratischer Färbung in diesen Tagen sein Lob sangen und von diesem Kurfürsten von Hessen ganz so sprachen, wie die Blätter des jesuitischen Ultramontanismus und des Muckerthums. „Ein Charakter" wurde dieser Kurfürst genannt, weil er es in gröbster Form ablehnte, nicht blos, was der preußische Ministerpräsident, sondern was eigenhändig der König von Preußen ihm antrug, Garantie seines Kurhuts für Neutralität, Annahme des preußischen Reformentwurfs und Ausschreibung der Wahlen zu einem deutschen Parlament. Mit Grauen war zu hören,

wie die öffentliche Meinung in Süddeutschland, irre geleitet durch solche irrgewordenen Federn, in sich selbst verbissener Schriftsteller des Tages, Alles vergaß, was Himmelschreiendes dieser Kurfürst, der Mann der Hassenpfluge und der Vilmars, gethan hatte, welcher die eigene Familie mit dem Stock schlug, wie seine Diener, und welcher Verfassung, menschliches und göttliches Recht, Personen, Sachen und Verhältnisse mit Füßen zu treten sich amüsirte. Den Mann machten auf einmal — demokratische Blätter populär.

Da gleich nach dem Bundesbeschluß vom 1. Juni Preußen und Oesterreich aus den Bundesfestungen und aus Frankfurt, in welchen Plätzen die Besatzungen aus Oesterreichern und Preußen gemischt waren, ihre Truppen zurückgezogen hatten, so hatte Bismarck ein Beobachtungskorps unter General von Beyer aus diesen seinen Besatzungstruppen bei Wetzlar gebildet. Das ist eben dieser Heertheil aus den Besatzungen von Rastatt, Mainz und Frankfurt, welcher das Welfenreich umblasen half. Schon um 2 Uhr Morgens, in der Nacht vom 15. auf den 16. Juni, war General von Beyer bei Gießen in das kurhessische Gebiet eingerückt, mit der Erklärung, Preußen führe nur gegen die Regierung, nicht gegen das Volk Hessens Krieg. Drei westphälische Regimenter, nicht weiter, hatten sich mit den von Beyer geführten 2000 Mann Besatzungstruppen vereinigt. Mit dieser Handvoll Leute besetzte er am 16. Juni Marburg, am 18. die Hauptstadt Kassel.

Die „Armee“ des souveränen Kurfürsten und Landgrafen von Hessen war noch ganz auf dem Friedensfuß. Die Artillerie hatte nicht einmal Feldschießbedarf. Es waren Millionen im Kriegsetat seit Jahren ausgegeben, und jetzt fehlte das Nöthigste. Tapfer, mannhaftstark, Kriegsleute ächter Art, sind die Kurhessen von Alters her. Den Ruhm der Vaterlandsliebe und der Freisinnigkeit, der Verfassungstreue und des mannhaften Auftretens mit Opfern, hat das kurhessische Offizierkorps. Generale wie niedere Offiziere haben sich darin ausgezeichnet. Diese so vernachlässigte Armee, von der kaum 5000 Mann mobil waren, „in einem wenig mobilen Zustand“, wie die Preußen ihr öffentlich zugestanden haben, flüchtete sich mittelst der Eisenbahn nach Fulda, dann nach Hanau zurück. Ein paar tausend Preußen hatten das Kurfürstenthum Hessen ohne Schwertstreich eingenommen. Und Kurhessen führte die achte Stimme am Bundestag für sich allein, gleich hinter Württemberg und Baden. Das Volk sah zu, wie die Preußen kamen. Später vereinigte sich dieser mobilisirte Theil der kurhessischen Armee in diesem südlichsten Winkel des Kurfürstenthums mit den Darmstädtern und den übrigen Truppen, die das bundestägliche achte Armeekorps bildeten. Bedeutende Vorräthe, die diesen Truppen auf der Eisenbahn von Kassel nachgeschickt werden sollten, wurden von den schnellen Preußen abgefangen.

Der Kurfürst war auf seinem Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel geblieben, nicht aus Muth, sondern aus der ihm eigenen Bizarrerie, die ihn bald excentrisch, bald indolent sein ließ. Eigentlich war er überrascht worden. So schnell die Preußen in Kassel zu sehen, hatte er sich nicht gedacht. Er war seiner „Armee“ nicht gleich gefolgt, weil der ständische Ausschuß die achtzehnthalb Millionen des Staatsschatzes, die er mit sich wegführen wollte, ihm auszuliefern sich weigerte. Er war noch im Streit mit dem Ausschuß, als Beyer in Kassel einrückte. Der Kurfürst that, als hätte sich durch die Ankunft der Preußen gar nichts geändert. Er nahm Regierungshandlungen vor, wie immer, obgleich ihm mitgetheilt war, daß, wenn er auf feindlichem Sinn gegen Preußen beharre, der General Beyer die Civilregierung zu übernehmen habe. Da vollzog am 21. Juni Beyer seinen Auftrag; er verkündete den Kurhessen, der Kurfürst sei suspendirt. Zugleich wurde dem Volke zugesichert, die Lasten des Kriegszustandes werden unter Heranziehung der Einkünfte des Kurfürsten ausgeglichen werden; das werde dem Lande wesentliche Erleichterung schaffen. Ebenso wurde die Beseitigung aller verfassungswidrigen Verordnungen, zu der sich verbrecherische Minister von dem Kurfürsten hatten gebrauchen lassen, und die volle Wiederherstellung des verfassungsmäßigen Rechtszustands zugesagt.

Am 22. Juni machte Bismarck durch den preußischen Gesandten von Röder dem Kurfürsten einen letzten Antrag, er solle der preußischen Bundesreform vom 10. Juni zustimmen und zugleich ein Ministerium einsetzen, welches für die Einhaltung der Verfassung von 1831, an welcher die Kurhessen in treuem langem Kampfe gegen den Kurfürsten festhielten, Bürgschaft in sich gewähre. Dafür würde ihm sein Kurhut noch einmal garantirt.

Der Kurfürst schwenkte, wie man sagt, mit dieser königl. preußischen Depesche nach seinem Hintertheil ab mit einer eigenthümlichen Symbolik und warf sie dann vor dem Gesandten auf den Boden. Der Telegraph brachte das an Bismarck und dieser an seinen König. Sofort wurde der Kurfürst auf seinem Schloß Wilhelmshöhe verhaftet, und am 24. Juni als Staatsgefangener nach der preußischen Festung Stettin in das alte Schloß daselbst abgeführt. Das Gottesgericht hatte sich an ihm, welcher, beräuchert von einem Kreis salbungsvoller Mucker niederträchtigster Art, den Grundgesetzen des Christenthums wie des Landes so lange Hohn gesprochen hatte, schließlich doch vollzogen, wie an den italienischen Bourbonen. Er ging aus dem Lande gerade so, wie einst sein Hassenpflug, mit dem Wunsche fast Aller, „Diesen“ nicht mehr wieder zu sehen.

Sachsen war ein Land von militärischer Bedeutung ohne Gleichen. In ganz Europa glaubte kein denkender Mensch anders, als Oesterreich werde dieses strategisch so wichtige Land mit seinem Heere besetzen, ehe Preußen eine Handbreit davon einnähme, zumal da der sächsische Königshof und sein leitender Minister, von Beust, zu den treuesten Anhängern des österreichischen Kaiserhauses seit lange gehörten.



Vom Schlachtfelde zu Sadowa. Der Landwehrmann und seine Gefangenen.

Am 16. Juni rückte ein mächtiges preußisches Heer in Sachsen ein, ohne irgend auf einen Widerstand zu stoßen. Die sächsische Armee war an demselben Tage, nach Zerstörung der Brücken bei Riesa und Meißen, sowie der Eisenbahn nach Löbau, unter dem Befehl des Kronprinzen von Sachsen, — auf der Eisenbahn nach Prag abgefahren, um sich dort mit dem ersten österreichischen Armeekorps zu vereinigen. So besetzte Preußen am 18. Juni ohne den Verlust eines Mannes an einem und demselben Tage, dem 18. Juni, Dresden, Bautzen, Bischofswerda, Zittau, Leipzig und Chemnitz; eben so die Eisenbahnlinien Leipzig-Zwickau und Dresden-Chemnitz, d. h. das Königreich Sachsen. Der König war nach Prag geflohen.

So waren zwei Könige und ein Kurfürst ohne Land, zwei Königreiche und ein Kurfürstenthum in den Händen der Preußen, in ein paar Tagen. Viel that die Schnelligkeit, die Energie und das gegenseitige Ineinandergreifen der preußischen Heertheile; aber mehr noch that zu diesen Erfolgen die Unfähigkeit auf Seiten ihrer fürstlichen Gegner, und das ruhige Zuschauen ihrer Völker. König Georg und der Kurfürst hatten nichts, der König von Sachsen wenig gethan, sich auf das Volk stützen zu können. Ein treues und wehrbares Volk stützt und hält einen Thron; aber von Freiheit und Wehrhaftigkeit hatte keiner von diesen Dreien je etwas hören wollen.

War durch die Besetzung Hessens und Hannovers die Verbindung der östlichen und westlichen Theile des preußischen Staates hergestellt, so brachte



Friedrich Karl, Prinz von Preußen, Oberbefehlshaber der 1. preußischen Armee.

die Besetzung Sachsens drei strategische Vortheile: Der Krieg wurde dadurch auf feindliches Gebiet verpflanzt; die ganze preußische Armee konzentrirte sich mehr, und zwar vorwärts, und nahm eine Stellung ein, welche Nordböhmen umfaßte und sich gegenseitig flankirte; durch die vorläufige Verlegung des Kriegsschauplatzes auf das rechte Elb- und Moldauufer wurde eine Vereinigung der bayerischen Armee mit der österreichischen unter Benedek sehr erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht.

Die Ereignisse in Böhmen: bei Münchengrätz und Gitschin, bei Josefstadt, bei Trautenau und bei Nachod.

Die in der Hofburg zu Wien herrschende Partei hatte, als der Kaiser Benedek auf den Kriegsschauplatz diesseits der Alpen berief, wenigstens das durchgesetzt, daß er seine seit Jahrzehnten von ihm geschulte Armee in Italien nicht mitnehmen durfte.

An die Spitze dieser wurde ein Prinz des Kaiserhauses, Erzherzog Albrecht abgeschickt. Benedek wurde auf einen Kriegsschauplatz am äußerst entgegengesetzten Ende des Kaiserstaates übersiedelt. In Italien lag er seit seiner Jugend zu Feld; da kannte er die Menschen und das Terrain bis auf das Kleinste hinaus. In Böhmen waren ihm Land und Leute und alle Verhältnisse, und am meisten der Feind und seine Art, womit er zu thun bekam, etwas wenig Bekanntes, etwas ganz Neues und Ungewohntes. Er wurde dorthin geschickt von seinen altadeligen Gegnern, damit er in Italien den leichten Lorbeer nicht pflücke, dieser dem Erzherzog werde, und er selbst, der Sohn des Arztes, lieber eine Schlappe erhalte, als dem alten Hochadel in der Gunst des Kaisers und damit in dem Erbpacht der Offizierstellen, den der Adel bisher hatte, dem letzteren schädlich werde. Ein anderer Theil am Hof sandte ihn nach Böhmen wirklich in der Erwartung, er werde dort das Genie eines zweiten Wallenstein offenbaren, ein Heerschöpfer sein und ein Heerverpfleger, so zu sagen, aus Nichts, da die Gelder und Ausrüstungsmittel hauptsächlich in das Lager des Erzherzogs nach Italien abgingen. Die kannten die Geschichte nicht. Wallenstein verpflegte seine aus dem Boden gestampfte Armee auf Kosten des Volks und der Herren außerhalb des Kaiserstaats, und als er zuletzt auf Kosten der böhmischen, der mährischen und der bayerischen Herren sie verpflegte, schrieen diese laut auf am Kaiserhof und er wurde gestürzt Die Kenntniß dieser Art Leute und ihres Einflusses in der Wiener Hofburg hatte Benedek.

Als die Zuzüge aus Ungarn, Galizien und Siebenbürgen, welche die österreichische Nordarmee unter Benedek bilden sollten, heranrückten, da las man in gedruckten Korrespondenzen aus Wien: „Die ungarischen Husaren, welche heute durchgezogen sind, haben den niederschlagenden Eindruck wieder verwischt, welchen das in den letzten Tagen durchgezogene Fußvolk gemacht hatte durch seine mangelhafte Bekleidung und Ausrüstung.“ —

Die Denkenden wußten, was in österreichischem Munde das hieß „mangelhafte Bekleidung und Ausrüstung“. Männer, welche ihr lebenlang großdeutsch gewesen waren, sagten schon allein auf diese Nachricht hin voraus, daß die Sache Oesterreichs verloren sei.

Das sächsische Volk hatte fest darauf gebaut, die verbündete österreichische Kaisermacht werde das Land Sachsen decken; da ja die Kriegskundigen in ganz Europa nicht anders sagten. Frankreichs alte Marschälle „erstarrten“, als Benedek stehen blieb, statt Sachsen zu besetzen. Allein dem österreichischen Oberfeldherrn fehlten nicht das Verständniß der Sache und die Raschheit des Entschlusses und der Bewegungen, wohl aber die Mittel dazu, den Preußen in Sachsen zuvorzukommen. Es brauchte lange, bis er sein Heer beisammen und nothdürftig versehen hatte. Es bestand, als er vorwärts zog, unter Einschluß des sächsischen Heerhaufens mit 20,000 Bajonetten, 3000 Pferden und 60 Geschützen, aus 200,000 Bajonetten, 27,000 Pferden, 820 Geschützen und 10 Raketenbatterien. Diese seine Armee war in sieben Korps abgetheilt. Fünf Brigaden, welche das erste Armeekorps bildeten, standen von Anfang an in Böhmen. Mähren aber war es, wo Benedek das Hauptheer sammelte, und erst am 17. Juni trat Benedek damit den Marsch nach Josefstadt an. Zwischen dem 25. und 26. Juni trafen die verschiedenen Heertheile daselbst ein.

Die Preußen aber waren schon am 16. Juni in Sachsen eingerückt, und zwar mit zwei Armeen, mit der Elbarmee und mit der ersten Armee, zusammen mit sechsthalb Armeekorps. Im Ganzen hatte Preußen eine aus allen Provinzen des Staates zusammengezogene und in zehenthalb Korps abgetheilte Armee an der Nord- und Nordostgränze Böhmens gegen Oesterreich aufgestellt. Diese Armee war 220,000 Bajonette, 29,000 Pferde und 900 Geschütze stark. Davon blieben bei Dresden das erste Reservekorps, in Oberschlesien einige Detachements zurück. Mit neunthalb Armeekorps, welche zusammen 200,000 Bajonette, 26,000 Pferde und 820 Geschütze zählten, gingen die Preußen vorwärts, und zwar so, daß alle diese Korps sich die Möglichkeit einer gegenseitigen Unterstützung boten. Mit jedem Tage, mit jedem Gefechte wird von nun an die preußische Aufstellung konzentrirter, bis sie zuletzt nur vier Meilen Ausdehnung hat und mit vereinten Kräften die Entscheidungsschlacht sofort auf dem Boden Böhmens schlägt.

Waren der bloßen Zahl nach hier die Streitkräfte auf beiden Seiten nicht sehr verschieden, so war Oesterreich doch bereits in großem Nachtheil. Die Einnahme Hannovers, Kurhessens und Sachsens durch die Preußen auf einen bloßen militärischen Spaziergang hin wirkte nicht blos in Süddeutschland einschüchternd und niederschlagend, sondern auch unter der Bevölkerung der österreichischen Staaten selbst. Durch diese plötzlichen Erfolge Preußens war diejenige Mitwirkung für Oesterreich bereits verloren, welche Benedek und die österreichische Hofburg von den nördlichen Gliedern des großen Bundes, welchen Oesterreich mit den Mittelstaaten gegen Preußen geschlossen hatte, mit solcher Sicherheit erwartet und in Rechnung genommen hatten. Waren auch ein größerer Theil der kurhessischen Truppen und die sächsische Armee noch ganz zu Oesterreichs Verfügung, so war doch die hannöverische Armee bereits denselben entzogen, und eben so waren es die drei größten Staaten Norddeutschlands; ja die Bevölkerung dieser Staaten mit mehr als fünfthalb Millionen Seelen und alle Hülfsmittel dieser Lande waren aus der Verfügung Oesterreichs in die Verfügung Preußens übergegangen. Weiter aber hatte jetzt dadurch Preußen die Freiheit und den Vortheil, 80- bis 100,000 Mann eigener Truppen, welche ursprünglich zur Beobachtung Hannovers, Kurhessens und anderer deutschen Staaten bestimmt gewesen waren, gleich

von vorn herein in die kriegerische Aktion hinein zu ziehen, und den Krieg im Nord- und Südwesten und eben so auch gleich zu Anfang im Osten fast ausschließlich auf andere als preußische Kosten zu führen.

Wenn Wiener Blätter und auch andere deutsche Zeitungen wirklich im Stande waren, diese oder jene Berliner Kreise mit ihren Drohungen einer Einnahme Berlins in Angst zu versetzen, so war diese jetzt beseitigt. Da die Preußen und nicht die Oesterreicher Sachsen besetzt hatten, so waren die letzteren weit weg von den Thoren Berlins. Und über Alles noch, wie es immer im Volke geht, war durch die plötzlichen Erfolge der Muth nicht blos des Heeres, sondern der preußischen Bevölkerung überhaupt wunderbar gehoben, weil sie das wunderbare Glück sahen. Ein völliger Umschlag erfolgte, selbst bei denen, welche zuvor gegen den Krieg waren. Das überraschend glänzende und leichte Fertigwerden mit den drei großen norddeutschen Staaten that viel mehr für die vertrauensvolle Einstimmigkeit der preußischen Nation, den Krieg jetzt mit allen Kräften zu führen, als der gereizte preußische Nationalstolz, auf welchen man allein das zurückführen wollte.

Bismarck's Kundgabe im Namen des Königs „An sein Volk" war übrigens gut berechnet, das preußische Selbstgefühl zu wecken, sowohl dadurch, daß es am 18. Juni, dem großen preußischen Siegestag von Belle-Alliance (Waterloo) datirt war, als dadurch, daß sie ausdrücklich sagte: „Oesterreichs Losung sei, Preußen müsse in allen seinen Bestrebungen bekämpft werden, weil, was Preußen fromme, Oesterreich schade."

Preußens König sagte wörtlich zu seinem Volke: „Preußen soll geschwächt, vernichtet, entehrt werden. Ihm gegenüber gelten keine Verträge mehr; gegen Preußen werden deutsche Bundesfürsten nicht blos aufgerufen, sondern zum Bundesbruch verleitet. Wohin wir in Deutschland schauen, sind wir von Feinden umgeben, deren Kampfgeschrei ist: Erniedrigung Preußens! — Unsere Gegner täuschen sich, wenn sie wähnen, Preußen sei durch innere Streitigkeiten gelähmt. Dem Feinde gegenüber ist es einig; dem Feinde gegenüber gleicht sich aus, was sich entgegenstand, um demnächst im Glück und Unglück vereinigt zu bleiben. — Bis zum letzten Augenblick habe ich, in Gemeinschaft mit Frankreich, England und Rußland, die Wege für eine gütliche Ausgleichung gesucht und offen gehalten. Oesterreich hat nicht gewollt, und andere deutsche Staaten haben sich offen auf seine Seite gestellt. So sei es denn. Nicht mein ist die Schuld, wenn mein Volk schweren Kampf kämpfen und vielleicht harte Bedrängniß wird erdulden müssen. Aber es ist uns keine Wahl mehr geblieben. Wir müssen fechten um unsere Existenz. Wir müssen in einen Kampf auf Leben und Tod gehen gegen diejenigen, welche das Preußen des großen Kurfürsten, des großen Friedrich, das Preußen, wie es aus den Freiheitskriegen hervorgegangen ist, von der Stufe herabstoßen wollen, auf die seiner Fürsten Geist und Kraft, seines Volkes Tapferkeit, Hingebung und Gesittung es emporgehoben haben. — Gott mit uns!"

Die Thorheit derjenigen, welche vorausgesetzt hatten, Bismarck und sein König werden vom preußischen Volke im Stiche gelassen werden, wurde schrecklich enttäuscht. Das preußische Volk glaubte seinem König, daß es Preußens „Erniedrigung" gelte, es glaubte an die Wahrheit dieser königlichen Aussage, daß es auf die „Schwächung und Vernichtung" der preußischen Macht auf Seiten der neuen österreichisch-mittelstaatlichen „Liga" abgesehen war, welche sehr erinnert an die „Liga" des dreißigjährigen Krieges. Das hat vor aller Welt der protestantische Hof zu Berlin behauptet, und der Jesuitenhof zu Wien bis zur heutigen Stunde nicht gewagt, in Abrede zu ziehen.

Das ganze preußische Volk war nach dieser offenen Erklärung seines Königs der Ansicht, hier handle es sich nicht um einen Kabinetskrieg, sondern um einen Nationalkrieg zwischen Oesterreich und Preußen. Spielten, was man beiderseits hat läugnen wollen, in Wirklichkeit die „religiösen" Belange, evangelische und katholische, auch mit, so war dieses in Preußen selbst nur ein ganz untergeordnetes, unwesentliches Mitspielen. Viel mächtiger, als in Preußen selbst, regte sich dieses religiöse Element im protestantischen Theile Süddeutschlands. In gefährlicher Weise wurde es in den südöstlichen Staaten Deutschlands in Bewegung gesetzt, wirkte jedoch in Bayern sogar nur schwach, aber um so mehr in den österreichischen Staaten selbst.

Es zeugt von einer in schnellem Wachsthum begriffenen Anlage zu einem politischen Leben, zur Nationalität, daß sogar die vorzugsweise katholischen Landschaften des preußischen Staates für diesen Staat und dessen König mit Aufopferung, ja mit Begeisterung, die plötzlich aufflammte, in Kampf und Tod gingen. Das war noch vor einem Menschenalter, zu Ende der Dreißiger Jahre, in der Rheinprovinz und in Westphalen, wie in andern katholischen Landestheilen, denn doch ganz anders. Damals konnte von Rom und von Wien aus durch jesuitische Künste der Fanatismus der katholischen Landestheile am Rhein und an der Mosel, wie an der österreichisch-russischen Gränze noch leicht so aufgeregt werden, daß der preußische Hof jahrelang gegenüber dem österreichischen durch die innere kirchliche Mißhelligkeit schwach, ja lahm gelegt war. Jetzt, im Jahre 1866, stand ganz Preußen, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, für den preußischen Staat ein und für dessen Haupt, seinen König. Das sind unläugbare Thatsachen der Geschichte. Der Einfluß eines freisinnigen gebildeten Bürgerthums der vielen großen wie selbst der kleinen Städte auf das Landvolk, und der Segen des Verfassungslebens überhaupt, auf so beschränkter Grundlage auch dieses in Preußen sich bewegte, sind dabei unverkennbar. Die finstern Umtriebe der Fanatiker und des Fanatisirens jeder Art von Farbe werden immer mehr zergehen



Tod des Generallieutenants Hiller von Gärtringen bei Erstürmung des Dorfes Chlum.

an der wachsenden Bildung des Bürgerthums und des Bauernthums.

Der Kampf aber war für jeden Preußen nicht blos ein Kampf für die Existenz, sondern auch für das Recht, und zwar nicht blos, wie das reinpreußische Auge die Sache ansah. Hatten doch selbst süddeutsche Staatsrechtslehrer, darunter namentlich die im preußischen Nationalverein und darum weithin im preußischen Volke viel geltende Stimme des württembergischen Staatsrechtslehrers Dr. Reyscher, öffentlich den Bundesbeschluß vom 14. Juni für rechtswidrig erklärt. Reyscher wies nach, daß nach dem Bundesstaatsrecht zu einer Kriegserklärung selbst einem auswärtigen Feinde gegenüber — ein Mehrheitsbeschluß im engeren Rathe nicht genügte, sondern für den Krieg eine Mehrheit von zwei Drittheilen im Plenum erforderlich war, nach der Wiener Schlußakte von 1820, Artikel 12. Er wies nach, daß Preußen den Beschluß des Bundestags vom 14. Juni gar nicht anders auffassen konnte, denn als eine Erklärung des Bundeskriegs.

Es bleibt ein trauriges Zeichen für die biegsame Geschwindigkeit der Regierungsjuristen der deutschen Mittelstaaten, welche meistens zugleich Wortführer in den Abgeordnetenkammern waren, aber auch für die blinde Leidenschaft der süddeutschen Demokratie in der Kammer und in der Presse, daß diese wie jene über die unwiderlegbare Thatsache vor dem Volke hinweggingen, daß es mit dem Bundestagsbeschluß vom 14. Juni nicht bundesrechtlich zugegangen war; daß die Sache formell und materiell nicht in Ordnung, sondern vom bösen Geiste der die Wiener Hofburg beherrschenden Parteien in ganz außerordentlicher Art in Szene gesetzt war. Für das preußische Volk war beim Eingang in den Kampf um so mehr der Rechtsnachweis, daß der Bundeskrieg gegen Preußen bundesrechtswidrig sei, von Einfluß. Das preußische Volk kämpfte — das ist nach den vorliegenden Thatsachen unwidersprechlich — in seinen Augen nicht blos für die Existenz seines Staates, sondern auch für sein Recht, das süddeutsche wie norddeutsche Staatsrechtslehrer für verletzt erklärt hatten.

Hier zeichnet sich der große Unterschied zwischen Preußen und Oesterreich gleich vornherein ab. Die Preußen wußten in Masse, für was sie eintraten;



König Wilhelm an der Spitze der verfolgenden Kavallerie bei Königgrätz. Originalzeichnung von G. Bleibtreu.

die Oesterreicher wußten am Wiener Hof und in den damit zusammenhängenden Kreisen, was sie wollten, aber dem ganzen Kaiserstaat war die Idee überhaupt, also auch die Idee dieses Krieges etwas Fremdes. Die Abwägung der Bildung, der Begeisterung und auf beide hin der Opferfreudigkeit zwischen Preußen und Oesterreich liefert für letzteres ein sehr trauriges Ergebniß. Die Fürsten müssen den Völkern zuvor etwas gegeben haben, ehe diese sich für sie hingeben; und eine andere Hingabe ist immer die eines Volkes, welches mit gebildetem Sinn weiß, was es hat, was es zu verlieren hat und was es an Freiheit und Bedeutung weiter zu erringen hat, als der geistlose und charakterlose Gehorsam einer Völkermasse, welche, absichtlich in der Bildung seit Jahrhunderten verwahrlost, nichts hat, als geradezu unerträgliche Steuern für einen maßlos überschuldeten Staat, und ein paar Papiere von der Hand eines Kaisers in Bezug auf Verfassungsleben, welche im Vergleich zu andern Verfassungen noch weniger werth sind, als die österreichischen Staatspapiere gegenüber von andern auf den Märkten Europa's.

Für die blitzschnelle Besetzung Hannovers, Kassels und Dresdens rächte sich die officiöse Wiener Presse durch Spott, der sich nicht gut ausnahm: sie redete von der „affenartigen Beweglichkeit Preußens“. Sie gab die Unthätigkeit Benedek's für strategische Weisheit aus; es gehöre zum geheimen Plan des Oberfeldherrn, daß er die Besetzung Dresdens zugelassen habe. Die Verstimmung sah aber aus jedem Wort heraus. Daß das nur ein kleines Vorspiel und nicht der große Krieg sei, und daß die österreichischen Generale ihre Ueberlegenheit zu zeigen sich auf den rechten Augenblick vorbehalten haben, war leicht gesagt, aber nicht im Stande, das österreichische Volk zu befriedigen. Der gesunde Menschenverstand sagte ihm, daß die Kräfte von drei Hauptverbündeten, die Mittel von zwei Königreichen und einem Kurfürstenthum bereits für Oesterreich verloren seien. Die Hoffnung auf Benedek war zwar noch immer groß, aber ihr zur Seite ging die ängstlichste Spannung.

Noch bis zur Stunde ist von österreichischer Seite über den Kriegsplan Benedek's nichts bekannt geworden. Der Wiener Hof hat für sich selbst darüber nichts veröffentlicht, und ebenso wenig Andern, die dabei betheiligt waren, namentlich Benedek selbst nicht, etwas zu veröffentlichen gestattet. Nach den Thatsachen zu schließen, war es ein anderer Plan, welchen Benedek ursprünglich zu Wien entwarf, und, als dieser durch die erfolgreiche Raschheit des preußischen Vorgehens unbrauchbar geworden war, war es wieder ein anderer Plan, welchen er ausführte.

In der Mitte des Juni hatte Benedek seine Armee in drei Heerhaufen aufgestellt. Sein Ostheer stand zwischen Teschen und Krakau, mit dem Zweck, in Oberschlesien einzubrechen und die dort aufgestellte Armee des Kronprinzen von Preußen zu beschäftigen; sein Westheer, welches nur aus einem einzigen Armeekorps bestand, war bei Prag aufgestellt. Es hatte wohl die Aufgabe, im Verein mit den Sachsen und den hier erwarteten Bayern durch Sachsen auf Torgau vorzugehen. Mit seinem Hauptheer hatte er sich zwischen Olmütz und Pardubitz staffelförmig aufgestellt. Von hier aus wollte er offenbar in die Lausitz eindringen, den Prinzen Karl von Preußen, der zwischen Reichenberg und Görlitz stand, schlagen, diesen Sieg ausnützen, alle etwa weiterhin noch gegenübertretenden preußischen Truppen niederrennen und in Eilmärschen unmittelbar auf Berlin losgehen. Man vergesse nicht, daß in Wien eingebildete, aber gedankenlose Leute von einer Verbrennung Berlins träumten, redeten und schrieben. Da die Preußen, das wichtige Land Sachsen in der Tasche, plötzlich an der böhmischen Gränze standen, so zerfloß der österreichische Plan auf Torgau, so zerfloß der Hauptplan auf Görlitz und Berlin in Nichts, und auch an einen Einbruch des österreichischen Ostheers in Oberschlesien konnte jetzt nicht mehr gedacht werden. Der ursprüngliche Feldzugsplan Benedek's war jetzt unausführbar. Nur noch auf dem Boden Böhmens konnte jetzt Oesterreich mit Preußen sich messen. Böhmen ist von Gebirgen eingeschlossen. Im Norden wird es von dem Lausitzer Gebirge begrenzt, im Nordwesten von dem eben so hohen Erzgebirge, das nach Sachsen sehr sanft und flach, nach Böhmen in die Thäler der Bila und Eger sehr steil abfällt; im Nordosten von den Sudeten, welche nach Böhmen flach, nach Schlesien steiler abfallen; im Westen durch das Fichtelgebirge, im Südwesten durch den Böhmerwald, im Südosten durch das mährische Gebirge. Zwei Haupteisenbahnlinien finden sich, im Norden wie im Süden des Gebirgszugs, welcher Böhmen von Sachsen und Schlesien trennt: im Norden die Bahn Oderberg, Oppeln, Brieg, Breslau, Görlitz, Dresden, im Süden Prerau, Olmütz, Pardubitz, Prag. Diese Hauptbahnen sind auf drei Punkten durch die Linien Dresden-Prag, Löbau-Turnau, Oderberg-Prerau verbunden.

War Oesterreich im Süden im Kampfe gegen das neue Königreich Italien auf die Vertheidigung angewiesen, so gebot der nördliche Kriegsschauplatz dagegen ein angriffsweises Vorgehen gegen Preußen. Das Festungsviereck auf dem Boden Italiens konnte mit verhältnißmäßig geringen Kräften lange vertheidigt werden. Im Norden war das anders, hier mußte Oesterreich den Angriffskrieg eröffnen, es mußte den Krieg auf preußisches Gebiet verpflanzen, es mußte auf Berlin losgehen. Wie hätte das in Bezug auf die Verpflegung seiner Armee die Lage Benedek's erleichtert, wie hätte das auch das Vertrauen der mit Oesterreich verbündeten Fürsten und Völker gehoben! Benedek hatte, wie gesagt, ursprünglich die Absicht, angriffsweise vorzugehen. Das geht aus einem später aufgefundenen Armeebefehl von ihm hervor. Er konnte auf zwei Wegen den Krieg nach Preußen verpflanzen. Der eine führte über das Lausitzer Gebiet, Bautzen, Görlitz gerade auf Berlin. Das war bei weitem der kürzere Weg. Auf diesem Wege hätte er frühe

nicht nur die sächsische Armee, sondern die Volkskraft Sachsens und alle Hülfsmittel des Landes schnell mit sich vereinigt, er hätte Sachsen geschützt und die Preußen davon abgehalten, und überdieß wäre er so der nachdrücklichen Unterstützung des bayerischen Heeres sicher gewesen, dem er zur Vereinigung mit ihm nur die Richtung auf Wittenberg anweisen durfte. Diesen Weg wäre Benedek gewiß gegangen, wenn er sich in der Verfassung dazu gesehen hätte.

Es blieb noch der andere Weg, südlich des „Glatzer-Kessels“, jenes von Randgebirgen umgebenen, über tausend Fuß hohen Hügellandes. Auf dem linken Ufer der Oder konnte er den feindlichen linken Flügel aufrollen und gegen Berlin vor operiren. Dieser zweite Weg aber bot alle Vortheile des ersteren nicht, und die Festungen Glatz und Neisse, sowie die linken Nebenflüsse der Oder machten die Operationen auf diesem Wege mannichfach schwierig. Daß Benedek Sachsen preisgab, daß er die sächsische Armee nach Böhmen rief, daß er den zweiten Weg so wenig als den ersten wählte, obgleich seiner bei Brünn und Olmütz versammelten Armee nichts entgegenstand, was ihr Einrücken in Oberschlesien aufgehalten hätte — das zwingt uns, daraus den Schluß zu ziehen, daß es mit Benedek's Armee ganz anders aussah, als man den verbündeten Höfen vorgespiegelt hatte; daß sie zwar nahezu versammelt, aber weder mit Geld noch mit Material damals, als diese beiden Wege noch eingeschlagen werden konnten, auch nur leidlich ausgerüstet war. Was er vorfand auf dem nördlichen Kriegsschauplatz, stellte sich noch geringer heraus durch die Anschauung in nächster Nähe und im Einzelnen, als es ihm damals vorgekommen war, da er, aus Italien herbeigerufen, wegen unzureichender Kriegsmittel wiederholt vom Krieg gegen Preußen abgerathen hatte.

Er konzentrirte seine Armee, weil er angriffsweise vorzugehen nicht die Mittel hatte, mehr nördlich zwischen Josefstadt und der Grafschaft Glatz. Der Feldherr mit dem Feuerkopf beschränkte sich auf die Vertheidigung für den Augenblick; er wollte die günstige Stunde abwarten, eines der in Böhmen einrückenden preußischen Heere zurückzuwerfen, das andere aufzuhalten, dann es zu schlagen, und gleichzeitig mit den Trümmern der zurückweichenden Truppen in Preußen einzurücken.

Nach dem Urtheil der Männer vom Fach wollte Benedek den alten Grundsatz der „Defilé-Vertheidigung“, d. h. der Vertheidigung der Pässe, befolgen, welcher lehrt, daß man „zuerst einen Theil des Feindes über den Engpaß herauskommen läßt, um ihn dann zu erdrücken.“ Damals ging in Zeitungen und im Munde des Volkes um, Böhmen sei die Mausfalle, welche Benedek für die Preußen aufgemacht habe. Zum Erdrücken des Feindes gehört aber immer Zweierlei, einmal, daß man mit überlegenen Kräften und mit voller Energie über ihn kommt, und dann, daß man nicht zu viele Feinde über das Defilé hereinkommen läßt, sonst wird es werthlos. Die Fachmänner geben zu, daß das Quellgebiet der Iser und Elbe zu einer solchen lauernden Stellung besonders geeignet gewesen sei, da sich hier alle aus Sachsen, der Lausitz und Schlesien mündenden Straßen vereinigen und von hier aus beherrscht werden, und da die Eisenbahn von Josefstadt nach Turnau eine schnelle Verbindung ermöglichte.

Auch noch dieser Plan Benedek's war also gut, und Alles kam einerseits auf die Ausführung, andererseits auf die Bewegungen der Preußen an. Das Ostkorps der Oesterreicher zog sich statt in Oberschlesien einzufallen, großentheils längs der preußischen Gränze mehr nach Norden, um die etwa einrückenden Preußen auseinander halten zu helfen. Man hat die Stellung, welche Benedek in Böhmen nahm, mit einer gewaltigen Festung verglichen, als deren Außenwerke die Pässe des Riesengebirgskamms im Osten sich ergeben. Die Hügelkette, welche zwischen den Ausläufern des Riesengebirgs und der Linie der Elbe von Pardubitz bis Prag sich noch von Königgrätz bis Jung-Bunzlau hinzieht, konnte der Armee Benedek's, falls sie zurückgedrängt wurde, gute Stützpunkte und einen günstigen Boden für eine Schlacht abgeben. Die Generale der einzelnen Armeekorps unter Benedek waren: Graf Clam Gallas, General der Kavallerie, Befehlshaber des ersten Korps; Feldmarschalllieutenant Graf Thun an der Spitze des zweiten Korps; Feldmarschalllieutenant Erzherzog Ernst an der des dritten Korps. Das vierte Armeekorps führte Feldmarschalllieutenant Graf Festetics, das sechste Feldmarschalllieutenant von Ramming, das achte Feldmarschalllieutenant Erzherzog Leopold, das zehnte Feldmarschalllieutenant Freiherr von Gablenz. Die erste leichte Reiterdivision führte der Freiherr von Edelsheim, die zweite Fürst Taxis; die erste Reservekavalleriedivision Prinz Holstein, die zweite Generalmajor Zaitschek, die dritte von Coudenhove. Der Generaladjutant Benedek's war der Generalmajor von Krziz, der Chef seines Generalstabs der Feldmarschalllieutenant von Henikstein, der Chef der Feldkanzlei der Generalmajor von Krizmanicz.

Dadurch, daß der Feldzeugmeister Benedek mit seinem ganzen Heere nach Böhmen abmarschirte, um die Vereinigung mit seinem ersten Armeekorps unter Clam Gallas und mit den Sachsen vorerst sicher zu stellen, den Prinzen Karl zu schlagen, die Sachsen in ihr Land zurück zu führen und mit den Bayern sich zu verbinden — dadurch gab er Mähren preis. Durch Mähren führt die Hauptangriffslinie nach Wien. Diese ist die kürzeste Linie auf Wien. Die Preußen benützten das Freigeben dieser Linie nicht. Um dem von Benedek beabsichtigten gewaltigen Stoß in ihren Mittelpunkt hinein zu begegnen, konzentrirten sie ihr Heer in Böhmen. Ehe aber die Konzentrirung ausgeführt war, kam es zu blutigsten Gefechten mit einzelnen Heertheilen.

Das ist von kriegskundigen Offizieren Frankreichs wie Deutschlands hart getadelt worden. „Man



Benedek und Erzherzog Wilhelm in der Schlacht bei Königgrätz.

muß, hieß es, sich konzentriren, bevor man schlägt, und sich nicht der Gefahr aussetzen, im Detail geschlagen zu werden. Wenn Benedek die Lage auszunützen verstanden hätte, so hätten die Preußen die eminent fehlerhafte Ausführung ihrer Konzentrirung bitter zu büßen gehabt." Diese kritischen Stimmen übersahen, daß man im preußischen Rathe über die österreichischen Zustände im Felde so genau bis ins Einzelnste stets unterrichtet war, als über die Geheimnisse der Wiener Hofburg. Dadurch verliert das preußische Vorgehen an Gewagtheit.

Aus finanziellen wie aus politischen Gründen war es für Bismarck geboten, daß die Kriegsdauer eine kurze sei. Die preußischen Heerführer hatten also die Aufgabe, möglichst schnell zu siegen und den Krieg zu beenden.

Das preußische Heer bestand aus fünf Haupttheilen oder Armeen. Die 1. Armee führte Prinz Friedrich Karl von Preußen. Sie bestand aus dem 2., 3. und 4. Armeekorps und aus einem 15 Regimenter starken Reiterkorps. Diese Armee war das Centrum der Heeraufstellung bei Hoyerswerda-Görlitz. Die 2. Armee führte der Kronprinz von Preußen. Sie war aus dem 1., 5., 6. Armeekorps und aus dem Gardekorps gebildet. Sie war der linke Flügel des Heeres und rückte von Schlesien vor. Die 3. Armee war die Elbarmee. Sie führte General Herwarth von Bittenfeld. Sie bestand aus dem 8. Armeekorps und der 14. Division. Sie bildete den rechten Flügel des Heeres und ihre Linie war Halle-Torgau. Die 4. Armee, welche vom 1. Juli an die Mainarmee hieß, führte General Vogel von Falkenstein. Sie war gebildet aus der 13. Division, aus der Division Beyer, welche die Besatzungen von Mainz, Rastatt, Luxemburg und Frankfurt in sich aufgenommen hatte, und aus der Division Manteuffel, welche die Besatzung von Schleswig und die Kontingente von Koburg-Gotha und Lippe in sich vereinigte. Die 5. Armee war das Reservekorps unter General von der Mülbe. Sie bestand aus 2 Landwehrdivisionen und 6 Landwehr-Reiterregimentern. Außerdem stand an der Sieg eine



Vom Schlachtfelde zu Sadowa.

Die böhmische Mutter an der Leiche ihres Sohnes. Originalzeichnung von G. Bleibtreu.

Landwehrdivision aus Berlin. Hatte Preußen solche Heerkraft in vierzehn Tagen ganz mobil gemacht und in weiteren vierzehn Tagen an den Gränzen Oesterreichs aufgestellt, so hatte es damit die Streitkräfte des Staats noch lange nicht erschöpft; denn es waren erst 65,000 Mann Landwehr eingezogen. Das Heer konnte wachsen je nach Bedarf, und so kam es, daß, als später die 1., die 2. und die Elbarmee unter den Oberbefehl des Königs von Preußen selbst zu stehen kamen, diese drei Armeen 280,000 Mann zählten und 900 Geschütze.

So schnell die bisherigen Erfolge erzielt worden waren, so schnell ging das preußische Heer angriffsweise vorwärts nach Böhmen hinein. Man erkannte im preußischen Hauptquartier das Gefährliche davon, wenn die 1. und die Elbarmee die Nordgränze Böhmens überschritten und die 2. Armee angriffsweise auf Olmütz sich bewegt hätte, gerade auf Wien zu. Man sagte sich, dadurch wäre die Verbindung zwischen den zwei Heertheilen ganz aufgehoben, und, wenn Benedek die 2. Armee unbeachtet ziehen ließe, wäre ihm die 1. Armee ganz preisgegeben; dann wäre es von Olmütz nach Wien nicht näher, als von Josefstadt nach Berlin.

Aus diesen Gründen entschied man sich im preußischen Hauptquartier dafür, mit dem ganzen Heere, die nordöstliche und die nordwestliche Gränze Böhmens überschreitend, die Richtung auf Josefstadt zu nehmen. Der Erfolg hat diesen Beschluß, die Kühnheit, die Raschheit und das Geschick gekrönt, womit die Preußen vor dem Krieg und während des Kriegs Land und Leute den genauesten Erkundungen zu unterziehen wußten. Hoch anerkannt wird von den Fachmännern unter den Gegnern Preußens die Tüchtigkeit des preußischen Generalstabs, die „geistige Ueberlegenheit" eines Moltke, des Chefs davon, gegenüber von dem Generalstabschef im Hauptquartier Benedek's; ebenso die geistige Ueberlegenheit durch Kopf und Kenntnisse auf Seiten der untergeordneten preußischen Führer, gegenüber von den österreichischen. Nach Generalen, wie von Steinmetz in der Armee des preußischen Kronprinzen war, sah sich Benedek vergebens in der seinigen um. Dem großen preußischen Generalstab

stand seit lange General von Moltke vor. Er war der Urheber des preußischen Kriegsplans, wie er auch derjenige war, welcher die Organisation des preußischen Heeres mit dem Kriegsminister von Roon geleitet und vollendet hatte. In der 1. Armee war der General Voigts-Reetz der Generalstabschef dieser besondern Armee; in der zweiten Armee war es der General von Blumenthal, der den Kronprinzen militärisch berieth, welchem er auch sonst sehr nahe stand. Auch von Stosch zeichnete sich im Generalstab aus.

Es wurde sorgfältig erwogen, daß eine feste Vereinigung zwischen den beiden Armeen erst hergestellt war, wenn die 1. und die Elbarmee das linke Iserufer, die 2. Armee das rechte Elbufer erreicht hatten. Dann erst konnten sie vereinigt auf der gemeinschaftlichen Operationslinie Pardubitz-Brünn-Wien vorgehen. Vorläufig galt es Gitschin und Königinhof. Die schwierigste Aufgabe fiel dabei der 2. Armee zu, unter dem Kronprinzen von Preußen, da das Terrain für ihre Gränzüberschreitung ungünstiger war, und sie vereinsamt der Hauptmacht des Feindes gegenüber stand, während die 1. und die Elbarmee eine Ausdehnung von nur sechs Meilen, bequemere Verbindungen und nur das Korps Clam-Gallas gegenüber hatten. Aus diesen Gründen, und um durch die dann vereinigte 1. und Elbarmee der zweiten eine flankirende Unterstützung zu sichern, wurde das Vorrücken der 2. Armee über die Gränzpässe erst auf den 27. Juni festgesetzt. Die 1. und die Elbarmee überschritten bereits am 23. Juni die böhmische Gränze. Vom 21. bis zum 23. Juni waren nur kleine Vorspiele vorgekommen, leichte Vorpostengefechte und Reiterscharmützel, die meist zum Vortheil der Preußen ausfielen, Zerstörungen von Brücken und Telegraphen, worunter die Sprengung des großen Eisenbahnviadukts bei Seibersdorf, wodurch die Verbindung zwischen Wien und der, von den Oesterreichern stark verschanzten und kriegsgerüsteten Festung Krakau erschwert wurde. Bei diesen Vorspielen war besonders ein fliegendes Korps mit thätig, welches Graf Stolberg in Oberschlesien gebildet hatte. Mit dem 23. Juni fing der große Krieg an.

Am 23. Juni begann das große preußische Heer gleichzeitig seinen Marsch zum Einbruch in Böhmen, vom Riesengebirg, von der Lausitz und von Dresden her. Fächerartig ging es vor von vier Punkten nach dem fünften Punkt Josefstadt-Königgrätz, wo die Vereinigung zur Hauptschlacht erfolgen sollte. Die Armee des Kronprinzen hatte durch den Paß bei Liebenau nach Trautenau und zum Theil durch einen zweiten Paß bei Nachod auf Skalitz vorzudringen. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl hatte von Seidenberg über Reichenberg zu operiren. Die Elbarmee sollte sich mit dieser von Dresden her in der Gegend von Münchengrätz zu vereinigen suchen, und dann über Gitschin weiter vormarschiren. Die Armee des Prinzen Friedrich Karl marschirte von Zittau, Görlitz und Lauban auf Reichenberg durch die Pässe von Krottau, Friedland und Neustadt, das 3. Korps auf dem linken Flügel von Mark-Lissa und Seidenberg aus durch die Pässe von Schönwald und Neustädtl. Die für Fuhrwerk und Artillerie äußerst schwierigen Gebirgsstraßen bildeten fortwährend enge Pässe, die leicht zu vertheidigen gewesen wären. Mit Hurrah und Gesang, mit Musik und fliegenden Fahnen waren die Preußen, die Reiterei voran, über die Gränze nach Böhmen hinein gezogen. In diesen Engpässen, welche ohne Belästigung durch den Feind am 23. und 24. Juni betreten wurden, war es denn doch Manchem unheimlich. Man hatte erwartet, die Wege durch Verhaue und Abgrabungen gesperrt zu finden. Nirgends trifft man auf einen Verhau, auf eine Abgrabung; nirgends auf irgend einen Widerstand von Seiten des österreichischen Heeres.

Man wußte zwar, daß noch wenige Tage vorher große Massen nicht über Reichenberg hinaus standen. Man wußte aber auch, daß mit der Eisenbahn längst Truppen entgegen geworfen sein konnten, um das 1. Armeekorps unter Clam-Gallas zu unterstützen. Die Preußen machten sich darum gefaßt, jeden Augenblick in diesen Gebirgsgegenden vom Feind angegriffen zu werden. Sie blieben auf sehr engem Raum vereinigt, um nicht von überlegenen Kräften sich überfallen zu lassen. Bisweilen zeigten sich am ersten Tag in der Ferne Husarenpatrouillen. Doch sobald sie die Preußen ansichtig wurden, schwenkten sie um und sprengten zurück. Erst in der Nähe Reichenbergs kam es zu kleinen Scharmützeln mit ungarischen Husaren, in welchen die Preußen Meister blieben, und welche von der österreichischen Presse als Siege der Sache Oesterreichs verkündet wurden. Am 24. Juni, noch im Laufe des Vormittags, rückten die Heersäulen des preußischen Fußvolks und ihr Geschütz in Reichenberg ein. Reichenberg ist die zweit-größte Stadt Böhmens und eine der reichsten Fabrikstädte des Kaiserstaats. Die Herstellung der zerstörten Eisenbahn wurde sofort in Angriff genommen, und schon nach wenigen Stunden war die preußische Vorhut wieder auf dem Vormarsch nach Süden.

Noch vor dem Uebergang über die böhmische Gränze war den preußischen Truppen von ihren Befehlshabern ein verständiges und humanes Benehmen anbefohlen worden. Schon in dem Städtchen Krottau und den Nachbardörfern fanden sie die Häuser größtentheils verlassen. Die österreichischen Beamten waren überall die Ersten, welche sich davonmachten. Es war ausgesprengt, die Preußen nehmen die jungen Leute mit und stecken sie in ihre Regimenter. Auf das hin waren die meisten, besonders die wohlhabenderen Familien mit ihrer beweglichen Habe den Beamten nachgeflohen. Obgleich die Preußen Alles an diesem Tage baar bezahlten, wurden ihnen doch nicht alle Vorräthe an Speise und Getränk verabfolgt. Die Nachfuhr der Magazinverpflegung war in den ersten Tagen schwierig; die wenigen und sehr engen Straßen waren von Truppen und Fuhrwerk oft ganz gesperrt. Was

hätte österreichischerseits in diesen Gebirgsstraßen und Pässen mit den verzettelten preußischen Truppentheilen gemacht werden können, wenn Graf Clam-Gallas nicht bloß der Liebling der Hofdamen, sondern ein Befehlshaber gewesen wäre, welcher die Gunst des Bodens und des Augenblicks zu verwerthen gewußt hätte!

Am 24. hatte das 2. Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl, das hinter dem 4. Armeekorps auf einer einzigen Straße herzog, an zehn Stunden gebraucht, um nicht ganz vier Stunden zu machen. So sehr traten fortwährend Stockungen und Straßenversperrungen ein. Wenn Clam-Gallas das 4. Armeekorps des Prinzen Friedrich Karl mit überlegenen Kräften angriff, so mußte es aufgerieben werden. Preußische Offiziere, die dabei waren, sagen ausdrücklich, daß es dem Prinzen rein unmöglich gewesen wäre, seine Reserve, das 2. Armeekorps, zur Unterstützung vorzuziehen, so lange es noch in diesen Gebirgspässen war. — In Paris gaben alte Generale Frankreichs die Preußen in den Pässen Böhmens verloren und sprachen von tollkühner und unfähiger Führung. Im preußischen Hauptquartier aber wußten die Männer des Generalstabs so gut wie Bismarck, daß von der Vorsicht und Entschlossenheit des Clam-Gallas nichts zu fürchten war, und daß man sogar in diesen gefährlichen Pässen nur drei Feinde vor sich hatte, die Junihitze und etwas Hunger und Durst.

Hier fragt sich mit Recht, wie kam der Oberfeldherr Benedek dazu, diese wichtigste Stellung dem Grafen Clam-Gallas anzuvertrauen? Benedek wußte, daß Clam-Gallas ohne Talent war. Er wußte, daß dieser auch ohne Einsicht in das Heerwesen war. Hatte derselbe doch im Wiener Herrenhause immer jede Reform des Heerwesens bekämpft, alle alten Uebelstände desselben vertheidigt. Eine wohlunterrichtete, aber ungenannte Feder behauptet, Benedek habe den „Ausgang des Krieges geahnt; er habe weder zu sich noch zum Heer ein Vertrauen gehabt; der Zwang, den er sich angethan, Vertrauen zur Schau zu tragen, habe seinem Hauptquartier jenes unerquickliche Gepräge gegeben, welches welterfahrnen Leuten sogleich aufgefallen sei. In kluger Voraussicht der Dinge habe er sich nun mit den hoffnungsvollen Sprößlingen der höchsten Aristokratie umgeben."

Daß die Damen des Wiener Hofes ihre Günstlinge, auch wenn sie als Generale ihre Sachen noch so schlecht machten, in ihren Ehren und Stellen, in Huld und Gnaden hielten, dafür war die alte und die neue Zeit Oesterreichs ein beredtes Zeugniß. Wenn aber der bürgerliche Emporkömmling, welchen die Hofwelt Wiens in Benedek sah, auch sich selbst und das mögliche Unglück des Heers und Staats durch die jungen Söhne der alten Aristokratie zu decken hoffte und suchte, so war das ein gewagtes Spiel, für welches die bisherige Geschichte des Hauses Oesterreich keine Grundlage und keine Anhaltspunkte bot.

Erst am 25. Juni stieß die Vorhut des Prinzen Friedrich Karl bei Liebenau auf die österreichische Brigade Poschacher, welche die Höhen südlich von Gilloway besetzt hielt. Nach längerem Geschützkampf erstürmten die Preußen die Höhen in der rechten Flanke und die Brigade zog sich auf Podol zurück. Zur Ueberraschung der Preußen war diese Brigade hier, auf dieser wichtigen Stelle, ganz vereinzelt für sich im Gefecht gewesen.

Die Iserübergänge konnte man nicht anders als durch starke österreichische Streitkräfte gedeckt erwarten, bei Turnau und Podol. Beide Dörfer liegen hart beieinander. Turnau ist der Knotenpunkt der Eisenbahn, welche sich hier südöstlich nach Königgrätz und Olmütz, und südwestlich nach Jung-Bunzlau und Prag gabelt, an dem Iserfluß. Wenn die Preußen vorwärts wollten, so mußten sie hier den Fluß überschreiten. Hier noch, an dieser strategisch so wichtigen Stelle, konnten leicht und mußten um jeden Preis die Preußen mit Macht aufgehalten werden. Wie war General Horn, der Führer der Vorhut des Prinzen Friedrich Karl, als er nach seinem leichten Sieg bei Gilloway auf Turnau vorrückte, freudig verwundert, als er hier den wichtigen Iserübergang und die Eisenbahn auf das Schwächste besetzt fand! Horn's Division, meist Thüringer, welche bei Gilloway gesiegt hatte, fand das Dorf Podol, als sie der sich zurückziehenden Brigade Poschacher auf dem Fuße folgte, durch diese und ein weiteres Bataillon stark verbarrikadirt.

Sieben Bataillone Oesterreicher waren so eben hier angelangt. Trotz dieser Uebermacht griff Horn an, setzte sich fest am Rain und schlug die fortgesetzten Angriffe der Gegner zurück. Das Zündnadelgewehr räumte furchtbar auf, da die Oesterreicher ganz ungedeckt anstürmten. Die kleine Schaar Preußen mußte aber doch zuletzt weichen, als, von Turnau her, Oberst Bose zur Hülfe für die Preußen auf dem Kampfplatz erschien. Der Mann hatte keinen Befehl, von Turnau nach Podol zu kommen. Aber er hörte das Feuern. Sein Verstand, wie das Feuern, zogen ihn gleich stark herbei. Er eilte seinen Preußen zur Hülfe, und meldete rückwärts, daß Hülfe bei Podol noth thue. So wurde nach dreistündigem hartem Kampf Podol genommen, und General Poschacher zog sich auf Münchengrätz zurück. Bose half ohne Weisung; österreichische und namentlich süddeutsche Generale haben sich anderwärts damit zu entschuldigen geglaubt, daß sie sagten, sie haben keine Weisung gehabt, zu helfen. Gegen 8 Uhr Abends hatte der Kampf begonnen, die Dämmerung ging schon in Dunkelheit über. Zwischen 11 und 12 Uhr Nachts war Podol erobert, die Brücke über die Iser in den Händen der Feinde.

So waren also zwei der wichtigsten Iserübergänge in preußischem Besitz; denn Turnau war nach kürzestem Geplänkel ohne Verlust gewonnen und der zerstörte Flußübergang durch eine Pontonbrücke ersetzt worden. Es fehlte nur noch der dritte Iserübergang, der bei Münchengrätz.



Aus der Schlacht von Königgrätz: Uebergang der 14. preußischen Division üb



die Bistritz. Nach einer Originalskizze auf Holz gezeichnet von Chr. Sell.

Indessen hatte die Elbarmee ihre Vereinigung mit der des Prinzen Friedrich Karl vollzogen. Herwarth, welcher den längeren Weg hatte, durch die Pässe von Schluckenau, über Gabel und über Dobern-Hayda, hatte mit seinen anderthalb Korps das Glück, das Gebirge zu überschreiten, ohne angefochten zu werden. Erst bei Hühnerwasser, am 27. Juni, stieß er auf eine österreichische Brigade. Nach unbedeutendem Widerstande zog sich diese auf Münchengrätz zurück. Die Elbarmee bildete nun den rechten Flügel der 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl.

Am 26. Juni, zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags, war ein Befehl des Feldzeugmeisters Benedek im Hauptquartier des Clam-Gallas bei Münchengrätz eingetroffen, Turnau und Münchengrätz um jeden Preis zu halten. Trotz dieses Befehls hatte Clam der preußischen Armee nichts entgegengeschickt, als die Brigade Poschacher. In den ersten Stunden waren die Oesterreicher der preußischen Vorhut an Zahl überlegen, wie ausdrücklich von Freunden Oesterreichs zugegeben ist. Im Gefecht war gerade die sogenannte „eiserne Brigade" der österreichischen Armee, eben dieselbe, die im Jahre 1864 im Verein mit den Preußen in Schleswig-Holstein den Kampf gegen die Dänen eröffnet und den Königshügel bei Jagel erstürmt hatte. Sie war es, die bei Podol mit den Preußen zum ersten bedeutenderen Gefecht zusammengestoßen war. Es waren drei ungarische Bataillone, drei galizische und ein deutsches, das achtzehnte Jägerbataillon.

Die siegreichen Preußen haben dieser Brigade Poschacher's das Zeugniß ausgestellt, daß sie sich mit größter Tapferkeit geschlagen habe. Aber in der engen Gasse des Dorfes, wo weder Oesterreicher noch Preußen ihre ganze Stärke entfalten konnten, kam den Oesterreichern ihre Ueberlegenheit an Zahl nicht zu gut; die Preußen schoßen viel schneller als die Oesterreicher, das Feuer der Zündnadelgewehre wirkte verheerend in der Enge in die dichten österreichischen Glieder hinein, obgleich es Nacht war; denn der Mond war in den ersten Stunden noch hinter Nachtgewölk. Ueber sechsfach so groß, als der Verlust der Preußen, war der Verlust der Oesterreicher. Auf einen verwundeten Preußen kamen in den Lazarethen fast vier Oesterreicher. Ueber 500 Gefangene, darunter 7 Offiziere, wurden von den Preußen eingebracht.

Die Preußen schreiben diesen Sieg „der größeren Intelligenz ihrer Leute und dem unbeugsamen Willen derselben, um jeden Preis vorwärts zu kommen", neben den Vortheilen des Zündnadelgewehrs zu; österreichische Beurtheiler den Fehlern der österreichischen Führung und dem Umstand, daß es meist nicht-deutsche Truppen gewesen. Eine Stimme will es so erklären: „Im österreichischen Heere seien die deutschen Regimenter die verläßlichsten, die übrigen haben mehr oder minder eine stete Einwirkung ihrer Befehlshaber und Offiziere nöthig. Die moralische Nüchternheit der Massen und eine Disziplin, welche in der Furcht vor dem Stock ihre hauptsächlichste Stütze finde, also unwirksam werde, wenn der Mann sich nicht beaufsichtigt wisse, lasse es stets räthlich erscheinen, alle Gefechte in der Nacht und in sehr coupirten Gegenden zu vermeiden, sobald man nur über nichtdeutsche Truppen verfüge." In den preußenfeindlichen Berichten suchte man in diesem Kriege oft den schlechten Gang der österreichischen Sachen damit zu bemänteln, daß Italiener mit im Gefecht gewesen seien. Bei Podol war nicht ein Mann von italienischer Nationalität; es konnten also auch Italiener weder durch Verrath noch durch Ueberlaufen schaden und das Bündniß Preußens mit Italien keine Einwirkung üben.

Graf Clam war schon am 21. Juni von Benedek unter den Kronprinzen von Sachsen gestellt worden, da die sächsische Armee mit dem 1. Armeekorps unter Clam sich vereinigt hatte. Es war unumgänglich nöthig, daß nur Einer, entweder Clam oder der Kronprinz, den Oberbefehl hier führte. Von Benedek war er dem Kronprinzen übertragen. Dieser also mußte ihn mit aller Autorität führen. Es wird von Wohlunterrichteten versichert, daß zwischen dem Kronprinzen und Graf Clam „ein ganz kollegialisches Verhältniß eingetreten sei, und jeder von Beiden habe so ziemlich für sich gethan, was er für gut glaubte." Der Kronprinz hatte seine Feldherrntalente auch bis dahin zu offenbaren keine Gelegenheit gehabt; aber verhängnißvoll wirkt es immer, wenn zwei vereinigte Armeen kein thatsächliches Oberhaupt haben; wenn sogar die Einheit des Kommandos fehlt, nicht bloß das Talent.

Auch das Gefecht bei Podol wurde durch alle nicht preußisch gesinnten Blätter als ein österreichischer Sieg verbreitet. Clam nahm bei Münchengrätz Stellung und zerstörte die dortige Brücke.

Clam hat mit seinem rechten Flügel das östlich von Münchengrätz gelegene Felsplateau stark besetzt, sein Geschütz ist vortrefflich aufgestellt und beherrscht im Westen die Eisenbahn und die Heerstraße, sowie nach Norden das bis Daubrowa gelegene Vorterrain. Seine Stellung ist nach Nord und West auch durch die vorliegenden Seen mit sumpfigem Ufer äußerst stark. Die Sachsen auf dem linken Flügel haben Münchengrätz besetzt. Von diesem Städtchen führt die Straße nach Hühnerwasser über die Iser. Nördlich von der Iser, eine Achtelmeile von Münchengrätz, liegt das Dorf Kloster auf einer Anhöhe, die das rechte Iserufer flankirt. Andere Iserübergänge befinden sich eine halbe Meile südlich bei Backofen und eine halbe Meile nördlich bei Mohelnitz. Die Reserve steht bei Bosin, bereit, den rechten oder linken Flügel zu unterstützen.

Am 27. Juni ging General Horn von Podol auf Münchengrätz längs der Eisenbahn und Heerstraße vor mit der achten Division. Die siebente Division unter General Fransecky ging etwas weiter östlich und zurück nach Turnau eben dahin vor. Plötzlich findet sich Horn in einem starken Granatfeuer. Das Granatfeuer, das sie begrüßt, kommt

von der östlichen Wand des Thalkessels, von den Batterien des Muskeyberges, die sich plötzlich demaskiren. Es ist österreichische Artillerie und eine gezogene sächsische Batterie, was hier steht. Ja selbst von dem hinter jener Wand sich erhebenden Horkaberg speit österreichisches Geschütz. Vorwärts kann die Division Horn nicht, um nicht die Verbindung mit der Division Fransecky zu verlieren. Rückwärts will sie nicht, und links sind die Höhen durch das vorliegende sumpfige Terrain uneinnehmbar. Das letztere bietet wenigstens den Vortheil, daß die Granaten darin stecken bleiben. Es muß das Vorgehen der Division Fransecky abgewartet werden, ruhig abgewartet im heftigsten Granatfeuer.

Nach den größten Anstrengungen gelingt es der Division Fransecky, durch eine Umgehung des österreichischen rechten Flügels auf den steilsten Gebirgspfaden die Stellung am Muskeyberge zu nehmen und so der Division Horn Luft zu machen. Von Zdiar aus hatten diese Truppen die steilen Höhen erstiegen. Als die Oesterreicher und Sachsen diese Preußen ihrer Geschützaufstellung in die Flanke gekommen sahen, fahren sie nach kurzem Kampfe eilig ab. Die Divisionen Horn und Fransecky dringen vereint vor und nehmen Bosin.

Gleichzeitig war der preußische rechte Flügel mit den Sachsen im Kampfe. Weil man bei diesem Iserübergang auf einen sehr hartnäckigen Widerstand sich gefaßt machte, hatte sich die ganze 1. Armee auf dem rechten Iserufer in Gefechtsaufstellung entwickelt, bereit zur Unterstützung der am linken Ufer auf der Straße von Podol nach Münchengrätz vordringenden Vorhut, der achten Division unter Horn.

Herwarth nahm Niedergruppay und Niederrokitay. Zuerst durch hohen Tannenwald, dann durch einen sandigen Hohlweg eine beträchtliche Höhe hinauf gelangt, sehen seine Preußen in das Kesselthal hinab, das eine halbe Stunde breit ist. In der Ebene liegt vor ihnen zuerst das Dorf Weislein, dann das Dorf Kloster und zuletzt am Iserfluß das Städtchen Münchengrätz mit seinem großen Brauhaus, alle dicht mit Fußvolk und Reiterei besetzt. Die sächsische Batterie mit ihren gezogenen Geschützen auf der östlichen Kesselwand begrüßt die in das Thal hinabsteigenden Preußen auch auf dieser Seite mit ihrem Feuer. Herwarth fährt gegenüber auf dem westlichen Kamm mit seiner Artillerie auf. Diese beginnt gegen neun Uhr Morgens ihr Feuer. Unter ihrem Schutz nehmen die Bataillone vom 28., 69., 40. und 33. Regiment, trotz der Shrapnells und Granaten der Gegner, das Dorf Weislein. Durch's hohe Korn dringen sie weiter vor, trotz starken Granatfeuers. Husarenschwadronen, die zum Angriff auf sie ansprengen, werfen sie zurück. Rechts das 33., in der Mitte das 69., links das 40. Bataillon, stürmen sie vereint das an einer kleinen Kluft gelegene Dorf Kloster. Die Besatzung des Dorfes vertheidigt es tapfer. Da erscheint von Südwesten her das 65. preußische Regiment. Es macht eine Schwenkung nach der Flanke der Sachsen in Kloster. Diesen droht dadurch, zwischen zwei Feuer zu kommen. Sie ziehen sich so eilig zurück, daß sie ihre Todten und Verwundeten hinter sich lassen. Es war die Vorhutbrigade Schöler, welche Kloster mit Sturm nahm.

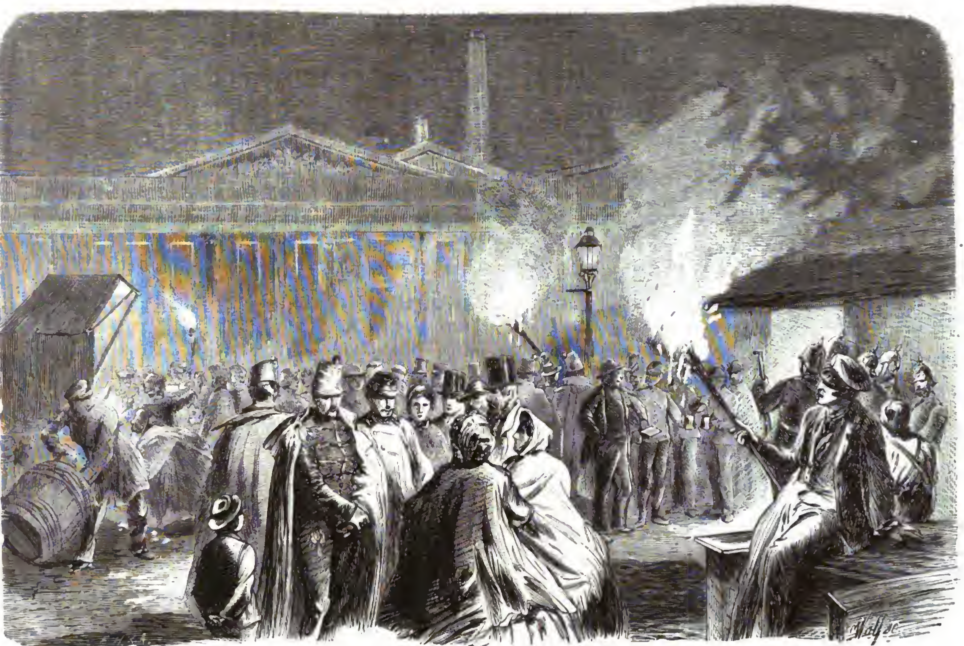
Die große Brauerei von Münchengrätz gibt den Preußen Erquickung. Von da an ist ihr Vorrücken gegen die Iser ein Leichtes. Sie finden zwar die Brücke in Brand gesteckt; der geschlagene Gegner hatte sie mit Stroh umwickelt, und, sowie er sie hinter sich hatte, angezündet. Aber Herwarth's Tapfere vom 29. und 69. Bataillon waten bis an die Brust durch den Fluß und setzen sich am jenseitigen Ufer von Münchengrätz fest. Noch dauerte zwar eine zeitlang das gegenseitige Artilleriefeuer nach der Einnahme von Kloster; aber überschüttet wurden die Herwarth'schen nicht mehr mit Kugeln von den auf den Höhen aufgestellten österreichischen und sächsischen Geschützen, als sie wateten und Münchengrätz besetzten. Horn und die Division Fransecky hatten damals diese Geschütze bereits zum Schweigen gebracht, und bei Münchengrätz die Hauptsache gethan. Der Vorhut Herwarth's war rasch sein Hauptheer gefolgt. Um elf Uhr Morgens war die Stadt Münchengrätz genommen. Bis gegen Mittag hatten die Pionniere eine neue Brücke über die Iser hergestellt. Auf dieser ging der Rest der 16. Division, die Artillerie und Reiterei Herwarth's über den Fluß. Clam-Gallas und der Kronprinz von Sachsen waren in eiligem Rückzug über Fürstenbruck nach Gitschin.

Noch ehe Bosin von Horn und Fransecky genommen war, hatte Clam den Rückzug angetreten. Im Norden von Münchengrätz war überdieß die 14. Division der Elbarmee von Böhmisch-Aicha her gegen die Iser vorgerückt und hatte dieselbe bei Mohelnitz und Lankowitz überschritten. Da Clam so sich in den Flanken bedroht, die Iserlinie in der Front verloren sah, war er gleich plötzlich und eilig im Abbrechen des Gefechts und im Rückzug. Er nahm bei Sobotka Stellung. Die Sachsen lagerten bei Nieder-Bautzen. Noch am 27. Nachmittags hatte er die Brigade Ringelsheim nach Podkost gesandt, um den Rückzug zu decken.

Am 28. frühe, die Reiterdivision voraus, waren die Truppen, unter einer Reihe von Abzugsgefechten, abgerückt. Warum Clam Turnau gar nicht vertheidigte und Podol nur durch eine isolirte Brigade, ist allen Kriegsverständigen ein Räthsel, zumal da er den Auftrag hatte, die Iserlinie so lange wie möglich zu halten. Ein Kritiker, General von G., sagt darüber: „Von Münchengrätz bis Turnau sind zwei Meilen; Clam hatte 60,000 Mann zur Verfügung, und hätte damit sehr wohl die ganze Linie halten können, hätte er die nöthigen Vorkehrungen getroffen, seine Stellung zu befestigen. Wenn er einen Theil seines Heeres auf dem Plateau südlich von Turnau und Podol aufstellte, die Brücken der beiden Orte abbrach, den Flußübergang durch Anlage von Schanzen und derlei erschwerte, und den andern Theil der Armee bei Münchengrätz nach den-



Preußische Landwehrleute in der Ritterstraßenkaserne zu Dresden theilen Speise an Arme aus. Nach einer Originalskizze von O. Günther.



Transport österreichischer Gefangener Nachts durch Berlin. Nach einer Originalskizze von L. Löffler.

selben Vorbereitungen aufstellte, dann war es zwar auch so noch immer möglich, daß die Iserlinie von preußischer Seite erstürmt wurde. Er zwang aber die Preußen dann jedenfalls zu einer größeren Kräfteentwicklung, und ferner blieb ihm von beiden Punkten der gesicherte Rückzug auf Sobotka. Es war aber auch möglich, daß Clam die Stellung hielt. Dann zwang er den Gegner, nördlich bei Eisenbrod und Semil den Uebergang zu suchen, und eine zwischen den steilen Abfällen des Lausitzer- und Riesengebirgs nicht wünschenswerthe Marschrichtung einzuschlagen. Turnau ohne Weiteres aufzugeben, hatte Clam keine Veranlassung. Er wählte die Stellung am Muskeyberge, welche taktisch wohl stark, strategisch aber ganz schwach war; denn durch die Aufgabe Turnaus war von Haus aus seine Verbindung auf Gitschin preisgegeben."

Diese von Clam gegebene Blöße hatten die Preußen augenblicklich erkannt und benützt. Nur sechs Brigaden waren von preußischer Seite wirklich im Gefecht gewesen, und diese sechs hatten die neun österreichisch-sächsischen Brigaden aus ihrer sonst starken Stellung hinausgeworfen. Die gefangenen Gemeinen schrieben die Ueberlegenheit dem Zündnadelgewehr zu; die gefangenen österreichischen Offiziere meinten, die preußischen Stabsoffiziere verstehen bei weitem geschickter zu manövriren, als die ihrigen. Trotz der sehr festen und sie über alle Maßen begünstigenden Stellung der Oesterreicher und Sachsen wurden diese nicht blos verdrängt, sondern die Oesterreicher gestehen selbst, daß ihr Verlust größer war, als der des Gegners. Die vereinigten Oesterreicher und Sachsen hatten 2000 Mann verloren, darunter 1400 Gefangene.

Clam's Führung tritt auch damit in kein glänzendes Licht. Es muß zugegeben werden, auch hier wieder thaten die zweckmäßigen, schnell und genau ausgeführten strategischen Operationen, das Ineinandergreifen und die gegenseitige, blitzschnelle Unterstützung der verschiedenen Truppentheile durch eben so verständige, den entscheidenden Augenblick erkennende und ergreifende als tapfere Unterbefehlshaber, und der Geist des Heeres auf preußischer Seite sehr viel; aber erleichtert wurde der Erfolg sehr dadurch, daß sie gegenüber Führer hatten, welche schöne Leute, aber keine Feldherren und keine Stabsoffiziere von gleichem Grad an Kopf und Kenntnissen waren. Die in strategischer Beziehung so überaus wichtige Iserlinie war denn doch eben so wohl durch die argen Blößen, die Clam und der sächsische Kronprinz sich gaben, so wohlfeil von den Preußen gewonnen worden, als durch das Geschick ihrer Führer und die Tüchtigkeit ihrer Soldaten.

Das 4. preußische Korps der 1. Armee, das bei Münchengrätz gekämpft hatte, durfte hier einen Ruhetag halten, und bildete jetzt die Hinterhut der in zwei Heersäulen auf Gitschin vordringenden 1. Armee. In der Nacht vom 28. und 29. Juni nahm die Vorhut der 3. Division, das 14. Regiment und 2 Kompagnien des 2. Jägerbataillons, nach einem sehr blutigen Gefecht mit der Brigade Ringelsheim den wichtigen Paß von Podkost in Besitz. Auch sonstige Zusammenstöße mit der Hinterhut Clam's am 28. Juni waren nicht dazu angethan, einen guten Eindruck auf seine Truppen zu machen.

Die Weisungen aus dem Hauptquartier Benedek's, soweit sie gedruckt vorliegen, zeigen eine erstaunliche Unbekanntschaft mit dem, was zwischen den Preußen und Clam bereits vorgefallen war, und mit der augenblicklichen Sachlage, und daraus erklärt sich eine gewisse Unsicherheit dieser Weisungen. Die Schuld davon, daß der Oberfeldherr über die Lage nicht genau unterrichtet war und darum Weisungen abgeben mußte, welche eine gewisse Unsicherheit verriethen, kann denn doch Niemand wohl beigemessen werden, als dem Grafen Clam und dem Kronprinzen von Sachsen. Es fehlte, wie es scheint, nicht blos an einer wahrheitsgetreuen, sondern überhaupt an einer regelmäßigen Berichterstattung nach Benedek's Hauptquartier.

Am 29. Mittags nahmen Clam und der Kronprinz von Sachsen nordwestlich von Gitschin eine ausgedehnte Stellung zwischen Eisenstadt und Lochow. Der Kronprinz von Sachsen war von Benedek benachrichtigt, das 3. österreichische Armeekorps werde noch am 29. Juni eintreffen, und es werden 4 Armeekorps seines Hauptheers am 30. Juni gegen Turnau und Lomnitz vorrücken. Die sächsische Division Stieglitz lagerte bei Podhrad, die andere bei Gitschinowes. Da man fest auf die Unterstützung der Division Stieglitz rechnen konnte, so beschlossen Clam und der Kronprinz, vor Ankunft des 3. österreichischen Armeekorps zu schlagen und den Angriff der Preußen abzuwarten. Schon zwischen 3 und 4 Uhr am Nachmittag des 29. Juni kamen die 5. und die 3. preußische Division in Sicht, wie sie auf die österreichischen Stellungen heranrückten unter den Generalen Tümpling und von Werder.

Gitschin, ein Städtchen von 4000 Einwohnern, liegt an der Zydlina, einem Nebenfluß der Elbe, drei Meilen von Turnau und vier Meilen von Münchengrätz. Gewannen die Preußen Gitschin, so war damit die Verbindung mit der 2. preußischen Armee hergestellt, und der Knotenpunkt der für alle weiteren Unternehmungen überaus wichtigen Straße errungen, welche die Eisenbahnen im Norden Böhmens verbindet.

Taktisch betrachtet, wird die Aufstellung der Sachsen und der Oesterreicher, bei denen die von Holstein her bekannte Brigade Kalik war, als eine vortreffliche von den Preußen erklärt. Der ungenannte Kritiker der Feldzüge des Jahres 1866, ein Oesterreicher, sagt aber ausdrücklich: „Die Stellung, welche Clam bei Gitschin wählte, ist über eine Meile ausgedehnt und unzusammenhängend, daher schlecht. Viel zweckmäßiger wäre es gewesen, sich sogleich hinter der Zydlina aufzustellen. Die Nachricht Benedek's' das 3. Armeekorps marschire am 29. Juni auf Gitschin, bestimmte Clam (und den Kronprinzen) das Gefecht anzunehmen; uns scheint es, diese Nachricht

hätte ihn veranlassen sollen, jedem Treffen thunlichst auszuweichen, um nicht vor der Ankunft des 3. Armeekorps geschlagen zu werden."

Das Terrain von Gitschin besteht nach sachkundiger Schilderung „aus terrassenförmig übereinander liegenden, stark bewaldeten Felsengruppen. Der Verkehr zwischen beiden Straßen ist sehr erschwert, eine gleichzeitige Uebersicht ganz unmöglich. Die beiden, von Rovenska und Sobotka nach Gitschin führenden Landstraßen gehen im Norden und Süden dicht bei dem Felsplateau vorüber, und letzteres bildet mit den gegenüber liegenden Höhen Engpässe, welche durch das Plateau selbst völlig beherrscht werden."

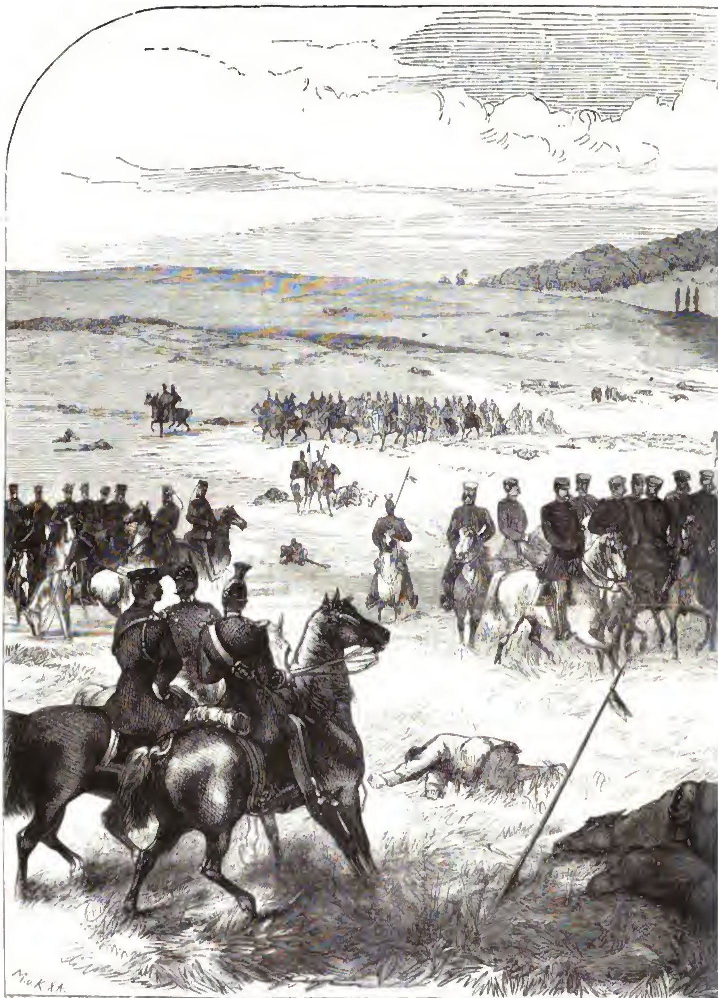
Der rechte Flügel der verbündeten Oesterreicher und Sachsen stand bei Eisenstadt, das Mitteltreffen bei Brada, der linke Flügel bei Lochow, die Reserve vor Gitschin. Von den Felshöhen aus beherrschte die Artillerie das ganze Vorterrain, sowohl auf dem rechten als auf dem linken Flügel. Den heranrückenden Preußen bot dieses Terrain nur wenige Punkte dar, von denen aus sie Artillerie mit Vortheil verwenden konnten.

Die Vorhut der 5. preußischen Division, welche von Turnau auf Eisenstadt anrückte, und zwischen 5 und 6 Uhr Abends angriff, wurde bei Libun von dem waldigen Rand der vor ihnen liegenden Landschaft mit vernichtendem Granatfeuer empfangen. Sie zieht sich etwas links in eine nach Zames führende Schlucht, theils um hier eine gedeckte Aufstellung zu nehmen, theils um den rechten österreichischen Flügel zu umgehen. Tümpling hat von seiner Artillerie die 1. und 5. Batterie zur Hand, bei seiner Vorhut. Trotz dem aus gedeckten Stellungen entgegen sprühenden Feuer der österreichischen Batterien nimmt Tümpling's Artillerie den ungleichen Kampf auf. Die preußischen Füsiliere ersteigen nach längerem Hinundherschießen die Höhen von Kotzlow und drängen die österreichischen Jäger auf Zydlina zurück. Sie sind es, welche es möglich machen, daß die preußische Vorhut und ihre Artillerie ihre Aufstellung vollziehen konnten. Schon hier sind die preußischen Verluste namhaft; die Oesterreicher haben die Entfernungen genau gemessen und treffen; sie sind übermächtig durch die Zahl der Geschütze und durch ihre beherrschende Höhenstellung. Die 1. sechspfündige und die 4. zwölfpfündige Batterie der Preußen sind noch zurück bei der Hauptmacht Tümpling's, die noch im Marsch begriffen ist. Herbei gerufen jagen und rasseln diese heran, trotz der Erschöpfung von der Sonnenhitze des Tagesmarsches; alle Mannschaft ist zum Aufsitzen befehligt worden. Trotz des österreichischen Geschützfeuers von den Höhen her, stürmen die Batterien vor. Beim Durchgang durch Libun wirbelt rechts und links die glühende Lohe an der Straße empor. Libun steht in Flammen, sie sind von den Höhen herab mit einem Hagel von Granaten und Raketen, welcher das Dorf in wenigen Sekunden in Brand schießt, von den Oesterreichern begrüßt und empfangen.

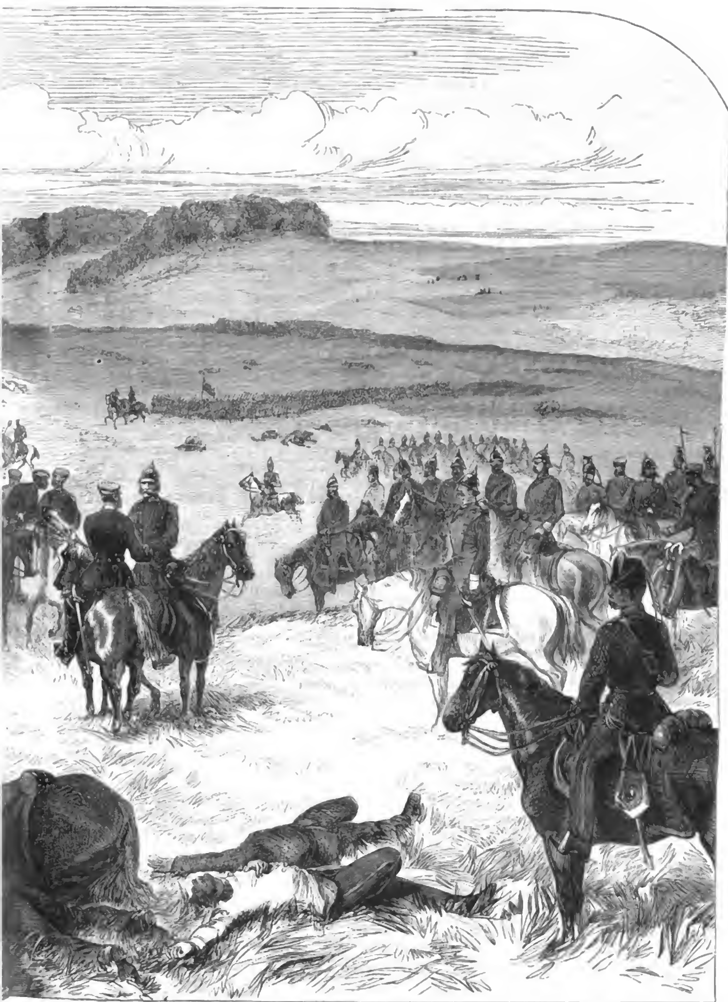
Aber diese preußischen heranjagenden Batterien und Mannen erreichen die Stelle, welche Major Rüstow, ein Bruder des berühmten Militärschriftstellers und Obersten W. Rüstow, ihnen unter dem Feuer des Feindes ausgesetzt hat, und beginnen sofort abzuprotzen, und ihre Schüsse verkünden den Gegnern ebenso ihren Muth, als ihr Geschick. Aus allen Schluchten, zwischen den Gehöften der Dörfer, hinter Verhauen, deren einer von Brada bis Podultz sich zieht, speien die Geschütze ihr Feuer heraus. „Die ganze Gegend, sagt ein Augenzeuge, scheint mit kleinen Vulkanen übersäet, die sich nach plötzlicher Feuerausströmung an anderen Stellen wieder Luft machen."

Während der Kampf der österreichischen und preußischen Artillerie mit größter Heftigkeit geführt wird, hat Tümpling, von dem Feuer seiner Artillerie gedeckt, rasch mit seiner Hauptmacht sich vorwärts bewegt. Das Füsilierbataillon des 48. Regiments hat sich auf dem linken Flügel in Dieletz festgesetzt. Die Dörfer Podultz und Dieletz wurden, jenes von den Oesterreichern, dieses von den Sachsen, mit Macht vertheidigt: Podultz ist zwischen Brada und Dieletz gelegen. Wird es von den Preußen weggenommen, so ist die Verbindung der Oesterreicher und Sachsen unterbrochen. Die sächsischen Bataillone in Dieletz erhalten Unterstützung durch Artillerie. Dieselbe beginnt gleich nach ihrer Ankunft das Feuer gegen die vorrückenden Preußen. Diese erleiden schmerzliche Verluste. Wie der linke Flügel von Tümpling's Division, so hat auch der rechte Flügel derselben, der gegen Brzeska und Klein-Ginolitz hin sich ausdehnt, einen schweren Stand gegen die österreichischen Jäger, welche die Prachower Höhenkette besetzt haben. Der Fichtenwald, der sich von den Prachower Höhen und Brada bis gegen Podultz erstreckt, die Dörfer und Hügel wimmeln von Feinden, Gewehr und Geschütz sind in ununterbrochener Arbeit. Hier auf dem rechten Flügel der Division Tümpling ficht das 18. Regiment. Die Preußen haben alles Gepäck vor Libun abgelegt, kein kleiner Vortheil gegen die Oesterreicher und Sachsen, welche schwer bepackt zur Hitze des Gefechts auch noch die furchtbare Hitze des Tages tragen müssen. Die 1. sechspfündige Batterie der Preußen muß hier eine ganze Zeit lang allein den Kampf gegen 5 österreichische Batterien führen. Tümpling versucht wiederholte Stürme auf die Höhen von Prachow, um die Geschütze, die von da in den Thalkessel ihre Geschosse werfen, zu nehmen. Sein 18. Regiment stürmt von Höhe zu Höhe, vertreibt die Oesterreicher aus allen Stellungen, aber die eben Vertriebenen nehmen alsobald wieder rückwärts diese Stellungen.

Hier ist es ein Kampf Mann gegen Mann. Hier gilt es kein Schnellfeuer, sondern persönliche Tapferkeit. Eben so erbittert ist auf der andern Seite der Kampf um Dieletz. Während jenes Füsilierbataillon des 48. Regiments an Dieletz sich festgesetzt hat, sind die andern Bataillone dieses Regiments und das 8. Regiment bis Zames gefolgt und weisen hier die überlegenen Angriffe der von Eisen-



Begrüßung des Königs und des Kronprinzen



...n von Preußen nach der Schlacht bei Königgrätz.

stadt vordringenden Gegner zurück. Clam und der Kronprinz setzen alle Kräfte daran, hier durchzubrechen. Die Sachsen schlagen wiederholte Stürme der Preußen auf Dieletz zurück. Als das 48. preußische Regiment zum Sturm auf Dieletz sich anschickt, fordern die Befehlshaber auf, ein Vater-Unser zu beten. Alles nimmt Helm oder Feldmütze ab und betet leise. Der Sturm beginnt und wird zurückgeschlagen. Viele hatten ihr Sterbgebet gesprochen. Das zeigt ein Ueberblick über das Feld, wo Mancher liegt, ohne wieder aufzustehen.

Noch schrecklicher ist der Kampf bei Podultz. Dieses Dorf ist durch Granaten in Brand gerathen. Zwischen den brennenden Häusern wüthet das Gefecht mit Bajonet und Kolben, Säbeln und Kugeln. Die österreichischen Truppen vertheidigen Schritt vor Schritt dieses Dorf, das Gefecht steht vollständig. Die Oesterreicher feuerten draußen vor dem Dorf nur noch mit dem ersten Glied, das zweite Glied wurde zum Laden verwendet, um annähernd eine Schnelligkeit des Feuerns gegenüber dem Zündnadelgewehr zu erzielen. In den Gassen des Dorfs aber entscheidet die persönliche Tapferkeit Mann an Mann; die Preußen haben nicht blos vor sich den Feind, über sich zu den Seiten sehen sie sich aus den Häusern von den Fenstern beschossen. Eben so wenig vermag stundenlang die Sturmsäule Tümpling's bei Dieletz vorwärts zu bringen. Der Gegner führt immer neue Truppen in's Gefecht. Um 7 Uhr stößt zu den Sachsen ihre Division Stieglitz. Die Preußen haben es hier mit einer erdrückenden Uebermacht zu thun, unter dem Eisenhagel der feindlichen Geschosse von den Höhen hart über ihnen.

Der Qualm der brennenden Dörfer, der damit vermischte Rauch des Gewehr- und Geschützfeuers, der vom Kampf aufgewirbelte Staub, erschweren selbst das Athemholen an diesem heißen Julitag. Tümpling selbst, leicht verwundet, schaut verlangend aus nach der Seite, von welcher her die 3. Division des 2. Armeekorps unter Werder anrücken soll. Ein breiter Gebirgsfelsrücken trennt den Heertheil Werder's von dem Heertheil Tümpling's. Der Geschützdonner und das Gewehrfeuer hüben macht die Signale von drüben unvernehmbar. Weder das Ohr noch das Auge vermag sich zu vergewissern, ob Werder schon da ist oder nicht. Endlich, endlich dringt sein Kanonendonner herüber über die Berge. Werder ist da.

Durch den Felsbergrücken getrennt, muß die Division Werder und die Division Tümpling jede ein besonderes Treffen liefern. Aber hüben weiß man jetzt, daß die Preußen von drüben in den Kampf eingreifen. Clam und der Kronprinz sind gezwungen, ihre überlegenen Kräfte hüben und drüben zu theilen.

Die 3. Division unter Werder hatte indessen, ganz unabhängig von dem bisher geschilderten Treffen, einen nicht weniger schweren und blutigen Kampf bestanden. Von Woharitz hervorrückend, warf sich das Fußvolk der Vorhut in die Waldstrecken, die sich zu beiden Seiten der Straße hinziehen und die Hauptmacht ging in Gefechtstellung vor. Aus kleinen Schonungen und Gehölzen hervor feuert der Feind, am stärksten von dem Abhang des Höhenzuges, welcher von Lochow nach Wohawetz sich absenkt. Die Artillerie dieses preußischen Heertheils unterstützt sich selbst und die Truppen hier eben so rasch, als es drüben beim Heertheile Tümpling's der Fall war.

Um 12 Uhr Mittags am 29. Juni hatte Werder mit seiner Division durch den von seiner Vorhut blutig am Morgen geöffneten Engpaß von Podkost seinen Vormarsch auf Gitschin angetreten. Die Oesterreicher hatten sich in dem Hohlweg tapfer gehalten, 154 Mann, darunter 14 Offiziere, hatten sie an Todten und Verwundeten zurückgelassen, welche die Preußen aufhoben. Jeder hatte das Gefühl, daß es einer Schlacht entgegengehe. Gitschin war ja der verabredete Punkt, auf welchem die preußischen Armeen ihre Vereinigung vollziehen sollten, um von da miteinander zusammen den Hauptschlag gegen Benedek selbst zu führen. Man erfuhr auch schon in Sobotka, daß Massen von österreichischen und sächsischen Truppen auf Gitschin ihre Richtung genommen hatten. Um halb vier Uhr hörte Werder's Vorhut zuerst starken Kanonendonner, und gleich darauf, vom Winde hergetragen, das Rollfeuer. Durst, Hitze, Ermüdung — nichts hält auf, schneller vorzudringen; „die Brüder sind in der Nähe im Kampf!“ heißt es. Schnell, immer schneller geht es vorwärts. So erreicht die Spitze der Division zwischen 6 und 7 Uhr Abends das Dorf Woharitz, und wie sie daraus hervorrücken will, wird sie, wie wir vorhin sahen, von einer fast ganz verdeckten Batterie mit Granaten begrüßt, zunächst Werder's Stab, der mit den Husaren, den Ersten des Zuges, vorausreitet.

Ohne sich beirren zu lassen, hat die Division ihren Marsch fortgesetzt. Die österreichischen Geschütze sind plötzlich verschwunden nach einigen Schüssen. Aber bei weiterem Vordringen findet man den Feind mit seinen Geschützen auf einer Höhe zwischen Lochow und Wohawetz. Die preußische Batterie Gallus fährt auf und nöthigt nach viertelstündigem Kampf die österreichische Batterie westlich von Oberlochow auf einer Höhe zum Abzug. Auf das dringt alles Fußvolk gegen Oberlochow vor. Aber der Feind hat eine weiter rückwärts gelegene Höhe mit drei Batterien besetzt, 32 Geschütze speien ihre Granaten in die preußischen Züge, welche bei der Kapelle der heiligen Anna Stellung nehmen. Es sind Sachsen mit der Brigade Ringelsheim, welche bei Wohawetz und am Annaberg stehen. Dieser erhebt sich zwischen Niederlochow und Wohawetz. Die preußischen Batterien sind vorgerückt, sie haben sich aufgestellt bei der Annakapelle. Während des Kampfes der beiderseitigen Artillerie hat das nur acht Kompagnien starke Fußvolk der Vorhut, ohne weitere Unterstützung abzuwarten, sich an der Straße weiter vorgewagt.

Sie will die Ehre des Tags allein gewinnen. Es sind Pommern. Den Pommern hat Prinz Friedrich

Karl für Gitschin eine Hauptrolle angewiesen. Am Ostrand von Niederlochow sieht sich diese Vorhut von feindlichem Fußvolk mächtig angegriffen. Die Schützen werden in das Dorf zurückgeworfen, Niederlochow wird nur mit großer Anstrengung und großen Verlusten behauptet. Zwei Kompagnien, welche nördlich der Straße in den großen Wald eingedrungen waren, werden hier von überlegenen Gegnern zurückgedrängt bis gegen Woharitz. Die Batterie Gallus, welche ebenfalls mit der Vorhut vorgedrungen war, sieht sich genöthigt, in ihre erste Aufstellung zurück zu gehen.

General Werder erkennt, daß das Vordringen längs der Straße, fortwährend in den durch Dörfer und Waldparzellen gebildeten Defiléen, nur mit großen Verlusten möglich wäre. Er ordnet eine Umfassung des feindlichen linken Flügels an. Das 1. und das Füsilierbataillon des 2. Grenadierregiments, welche auf Wohawetz und um diesen Ort herum gegen die feindliche linke Flanke befehligt sind, haben dabei ganz freies Terrain zu durchziehen. Sie finden sich den feindlichen Angriffen jeder Art ausgesetzt: dem Geschützfeuer, dem Feuer des Fußvolks, das in Wohawetz steht, den Angriffen einer gegenüber haltenden Reiterbrigade. Trotzdem vollziehen diese Preußen in so rastloser Schnelligkeit den Befehl, daß eine Zahl ihrer Leute aus bloßer Erschöpfung fällt. Leichter wurde es ihnen dadurch, daß die feindliche Reiterei, „nachdem sie einige Schüsse von der preußischen Batterie Dewitz empfangen hatte, in nicht völliger Ordnung von Wohawetz aus in eine rückwärtige Stellung sich abzog und nicht mehr in das Gefecht einzugreifen versuchte.“

Dieses Letztere hing wohl, wie wir nachher sehen werden, mit einem inzwischen eingetroffenen Befehl Benedek's zusammen. Das 2. Bataillon, das zur Unterstützung der Vorhut an der Heerstraße geblieben war, greift das feindliche Fußvolk, das den Höhenrand besetzt hält und zum geschlossenen Angriff auf das Dorf vorgehen will, an. Major von der Osten, der befehligt, wird verwundet, Hauptmann Kayserlingk tritt an seine Stelle. Unter großen Verlusten — das Bataillon war auf 400 Mann zusammengeschmolzen — kommt es bis etwa tausend Schritt von Wohawetz vorwärts. Da weichen die Gegner, als — das auf's Aeußerste erschöpfte Bataillon Halt macht. Es ist um 9 Uhr Abends. Die Oesterreicher und die Sachsen ziehen sich allenthalben auf Gitschin zurück — in Folge eines Befehls des Oberfeldherrn Benedek.

Bald nach dem Eingreifen der sächsischen Division Stieglitz in das Gefecht bei Dieletz traf von dem Oberfeldherrn Benedek die Weisung ein, „jeden Kampf mit überlegenen feindlichen Kräften zu vermeiden und den Anschluß an die Hauptarmee bei Horitz und Miletin zu bewirken, da die vier Armeekorps mittlerweile eine andere Bestimmung erhalten haben.“ Auf diese Weisung hin ertheilte der Kronprinz den Befehl, das Gefecht abzubrechen und hinter dem Zydlinabach sich zusammen zu fassen.

So geschah der Rückzug hinter die Zydlina in der Dunkelheit des Abends um 9 Uhr, zwei Stunden nach dem Eintreffen der Weisung Benedek's. Wie die Beurtheilung Sachkundiger dafür sich ausgesprochen hat, daß Clam mit dem Kronprinzen vornherein hinter der Zydlina jene Stellung hätte nehmen sollen, in die er sich Abends geschlagen zurückzog: so hat dieselbe hart getadelt erstens, daß Clam, als er den Kampf, statt ihm auszuweichen, annahm, ohne die Ankunft des dritten Armeekorps abzuwarten, wenigstens nicht die Division Schimpf von Gitschinowes heran *beorderte*, da dieser Ort vom Schlachtfeld nur eine Meile entfernt ist, und da die Preußen viele Meilen weit ihre Streitkräfte heranzogen; zweitens, daß Clam die Weisung Benedek's, die Abends um 7 Uhr eintraf, nicht zweckmäßig dazu verwendete, die etwas zuvor schon eingetroffenen Streitkräfte unter Stieglitz vollständig sofort in's Gefecht einzuführen und mit Aufwand aller Kräfte sich im Besitz des Schlachtfelds zu behaupten.

Bei Clam und beim Kronprinzen war Alles halb, und der Fluch davon zeigte sich von Anfang bis zu Ende, wie bei aller Halbheit überall und immer, sei es im Politischen, im Religiösen oder im Kriegerischen. Im Krieg aber vollends folgt der Ruin stets der Halbheit auf dem Fuße. Durchaus unerklärt bleibt, warum die so ganz nahen Hülfsstreitkräfte bei Gitschinowes nicht herbei gerufen wurden. Aber ebenso kennzeichnend ist es für die österreichische Führung, daß diese Streitkräfte, trotz des ihnen in's Ohr krachenden Geschützdonners, nicht kamen, von selbst, den in Kampfesnoth stehenden nächsten Brüdern zu Hülfe. Darin auch zeigt sich in diesem Kriege die österreichische Führung und Kriegsart ganz als dieselbe, wie die der südwestdeutschen Armeen, und als weit zurück hinter der preußischen. Das ist ein von Feind wie von Freund Anzuerkennendes, mächtig Durchschlagendes, daß die preußischen Heertheile überall Fühlung von einander haben, einander beispringen, und die Unterbefehlshaber den Hauptfeldzugsplan so in dem Kopf und in den Fingern haben, daß sie im entscheidenden Augenblick wissen und thun, was das Zweckgemäße, aber von dem Oberfeldherrn *nicht* immer im Einzelnen Vorauszusehende ist.

Hatte sich die stundenlang ausgedehnte und unzusammenhängende Aufstellung Clam's während des Kampfes als unvortheilhaft erwiesen, so trat sie in ihren Nachtheilen ganz besonders beim Rückzug hervor. Der Weisung Benedek's sofort zu folgen, war unmöglich. Der Rückzug aus der zerrissenen Stellung war ohne große Verluste bei Tage nicht mehr ausführbar; es mußte fortgekämpft werden, bis die Nacht herabsank und man in der Dunkelheit unbemerkt sich zurückziehen konnte.

Seit der Dämmerung leuchteten die Feuersäulen von fünf brennenden Dörfern. Podultz brannte, Libun brannte, Knitznitz brannte auf der Kampfseite der 5. preußischen Division, und auf der andern Seite, wo die 3. Division unter Werder sich schlug,



Vorposten von Schweizer Scharfschützen im Engadin (Canton Graubünden).



Ständiger Wachposten von Kaiserjägern und Tyroler Freiwilligen im Hinterhalt auf dem Corale (befestigter Paß nördlich vom Gardasee).

branute Hollin, bräunte Lochow. Das 12. und 18. Regiment, welche Podultz und die Prachower Höhen stürmten, haben indessen Fortschritte gemacht. Die Oesterreicher werden nach furchtbarer Gegenwehr aus dem brennenden Podultz hinausgeworfen. Die Preußen dringen aus dem Dorfe nach. Da wälzt sich eine ganze Reitermasse gegen sie und das brennende Dorf.

Es ist General von Edelsheim. Der hat hinter den Höhenzügen von Brada drei der besten Reiterregimenter, König von Preußen-, Radetzky- und Lichtenstein-Husaren, zum Eingreifen im entscheidenden Augenblick aufbewahrt. Aber die Pferde bäumen sich wild empor, wie die Flammen der brennenden Häusergruppen ihnen entgegenzüngeln, sie gehorchen dem Reiter nicht mehr. Zwischen die brennenden Häuser haben sich die Preußen gestellt, von daher knattern die Salven ihres Zündnadelgewehrs unter die Husaren, vor diesem Hagel von Kugeln stürzen die ersten Reiterreihen übereinander, das preußische Schnellfeuer macht ein Ordnen der Schwadronen unmöglich, ganze Gruppen Reiter stürzen aus dem Sattel, Feuer kracht auf Feuer, und die so stolz herangebrausten Geschwader sind nach allen Seiten auseinander gestoben.

Durch die Wegnahme von Podultz ist die Verbindung zwischen Brada und Dieletz zerrissen. Zum drittenmal stürmt das 18. Regiment die Höhen, von wo die feindlichen Granaten niederschlagen. Der Weg der Preußen nach dem Gebirgsattel ist mit Leichen und Verwundeten besäet, aber sie haben die Kuppe erklettert, sie stehen den Geschützen der Gegner gegenüber und den österreichischen Reihen. Trotz des furchtbaren Angriffs, trotz Salve auf Salve aus dem Zündnadelgewehr stehen die österreichischen Schaaren fest. Währenddem dringt das 48. preußische Regiment auf dem linken Flügel bis über Dieletz hinaus. Das Gefecht auf den Prachower Höhen entscheidet sich für die Preußen. Die Oesterreicher beginnen zu weichen. Tümpling führt selbst seine Reserven zum Sturm auf die letzte feindliche Stellung bei Brada. Auch hier ziehen sich die Oesterreicher auf Gitschin zurück. Denn von dem rechten Flügel her stürmt das 2. Regiment der 3. preußischen Division ebenso, wie das 18. Regiment der 5. Division, jetzt siegreich die Höhen von Lochow und Prachow. Diese Höhen sind nicht länger zu halten, wollen die Oesterreicher nicht hier zu Gefangenen gemacht werden. In der Front zurückgedrängt, in beiden Flanken von Dieletz und Wohawetz aus bedroht, bleibt, ganz abgesehen von Benedek's Weisung, für Clam nichts übrig, als eiliger Rückzug auf Gitschin. Die Oesterreicher ziehen sich zuerst nach Brada, dann gegen Ribniczek zurück. Die Schlacht ist verloren. Clam läßt zur Deckung des allgemeinen Rückzugs Gitschin besetzen, mit dem Befehl, es möglichst lange zu halten.

Von allen Seiten drängen die Preußen dem österreichisch-sächsischen Rückzugsheer nach, die 3. Division in vollen Massen über das brennende Lochow und Hollin, der rechte Flügel Tümpling's über die Prachower Höhen, der linke Flügel, der so furchtbar gelitten und am meisten zum Sieg beigetragen hat, über Dieletz, die Artillerie voran. Diese geht in Batteriestaffeln im Trab aus einer Stellung in die andere immer wieder bis in das österreichische Gewehrfeuer vor.

Denn die, unter dem tausendfach wiederhallenden Kommando: „Nach Gitschin! nach Gitschin!" über die Ebene hin rückziehende Masse des Feindes — steht von Zeit zu Zeit still, und eine Salve begrüßt die nachdringenden Preußen. Wohawetz, der Durchgangspunkt der Straße nach Gitschin, das die Oesterreicher, um den Rückzug zu ordnen, möglichst lang halten wollten, leuchtet, von den preußischen Granaten in Flammen gesetzt. Die Furcht, General Werder möchte die Straße gewinnen, und dann Alles verloren sein, bringt folgenreiche Verwirrung in die von drei Seiten her auf Gitschin sich zurückziehende geschlagene Armee. Bei der ausgedehnten Stellung der Truppentheile und bei dem Mangel eines eigentlichen Oberbefehls kann das nicht anders sein. Ein Theil der Besatzung von Dieletz ist gefangen, lauter Sachsen; der andere Theil wird von der Artillerie der 5. preußischen Division heftig im Rücken beschossen. Denn das hat der Slave Graf Clam klüglich angeordnet, daß die Sachsen die Hinterhut des allgemeinen österreichischen Rückzugs zu bilden haben. Wie sie in den ausgesetztesten Stellungen den Tag über zu fechten die Ehre hatten, so sollten sie als Deutsche gegen Deutsche den Rückzug dem Slavenführer decken.

Den verfolgenden preußischen Sturmmassen jagt eine Artillerie voraus, von Zeit zu Zeit halten die Geschütze, protzen ab, und ihr Kugelregen trifft in die rückziehenden Massen, in deren Mitte sich wenig Ordnung, wohl aber viel Verwirrung, Wagen, Reiter, Fußvolk durcheinander finden. Aber die den Rückzug schließen, die Sachsen, halten sich auch jetzt brav. Die erwidern das preußische Feuer immer auf's Neue mit einigen Salven. So wird von der österreichisch-sächsischen Armee Gitschin erreicht. Der Mond leuchtet durch die Nacht.

Einige Stunden ruht der Kampf. Auf Seite der Sieger gebietet die Erschöpfung Menschen und Thieren, sich zu verschnaufen. Die Oesterreicher setzen den Rückzug durch die Stadt fort, nur die Sachsen halten die Stadt besetzt. Aber im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl siegt die Ansicht, man müsse noch in der Nacht die Zydlinalinie und Gitschin in Besitz nehmen. Der Angriff von Seiten der Division Werder unterbleibt. Aber die Division Tümpling, so viel sie gelitten hat, vollzieht den Nachtangriff auf Gitschin. Von der Nordseite her stürmt das 8., 12. und 48. Regiment der 5. Division. Gegen Mitternacht beginnt der Kampf um die Brücke. Die Besatzung der Stadt feuert aus allen Häuserfenstern vom jenseitigen Ufer herüber. Hier fällt mancher Preuße am sumpfigen Ufer der Zydlina und an der Brücke. Und doch, nach kurzer Zeit sind die Preußen

drinnen in der Stadt. Der unerwartete Ueberfall zur Mitternachtzeit, das Grausige eines Nachtgefechtes steigert die schon mit dem Rückzug begonnene Lockerung der Kriegszucht und Ordnung, die Einschüchterung und den Schrecken, eben damit die ängstliche Sorge für die eigene Sicherheit unter den Truppen, welche Gitschin halten. Aber auch Preußen begegnet es, daß sie ein paar Mal aufeinander feuern in den engen Straßen und in der Dunkelheit. Nachher verbreitete Gerüchte haben ausgesagt, die Sachsen haben durch Schwenken weißer Tücher, worin die Preußen die Zeichen der Ergebung gesehen, diese herangelockt und dann zusammengeschossen. Das hat sich als unwahr erwiesen. Die plötzlich abbrechenden engen Sackgassen erklären hinlänglich die Verluste der Preußen in der Stadt. Während des erbitterten Straßenkampfes werden immer neue Schaaren preußischen Fußvolks in die Stadt geworfen. Mit der Morgendämmerung ziehen sich die Vertheidiger aus der Stadt, und noch unter dem Thore senden sie eine Salve durch die Gassen.

Durch die Wegnahme Gitschins war die feindliche Linie gesprengt. Dadurch wurde die Unordnung noch größer. Das österreichische Fußvolk zieht sich über Miletin und Horitz, die Reiterei unter Edelsheim und die Sachsen ziehen sich gegen Smidar zurück.

Das ist der Tag von Gitschin, böhmisch „Jicin." Gefangene österreichische Offiziere, die bei Solferino und Magenta mitgewesen waren, versicherten, das Feuer in diesen beiden Schlachten, sowie das in Schleswig, sei ein Spiel gegen das Feuer am Tage von Gitschin gewesen. Die österreichischen Regimenter Hannover, Ramming und Martini waren fast ganz aufgerieben. Vom 18. Jägerbataillon — lauter Söhne der deutschen Alpen — ergaben sich die letzten übergebliebenen 60 Mann bei Gitschin.

Die Preußen geben ihren Verlust auf 2000 an. Die Oesterreicher und Sachsen hatten einen Verlust von wenigstens 5000, darunter 2000 an Gefangenen. Die große Zahl der Gefangenen erklärt sich daraus, daß die starken österreichischen Stellungen durch die Preußen gleichzeitig von vorn und zu beiden Seiten angegriffen wurden. An mancher Stelle war das Terrain schwer zu übersehen, diejenigen Schaaren, welche den Angriff von vorn abwehrten, wurden so überflügelt und zum Schluß gefangen. Einige italienische Regimenter schlugen sich auch schlecht, viele Italiener gingen zu den Preußen über. Große Verluste brachte den Oesterreichern auch das, daß sie aus ungedeckter Stellung angriffen, während gerade das preußische Zündnadelgewehr am stärksten in der Vertheidigung wirkt, und während die Preußen sogar bei ihrem stürmischen Vorgehen aus dem Terrain möglichst Vortheil und Deckung zu erzielen suchten.

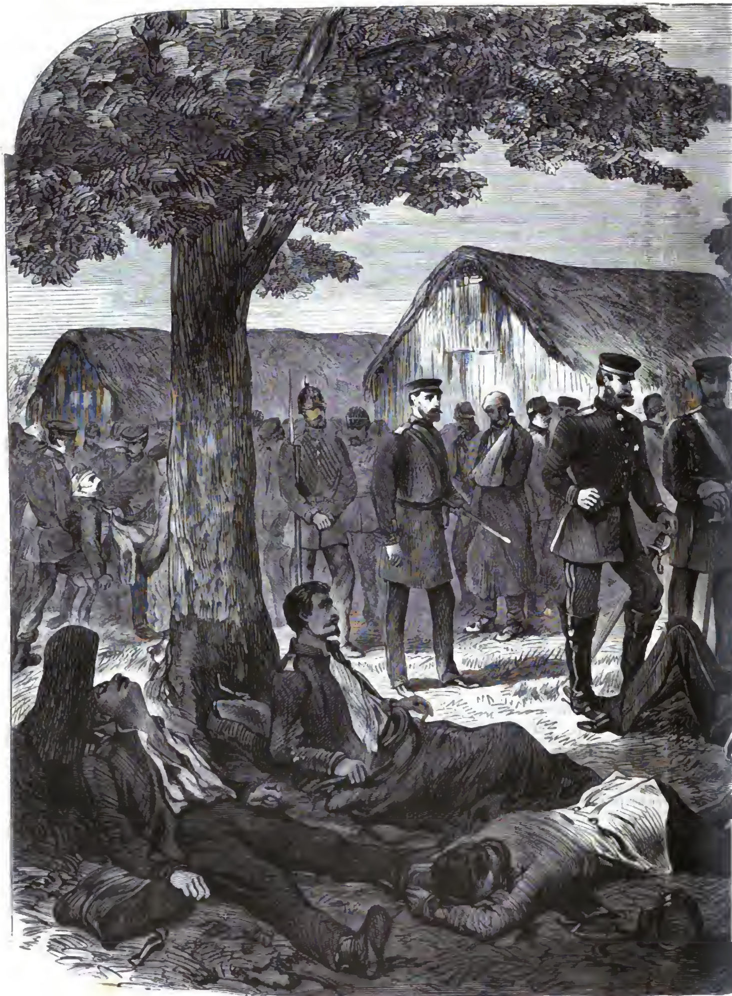
Man hat gesagt, daß 140,000 Preußen 60,000 Oesterreicher und Sachsen zurückdrängten, das habe nicht schwer sein können. Die Wahrheit ist: 12,000 Preußen, die 3. Division, warfen die 6000 Mann des Generals Ringelsheim, und wieder 12,000 Preußen, die 5. Division, beschäftigten vollauf den in mehr als doppelter Stärke ihnen gegenüber stehenden Feind, nämlich 18,000 Oesterreicher und 10,000 Sachsen. Die andern drei Divisionen, die noch in's Gefecht kamen, erreichten sehr spät das Schlachtfeld. Mehr als fünf preußische Divisionen waren an diesem Tage nicht aktiv. Die 4., 6., 14. und 15. Division und die Reiterei waren dem Kampfplatz ferne.

Clam-Gallas meldete die erlittenen Verluste an Benedek. Er gestand, daß sein Armeekorps nicht ferner schlagfertig sei. Benedek zog ihn nach Königgrätz in die Reserve zurück. Ein nicht preußischer höherer Offizier hat über die letzten Gefechte das Urtheil gefällt: „Wer unparteiisch die Verhältnisse überblickt, wird bei aller Billigkeit doch der Talentlosigkeit der Führung die Schuld beimessen, daß das 1. österreichische Armeekorps vom 26. bis 29. Juni 8000 Mann verlor und nahezu aufgelöst bei Königgrätz eintraf."

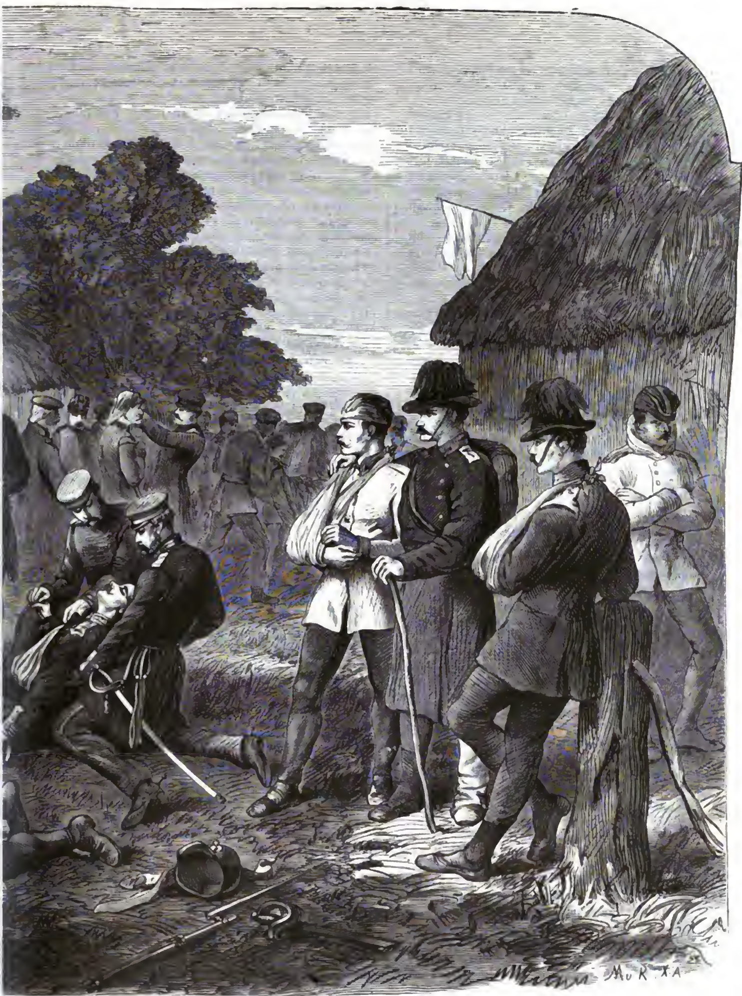
Schon am 28. Juni hatte die 1. preußische Armee frohe Botschaften von den Erfolgen der 2. Armee unter dem Kronprinzen von Preußen erhalten. „Der Kronprinz hat bei Trautenau und Nachod nach schweren Gefechten glänzend gesiegt, hat vier feindliche Korps zurückgeschlagen und wird bald die Verbindung mit uns hergestellt haben" — so rauschte und jubelte es von Bataillon zu Bataillon, von Schwadron zu Schwadron.

Wie festgesetzt war, am 27. Juni, begann die 2. preußische Armee unter dem Kronprinzen ihren Einmarsch in Böhmen. Sie drang auf zwei Straßen nach Westen vor. Aus der Westecke der Grafschaft Glatz ging das 5. Armeekorps, mit dem 6. als Rückhalt, von Reinerz auf Nachod vor, geführt von General von Steinmetz. Das 1. Korps, bei welchem der Kronprinz sich befand, zog vom Schweidnitzer Hochlande zunächst über Liebau nach Trautenau. Das Gardekorps hatte die Richtung von Wünschelberg auf Braunau, und die Aufgabe, die Verbindung der beiden Flügelkolonnen zu erhalten und der einen oder der andern etwa nöthige Unterstützung abzugeben. Wären die Pässe glücklich überwunden, so sollte durch eine Linksschwenkung der Armee die Eisenbahnlinie Turnau-Josefstadt erreicht und die Verbindung mit der 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl hergestellt werden.

Benedek hatte seine linke Flanke durch das 1. Korps unter Clam und die Sachsen gesichert. Gegen die 2. Armee hatte er sechs Armeekorps zur Verfügung, davon stand das 10. Korps bei Pilnikau, das 4. bei Königinhof, das 6. bei Opotschna, das 8. hinter demselben bei Josefstadt, das 2. weiter südlich als Reserve, das 3. bei Böhmisch-Trübau. Um seine rechte Flanke zu decken, sandte er von seinem Hauptquartier Königinhof das 6. Korps und die Reiterdivision Holstein am 27. Juni Morgens von Opotschna nach Skalitz; dem 10. Korps gab er die Weisung, am 27. um 8 Uhr frühe gegen Trautenau vor-



Der Kronprinz von Preußen besucht die Ve



wundeten nach der Schlacht von Königgrätz.

zurücken, und „dem Gegner, wo er sich zeige, mit aller Energie auf den Leib zu gehen, dessen Verfolgung jedoch nicht zu weit auszudehnen.“

Vorgeschobene Reiterei hatte am 26. an Benedek gemeldet, bei Nachod, Hohenelbe und Starkenbach zeige sich der Feind. Auf das hin wurde das 4. Korps angewiesen, die Flanke des 10. Korps, welches General von Gablenz führte, zu decken. In Folge davon besetzte die Brigade Fleischhacker Neuschloß und Praußnitz. Diese Brigade befehligte Oberst Stocklin.

Der Vortrab des Gablenz'schen Armeekorps, die Brigade Mondel, fand Trautenau bereits von den Preußen besetzt. Die Stadt Trautenau ist der Mittelpunkt und der Hauptmarkt für die Flachsgarnspinnerei nicht nur in Oesterreich, sondern auch in dem nördlichen Deutschland. In der Stadt und ihrer nächsten Umgebung werden regelmäßig 6000 Arbeiter beschäftigt. Sie ist nur eine halbe Meile vom Austritt der Straße aus dem Gebirg entfernt. Sie liegt in einem von Höhen rings umgebenen Gebirgskessel. General von Bonin, der Befehlshaber des 1. preußischen Armeekorps, hatte seine Vorhut noch am 26. Juni von Liebau her über die böhmische Gränze nach Goldenöls vorgeschoben, und diese hatte am 27. Juni schon Morgens gegen 8 Uhr Trautenau erreicht. Bonin zog seine Vorhut durch die Stadt, um auf den Höhen südlich derselben Stellung zu nehmen, da die Brigaden des starken Gablenz'schen Armeekorps eine nach der andern theils von Gradlitz über Praußnitz, theils von Arnau und Pilnikau im Anzug waren. Bei dem Durchmarsch durch Trautenau fielen Schüsse aus Fenstern und Kellern auf die preußischen Bataillone. Von den Dächern herab flogen Ziegel; aus den Häusern wurde siedendes Wasser und Oel gegossen. Nicht allein von dort zurückgebliebenen österreichischen Soldaten, sondern von den Bürgern selbst, vorzüglich von Czechen, wurde der Kampf geführt. Die Vorhut kam dadurch in solche Verwirrung, daß sie sich erst vor der Stadt wieder sammelte. Sie nahm dann dieselbe mit Sturm, und da die preußische Erbitterung einen dem andern den Verrath und die Tücken der Trautenauer in stärksten Farben erzählen ließ, so wurde die Stadt nicht geschont, und besonders auf dem Markt wurde in den Häusern, aus welchen gefeuert worden war, wie auf den Straßen Alles, was nicht flüchtete, niedergemacht, Civilpersonen wie czechische Soldaten, bis die Offiziere einschritten und Schonung geboten. Der Bürgermeister von Trautenau, Doktor Roth und der Gemeinderath hatten zuvor der preußischen Einquartirungsordonnanz auf die Frage, ob viel Besatzung im Orte sei? geantwortet: „Sehr wenig; Sie können ungehindert durchziehen;“ und Roth und viele Bürger wurden nun des Verraths bezüchtigt und unter schweren Mißhandlungen gefangen weggeführt.

Diese preußische Erzählung lief durch alle preußischen und preußenfreundlichen Zeitungen, und ging sogar in ernste Geschichtsdarstellungen über. Richtige, thatsächliche Darstellungen, wodurch diese Nachrichten widerlegt wurden, nahm keine dieser Zeitungen auf. Das Ganze ist aber ein gräuliches Lügengewebe einzelner preußischer Soldaten. Selbst die militärischen Hergänge sind handgreiflich unwahr erzählt, und was die Vorgänge innerhalb der Stadt betrifft, so ist nichts daran wahr, als die Schändlichkeiten eines Theils der preußischen Soldaten. Trautenau bleibt für immer ein böser schwarzer Fleck für das preußische Kriegsheer und für die preußische Presse.

In der obern Vorstadt Trautenaus lagen seit der Mitte des Juni vier Schwadronen Dragoner mit ihrem Oberst Fürst Ludwig Windischgrätz als Gränzbesatzung. Eine Abtheilung derselben kam am 27. Juni Morgens mit dem Vortrab der Preußen bei Parschnitz, eine halbe Stunde von Trautenau, in's Gefecht. Um 8 Uhr zogen die vier österreichischen Schwadronen auf der Königinhofer Straße nach Hohenbruck ab, nachdem sie die Spittelbrücke über die Aupa in der niedern Vorstadt von Trautenau verbarrikadirt hatten. Gegen 10 Uhr rückten die Preußen in dichten Massen von Parschnitz her zu Fuß und zu Pferd an, räumten ohne Anstand die Brücke in der niedern Vorstadt, und zogen in die unbesetzte Stadt ein. Ein Dragoneroffizier fragte den Bürgermeister Doktor Roth, ob österreichisches Militär in der Stadt sei. Außer den Dragonern, mit denen Sie heute kämpften, und die sich vor ungefähr einer Stunde zurück zogen, ist kein österreichisches Militär in Trautenau, antwortete der Bürgermeister.

Zwischen 2000 und 3000 Mann preußischer Truppen aller Waffengattungen waren in der eigentlichen Stadt, die Musik spielte auf dem Markt, in den Lauben standen die Gewehre der Bataillone in Pyramiden, die Soldaten erfrischten sich in den Gast- und Privathäusern, in den erstern floß Bier und Wein in Strömen, in den letztern wurde an Speisen und Getränken bereitwilligst und freigebigst Alles geboten, während andere Bataillone, auch die Musikkapelle, dann die Kanonen Trautenau in der Richtung nach der obern Vorstadt passirten. Da hört man in westlicher Richtung, von der obern Vorstadt her, Gewehrschüsse. Diese gehen bald in ein ununterbrochenes Gewehrfeuer über. Die Stadt Trautenau selbst bleibt, wie bisher, vollständig ruhig.

Kurz nach dem Einmarsch der Preußen in Trautenau, oder gleichzeitig mit denselben, hatte die österreichische Brigade Mondel sich genähert, unbemerkt von den Trautenauern und von den preußischen Truppen. Der Marsch der Oesterreicher konnte von Trautenau aus nicht beobachtet werden, weil die Südseite der Stadt und die Straße von Königinhof, woher sie kamen, durch hohe Berge dem Auge verschlossen ist, durch den Galgenberg, durch den Johannisberg (Kapellenberg) und durch den Hopfenberg. So waren die österreichischen Jäger unbeachtet auf den südlichen Höhen von Trautenau angekommen, und einzelne Plänkler bis an die Häuser der obern Vorstadt vorgegangen. Die vier Schwadronen Windischgrätzdragoner begannen west-

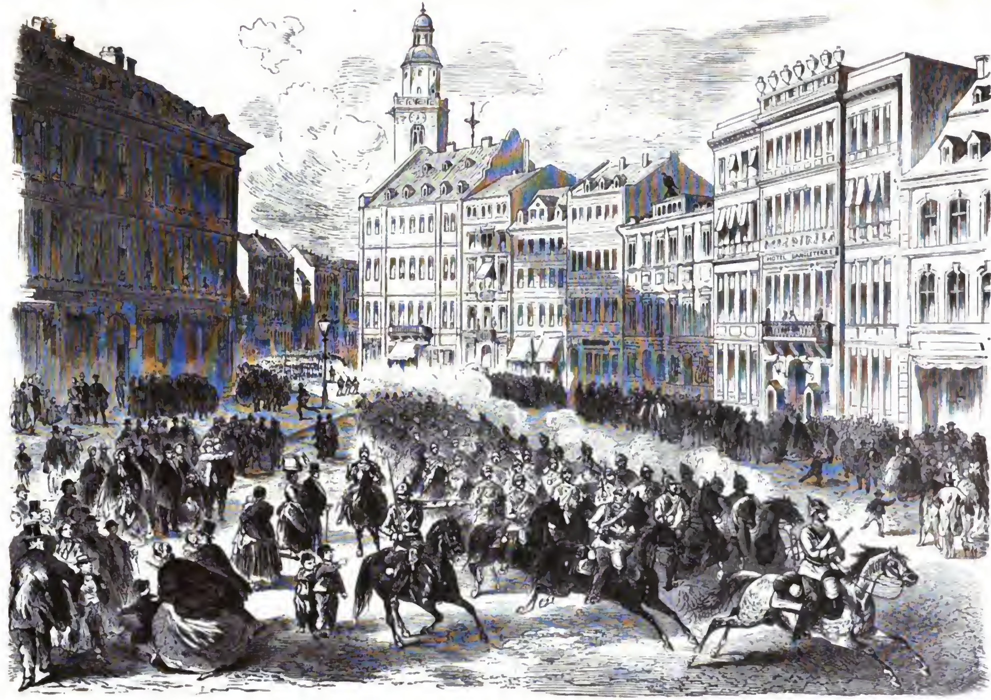
lich von der Stadt den Kampf. Drei dieser Schwadronen standen in einer Vertiefung, ungesehen von den Preußen. Zwei Schwadronen preußischer Dragoner waren als Vorhut auf die Westseite von Trautenau vorgerückt. Mit diesen erfolgte der Zusammenstoß. Dieselben wurden fast ganz aufgerieben. Nach einigen Minuten des Kampfes kamen 23 preußische Pferde reiterlos in Weigelsdorf an. Der Kampf wird alsbald von den österreichischen Jägern fortgesetzt. Mit ihren sichertreffenden Stutzen, zum Theil in gedeckter Stellung, richten sie eine große Verheerung in den preußischen Reihen an. Die südlich von Trautenau an die Häuser unmittelbar angränzenden, steil emporsteigenden Höhen, der bewaldete Johannisberg mit seiner Kapelle, der Galgen- und Hopfenberg werden von den österreichischen Jägern und den nachrückenden Truppen der Brigade Mondel besetzt.

Die preußischen Truppen besetzen die diesen Höhen gegenüberliegenden Häuser, welche ihren Haupteingang von den Gassen und von dem Marktplatz aus haben, ungestört und unbehindert. Einzelne Thüren, zu welchen die Schlüssel nicht gleich bei der Hand sind, werden ohne Widerrede der Hausherren und der Inwohner sogleich eingeschlagen. Nun beginnt aus den ersten und zweiten rückwärtigen Stockwerken in der Ausdehnung der Obergasse, des Marktplatzes und der Niedergasse von Seiten der Preußen ein mörderisches Feuer gegen die auf den Höhen aufgestellten Oesterreicher. Dazwischen fallen bereits Kanonenschüsse. Andere preußische Truppen unternehmen einen Sturm gegen die Berghöhen. Bald ist die Höhe des Johannisbergs von den Preußen genommen. Der Pulverdampf trübt die Aussicht; die aus den Häusern feuernden Preußen, die fortfahren, nach dem Johannisberg zu schießen, beschießen ihre eigenen Leute, bis der Offiziersruf in die Häuser schallt: „Nicht schießen, es sind unsere Leute!“

Der Kampf um die Johanniskapelle währt jedoch fort. Die Preußen werden durch die Bajonnette und Kolben der Oesterreicher wieder herabgeworfen. In der Stadt durchschlagen die Preußen die Dächer der niedrigen südlichen Häuser, um auf die Anhöhen zu feuern. Die Lichtfänge dieser südlichen Häuserreihe sind von österreichischen Kugeln zerschossen, die nördlichen Reihen der Häuser auf dem Marktplatz und in den Gassen werden von österreichischen Kugeln getroffen. Die Einwohner ziehen sich beängstigt in die innersten Räume der Häuser zurück. Das Gewehrfeuer, vermischt mit einzelnen Kanonenschüssen, dauert fort. Es ist 11 Uhr Morgens vorüber; wohl eine Stunde hat der Kampf gedauert. Während des Kampfes haben einzelne preußische Abtheilungen die Kirche, den Kirchthurm, die Dechantei und viele Privathäuser von oben bis unten nach österreichischen Soldaten durchsucht, ohne etwas Verdächtiges zu finden. Die Trautenauer Bürgerschaft hat den Preußen Alles gereicht, was Küche und Keller vermag. Aber von 11 Uhr an nehmen die preußischen Truppen eine entschieden feindliche Haltung gegen die vollständig ruhige, sie verpflegende Bevölkerung an.

Zwei Soldaten rufen den Bürgermeister zum Kommandanten auf den Markt. Inmitten vieler berittener Offiziere hält dieser dem Bürgermeister eine Pistole vor die Stirne mit den Worten: „Sie, Schurke, haben uns in eine Falle gelockt. Ich hätte Lust, Sie sogleich zu erschießen.“ — „Ich wüßte nicht,“ entgegnet Doktor Roth, „wie ich Sie herein locken konnte, da ich doch zu den bereits anwesenden preußischen Truppen auf den Platz gerufen wurde.“ Der Kommandant verstummt; er schweigt eine Weile, fragt dann den Bürgermeister um die Auswege aus der Stadt auf der südlichen Seite, und entläßt ihn. Der wackere Bürgermeister gleicht nicht den kaiserlichen Beamten; er verläßt die Stadt nicht, obgleich er aus den Vorgängen sich dachte, daß man preußischerseits „für den vielleicht unvorsichtigen und übereilten Einmarsch nach Trautenau einen Mitschuldigen in seiner Person suche.“ Er bleibt, in der Ueberzeugung, daß seine Flucht einen bloßen Verdacht des Zusammenwirkens von seiner Seite mit den österreichischen Truppen zur Thatsache stempeln, und daß dadurch das Schicksal der Stadt ein sehr trauriges werden könnte. Bis dahin hat Niemand der Bevölkerung einen feindseligen Akt gegen die preußischen Truppen unterschoben. Jetzt erst lassen sich von Wein und Branntwein erhitzte Soldaten vernehmen, die Bevölkerung schieße auf die Preußen. Die Dechantei, der Kirchthurm, die Kirche, die Apotheke, der Gasthof „zur Spitz“ in der obern Vorstadt, später sogar der Gasthof „zum weißen Roß“ werden als die Gebäude bezeichnet, aus denen geschossen werde.

Kein Mensch aus der Trautenauer Bevölkerung hat einen derartigen Schuß gesehen oder gehört, wohl aber, daß ohne Anlaß und Grund preußische Soldaten von dem Platz und den Gassen aus in die Häuser und aus den Häusern auf die Gassen und Plätze schossen. Die ganze Stadt und deren nächste Umgebung ist ja von den Preußen besetzt; viele Häuser wimmeln von oben bis unten von preußischen Soldaten; an der Südseite der Stadt tobt fortwährend das heftigste Gefecht: kein Trautenauer ist so wahnsinnig, unter diesen Umständen auf die preußischen Truppen zu schießen. Keiner wird mit einer Schußwaffe betreten; alle Männer, welche nicht mit Lieferung oder der Bewirthung der preußischen Truppen beschäftigt sind, halten sich mit ihren Hausgenossen in kugelsichern Räumen auf, oder suchen an weniger besetzten Punkten durch die preußischen Truppen zu entkommen. Eine Schaar von Männern, Weibern und Kindern will auf den Feldern gegen Weigelsdorf entfliehen, darunter ein Vater mit zwei Kindern, der Schuster Springer. Ein anderthalbjähriges Kind trägt er auf dem Arm, ein dreijähriges führt er an der Hand. Ein preußischer Soldatentrupp ruft den Flüchtlingen zu, umzukehren, feuert jedoch in demselben Augenblick auf die Geängsteten. Springer fällt todt zur Erde. Eine



Die ersten preußischen Truppen in Frankfurt a. M. Nach einer Zeichnung von W. A. Beer.



Frankfurt: Requisition von Pferden für die preußische Armee.

Stunde später, als man zu der Leiche ohne Gefahr kommen kann, findet man die Kinder bei ihrem todten Vater sitzend. „Der Vater schläft," sagt das ältere Kind.

Kaufmann Raimund Lechner wohnt mit dem Bürgermeister Roth in Einem Hause zu ebener Erde. Nachdem er seine eigenen Getränke an die preußischen Soldaten verschenkt hat, holt er für sie aus fremden Häusern Getränke. Der rückwärtige Theil des Hauses im ersten und zweiten Stock ist von preußischen Soldaten besetzt, welche gegen die südlichen Höhen feuern. Die vorderen Zimmer sind bereits öfters von preußischen Soldaten durchsucht. In diese Zimmer wird plötzlich von der Gasse aus durch preußische Soldaten eine Gewehrsalve abgefeuert. Gleich darauf stürzen mehr als 40 Preußen in den ersten Stock hinauf. Lechner ist während der Gewehrsalve in den ersten Stock hinaufgegangen. Zwei Soldaten beschuldigen ihn, er habe auf sie aus der Wohnung des Bürgermeisters geschossen. Der eine Soldat behauptet, die Kugel habe ihn beim Ohr gestreift. Der kommandirende Offizier befiehlt, Lechner auf der Stelle zu erschießen. Die Gattin Lechner's, alle Anwesenden betheuern unter Flehen und Thränen seine Unschuld. Endlich wird so viel erreicht, daß er unter Kolbenstößen und Mißhandlungen zum Oberst geführt wird. Vor dem Oberst wiederholen die zwei Soldaten ihre Beschuldigung. Der Oberst gibt dem Gefangenen einen Fußtritt und befiehlt, ihn sofort zu erschießen. Sechs Mann, denen ein Offizier beigegeben wird, werden bestimmt, die Hinrichtung zu vollziehen.

Der Zug setzt sich in Bewegung. Lechner erbittet sich nur, noch einmal seine Frau sprechen zu dürfen. Der Offizier, kein Unmensch wie sein Oberst, bewilligt das. Die fast ohnmächtige Frau umklammert die Kniee des Offiziers, und betheuert die Unschuld ihres Gatten. Während dem treten aus den zunächst aufgestellten Soldatenreihen zwei preußische Unteroffiziere hervor. Sie erklären, dieser Mann könne nicht in der bezeichneten Zeit aus dem ersten Stock geschossen haben, weil er ihnen in demselben Zeitpunkt in der Einfahrt zu ebener Erde Bier gereicht habe. Diese Aussage bestimmt den Offizier, Lechner mit den Entlastungszeugen zu dem gerade auf dem Marktplatz eingetroffenen General von Bonin zu führen. Die Unteroffiziere wiederholen ihre Aussage. Der General fragt, ob Lechner mit einer Schußwaffe betreten worden sei. Das wird verneint. Die Frage an Lechner, ob er eine Schußwaffe besitze, bejaht dieser und bezeichnet das Behältniß in seiner Wohnung, wo sein Revolver in einem Etui liege. Der Revolver wird wohlverpackt und in- und auswendig ganz rein geputzt gefunden. Der General erklärt, aus diesem Revolver sei nicht geschossen worden, und gibt Lechner frei. —

Dagegen war ein unter Vormundschaft gesetzter, in der Regel betrunkener Bauer Namens Menzel aus Goldenöls, welcher aus dem Gasthofe „zur Spitz" in der obern Vorstadt taumelte, unter dem Vorwand des Schießens auf die preußischen Truppen, sofort erschossen worden. Und ebenso wurde ein Tagarbeiter, der mit seinem Werkzeuge harmlos unter der Mittelmühle am Graben ging, von einem preußischen Soldaten ohne ein weiteres Wort, als „österreichischer Hund", mit dem Bajonnet erstochen.

Das sind jedoch die einzigen Morde, welche von Preußen in Trautenau vorfielen, und die preußischen Zeitungen und geschichtlichen Darstellungen, welche „in den Häusern und auf den Gassen Alles, was nicht flüchtete, Militär und Civil den Tod durch die preußische Erbitterung finden ließen", haben auf die preußische Ehre und auf sich selbst gelogen. Es sind dies aufgedeckte Lügen, ebenso wie das Lüge und gedankenloses Nacherzählen ist, was von „Verrath, von Scheußlichkeiten, welche die Phantasie nicht gräßlicher erfinden könnte", über die Trautenauer Bevölkerung in Flugschriften und Zeitungen, in Prosa und in Bänkelsängerversen geschrieben worden ist. Als Grund dieser boshaften Erfindungen einzelner preußischer Soldaten wird vermuthet, sie haben sich durch diese Lügen einen Freibrief zur Plünderung Trautenaus herausschlagen wollen. Bei Manchen mag auch der unzurechnungsfähige Zustand mitgewirkt haben. Allein im Gasthof zum weißen Roß hatten die dort Lagernden vierzehn Eimer Bier, vier Eimer Wein, drei Eimer Branntwein und Liqueur ohne Bezahlung genossen, und gleichmäßig war in der ganzen Stadt getrunken worden. Da mag es denn wohl sein, was sich in einzelnen Fällen wirklich so herausgestellt hat, daß von den nahen Höhen herabgeschossene Kugeln, die an die festen Häuserwände an- und zurückschlugen, von Betrunkenen für aus dem Haus geschossene Kugeln angesehen wurden, und der durch die Kugeln aufgewühlte Kalkstaub der Häuserwände ihnen wie Pulverrauch vorkam.

Der Kreisphysikus von Landeshut in Preußisch-Schlesien hat bezeugt, daß in Trautenau ein einziger preußischer Soldat schwer verbrüht worden und in seine Behandlung gekommen sei. Dieser Soldat beichtete endlich auf Zureden dem Arzte, in der Küche eines Trautenauer Hauses habe er einem schönen Mädchen, trotz dem Sträuben desselben, mit handgreiflichen Liebkosungen so lange zugesetzt, bis dieses, um sich seiner zu erwehren, ein Gefäß mit einer siedenden Flüssigkeit vom Herde genommen und über ihn ausgegossen habe. Aus Furcht vor Strafe log der Soldat, aus einem Fenster sei ihm auf der Gasse heißes Wasser auf den Kopf geschüttet worden. Auch die Scham vor seinen Kameraden ließ ihn also lügen. Daraus bildete und verbreitete sich das Märchen, die Trautenauer haben aus den Fenstern mit siedendem Wasser preußischen Soldaten die Köpfe verbrüht.

Gegen Mittag waren einzelne Soldatenabtheilungen, Ostpreußen, durch Bier-, Wein- und Branntweingenuß geradezu zügellos geworden. Sie gehorchten nur noch schwer dem Befehl ihrer Vorgesetzten. Sie waren nicht aus den Schenkstuben der Wirthshäuser hinauszubringen. Der Bürgermeister Roth

war Augen- und Ohrenzeuge, wie ein Unteroffizier in Scheltworte über Soldaten ausbrach, die im weißen Roß zechten und nicht heraus in's Gefecht folgen wollten. Da greift der Unteroffizier zu einer energischen Mahnung. Er schießt von außen durch das Fenster über die Köpfe der Soldaten in die Schenkstube. Die Kugel trifft eine an der Decke hängende Petroleumlampe, welche die trunkenen Soldaten mit ihrem Inhalt begießt. Das ist die Quelle des Märchens von der Begießung preußischer Soldaten durch die Bevölkerung Trautenaus mit siedendem Oel. Der Trautenauer Bevölkerung gegenüber hat Niemand am 27. Juni den Vorwurf des Begießens mit siedendem Oel und Wasser gemacht. Erst später an auswärtigen Orten wurden diese Lügen von Soldaten als Thatsachen erzählt. Kein Soldat, auch in der Folge nicht, wußte ein Haus anzugeben, aus welchem gegossen worden wäre. Preußische Blätter aber erzählten, besonders die Frau und die älteste Tochter des Bürgermeisters haben sich mit dem Oel- und Wassergießen beschäftigt. Der Bürgermeister und Landtagsabgeordnete Roth hatte aber überhaupt keine Tochter, und sein Haus war von Anfang an ein Hauptquartier der preußischen Soldaten.

Obgleich das Gefecht für die Oesterreicher ungünstig wird, und schon auch der Galgenberg wie der Johannisberg von den Preußen besetzt ist, herrscht doch eine besorgte, ängstliche und sehr gereizte Stimmung unter den höheren preußischen Offizieren. Ungefähr um 12 Uhr Mittags wird der Bürgermeister aus dem Kreis seiner Familie zu einem der Obersten gerufen. „Sie haben Ihre Bürger schön abgerichtet, die feuern ja auf uns," sagt der Oberst barsch und höhnisch. „Das ist nicht möglich," erwidert Roth. Der Oberst versetzt: „Vom Kirchthurm aus wurde einer verwundet, und soeben ist aus der Apotheke geschossen worden." — „Das ist ein Irrthum, oder es liegt eine Täuschung zu Grunde," erklärt der Bürgermeister. „Das wird sich zeigen, Sie sind gefangen," entgegnet der Oberst. Plötzlich ruft ein Offizier zu Pferd: „Schon wieder ein Schuß aus der Apotheke!" Die Falschheit dieses Wortes tritt sofort zu Tage: es schlagen gleichzeitig mehrere Flintenkugeln von den südlichen Höhen her in eine zwischen der Apotheke und dem Nachbarhause hervorragende Feuermauer. Der aufwirbelnde Staub erscheint wie Pulverrauch.

Mit Stricken paarweise zusammengebunden, wird eine Reihe Trautenauer Bürger, darunter die angesehensten, in diesem Augenblick auf der Straße gegen Königshain abgeführt. Ohne von seiner Familie Abschied nehmen zu dürfen, wird der Bürgermeister aus der Stadt gebracht, und von Ort zu Ort mit gebundenen Händen, mit vielen Anderen, die er zum Theil nie zuvor gesehen hat, unter schändlichen Mißhandlungen durch Militärs und durch weiblichen und männlichen vornehmen und geringen Pöbel schlesischer Dörfer und Städte nach der Festung Glogau geschleppt. Ueber elf Wochen lagen die Trautenauer dort gefangen, ohne Verhör; ja ohne daß nur amtlich ihnen Jemand gesagt hätte, warum sie gefangen seien, „schlimmer als die ärgsten Verbrecher im Innern von Preußen zu einer Zeit behandelt, wo die Kammern in Berlin tagten, und die preußische Verfassung als lebendig gilt, die einen Paragraphen enthält, daß Niemand über vierundzwanzig Stunden, ohne gehört zu werden, verhaftet bleiben solle."

So sagt der Trautenauer Bürgermeister Doktor Roth in seiner Veröffentlichung, welche die Aufschrift hat: „Achtzig Tage in preußischer Gefangenschaft." Am 13. September wurden die gefesselt in ihren Zellen sitzenden Trautenauer zufolge einer telegraphischen Weisung des Berliner Kriegsministeriums frei gelassen, ohne Weiteres, gerade so, wie sie ohne Weiteres gefangen genommen und gefangen gehalten worden waren.

So verhält es sich thatsächlich mit der Sache der Trautenauer Bürger. Was soll man aber dazu sagen, wenn noch, nachdem die Wahrheit zu Tage liegt, in einer zweiten verbesserten Auflage einer preußischen Schrift über den Krieg von 1866 zu lesen ist: „Daß die Trautenauer Tschechen, welche den Verrath gegen die einrückenden Preußen geübt hatten, nicht sofort vor ein Kriegsgericht gestellt und von diesem auf den Sandhaufen geschickt worden sind, gehört in das Kapitel der Humanität, mit welcher Preußen selbst gegen Oesterreich den Krieg führte, und welche es vom General bis zum Gemeinen herab auch in allen andern Beziehungen und Verhältnissen bis zur Gränze der Möglichkeit beobachtete." —

Nicht, wie in preußischen Berichten zu lesen war, 35,000 Mann Oesterreicher traf die preußische Vorhut zur Zeit des Einmarsches in Trautenau. Am 27. Juni kämpfte von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags mit den preußischen Truppen unter Bonin nur die einzige Brigade Mondel mit bewundernswerther Tapferkeit und Ausdauer. Nachdem sich aber General Bonin in den Besitz des Dorfes Hohenbruck gesetzt hat, zieht sich die Brigade Mondel zurück. Bonin, im Angesicht der geschlagenen Oesterreicher, hält das Gefecht für beendet, gegen 3 Uhr Nachmittags. Alle Höhen sind im Besitz der Preußen. Um diese Zeit meldet ein Generalstabsoffizier des Gardekorps, daß bei Qualisch die 1. Gardeinfanteriedivision stehe, und General Hiller, der Befehlshaber desselben, ihm anbiete, durch einen Vormarsch auf Trautenau den Kampf des 1. Armeekorps bei dieser Stadt zu unterstützen. Des Sieges sicher, lehnt Bonin ab.

Das in zwei Kolonnen marschirende Gardekorps setzt auf diese Antwort Bonin's, unbelästigt von den Oesterreichern, über das nur eine starke Meile von Trautenau entfernte Qualisch seinen Marsch fort. Die 1. Gardedivision bivouakirt bei Eipel, die 2. bei Kosteletz.

General Gablenz hat inzwischen andere Brigaden herbeigezogen. Im Eilmarsch rücken die Brigaden



Rückzug auf Böhmisch-Trübau, erster Sammelplatz der öster



reichischen Armee, nach der Schlacht bei Königgrätz.

Wimpffen und Grivicic von Jaromierz und Schurz her an. Um 4 Uhr greift Gablenz die Preußen an. Sein erster Angriff auf den Johannisberg scheitert, die Stürmenden werden mit starkem Verlust hinabgeworfen. Da trifft die Brigade Knebel ein. Gablenz erneuert den Angriff. Nach mehreren heftigen Stürmen hat er um 5 Uhr Nachmittags die Preußen aus ihren eingenommenen, gut gedeckten Stellungen geworfen. Die ganze Artillerie seines Armeekorps hat Gablenz von Pilnikau her gegen die Preußen aufgefahren. Die Preußen weichen, Bonin gibt den Tag verloren. Um 7 Uhr, da Bonin bereits seine Rückzugslinie bedroht sieht, ist sein Armeekorps in vollem eiligem Rückzug. Unter Verwünschungen Einzelner und unter Drohungen, Trautenau dem Erdboden gleich zu machen, verlassen die Preußen Trautenau. Bonin setzt den Kampf nur noch zur Deckung des Rückzugs fort. Die Retirade der von den Oesterreichern anfangs verfolgten Preußen geht bis Goldenöls.

Das 10. österreichische Armeekorps unter Gablenz hat einen schönen und ehrenvollen Sieg errungen. Der Sieger zieht, die Windischgrätz-Dragoner voran, in Trautenau ein. Die Brigade Wimpffen besetzt Trautenau, die Brigade Grivicic lagert auf den Höhen von Parschnitz, Mondel und Knebel lagern bei Neu-Rognitz. Die österreichischen Truppen waren am 27. Juni zu keiner Tageszeit den preußischen an Zahl überlegen; aber die preußischen Truppen hatten in Trautenau Vormittags in Getränken des Guten zu viel gethan.

Der wahre Verlust der Preußen ist bis jetzt nicht bekannt. Daß sie nicht, wie man glauben machen wollte, blos 1400 Mann verloren haben, weiß Jedermann, zumal da die Sieger, die Oesterreicher, ihren eigenen Verlust an diesem Tage bei Trautenau auf 5682 Mann angeben, worunter jedoch wahrscheinlich mehrere tausend Vermißte, 155 Pferde und 2500 Verwundete, unter diesen der tapfere Oberst Grivicic. Ehrliche Preußen haben überdies zugestanden, daß „der Rückzug eilig, zwar völlig geordnet, aber nicht ohne große Verluste" gewesen sei.

War hier am 27. Juni der rechte preußische Flügel unter Bonin von Gablenz geschlagen worden, so hatte der linke preußische Flügel, welcher die schwerste Arbeit hatte, an dem gleichen Tage bei Nachod glänzend gesiegt.

Das 6. österreichische Korps unter General Ramming mit der Reiterdivision Holstein, welches von Opotschna nach Skalitz zu marschiren befehligt war, um die rechte Flanke des österreichischen Hauptheers zu decken, war über Neustadt vorgegangen. Ramming war bei Wrchonin mit der Spitze seines Korps angelangt, als er zu seiner Ueberraschung die Kunde erhielt, „die Preußen entwickeln sich am Wenzelsberg".

Von Reinerz bis hinter Nachod bildet die Straße einen von steilen Felswänden eingeschlossenen, meilenlangen Engpaß. Auf dieser Straße über das Gebirg hatte das 5., und hinter ihm das 6. Korps der Armee des preußischen Kronprinzen, der linke Flügel dieser Armee, vorzugehen. Befehlshaber dieses linken Flügels war General von Steinmetz, ein ergrauter General, der sich schon als blutjunger Lieutenant im Jahre 1813 das eiserne Kreuz verdient hatte, ein Kriegsmann durch und durch; obgleich nicht weit von den Siebzigen, noch von stürmischem Feuer und unermüdeter Ausdauer; ein ganzer General, aber auch nur General, vom Scheitel bis zur Zehe ganz nur ein Soldat, ein Armeemann. Schon am Nachmittag des 26. Juni hatte Steinmetz seine Vorhut, die Brigade Olleck, unter dem Generalmajor von Löwenfeldt bis Nachod vorgeschoben. Nach eben so leichtem als kurzem Gefecht setzte sich Löwenfeldt in den Besitz des Passes von Nachod. Die wenigen Oesterreicher, die dort standen, räumten ihn, und ließen 18 Todte zurück.

Die Preußen waren mit dem vollen Bewußtsein der Schwierigkeiten und der Gefahren, welche ganz besonders auf dieser Straße durch die Natur und durch die Menschen ihnen bereitet werden konnten, an diese Gebirgspässe heran gekommen. Löwenfeldt und die von ihm geführte Vorhut durchschritten die Pässe nördlich von Nachod mit der äußersten Vorsicht. „Wir glaubten," erzählt ein Augenzeuge, „in jedem Augenblick ein vernichtendes Feuer aus irgend einem Hinterhalt, von irgend einem Felsen her, zu empfangen. Jeder fühlte den Tod unmittelbar über sich schweben. Eine feierliche Stille herrschte in den Reihen. Hing doch von uns das Gewinnen der Pässe, die Sicherheit der Armee ab. Wohl mußten unsere Seitenpatrouillen auf Feinde stoßen; denn alle Augenblicke knatterten Schüsse, und von jedem Schuß glaubten wir, er verkündige den feindlichen Ueberfall. Ein prüfender Blick auf das treue Gewehr, und entschlossen geht's vorwärts. Aber nichts vom Feinde zeigt sich, außer einigen größeren Patrouillen, die nur einmal mit zwei Geschützen erscheinen, von uns aber mit leichter Mühe, und ohne Verlust unsererseits, verjagt werden. Endlich sind wir über den ersten Engpaß hinaus, und — ich kann es wohl gestehen — ein Stein fiel uns allen vom Herzen. Begreifen konnten wir das Unglaubliche freilich nicht."

Ganz Europa hat es auch nicht begriffen, der Sachverständige noch weniger als der Laie. In ganz Europa erwartete man auf Seite der Sachverständigen, Benedek werde hier in den böhmischen Pässen durch energische und vernichtende Schläge den Preußen Verderben bereiten; er werde seine Maßregeln getroffen haben, um das Hervorrücken des Steinmetzschen Korps aus diesen Schluchten um jeden Preis zu verhindern, und er werde ebenso um jeden Preis das Gardekorps und das 1. preußische Korps unter Bonin nach ihrem Hervorrücken an der Aupalinie schlagen. Man erwartete, er werde mit weit überlegenen Kräften von Königinhof nach Eipel einen Angriffsstoß unternehmen, die Verbindung des Gardekorps und des Steinmetz'schen Korps durchbrechen,

wo möglich versuchen, das Gardekorps auf das Steinmetz'sche zu werfen, dann beide von ihrer Verbindung ab und gegen das Riesengebirg auf Semil hin zu drängen. Dann war es ihm ja möglich, den größten Theil seiner Armee zu einem kräftigen Angriff auf die 1. Armee und auf die Elbarmee in der Richtung auf die Oberlausitz zu verwenden. Es ist oben nachgewiesen worden, daß Benedek wirklich diesen letzten Plan hatte. Er hielt ihn jetzt noch fest. Er war bis jetzt der Ansicht gewesen, mit dem 10. Korps unter Gablenz und mit dem 6. Korps unter Ramming den Kronprinzen von Preußen einstweilen beschäftigen zu können, und den rechten Augenblick abzuwarten, mit seiner Hauptmacht den Prinzen Friedrich Karl zu schlagen.

Zu diesem Allem gehörte denn doch auch, daß Benedek entweder die Preußen in die böhmischen Päſſe gar nicht herein ließ, oder sie herein-, aber nicht herausließ, also ihr Vorrücken aufzuhalten und die in langer Linie in die Päſſe Eingezwängten möglichst zu verderben suchte. Das konnte mit einzelnen Brigaden erreicht werden. Diese brauchten nur die Wege zu verderben und zu verbarrikadiren, und dann beweglich und im Flug jetzt hier, jetzt dort die in die Waldschluchten verwickelten, dünn dahin ziehenden, oft durch ihr eigenes Fuhrwerk festgehaltenen preußischen Truppentheile von den Seiten und von Hinten anzufallen. Das war um so leichter, da der Boden hier mithalf, und sie eine hinreichende Heermacht der Ihrigen hinter sich wußten.

Daß von allem dem gar nichts auch in den Päſſen nördlich und südlich von Nachod geschehen war, blieb für Sachkundige wie für Laien in Europa gleich unerklärlich. Noch in der Nacht patrouillirte Löwenfeldt fleißig gegen Nachod und Skalitz hin, ohne daß seine Leute vom Feind etwas Bedeutendes entdeckten. Die Nacht verging, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen. Am Morgen des 27. Juni stand den Preußen die schwierige Aufgabe bevor, den langgedehnten Paß südlich von Nachod zu passiren. Der eine und der andere sagte: „Werden die Oesterreicher wieder geduldig zusehen, oder uns eine große Falle bereiten?“ Das drückte die Gedanken und das Gefühl der meisten aus. Der ganze Engpaß, sagt der schon angeführte Augenzeuge, „eine Straße, auf welcher kaum zwei Wagen nebeneinander fahren konnten, und welche ein Abbiegen rechts oder links unmöglich machte, war dicht gefüllt durch eine ganz unabsehbar lange Heersäule von Reiterei, Geschützen, Wagen jeder Art, Fußvolk, Munitionskolonnen. Nur eine energische Disciplin, wie die preußische, konnte hier Ordnung festhalten und den Marsch ohne Aufenthalt fortsetzen. Allein ein starker Angriff hätte eine Katastrophe herbeiführen müſſen; denn an ein Umkehren war gar nicht zu denken.“

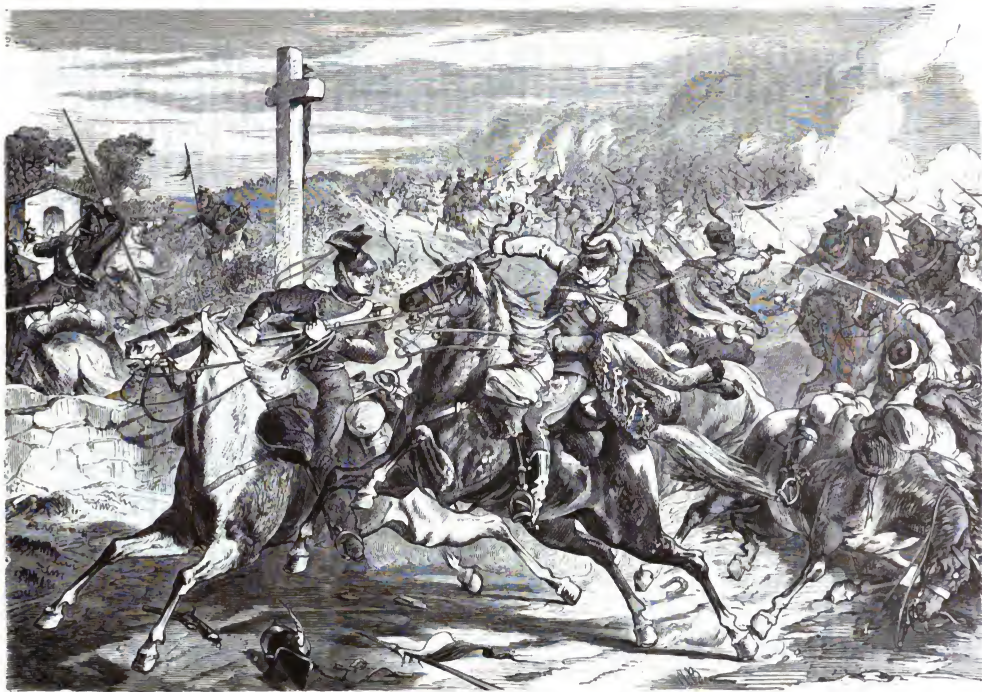
Dieser Angriff blieb aus. Kein Weg war verdorben, nirgends eine Verbarrikadirung, von keiner Seite her ein Anfall! Das war ein Glücksfall in einem Umfang, wie ihn die kühnste Berechnung oder Erwartung der preußischen Führer nicht voraussetzen konnte. Davon hat General Ramming die Schuld weder allein noch hauptsächlich zu tragen; der meiste Theil der Schuld davon trifft jedenfalls den Generalstabschef Benedek's, Krizmanic; aber auch Benedek selbst. Ramming ward zu spät entsendet, viel zu spät für die preußische Schnelligkeit, welche, da sie nicht erst von gestern her war, Benedek *selbst kennen*, würdigen und in Rechnung nehmen mußte, zumal ihm die österreichische Langsamkeit etwas Bekanntes war.

Es läßt sich nicht anders denken, als daß Ramming den Auftrag hatte, die Gebirgspäſſe zu *schließen* und die Bewegungen der Preußen zu *beobachten*. Aber die Preußen waren aus den Päſſen heraus, ehe Ramming da war. Die Oesterreicher selbst gestehen, daß das Erscheinen der Preußen für Ramming am 27. Juni etwas Unerwartetes, daß er überrascht war, und doch war Nachod schon am 26. von der preußischen Brigade Olllech besetzt; ein schlagender Beweis, daß Ramming ein sorgloser, nicht blos ein langsamer General war, und sich weder auf das Auskundschaften durch Spione verstand, noch das Talent hatte, seine Reiterei nützlich zu verwenden. Seine Reiterei war ihm denn doch unter Anderem auch dazu beigegeben, zu beobachten, auszuforschen und sichere Kunde über den Feind zu verschaffen. Hätte Ramming seine Reiterei so zu benützen verstanden, so hätte er geeilt, so wäre er den Preußen bei Nachod zuvorgekommen, so wäre er nicht überrascht worden, als ihm gemeldet wurde, die Preußen entwickeln sich am Wenzelsberge.

Von Wrchonin unweit Neustadt theilt die Straße sich in drei Straßenarme. Links geht es auf Skalitz, rechts auf Nachod, rechts und links hart am Gebirge hin; in der Mitte über Wenzelsberg und Wisokow ebenfalls nach Nachod. Wenzelsberg liegt hart bei Wrchonin.

Trotz dem, daß die Meldung über die Preußen am Wenzelsberge vermöge des Augenscheins gar keinen Zweifel über ihre Wahrheit zuließ, befolgte Ramming buchstäblich den Befehl, den er hatte, und vollführte links einen Flankenmarsch gegen Skalitz. Er bewies damit, daß er geschult war, Ordre zu pariren, daß er aber nicht gelernt hatte, daß dem Führer eines entsendeten Korps zwar „Instruktionen“ ertheilt werden, „welche seine Handlungsweise durch ein klar gestelltes Ziel regeln“, daß aber „die Art und Weise der Ausführung dem Ermessen des Kommandanten nach der Sachlage an Ort und Stelle überlassen bleibt.“

Entweder fehlte es von Haus aus dem General Ramming an der Gabe, selbständig zu handeln, oder ist es wahr, daß Benedek, wie ihm Schuld gegeben wird, an einer „unzweckmäßigen Weise der Befehlsführung litt“; daß er durch starres, unter allen Umständen auf buchstäblicher Ausführung seiner Befehle bis in's Einzelne bestehendes Kommandiren und Diktiren die Freiheit der Unterbefehlshaber im Handeln einengte und fesselte. Die Vertheidiger Clam's berufen sich zu dessen Vertheidigung darauf,



Reitergefecht zwischen preußischen Uhlanen und ungarischen Husaren bei Saar, am 10. Juli.



Italien: Kampf bei Ladrona, den 10. Juli.

wenn die Weisungen Benedek's zweckmäßiger, einfach für Clam gewesen wären, und ihm Freiheit zu manövriren gelassen hätten, so hätte er möglicher Weise sein Korps und die Hauptmacht der Sachsen zwischen Liebenau und Turnau schon am 24. vereinigt gehabt, als Prinz Friedrich Karl Reichenberg erreichte, und dann wäre es möglich gewesen, diesen einigermaßen aufzuhalten."

Erklären läßt sich aber auch das Benehmen Rammings noch dadurch, daß er, wie alle österreichischen Führer, von Wien her eine Unterschätzung des Gegners mitbrachte, daß er die Siegesgewißheit der Höflinge theilte, und daß er darum harmlos-sicher daherzog und in's Gefecht ging. Er traf um 9½ Uhr bei Skalitz ein, und beorderte zwei Brigaden zum Frontangriff auf Wisokow.

Löwenfeldt's Vortruppen hatten gerade den Punkt erreicht, wo sich von der Nachod-Skalitzer Straße südwärts die nach Neustadt abzweigt. Sie waren bis gegen die Eisenbahnstrecke vorzugehen im Begriff, welche von Josefstadt nach Schwadowitz führt, als in der linken Flanke Löwenfeldt's die ersten österreichischen Truppen sich zeigten. Ramming war jetzt voll Eile, die Preußen an der Entwicklung aus den engen, schmalen und langen Pässen bei Nachod zu hindern, und Löwenfeldt in dieselben zurückzuwerfen. Er griff lebhaft an, aber „ungeschickt", wie die Männer vom Fach sagen. Er hatte gleich anfangs 42 Geschütze zur Verfügung, während Löwenfeldt vorerst nur 8 Kanonen hatte. Ramming schob gleichzeitig eine Brigade der schweren Reiterdivision Prinz Holstein vor, während Löwenfeldt vorerst nur zwei Schwadronen zur Hand hatte. Den zwei Brigaden ließ Ramming bald eine dritte als Reserve folgen; Löwenfeldt hatte erst wenige Bataillone aus dem Engweg heraus. Dennoch hielt dieser tapfere und gewandte General dem Angriff Ramming's Stand. Diese wenigen Bataillone zog er schnell in die nächsten Waldstücke an der Straße nach Neustadt und namentlich östlich derselben; seine wenigen Geschütze, die er aus dem Paß herausgebracht hatte, setzte er in Thätigkeit. Die zwei Schwadronen, über die er bis jetzt verfügen konnte, warf er augenblicks auf die österreichischen Solms-Kürassiere, welche, acht Schwadronen stark, sich eben entwickelten und langsam vorrückten.

Löwenfeldt wußte, wie viel an seinem Standhalten hing. Sieg oder Niederlage des ganzen linken preußischen Flügels hing davon ab, wie lange seine wenigen Truppen ausdauerten und ihre Stellung behaupteten. Gelang es Ramming, Löwenfeldt in den Engweg zurück zu werfen, so konnte das nur eine volle Niederlage des Steinmetz'schen Korps nach sich ziehen. In dem Engpaß, der gepfropft voll von Truppen und Fuhrwerken war, mußte dann, bei der Unmöglichkeit einer Ausbreitung nach den Seiten hin, durch die zurückgeworfenen Vortruppen und durch den Schrecken, unter dem Nachdrängen der Oesterreicher, eine Verwirrung ohne Gränzen und die Vernichtung folgen. Darum hielt Löwenfeldt aus, und seine Leute. Darum wagten sie das Aeußerste.

Der keke Stoß der zwei Löwenfeldt'schen Schwadronen durchbricht die österreichische Kürassierlinie im Mittelpunkt. Nun aber werden sie umfaßt von den Schwadronen des rechten und linken Flügels. Sie werden mit Verlust von dieser Uebermacht zurückgeworfen. Aber Zeit ist gewonnen, und zurückgegangen unter den Schutz ihrer Artillerie und ihres Fußvolks, ordnen diese kühnen Reiter sich wieder, in dem Augenblick, da der Kronprinz von Preußen in Person von Braunau her auf dem Kampfplatz eintrifft. Der alte Steinmetz war schon zuvor auf dem Platz bei Löwenfeldt angelangt.

Steinmetz freut sich der Unerschrockenheit, die den Anlauf des an Zahl der Leute und der Geschütze so weit überlegenen Feindes ausgehalten. Er ordnet mit kühler Ruhe das Vorziehen seiner Truppen an, die rückwärts im Marsch sind, während die Vortruppen unter Löwenfeldt langsam nur Schritt für Schritt zurückgehen. Sie wenden sich immer wieder zum Feuern um. So halten sie trotz der Angriffe der Reiterei und des Fußvolks der Oesterreicher, der preußischen Hauptmacht den Paß frei, daß sie sich daraus entwickeln und die vorliegenden Höhen gewinnen können.

Nach unsäglicher Mühe wird es Steinmetz möglich, Artillerie auf den rechtsliegenden Höhen vorzuziehen. Allmälig formirt sich das preußische Korps. Die Truppen selbst, wie die Offiziere, unterstützen Steinmetz in seinen Bemühungen mit eigenem Verstand. Wie die durch Nachod ziehenden Bataillone und Schwadronen vorwärts das Feuer hören, drängen sie voran; die Artillerie zieht sich an eine Seite des engen Weges und macht die andere Seite für das Fußvolk und Reiterei frei.

Rechts von Löwenfeldt gegen Wisokow hin besetzt die vorgezogene Division Kirchbach die Höhen; dann folgt der Rest der Division Löwenfeldt, und besetzt die Berge zur Linken. Die Division Löwenfeldt bildet somit den linken Flügel der Aufstellung, die Division Kirchbach den rechten Flügel. Zum Schluß zieht Steinmetz die gesammte Artillerie des 5. Korps, 90 Geschütze, in die Gefechtslinie vor, und diese eröffnet sogleich ihr Feuer auf die Oesterreicher.

In den ersten Nachmittagsstunden ist der Aufmarsch der Preußen an der Straße von Nachod nach Skalitz und an der Straße nach Neustadt vollendet. Den Aufmarsch zu verhindern, war eben die Aufgabe Ramming's gewesen. Er hatte es sich angelegen sein lassen, das Versäumte wieder möglichst gut zu machen. Von da an aber, wo eine größere Zahl preußischer Geschütze auf den Höhen und eine größere Truppenzahl aus dem Paß heraus war, bemühte Ramming sich vergeblich, Boden zu gewinnen, obgleich er auch durch die letzte Brigade des 6. Korps und durch die Reservegeschütze desselben sich verstärkt, obgleich er jetzt über 100 Kanonen zu verfügen hat. Um 12 Uhr Mittags hat Steinmetz auch die noch zurückgewesenen Schwadronen der Reiterbrigade Wnuck

aus dem schwierigen Engpaß herausgebracht. Es sind diese Schwadronen das westpreußische Uhlanenregiment Nr. 1 und das zweite schlesische Dragonerregiment Nr. 8. Die Division Kirchbach auf der Höhe des Wenzelbergs hat bis dahin erst wenige Artillerie vorziehen können. Ihre Entwicklung sieht sich durch die österreichische Kürassierbrigade Solms gestört und gehindert, vorzugehen; denn Steinmetz hat den Entschluß und hat darnach die Weisungen gegeben, aus der Vertheidigung in den Angriff überzugehen.

Von da an schon, wo die Preußen das links der Straße gelegene Wäldchen südlich des Passes von Nachod erreicht, und in diesem Wäldchen, woraus sie Feuer sprühendes Verderben fürchteten, keinen feindlichen Mann gefunden hatten, war das Gefecht zum Stehen gekommen. An dem vernichtenden Feuer des Zündnadelgewehrs scheiterten die Angriffe der Oesterreicher. Die Preußen zogen sich den Wald hinauf, und die von unten angreifenden Oesterreicher erreichten sie nicht, wurden aber stets erreicht von den preußischen Salven, womit jene stets wieder vorgingen.

Um der Division Kirchbach ihre Entfaltung und ihr Vorgehen zu erleichtern, befiehlt Steinmetz dem 1. Uhlanen- und dem 8. Dragonerregiment unter General Wnuck die österreichischen Kürassiere anzugreifen: Dieser Angriff Wnuck's auf die österreichische Kürassierbrigade Solms, die Reiterregimenter Kaiser Ferdinand und Graf Stadion bildet den glänzendsten Punkt in dem Kampfe bei Nachod. Wnuck mit seinen Regimentern trabt an. Zum erstenmal seit hundert Jahren mißt sich wieder preußische Reiterei mit der vielgerühmten österreichischen Reiterei, und zwar auf demselben Boden, auf welchem die Preußen unter Friedrich dem Großen siegten. Wnuck geht gradaus auf die Oesterreicher, nur seine vierte Dragonerschwadron schwenkt rechts ab und fällt den Kaiser-Ferdinand-Kürassieren in die Seite. Diese werden aufgerollt. Das Handgemenge beginnt.

Der Dragonerlieutenant Raven mit einem Trompeter, einem Unteroffizier und einigen andern preußischen Reitern sehen sich nahe an der österreichischen Standarte. Sie werfen sich auf den Träger. Der aber führt mächtige Streiche, und erst als er unter den Hieben der Uebermacht vom Pferde sinkt, gelingt es, die Fahnenstange ihm zu entreißen. Auch das Uhlanenregiment erobert eine österreichische Standarte. Die österreichische Reiterei ist auf allen Seiten geworfen, so großen Verlust sie der preußischen beibringt. Das 1. Uhlanenregiment erobert drei Geschütze, das 8. Dragonerregiment reitet zwei österreichische Vierecke nieder. Das preußische Fußvolk hat während dem in aufgelöster Ordnung ununterbrochen gefeuert.

Dieser glanzvolle und erfolgreiche Reiterangriff, bei welchem General Wnuck und die beiden Regimentskommandeure, Treslow vom 1. Uhlanenregiment und Wichmann vom 8. Dragonerregiment, verwundet, Major Natzmer getödtet wurde, macht das vollständige Vorziehen aller Batterien des Korps und den Aufmarsch des Fußvolks erst möglich.

Steinmetz läßt alle seine Geschütze spielen. Diese haben nicht lange gefeuert, so geht er mit seinem ganzen Fußvolk angreifend vor. Die Artillerie hatte eben so rasch als genau geschossen und Luft gemacht. An verschiedenen Stellen kommt es zum Bajonnetangriff, damit nehmen die Preußen die vorliegenden Waldpartien. Auch eine dritte Fahne wird dem österreichischen Fußvolk hier abgenommen.

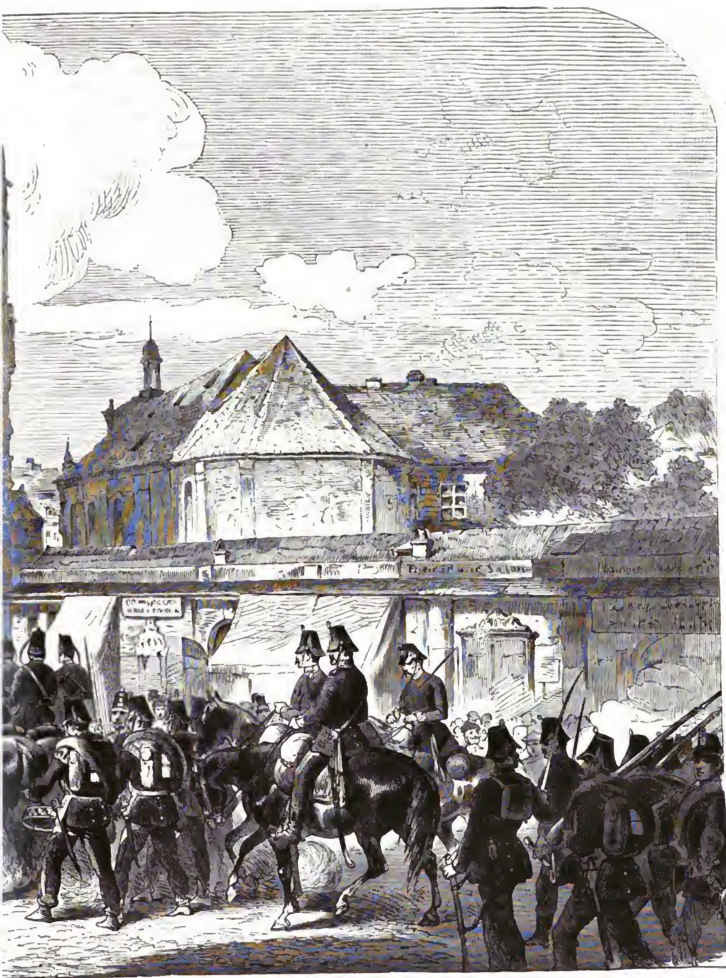
Der Verlust dieser Feldzeichen that noch lange nachher dem österreichischen Heer und Volk so wehe, daß vorgespiegelt wurde, die bei Nachod durch die Preußen gewonnenen Fahnen seien „durch Infanteriefeuer verloren gegangen und später nicht zu finden gewesen.“ Freilich spiegelte man zugleich auch dem österreichischen Volke vor, „bei Nachod haben die Oesterreicher gesiegt, und ihre Reiterei die größten Heldenthaten ausgeführt.“ Kein preußischer Reiter hat den österreichischen Reitern die Hochachtung versagt, Offiziere und Gemeine haben die Tapferkeit derselben, ihre Ausdauer und Gewandtheit auf dem Pferde gerühmt. Trotzdem sind die Oesterreicher bei Nachod unter der Führung ihres Generals von Ramming geschlagen worden, und zwar sehr.

Bald nachdem Steinmetz mit seinem ganzen Fußvolk vorgegangen ist, weicht Ramming auf allen Seiten. Er hat seine letzte Brigade in's Gefecht gebracht ohne Erfolg. So große Verluste auch die Preußen erlitten haben und erleiden, sie lassen sich nicht aufhalten. — Eine große Reihe von Offizieren ist verwundet oder todt, schwer verwundet sogar der Befehlshaber der 17. Fußvolkbrigade, General von Olleck, und der Oberst von Walther, der Kommandirende des 46. Fußregiments. Noch einmal nimmt die österreichische Kürassierbrigade Solms, wieder gesammelt, ihre Kraft zusammen, dem Vordringen der Preußen zu wehren. Von vorn gefaßt, von den preußischen Uhlanen in die Flanke genommen, muß sie weichen. Nur bei Wisokow, auf ihrem äußersten linken Flügel, halten die Oesterreicher noch Stand; aber bald müssen sie auch dieses Dorf aufgeben; die Preußen haben es in kurzer Zeit in Brand geschossen. Es ist halb 4 Uhr: Ramming ist in vollem, bald in eiligem Rückzug auf Skalitz. Er hat vom Hauptquartier Benedek's sich dringend Verstärkung erbeten; die nächsten Unterstützungen hat er nur über Skalitz zu erwarten. Er hatte an Benedek aufrichtig gemeldet, er habe ein Sechstel seines Korps verloren, und ohne rasche Unterstützung könne er sich in Skalitz nicht halten.

29 Bataillone, 16 Schwadronen und 100 Geschütze hatten die Oesterreicher an diesem Tage im Gefecht gehabt, und doch waren sie von den mühselig aus den schwierigen Engwegen sich herauswickelnden Preußen, die an Zahl während des größten Theils der Kampfdauer ohne Vergleich schwächer waren, geschlagen und zurückgetrieben worden, unter Verlust von drei Feldzeichen, fünf Geschützen und 6000 Mann,



Einmarsch preußischer Truppen in Prag am



8. Juli. Nach einer Zeichnung von O. Günther.

worunter 2000 „unverwundete" Gefangene, wie preußischerseits zugegeben ist.

Diese große Zahl unverwundeter Gefangener ist allgemein in Europa als ein Beweis angesehen worden von einer vorhandenen sittlichen Entartung in dem österreichischen Gesammtheer. Diese vorhandenen moralischen Schäden im Lager mußten entsittlichend, zersetzend, und in den Bewegungen lähmend, weiter fressen; und daraus auch erklärt sich, warum es gerade so und nicht anders ging auf den Schlachtfeldern, warum die Oesterreicher, selbst wenn sie zuvor im Vortheil waren, mehrmals plötzlich sich im Nachtheil sahen, trotz ihrer Ueberlegenheit an Zahl; ganz abgesehen von dem Grad der Begabung ihrer Führer. Die österreichische Armee, dieser Mischmasch von Nationalitäten, hatte vornherein ja Bestandtheile in sich, welche nicht nur begeisterungslos, sondern mit einer dem Wiener Hof feindseligen nationalen Gesinnung in den Krieg gegangen waren. Das ist wesentlich auch etwas mit von dem, was zu Oesterreichs Unglück im Felde beitrug. Der größte Theil der paar Tausend „unverwundeter Gefangener" von Nachod waren — Ungarn. Sie wurden sofort nach Neisse gebracht. Dort waren die aus der ungarischen Revolution bekannten Generale und Flüchtlinge Klapka und Vetter. Diese hatten bereits dort eine „ungarische Legion" gebildet, um unter preußischer Fahne gegen Oesterreich zu fechten. Die größere Hälfte der gefangenen Ungarn trat in diese Legion ein.

Es ist auch hier wieder sehr zu bedauern, daß bis jetzt von Oesterreich weder amtliche noch halbamtliche militärische Mittheilungen über den Gang der Schlachten und Gefechte, über die Intrigen und Vorfälle im Innern des österreichischen Heerlagers veröffentlicht worden sind. Wenn tausendweis die in Berechnung genommenen Mitkämpfer unverwundet sich gefangen nehmen lassen, d. h. passiv übergehen, so gibt das Lücken in der Aufstellung, welche den ganzen Gang des Gefechtes ändern und die Niederlage bei der ursprünglichen Ueberlegenheit an Zahl erklären.

Die preußische Reiterei und einiges Fußvolk verfolgten den rückziehenden Ramming nicht weit. Steinmetz sah, daß das 5. Korps zu sehr gelitten hatte, und, wie durch den heißen Schlachttag, so durch den Eilmarsch auf Nachod zu sehr erschöpft war. Er zog darum sogar zur Besetzung der Vorposten von dem ihm folgenden 6. preußischen Korps die 22. Brigade vor, welche am Abend ihre Stellung als Vorhut einnahm. Daß die Preußen bei Nachod den Sieg mit 22 Bataillonen gegen 29, und an Reiterei der Zahl nach schwächer als die Oesterreicher, erfochten, auf schwierigsten Bodenverhältnissen, und daß die jungen preußischen Krieger sich wie alte Soldaten geschlagen hatten, ist wahr; daß die Preußen aber bei Nachod außerordentlich großen Verlust hatten, ist klar, und lächerlich fand und findet man darum die preußischen Angaben in Zeitungen und geschichtlichen Schriften, die Preußen haben bei Nachod nur sechshundert Todte und Verwundete gehabt.

So war von der 2. preußischen Armee ein schönes Stück ihrer Aufgabe glücklich gelöst. Sie hatte die Engpässe hinter sich. War auch ihr rechter Flügel unter Bonin geschlagen, so hatte doch der linke unter Steinmetz einen bedeutenden Sieg und den schwierigsten Paß gewonnen, und der Mittelpunkt, das Gardekorps, war noch frisch, ganz unberührt.

Noch lag aber das Ganze für die Oesterreicher so, daß dieser 2. Armee, wie Männer vom Fach erklärt haben, der Untergang bereitet werden konnte, wenn „Benedek die Lage auszunützen verstand." War Ramming am 27. Juni geschlagen worden, so hatte doch am selben Tage Gablenz gesiegt, und mehr als zwei Korps hatte Benedek an diesem Tage nicht im Gefecht gehabt. „Es war für ihn noch nichts verloren, der 28. Juni konnte viel wieder gut machen, aber er mußte an diesem Tage durchgreifen. Wenn jemals, außer am 3. Juli, die Stunde für ihn gekommen war, dem Feldzug eine andere, bessere Wendung zu geben, so war es der Tag des 28. Juni. Es war der letzte Tag vor dem Entschluß, das angriffsweise Vorgehen ganz aufzugeben. Seine Aufgabe war es am 28. Juni, das Steinmetz'sche Korps unter allen Umständen wieder in den Engpaß von Nachod zurückzuwerfen und gleichzeitig sein 10. Korps unter Gablenz bei Trautenau genügend zu unterstützen." — So urtheilt die Stimme eines ganz auf preußischer Seite stehenden, ungenannten aber bestunterrichteten Kriegskundigen. Auch andere preußische Stimmen haben erklärt, es habe gar kein Zweifel darüber obwalten können, daß Benedek vorn herein zuerst gegen den linken Flügel der Armee des preußischen Kronprinzen vorgehen, diesen bei Skalitz schlagen und dann bei Eipel auf den Mittelpunkt der kronprinzlichen Armee, auf das Gardekorps, fallen mußte, mit zusammengefaßten, weit überlegenen Streitkräften.

Da das bis zum 27. Juni von ihm nicht beliebt worden war, so mußte und konnte er es am 28. um so mehr und um so gewisser thun. Diese Anschauung hatten auch einige Obersten in Benedek's Hauptquartier am 27. Abends; sie beschworen den Generalstabschef Krismanic, man müsse unverweilt die Armee des preußischen Kronprinzen mit allen Kräften anfallen. Krismanic antwortete, der Kronprinz genire ihn nicht; im Gebirge seien keine Erfolge zu erfechten, und was derlei Redensarten weiter waren. Krismanic selbst aber war darin nur der Nachhall Benedek's, welcher auch jetzt noch, nachdem die Sachen sich so gestaltet hatten, mit der ihm eigenen Starrheit an dem früher gefaßten Plan, „mit dem Prinzen Friedrich Karl zuerst anzubinden", unerschütterlich festhielt. Alles, was bis jetzt auf dem böhmischen Kriegsschauplatz vorgegangen war, machte ihn und Krismanic in ihrem Plane nicht irre. Das „verdarb Benedek's Spiel", wie ein österreichisch gesinnter Kritiker vom Kriegsfach sich ausdrückt.

Benedek befiehlt dem Erzherzog Leopold, Ram-

ming zu ersetzen. Ramming hatte den Erwartungen Benedek's gar nicht entsprochen. Er hatte aus dem Hauptquartier die Weisung mitgenommen, nach Skalitz zu marschiren. Es wird erzählt, den Feind anzugreifen, scheine nicht ausdrücklich bestimmt gewesen zu sein. Man hat an Ramming getadelt, daß er im feindlichen Geschützfeuer den Flankenmarsch nach Skalitz ausführte, und alsdann seine Brigaden gegen die Höhen von Wisokow stürmen ließ. Er hätte, wird gesagt, „augenscheinlich ohne Zeitverlust, wenn er überhaupt angreifen wollte, oder angreifen mußte, auf dem Höhenrücken des Wenzelsberges vorgehen sollen. Eine Brigade konnte sogar, am linken Mettauufer vorrückend, Nachod bedrohen."

Benedek beklagte sich über Ramming. Ramming's Benehmen hat man in eigenthümlicher Weise zu erklären versucht. „Die stärkste Seite," sagt ein mit den Verhältnissen Vertrauter, „sei bei General Ramming nicht jener Ueberblick auf dem Schlachtfelde, welcher rasch alle Chancen des Gelingens erfasse und große Thaten gebäre. Doch in dem Falle Ramming's sei schwer zu fehlen gewesen, und darum möchten es vielleicht persönliche Gründe sein, welche seine Handlungsweise bestimmt haben. Benedek und Ramming seien persönliche Feinde, und Letzterer habe bei der Rachsucht und Rücksichtslosigkeit seines Oberbefehlshabers guten Grund gehabt, vorsichtig zu sein, und vor Allem ihm ertheilte Befehle buchstäblich-pünktlich zu vollziehen." Dank war Benedek jedenfalls dem General Ramming für seine Thaten am 27. Juni so wenig schuldig, als die österreichischen Völker, deren Söhne er als Todte und als Verwundete massenhaft auf dem Schlachtfeld liegen ließ. War aber Erzherzog Leopold der Mann, auf welchen ein großer Feldherr in diesem Fall, in welchem es galt, eines Andern Fehler in verhängnißvoller Tragweite schnell gut zu machen, rechnen konnte?

Das 6. österreichische Korps unter Ramming war bei Nachod so übel mitgenommen und demoralisirt, daß es theilweise zurückgenommen werden mußte. Da das 1. preußische Korps unter Bonin für den 28. Juni nicht gut kampffähig war, so hatte Benedek immer noch fünf Korps verfügbar gegen drei preußische Korps. Von diesen fünf Korps Benedek's stand das 3. Korps so, daß er auch dieses mit der Eisenbahn von Böhmisch-Trübau augenblicklich nach Josefstadt ziehen konnte. Nach den Erfahrungen des 27. Juni war klar, daß er in der Richtung auf Olmütz von den Preußen nichts zu besorgen hatte, und daß die Entscheidung an der Aupa lag. Benedek aber ließ auch noch am 28. Juni sein 4. Korps ruhig bei Königinhof stehen, sein 2. und 3. Korps zog er ebenfalls nicht in Verwendung. In der Schlacht von Magenta hatte Giulay eine starke Reserve gehabt, aber sie nicht in's Gefecht gezogen, und dadurch die Schlacht verloren. Benedek war in der Magenta-Schlacht mit gewesen, aber die Anordnungen, die er am Ende des Juni 1866 auf böhmischem Boden traf, zeigen, daß er die Lehre von Magenta sich nicht zu Nutze machte. Er hatte starke Reserven, aber er verwerthete sie nicht. Er erfaßte nicht richtig und er that nicht, was die Lage von ihm forderte. „Seine Dispositionen sprechen dafür," sagen die Fachmänner.

Benedek's einzige Anordnung war, daß er das 6. Korps bei Skalitz durch das 8. Korps verstärkte, durch das Korps des Erzherzogs Leopold, mit der Weisung an Letztern, dieses in die erste Linie zu nehmen, und über die gesammten Kräfte, welche vom 28. Juni Morgens ab in den Kampf kommen würden, den Befehl zu führen. Erzherzog Leopold führte seine drei Brigaden von Jaromierz nach Skalitz; die vierte Brigade unter Rothkirch war zum Schutz der Eisenbahn bei Böhmisch-Trübau detaschirt.

Gegen Mittag standen das 8. Korps Leopold's, das 6. Ramming's und das 4. Korps des Grafen Festetics zwischen Skalitz und Jaromierz, die Reiterdivision Taxis zwischen Skalitz und Kosteletz, das 2. Korps des Grafen Thun-Hohenstadt bei Neupleß, das 3. Korps des Erzherzogs Ernst bei Dubenetz.

Am 28. Juni zwischen 10 und 12 Uhr war Benedek in Person bei seinem 8. Korps erschienen. Er ließ einige Schießversuche anstellen, wies das 6. Korps (Ramming) nach Josefstadt zurück, und gab dem Erzherzog Leopold den Befehl, „bis 2 Uhr zu warten, ob der Feind angreife, dann aber nach Josefstadt zurückzugehen." Darauf ritt er wieder hinweg. Was er mit diesem Ritt wollte, da er weiter nichts vornahm, ist bis heute unerklärt. Die Fassung seines Befehls an Erzherzog Leopold wurde später dahin ausgelegt, der Erzherzog hätte vor einem übermächtigen Gegner nach Josefstadt ausweichen sollen. Bis 2 Uhr — so weit war der Befehl klar und bestimmt — mußte Leopold, wofern kein Angriff erfolgte, jedenfalls abmarschiren, Josefstadt zu. Benedek's Sinn und Zweck bei der Aufstellung Leopold's konnte also nur der sein, derselbe solle „den Feind beobachten."

Das war das Einzige, was hier Benedek anordnete, statt mit dem 6., 8. und 3. Korps kraftvoll zum Angriff auf das Steinmetz'sche Korps vorzugehen, dieses mit Uebermacht zu erdrücken und in die Gebirgspässe zurückzuwerfen. Die Mattheit des Verhaltens Benedek's auf dieser Seite kam den Preußen sehr zu gute, und Steinmetz wußte dieselbe zu benützen. Um halb 1 Uhr griff Steinmetz mit der vom 6. Korps vorgezogenen 22. Brigade und mit seinem 5. von gestern lorbeerreichen Korps an.

Erzherzog Leopold hatte mit seinem frischen, unberührten 8. Armeekorps vorwärts von Skalitz und der Aupa zu beiden Seiten der Straße von Nachod und der Schwadowitzer Eisenbahn Stellung genommen, anderthalb Stunden von dem Schlachtfeld des vorigen Tages. Ein Theil der Truppen des Ramming'schen Korps blieben ihm zur Reserve, alle die, welche noch nicht den Abmarsch nach Josefstadt angetreten hatten. Nicht um, wie man in preußischen Berichten liest, „das Defilé von Nachod dem General Steinmetz wieder zu entreißen," nahm der Erzherzog diese Vorwärtsstellung. Das Gegen-



Angriff der hessen-darmstädtischen Truppen auf das von der preußischen Brigade Wrangel besetzte Dorf Frohnhofen bei Laufach, am 13. Juli.



theil erhellt ja aus dem Vorhergehenden. Steinmetz, der kühne Alte, nicht der Erzherzog, war der angreifende Theil, obgleich Steinmetz keine frischen Truppen, als nur jene 22. Brigade und das einzige Königsgrenadierregiment, das zweite westpreußische Nr. 7, vorführen konnte; alle seine andern Truppen waren gestern im Gefecht gewesen, und nur dieses Regiment unberührt in Reserve geblieben.

Steinmetz muß durch seine Kundschafter gut unterrichtet gewesen sein. Selbst angenommen, daß er nicht wußte, daß Benedek sein 2., 3., 4. und sogar sein 6. Korps gegen Gitschin, um den Prinz Friedrich Karl zu schlagen, marschiren zu lassen beschlossen hatte, so wußte er jedenfalls genau, was und wieviel ihm hier vor Skalitz gegenüber stand. Die Wahrnahme, daß allen Heertheilen der 2. preußischen Armee unter dem Kronprinzen die Gebirgspässe ohne Vertheidigung überlassen worden waren, hatte das Hauptquartier des Kronprinzen auf die Vorstellung gebracht, das sei von Benedek so angeordnet, und damit stand die Ueberzeugung fest, daß Benedek die Absicht habe, sich mit ganzer Macht auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu werfen. Daher der Beschluß, desto schleuniger mit allen Heertheilen der 2. Armee vorzugehen, um dem Prinzen Friedrich Karl Luft zu machen, indem man Benedek für seinen Rücken Besorgnisse erwecke. Steinmetz war vor Andern der Mann, schleunig vorzugehen. Er, der keine frischen Truppen hatte, griff den Erzherzog trotz der frischen Truppen desselben, und trotz dessen Ueberlegenheit an Zahl der Geschütze an, und warf das 8. österreichische Korps mit seinem Erzherzog nach Trebesow zurück.

Am Morgen des 28. Juni war Steinmetz aus der Gegend von Nachod aufgebrochen, um auf Gradlitz zu ziehen, erhaltenem Befehl gemäß. Seine Vorhut, die unaufgehalten durch Wisokow vordrang, meldete ihm den Heranzug bedeutender österreichischer Streitkräfte. Einen Flankenmarsch konnte er jetzt nicht wagen. Er beschloß sofort die Oesterreicher anzugreifen, zu werfen und sich rechts nach Gradlitz zu ziehen. Um von diesem Ort und dadurch von seiner Verbindung mit der übrigen Armee nicht abgedrängt zu werden, ließ Steinmetz seine Vortruppen die große Straße nach Skalitz einschlagen, seine Hauptmacht aber auf Studnitz vorrücken. Er theilte seinen Plan den Befehlshabern unter ihm mit, und zu der eben vorhin genannten Zeit, halb 1 Uhr Mittags, eröffnete die Artillerie seiner Vorhut, bei welcher er selbst war, das Feuer, und die Oesterreicher beantworteten es. Ein Blick auf die Karte und auf die Anordnungen des preußischen Generals führt von selbst auf die Annahme, daß Steinmetz sehr genau wußte, welchem Feldherrn er gegenüber stand, daß er wohl mit eigenem Auge den österreichischen Oberfeldherrn, Benedek, wenn nicht kommen, so doch abreiten sah, wohl auch — denn die Zwischenzeit reichte vollkommen dazu hin — von den nichtssagenden Weisungen und Anordnungen Benedek's ganz genaue Kunde hatte. Von preußischer Seite, und zwar von eben so sachkundiger als ehrenhafter Seite, ist ausdrücklich zugestanden, „die besten Vortruppen, Patrouillen u. s. w. ersetzen nicht ein gutes Spionirsystem, und obgleich Oesterreich bewiesen habe, daß man auch ohne die erste Bedingung Montecucolis d. h. ohne Geld — Krieg führen könne, habe der preußische harte Thaler selbst auf eine fanatisirte Bevölkerung seinen gewinnenden Einfluß nicht verfehlt."

Nur so etwas erklärt die kühnen Anordnungen und Bewegungen, die Steinmetz am 28. Juni machte. Diese hätte er niemals gemacht und machen können, wenn er nicht genau gewußt hätte, daß weder Benedek, noch ein ihm ähnlicher General, sondern der Erzherzog Leopold an diesem Ort die Oesterreicher befehligte.

Erzherzog Leopold, vollends seinem Benedek'schen Befehl gemäß, ließ sich ruhig angreifen, „in energischer Defensive vor Skalitz an der Eisenbahn und Heerstraße, welche nördlich und südlich von zwei Wäldern flankirt wird." Wie mag der alte erfahrene Steinmetz gelächelt haben, als er seinen Hauptgegner und auch erfahrenen Kriegsmann nach Josefstadt zurückreiten sah! Schwerlich hörte Benedek — die Gebirgskrümmungen verdeckten es ihm — das Geschützfeuer der Preußen, das Steinmetz erst hinter ihm drein eröffnete. Mit Einem Blick hatte Steinmetz die Bodenverhältnisse des Kampffeldes überschaut. Das Terrain war sehr durchschnitten. Die Reiterei, an welcher der Erzherzog überlegen war, eben so die Ueberzahl seiner Artillerie, war auf diesem Boden nicht gut verwendbar. Das Fußvolk also mußte hier entscheiden.

Zuerst brachte die österreichische Artillerie vom linken Flügel her, von den Höhen nördlich von Skalitz an der Aupa, den Preußen schwere Verluste bei. Das preußische Fußvolk suchte zu wiederholten Malen diese Höhen zu stürmen. Die frischen österreichischen Truppen traten ihm kräftig entgegen, auf beiden Seiten deckten viele Todte und Verwundete den Abhang. Unter den gefallenen Oesterreichern war hier auch der General von Fragnem und der Oberst-Brigadier von Kreyßern. Bei dem todten Fragnem fanden die Preußen den Befehl Benedek's, das 6. Korps durch das 8. zu verstärken, und eine Kundmachung Benedek's an die Bevölkerung der preußischen Bezirke, in welche derselbe einzurücken gedachte.

Das Gefecht schwankt hin und her. Eine zeitlang steht es. Von Kosteletz schickt der Kronprinz von der preußischen Garde die Reiterbrigade des Prinzen Albrecht Sohn und die 3. reitende Batterie zu Hülfe. Ein Theil des Steinmetz'schen Korps ist, beständig im Kampf, bis nach Großstudnitz gekommen; Steinmetz bemerkt plötzlich, daß die österreichischen Batterien des linken Flügels abfahren und ein entschiedenes Schwanken auf dieser Seite eintritt; bald darauf zeigen sich dort in der Ferne die blitzenden Helme der preußischen Gardekürassiere.

Es war klar, aus dieser Gegend hatten die Oesterreicher keinen Angriff erwartet; sie waren stutzig

geworden und rasch zurückgegangen. Diese Wirkung des Erscheinens dieser Kürassierbrigade war von Bedeutung, wenn sie auch nicht unmittelbare Unterstützung durch Eingreifen in den Kampf gewährte, da das waldige und durchschnittene Schlachtfeld die Reiterei dazu nicht recht verwenden ließ.

Die Preußen litten durch die österreichischen Batterien auf der nördlich von Skalitz gelegenen Höhe noch fortwährend, und um so mehr, da wegen der Dichtheit des Waldes preußischerseits keine Artillerie dagegen vorgebracht werden konnte. So blieb die Beseitigung dieser Batterien dem Fußvolk allein überlassen. Nördlich der Eisenbahn gingen das 47. und 58. Regiment und die 22. Brigade, südlich die Königsgrenadiere vor. Hatten diese sich zuvor weder durch Barrikaden auf der Heerstraße noch durch das furchtbare Granatfeuer des Gegners aufhalten lassen, so brachen sie jetzt noch todesmuthiger vor. Die Grenadiere waren es, als die zuerst Nahekommenden, welche von den österreichischen Kanonieren mit Shrapnels überschüttet wurden. Haufenweise stürzten die Stürmenden. Erst als gleichzeitig das 47. Regiment vor den Batterien erschien, verließen die österreichischen Kanoniere den Kampfplatz; mehrere Geschütze wurden mit dem Bajonnet genommen, die andern wurden von den österreichischen Artilleristen gerettet. Das Zurückgehen der österreichischen Artillerie war das Zeichen zum Vormarsch der Preußen auf der ganzen Linie. Ueberall eilten die Schützenketten und die Kolonnen vorwärts. Da die Mannschaft des am 27. Juni geschlagenen Ramming'schen Korps am 28. nur lau focht, so lag die Last des Tages auf dem 8. österreichischen Korps fast allein. Seine Kräfte erschöpften sich endlich, und der Erzherzog ordnete den allgemeinen Rückzug gegen Jaromierz an. Schon die Fassung des ihm von Benedek gewordenen Befehls wies ja darauf, daß er vor einem übermächtigen Gegner nach Josefstadt auszuweichen hatte. Statt diesem Befehl des Oberfeldherrn, unter Erwägung der Umstände, pünktlich Folge zu geben, ließ der Erzherzog Leopold sich von Steinmetz gründlich schlagen, und retirirte an diesem Tage noch bis auf die Höhen von Trebesow, Schweinschädel und Dolan, welch letzteres in der Mitte zwischen Skalitz und Jaromierz liegt.

Fast ohne Unterstützung der in dem sehr durchschnittenen Terrain bis zuletzt nicht gut verwendbaren Reiterei und Artillerie überall zurückgedrängt, erlagen auch hier die Oesterreicher der eigenen mangelhaften Führung; denn die tapferste Gegenwehr der Truppen wird von dem Sieger anerkannt. Skalitz wurde gestürmt und im ersten Anlauf genommen. Die Zahl der Gefangenen, welche der Erzherzog verlor, betrug 4000, die Zahl der Geschütze betrug 8; sein Gesammtverlust nach einer Oesterreich freundlichen Angabe 6000. Auch zwei Feldzeichen gingen in Verlust.

Der Sieg der Preußen bei Skalitz hatte noch eine unberechenbar größere moralische Bedeutung, welche durch ganz Europa nicht unbemerkt blieb. Die Zahl der Streitkräfte war gleich; durch Terrain und Artillerie waren die Oesterreicher weit überlegen; an frischen Truppen waren sie es den Preußen ebenso; die Mehrheit der Preußen hatte das heiße Gefecht des vorigen Tages, der andere Theil wenigstens anstrengende lange Märsche in glühender Sonnenhitze in Feindeslande, schon durchgemacht, während die Oesterreicher im eigenen Lande nur kurze Zeit marschirt waren. Selbst der denkende Freund Oesterreichs sah daraus, daß zwar der Oesterreicher so tapfer war, als der Preuße, daß aber der Preuße, vermöge der eigenthümlichen Zusammensetzung seines Heeres, mehr geistige und sittliche Beweglichkeit, mehr Spannkraft, mehr Fähigkeit darum auch hatte, Strapazen zu ertragen. Daraus zogen die Denkenden schon jetzt ihre Schlüsse für den Ausgang einer großen Entscheidungsschlacht zwischen beiden Hauptheeren.

Auf preußischer Seite war der Sieg mit viel Blutverlust erfochten worden, und als die Sieger auf dem Schlachtfelde bivouakirten, fand sich, daß die Königsgrenadiere nur noch zehn unverwundete Offiziere unter sich hatten. Eine Hauptrolle in dem Kampfe bei Skalitz spielte der südlich vor der Stadt gelegene Wald. Diesen mußte das Königsregiment unter dem furchtbarsten Granatenfeuer der Oesterreicher erreichen, und hier war es, wo dasselbe, als es den Wald erreicht hatte, als eine Mauer von Helden Stand hielt, und die überlegenen Angriffe der Oesterreicher so lange zurückwies, bis das 46. und 52. Regiment anlangten, und nun angriffsweise vorgegangen werden konnte. — Die Einbuße der Preußen an diesem Tage war so groß, daß trotz des entschiedenen Sieges das preußische Fußvolk außer Stand war, die zurückgehenden Oesterreicher mit irgend einem Nachdruck zu verfolgen. Nur Artillerie und Reiterei folgten dem Erzherzog auf seinem Rückzug, und die letztere konnte bei diesen Bodenverhältnissen nur geringen Erfolg haben. Hätte Steinmetz noch frische Truppen, um die er zeitig bei dem Kronprinzen angesucht, die aber dieser ihm nicht hatte abgeben können, nach dem Siege zur Verfügung gehabt, so wäre der geschlagene Erzherzog aufgerieben worden.

Benedek empfing die zwei geschlagenen Korps, das 8. und das 6., wie es scheint, in dem Glauben, daß, wo nicht Alles unter seinen Augen geschehe, die Sachen schlecht gehen. Am 29. Juni beurlaubte Benedek den Erzherzog Leopold „als leidend", und ersetzte denselben in der Führung des 8. Korps durch den Generalmajor Josef Weber, den Erzherzog durch einen Bürgerlichen.

Mit Verdruß sah Benedek, daß auf seinem rechten Flügel das 8. und 6. Korps nicht vermocht hatten, ihre Aufgabe zu erfüllen. Diese einzige Thatsache war geeignet, ihn von der Voraussetzung zu heilen, daß „zwei österreichische Korps vollkommen genügen, ein preußisches Korps zurückzuwerfen." Warum ließ Benedek an diesem Tage sein 4. Korps bei Königinhof und sein 3. Korps bei Josefstadt in



Das Gefecht bei Tobitschau am 15. Juli: Sturm auf die österreichischen Batterien durch eine Schw



dron des 5. preußischen Kürassierregiments. Nach einer Originalskizze gezeichnet von Chr. Sell.

völliger Unthätigkeit stehen? So starr er auch an seinem einmal gefaßten Plan, den Prinzen Friedrich Karl zuerst zu schlagen, fest halten mochte, sicherer wäre es denn doch gewesen, wenn Benedek, statt den Erzherzog Leopold allein gegen Steinmetz zu schicken, in Person bei Skalitz, wo er ja zwei Stunden war, geblieben wäre, und zu dem 8. Korps des Erzherzogs wenigstens noch das 3. Korps, wo nicht noch weitere Streitmacht, herangezogen hätte. Denn das 3. und 4. Korps saßen ja an diesem Tage ganz unbeschäftigt. Er hatte zwar wohl den Plan, mit dem 2., 3., 4. und 6. Korps gegen Gitschin zu marschiren. Aber er marschirte ja an diesem Tage nicht; Ruhe brauchten das 3. und 4. Korps auch nicht, sie hatten ja bisher geruht. Was Benedek vor der Untersuchungskommission behauptet hat, genügt nicht. Vielleicht erklärt er später aus den geheimen Verhältnissen des Hofs und des Heers der Welt das näher, was bis jetzt, wenn auch nicht unerklärlich, doch wenigstens in Bezug auf seine Person nicht so klar ist, als man es für ihn wünschen möchte.

Es war für Benedek ein harter Schlag, daß der Erherzog Leopold dem Gefecht nicht ausgewichen war. Denn Benedek hatte alle seine Gedanken und Anordnungen dahin zusammengefaßt, mit seiner Hauptmacht am Morgen des 29. Juni gegen den Prinzen Friedrich Karl zu marschiren.

Das war die Zeit, in welcher Benedek an Clam-Gallas jene verhängnißvoll gewordene Nachricht abgeschickt hatte, das 3. österreichische Armeekorps werde am 29. Juni in Gitschin eintreffen. Am 28. Nachts hatte Benedek dieselbe an Clam-Gallas abgehen lassen, am 29. Mittags hatten der Kronprinz von Sachsen und Clam-Gallas sie erhalten; es war noch ausdrücklich beigefügt, daß vier Korps der Hauptarmee am 30. Juni gegen Turnau und Lomnitz vorrücken werden. Auf das hin hatten der Kronprinz von Sachsen und Clam-Gallas bei Gitschin das Gefecht in schlechter Stellung angenommen, nur um noch vor Ankunft dieses 3. Korps, bei dem sie wohl Benedek selbst vermutheten, sich Siegeslorbeeren zu pflücken, und waren geschlagen worden. Kaum war von Benedek in der Nacht des 28. aber an Clam-Gallas jene Botschaft abgeschickt, als er Gegenbefehle für das 3. und für die andern Korps gab. Der Marsch des 3. Korps auf Gitschin, sowie der Marsch seiner ganzen Hauptmacht konnte nicht fortgesetzt werden; denn nicht lange auf die Nachricht von den schlechten Geschäften des Erzherzogs Leopold und bald nach Abgang der Botschaft von Clam-Gallas traf eine zweite, schwerere Unglücksmeldung ein, die Nachricht, Gablenz habe sich überfallen lassen, und das von diesem befehligte, am 27. Juni so siegreiche 10. Armeekorps sei zersprengt.

Gablenz hatte nach seinem Siege bei Trautenau von Benedek den Befehl erhalten, am 28. rechts abzumarschiren über Prausnitz, und die Truppen der preußischen Armee, „welche etwa zwischen Bonin und Steinmetz vorrücken könnten", aufzuhalten. Diese Bewegung des 10. Armeekorps unter Gablenz sollte durch das 4. österreichische Korps unterstützt werden. Eine Brigade von der Vorhut desselben, eben die unter dem Befehl des Grafen Emerich von Fleischhacker, war bereits in Prausnitz und Neuschloß angekommen. In Prausnitz befehligte Oberst Stocklin.

Am 27. Juni sechsdreiviertel Uhr Abends hatte General Fleischhacker, weil er die Flanke des 10. Korps zu decken hatte, seine Aufstellung an Gablenz berichtet. Im Hauptquartier des Generals Gablenz glaubt man irrigerweise, die Hälfte seiner Brigade stehe in Prausnitz-Keule, und hält in Folge davon die rechte Flanke des Korps für ausreichend gesichert.

Prausnitz-Keule ist nur anderthalb Stunden von Neu-Rognitz entfernt. Hier, inmitten der Brigaden Mondel und Knebel, befindet sich das Hauptquartier von Gablenz. In einer Stunde vermag ein von Neu-Rognitz bis Prausnitz-Keule entsendeter Ordonnanzoffizier wieder einzutreffen. Die Natur der Sache und Lage gebietet ohnedieß, dem Obersten Stocklin Weisungen zu ertheilen, welcher in Prausnitz stand. Stocklin hatte nur über eine halbe Schwadron Reiterei zu verfügen. Er hätte, auch in Prausnitz-Keule stehend, nicht vermocht, weithin die Gegend aufzuklären. Dagegen führen von Rognitz gerade Wege nach Eipel; Gablenz hatte zwei Reiterregimenter, Windischgrätz-Dragoner und Grünne-Uhlanen, zu seiner Verfügung; er konnte also leicht und in kurzer Zeit durch Reitereiverwendung sich davon unterrichten, ob seine rechte Flanke ausreichend gedeckt sei oder nicht, und die Bewegungen des Feindes beobachten. Das geschah nicht. Die Schuld davon fällt ganz auf den Chef des Gablenz'schen Generalstabs. Irrthum und Versäumniß aber rächte sich bald genug und schwer.

Gablenz verstand die Vortheile der Bodenverhältnisse besser, als andere österreichische Generale, zu benützen; er hatte das soeben bei Trautenau bewiesen. Er war ein einsichtsvollerer Feldherr. Aber der Sieg, wie der Verlust und die Erschöpfung vom vorigen Tage, scheinen zusammen ihn und sein Hauptquartier vorübergehend sorglos oder weniger vorsichtig gemacht zu haben.

Die Aufgaben, welche ihm Benedek mit seinem am Tage zuvor so hart mitgenommenen Armeekorps für den 28. Juni gestellt hatte, nämlich das Wiedervorrücken des Bonin'schen Korps zu hindern, dem 8. und 6. Korps unter Erzherzog Leopold und Ramming wo möglich im Kampfe gegen Steinmetz beizuspringen, und preußische Truppen, welche etwa zwischen Bonin und Steinmetz vorrücken könnten, aufzuhalten, waren zu viele, als daß seine Kräfte, selbst wenn sie frisch und unberührt gewesen wären, vollends bei solchen Bodenverhältnissen, hätten ausreichen können. Benedek und sein Generalstabschef mutheten ihm Unmögliches zu.

Gablenz ließ eine Brigade in Trautenau zurück, und machte sich fertig, mit seinem Korps brigadenweise auf der Straße vor Trautenau nach Prausnitz zu marschiren, um mit der Brigade Fleischhacker

in Verbindung zu treten. Bagage und Train waren über Burgersdorf und Weiberkränke auf Königinhof befehligt. Die Brigade Knebel, verstärkt durch das Regiment Windischgrätz-Dragoner und zwei Reservebatterien, hatte über Staudenz zu gehen, um die Flanke von Gablenz' Hauptmacht zu decken. Alle seine Truppen waren guten Muths. Plötzlich sieht Gablenz, ahnungslos, im Marsch sich angegriffen. Seine ersten Truppen sind in einem Nu über den Haufen geworfen; andere Theile seines Korps wurden noch im Bivouak von dem Allarm überrascht. Das war der preußische General Hiller von Gärtringen, das war die preußische Garde, welche da waren.

Der Oberbefehlshaber des der Armee des Kronprinzen zugetheilten Gardekorps, Prinz August von Württemberg, war in seiner Dienststellung geblieben, ungeachtet Württemberg im Kriege mit Preußen war. Er war aber auch von der württembergischen Regierung nicht abberufen, noch war ihm, so sehr das gesetzmäßig geschehen konnte, seine württembergische Apanage einbehalten worden, ein Beweis, daß weder das württembergische Königs- noch Abgeordnetenhaus, noch das Volk, von Anfang an die feindselige Gesinnung gegen Preußen hatten, welche denselben von Schlechtunterrichteten angedichtet worden ist. Auch General Hiller von Gärtringen ist ein Württemberger; das Schloß und Gut der Hiller im Dorfe Gärtringen liegt kaum zwei Meilen von Stuttgart. Dieser tapfere General, der die erste Division der Garde führte, hat den alten Feldherrnruhm der Hiller auch in seiner Person in diesem Feldzug glänzend bethätigt. Die 2. Division der Garde führte General von Plonski. Da am 27. Juni die 1. Fußvolkdivision der Garde bei Eipel, die 2. bei Kostelетz gesammelt war, während die Reserveartillerie und die schwere Reiterbrigade noch um einen Tagmarsch zurück waren, so war die Verbindung des Gardekorps mit dem 1. Korps unter Bonin in Folge des unglücklichen Trautenauer Gefechts völlig unterbrochen. Um die Verbindung wieder herzustellen und dem 1. Korps Luft zu machen, wurde im Hauptquartier des Kronprinzen beschlossen, mit beiden Divisionen der Garde rasch über Eipel nach Trautenau vorzudringen. Schon um 3 Uhr Morgens am 28. Juni waren beide Divisionen der Garde auf, dem 1. Korps zu Hülfe zu ziehen, und das österreichische Korps unter Gablenz in Flanke und Rücken zu nehmen.

Schon 5 Uhr Morgens besetzte Hiller's Vorhut die Höhen im Norden von Raatsch, um das Hervorrücken aus dem Eipler Engpasse zu decken. Die Reiterei erforschte die Straße in der Richtung nach Trautenau hin. Sie meldete bald zurück, daß Gablenz mit einer starken Vorhut diese Stadt besetzt habe, und mit seiner Hauptmacht bei Neu-Rognitz stehe. Die 2. Gardedivision war der 1. gefolgt. Während die 1. Division Befehl erhielt, sofort in der Richtung über Staudenz auf Burgersdorf anzugreifen, wurde die 2. Grenadierdivision angewiesen, sich hinter den Höhen bei Raatsch aufzustellen. Sie wurde „über das Defilé herüber geholt", sagt ein Bericht; d. h. sie mußte über Schluchten und Berge sich durchwinden, sie drang aber unaufhaltsam vor und entsendete zwei Bataillone vom Kaiser-Franz-Regiment nach Alt-Rognitz, nachdem vorher zwei Kompagnien desselben Regiments den Engpaß zwischen Eipel und Trautenau besetzt hatten.

Obwohl überfallen und überrascht, suchte Gablenz die Brigaden Mondel und Knebel in Schlachtlinie zu formiren, und überließ der Brigade Grivicic, von Trautenau auf Alt-Rognitz heranzurücken und seine linke Flanke zu decken. Seinem Train gab er sogleich die Richtung auf die Straße nach Pilnikau, um ihn in Sicherheit zu bringen, und zugleich, um das Feld für den Kampf frei zu machen. Er verstärkte die Brigade Knebel, besonders vor Allem mit Artillerie; dann ließ er seine in Marsch begriffenen Brigaden Halt machen und sammelte sie bei Burgersdorf und Soor, mit der Stirn gegen Osten.

Hunderteinundzwanzig Jahre zuvor hatte hier König Friedrich II., der Schöpfer der preußischen Großmacht, auf diesen selben Feldern mit den Oesterreichern geschlagen, und mit 23,000 Preußen 33,000 Oesterreicher unter dem Herzog Karl von Lothringen besiegt, durch eine noch heute die Kriegskundigen in Erstaunen setzende Verwendung seiner Reiterei. Das war am 30. September 1745 geschehen. Dieselben Orte spielen im Kampfe von damals eine Rolle, wie im Jahre 1866: Burgersdorf, Raatsch, Staudenz, Prausnitz, Soor; nur war 1866 die Kraft der kämpfenden Gegner eine sehr andere.

Am 28. Juni des letztern Jahres waren die Preußen den Oesterreichern in jeder Hinsicht überlegen: das Gardekorps hatte im Kampf, wenn man auch die Reserveartillerie und die schwere Reiterbrigade in Abzug bringt, immerhin wenigstens 29,000 Mann, und zwar lauter frische, noch nie im Kampf gewesene Truppen. Gablenz hatte nur durch Marsch und Kampf des vorigen Tages erschöpfte Truppen und schwerlich über 20,000 Kampffähige. Sein Verlust bei seinem Sieg am 27. Juni war darum ein so schwerer gewesen, weil „seine Geschützreserve zu spät herangekommen, und seine Hauptmacht durch ein Versehen bei der Brigade Grivicic nicht rechtzeitig aufgebrochen war." Der Grund seines Verlustes, den er am 28. erleiden sollte, war sein Sicherheitsgefühl nach dem Siege des vorigen Tages. Es bleibt ein großer Fehler, daß er, im Besitz solcher Reiterei, am Morgen versäumte, sich in seiner linken östlichen Flanke auf seinem Marsch von Trautenau nach Prausnitz auf genügende Entfernung hin aufzuklären.

Dieser einzige Fehler, welcher übrigens bei Gablenz nur einmal, bei den Führern der süddeutschen Verbündeten auf dem westlichen Kriegsschauplatz, wie wir zuletzt sehen werden, bei weitem mehr als einmal vorkam, entschied den Tag. Alles Feldherrngeschick, welches Gablenz mit seinen erschöpften



Kampf am Herstaller Thor in Aschaffenburg. Originalzeichnung von W. A. Beer.



Gefecht zwischen preußischen und österreichischen Truppen am Bahnhofe in Aschaffenburg, am 14. Juli. Nach einer Originalzeichnung.

Truppen am 28. Juni entfaltete, vermochte nicht mehr gut zu machen, was dieser einzige Fehler, den er lange vorher, ehe es zum Kampfe kam, beging, bös machte. Ehrenvoll für Gablenz ist es, daß alle Stimmen von unbetheiligten Kriegskundigen dahin lauten, daß vom Augenblick des Gefechts an, am 28. Juni, seine Führung nicht nur tadellos, sondern ausgezeichnet war.

Ohne Verstärkung von Benedek's Hauptquartier gelassen, welche dieses hätte geben können und sollen für die Aufgaben, welche man von da ihm aufbürdete, war er noch dazu überfallen. Geradezu und unumwunden, ein Sichüberfallenlassen war der Zusammenstoß seiner Vorhutbrigade unter Knebel mit der Vorhut der 1. preußischen Gardedivision unter Oberst Kessel; ebenso der Zusammenstoß der Brigade Grivicic bei Alt-Rognitz mit den zwei preußischen Gardebataillonen vom Kaiser-Franz-Regiment.

Bei Staudenz zwar halten sich die überfallenen österreichischen Bataillone glorreich-tapfer, ausdauernd. Erst nach heftigem Kampf ziehen sie sich auf Burgersdorf zurück. Inzwischen hat Gablenz seine ganze Reserveartillerie auf die Höhen zwischen Neu-Rognitz und Burgersdorf auffahren lassen, um unter deren Schutz die gegen Trautenau gerichtete Aufstellung seines Korps zu ändern — gegen den von Südwest anrückenden Feind. Die preußische Vorhut hat, bis Hiller's ganze Division anlangt, in dem vernichtenden Granatfeuer von acht österreichischen Batterien einen schweren Stand. Zuerst hat Oberst Kessel nur zwei Batterien von zwölf Kanonen entgegenzustellen. Aber seine Leute halten aus. Dann werfen sich die Bataillone, sowie sie auf dem Platz anlangen, auf die Oesterreicher. Kessel läßt seine zwei Batterien über das brennende Staudenz hinaus, bis auf 500 Schritt an die österreichische Artillerie vorgehen, und mit Hülfe des ebenfalls rasch vorgehenden Fußvolkes werden die österreichischen Batterien nach kurzer Zeit zum Abfahren gezwungen, da das österreichische Fußvolk trotz tapferster Gegenwehr zurückgedrängt ist. Bald sieht sich die ganze preußische 1. Division in den Kampf verwickelt. Gablenz selbst befehligt bei Burgersdorf. Nach sehr heftigem Gefecht mit dem größeren Theil seines Armeekorps, bringt die 1. Division unter Hiller bis Burgersdorf vor und nimmt diesen Ort in unaufhaltsamem Anlauf; beinahe wird Gablenz gefangen.

Er ist bis über Burgersdorf weit hinaus gedrängt, schon vor Mittag, und gegen Pilnikau zurückgeworfen. Er ist in eiligem und wenig geordnetem Rückzug auf Pilnikau und Ketzelsdorf. Während bei Staudenz und Burgersdorf gekämpft wird, hallt der Kanonendonner und starkes Gewehrfeuer in der Richtung von Alt-Rognitz und Alt-Sedlowitz her. Dort sind die beiden Bataillone vom Kaiser-Franz-Regiment, welche dahin entsendet waren, mit der weit überlegenen Brigade Grivicic im Gefecht. Die Oesterreicher sind hier sehr gut aufgestellt. In dem mörderischen Kampfe leiden die zwei preußischen Grenadierbataillone furchtbar. Bereits ist der Befehlshaber Oberstlieutenant von Gaudy, der Bruder des bekannten Dichters, an der Spitze seiner Grenadiere gefallen, und sein Bataillon, das zweite, hat ein starkes Drittel seiner Mannschaft verloren; zwei Drittel seiner Offiziere sind todt oder verwundet. Es hat nur noch sieben Offiziere und nicht ganz 600 Mann kampffähig, als endlich die Verstärkungen zu Hülfe kommen; es ist dies bis auf ein Regiment, welches als Reserve der 1. Division zurückbehalten wird, das gesammte Fußvolk der 2. Gardedivision, und zugleich der größte Theil der Artillerie. Gleich nach dem Herüberhallen des Kanonendonners und Gewehrfeuers hat Prinz August von Württemberg diese Verstärkungen rechts auf Alt-Rognitz abmarschiren lassen. Für sich selbst allein schon haben die zwei Grenadierbataillone sich durch ihre Opfer des Saumes des Dorfes bemächtigt. Die 2. Gardedivision vollendet die Erstürmung des Dorfes und erntet so die Früchte des von Andern an diesem Tage erfochtenen Sieges. Die Brigade Grivicic wird auseinander gesprengt, der Rest auf Trautenau zurückgedrängt. So ganz von ihrem Korps abgeschnitten, kämpfen diese Trümmer der tapfern Brigade in Trautenau selbst noch einen Verzweiflungskampf. Auch sie werden durch die Uebermacht vollends aus dieser Stellung hinausgeschlagen, zersprengt, größtentheils gefangen.

Am Nachmittag des 28. erst vermochte Gablenz die Ueberbleibsel seines Armeekorps im Bivouak von Neustadtl und Neuschloß, südlich von Arnau, zu sammeln. Es war kaum noch die Hälfte seines ursprünglichen Bestandes. In den Gefechten dieses Tages hatte er allein 5000 Gefangene, 3 Fahnen und 10 Geschütze verloren; sein Gesammtverlust wird auf 8000 Mann geschätzt. Die Brigade Fleischhacker, von Südwest her, deckte seinen Rückzug.

Die Verluste des preußischen Gardekorps waren „gleichfalls sehr beträchtlich" — so viel gestehen die Preußen zu. Auch der größere Theil vom Gepäck des Gablenz'schen Korps fiel in die Hände der Sieger. Die 1. preußische Gardedivision bivouakirte bei Burgersdorf, die 2. südlich von Trautenau. Jene suchte die Verbindung mit dem heute bei Skalitz siegreichen Steinmetz'schen Armeekorps, diese die Verbindung mit dem am Tage zuvor von Trautenau auf Goldenöls zurückgeworfenen Korps des Generals Bonin. Die Brigade Fleischhacker, welche zur Deckung des Gablenz'schen Rückzugs Soor besetzt hielt, räumte am 29. Juni dieses Dorf, und nahm eine neue Stellung in und bei Königinhof. Ebenso verließ Gablenz am Morgen des 29. sein Lager bei Neustadtl und Neuschloß, und zog sich über Mastig, Böhmisch-Prausnitz, Trzemeschna und Daubrawitz hinter Königinhof weg auf Dubenetz zurück.

Daß am 28. von preußischer Seite so gut wie keine Verfolgung des rückziehenden Gablenz sichtbar ist, beweist für sich allein schon, daß dieser ihnen den Sieg theuer verkauft hatte. Daß aber all sein

Geschick und seine Anstrengungen seine Niederlage nicht abzuwenden vermochten, erklärt sich aus der Verwirrung, welche immer ein Ueberfall in den überfallenen Truppenkörper bringt. Es glückte ihm nicht, seine Streitkräfte zusammen zu fassen und sich auf einem Punkt mit Uebermacht auf die Angreifenden zu werfen. Er vermochte immer nur eine Brigade nach der andern hervorzuziehen, und darum auf keinem Punkte das Gefecht wieder ganz herzustellen. Auch soll er Mangel an Munition gehabt haben und sein Fußvolk nicht neu mit Patronen versehen gewesen sein. Alle seine Anordnungen aber weisen darauf, daß er fest in Rechnung nahm, das 4. österreichische Korps Festetics werde ihm die rechte Flanke gegen das preußische Gardekorps decken.

Es ist erwiesen, daß Gablenz keinen Angriff von dieser Seite auf sich erwartete. So aber nahm nur eine Brigade dieses Korps, und zwar auch nur im Verlauf der letzten Stunden des Kampfes, Kunde und Antheil am Geschick des bedrängten Gablenz, statt der Mitthätigkeit des gesammten 4. Korps. Und doch stand dieses so ganz in der Nähe! Seine völlige Unthätigkeit ist darum um so unerklärlicher. Daß ein durch harten Kampf geschwächtes Korps, wie das Gablenz'sche, erstens das Armeekorps des Generals Bonin hier, und ein weiteres ganz frisches Korps, vollends die preußischen Garden, dort aufzuhalten hinreiche, konnte mit vollen Sinnen Niemand erwarten, und wenn Benedek's Generalstabschef wirklich das Gablenz zugemuthet hat, so war er unfähig, entweder von Haus aus oder in diesen Stunden. Das dritte Mögliche, was Niemand wird voraussetzen wollen, wäre nur — Bosheit aus persönlicher Feindschaft, welche den Andern verderben wollte, ohne Rücksicht auf das Ganze des Kriegs und auf das Vaterland. Vom ganzen 4. Korps vornherein kräftig unterstützt, hatte Gablenz die Wahrscheinlichkeit des Sieges über das Gardekorps für sich, statt einer Niederlage.

Benedek, sein Generalstab und seine Umgebungen, seine Stellung zum Hof und zum Heer, als Erklärung von Vielem.

Jetzt, nach dem bitteren Kelch, welchen Benedek dadurch, daß bei Gablenz die nöthige Unterstützung nicht ankam, und die von diesem errungenen Vortheile des vorigen Tages nicht verfolgt wurden, selbst sich bereitet hatte, muß er seinen bisherigen Plan aufgeben, welchen er überhaupt niemals hätte fassen oder schon früher hätte aufgeben sollen, nachdem durch die Lage der Sache Anderes als thunlich und nöthig angezeigt war.

Die erste Nachricht von den Unglücksfällen lautete überdieß noch bitterer, als die Wirklichkeit selbst war. Das 10. Armeekorps sei ganz zersprengt, fast aufgelöst, hieß es in Benedek's Hauptquartier in der Nacht des 28. Juni durch die außeramtlichen Unglücksboten, die dort eintrafen. Die wenige Stunden zuvor an Clam-Gallas abgeschickte Nachricht vom Vorrücken des 3. Korps auf Gitschin wird sofort widerrufen; denn Ramming ist geschlagen, Erzherzog Leopold ist geschlagen, Gablenz ist überfallen und geschlagen. Jetzt muß Benedek nothgedrungen Fronte gegen Königinhof machen, er kann den Marsch auf Gitschin nicht fortsetzen. Um den schlimmen Nachrichten die Krone aufzusetzen, bringt ihm der 30. Juni die amtliche Kunde von der völligen Niederlage Clam's bei Gitschin. Seine linke Flanke ist dadurch stark bedroht.

In der Nacht vom 28. auf den 29. Juni, auf die Kunde, daß Gablenz und Erzherzog Leopold die vier Armeekorps des preußischen Kronprinzen durch ihre zwei Korps und das Ramming'sche an das Gebirge zu bannen nicht vermocht hatten und geschlagen worden waren, hatte Benedek seinen Plan geändert. Jetzt wollte er nicht mehr „zuerst mit dem Prinzen Friedrich Karl anbinden", sondern seine Streitkräfte hinter der Elbe bei Königinhof versammeln, um der 2. preußischen Armee die Schlacht anzubieten, um den preußischen Kronprinzen zu schlagen. Dieser Entschluß, der am Morgen des 28. Juni gegründete Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, der sogar noch am 29., mit Ueberlegenheit ausgeführt, die Lage Benedek's sehr verbessern konnte, war am 30. Juni nicht mehr haltbar. Jetzt, nach der Niederlage Clam's, konnte von einem Angriff auf den preußischen Kronprinzen nichts mehr erwartet werden. Die Stellung dieses Gegners war stark, und daneben war der andere Gegner, Prinz Friedrich Karl, in der Lage, während eines Angriffs auf den Kronprinzen in Benedek's Rücken zu erscheinen.

Fest steht, die Niederlage des Gablenz'schen Korps war der Grund, daß Benedek den Marsch nach Gitschin aufgab. Clam's Unglück bei Gitschin war der Grund, daß Benedek seinen Angriff auf den Kronprinzen von Preußen aufgab, und ganz insbesondere der traurige Zustand, in welchem das flüchtige Korps des Grafen Clam-Gallas ankam und sich veraugenscheinlichte. Am 30. Juni hatte die Vorhut der



Ueberraschung des österreichischen Hauptquartiers zwischen Noketnitz und K



rerau durch das preußische 2. Landwehr-Husaren-Regiment, am 15. Juli.

Armee des Prinzen Friedrich Karl bereits Miletin besetzt. Wenn Friedrich Karl am Morgen des 30. aufgebrochen wäre, so wäre leicht schon zu Mittag sein linker Flügel in Miletin eingetroffen, und, falls Benedek angriffsweise gegen den preußischen Kronprinzen vorgegangen wäre, im Rücken Benedek's gestanden. Damit fällt die Ausflucht des Grafen Clam, daß Niederlage und Rückzug seines Korps an den Entschlüssen Benedek's nichts geändert haben, von selbst in das, was sie ist, zusammen.

In den wenigen letzten Junitagen, in welche die Bewegungen und Gefechte am Gebirge fallen, hatte Benedek 40,000 Mann und 24 Geschütze verloren, auch durch eigene, wenn gleich größerentheils durch der Unterbefehlshaber Schuld, welche für ihre Aufgabe das nöthige Talent nicht bewiesen, des Erzherzogs Leopold, des Barons von Ramming, des Grafen Clam und des Kronprinzen von Sachsen, nicht aber durch Schuld des talentvollen Gablenz. Dessen Unglück hatte ja seine Hauptquelle in dem Mangel an Unterstützung aus Benedek's Hauptquartier, zunächst von Seiten des ganz nahestehenden 4. österreichischen Korps. Da das 2. Korps zu Neu-Pleß, bei Josefstadt östlich der Elbe, das 3. bei Dubenetz, unweit Jaromierz westlich der Elbe, und das 4. zwischen Skalitz und Jaromierz stand, so waren sie für Jedermanns Augenschein nahe genug, um erstens gemeinsam gegen den Kronprinzen von Preußen verwendet werden zu können, und zweitens die gegen das Gebirge vorgeschobenen und im Kampf begriffenen Korps schnell und nachdrücklich zu unterstützen.

Da die öffentliche Meinung in Paris und London, in Petersburg und durch ganz Deutschland, geleitet von den Kriegsverständigen, in dieser Richtung einstimmig sich aussprach, so kam nach dem Ausgange des Kriegs die „allmächtige Clique" am Wiener Hofe, jene aus Prinzessinnen, Prinzen, kirchlichen Großwürdenträgern, sonstigen hochadeligen Damen und Herren in Civil- und Militäruniform und aus Jesuiten jeden Rocks und Schnitts gemischte Gesellschaft, auch darauf, den Feldzeugmeister Benedek über diese Punkte zu befragen.

In einer Mittheilung an seinen Kaiser vom 30. Juni schon hatte Benedek die Niederlagen seiner Unterbefehlshaber als die Ursache seines Rückzugs und des Fallenlassens seiner Plane angegeben. Vor der militärischen Untersuchungskommission hat Benedek geradezu erklärt, das rasche Vorgehen der Preußen sei in erster Linie dadurch geglückt, daß „seine Anordnungen mangelhaft und verspätet ausgeführt worden seien", und daß „es an der nöthigen Marschfertigkeit der Truppen gefehlt habe." Benedek hat ausdrücklich behauptet, „das 8. Armeekorps unter Erzherzog Leopold habe Befehl gehabt, schon am 27. Juni das 6. Korps, das Ramming's, zu unterstützen. Der Erzherzog aber habe den Kampfplatz am 27. eben so wenig erreicht, als am folgenden Tage das 2. Korps." Dieses 2. Korps unter Graf Thun-Hohenstadt war, ebenfalls nach Benedek's ausdrücklicher Behauptung, am 28. Juni von ihm angewiesen, dem 8. Korps, dem des Erzherzogs Leopold, sofort zu Hülfe zu ziehen. Aber auch dieses sei dem 8. erst nahe gekommen, als dieses in flüchtigem Rückzug nach verlorener Schlacht war. Ferner hat Benedek auf das Bestimmteste erklärt, nach seinem Befehle haben dem 10. Korps, dem des Generals Gablenz, welches am 27. Juni bei Trautenau siegte, das 3. und 4. Korps unter den Kommandeuren Erzherzog Ernst und Graf Festetics noch an diesem Tage sich anzuschließen Befehl gehabt; sie seien aber auch am 28. noch nicht zur Stelle gewesen, als Gablenz von den preußischen Garden angegriffen worden sei; und eben so wenig habe das 3. Korps trotz der ihm gewordenen Befehle sich verspätet, um bei Gitschin in den Kampf einzugreifen.

Wenn diese Behauptungen Benedek's volle Wahrheit sind, so hatte er die richtigen Befehle gegeben, und diese waren nur nicht eben so richtig befolgt worden, und aus dieser Schuld der Unterbefehlshaber, aus ihren schweren Versäumnissen erklärt sich, was sonst unerklärlich ist: die Offenheit der Gebirgspässe und das unthätige Hin- und Herschwanken der drei Armeekorps nach beiden Seiten hin, zwischen der Armee des preußischen Kronprinzen und der des Prinzen Friedrich Karl. Es bleibt nur, daß Benedek bei der ihm bekannten österreichischen Langsamkeit und Gemächlichkeit, um ihrer Ausführung sicher zu sein, seine Befehle einige Tage früher hätte ergehen lassen sollen. Wenn wirklich der Vormarsch zur Schließung der Engpässe von dem Oberfeldherrn frühzeitig genug angeordnet war, die Unterbefehlshaber aber durch selbstverschuldete Versäumniß zu spät kamen, so waren die Letztern, wenn ihre Schuld erweisbar war, todeswürdig, da zu viel, ja fast Alles von ihrem pünktlichen Einhalten der Befehle des Oberfeldherrn abhing.

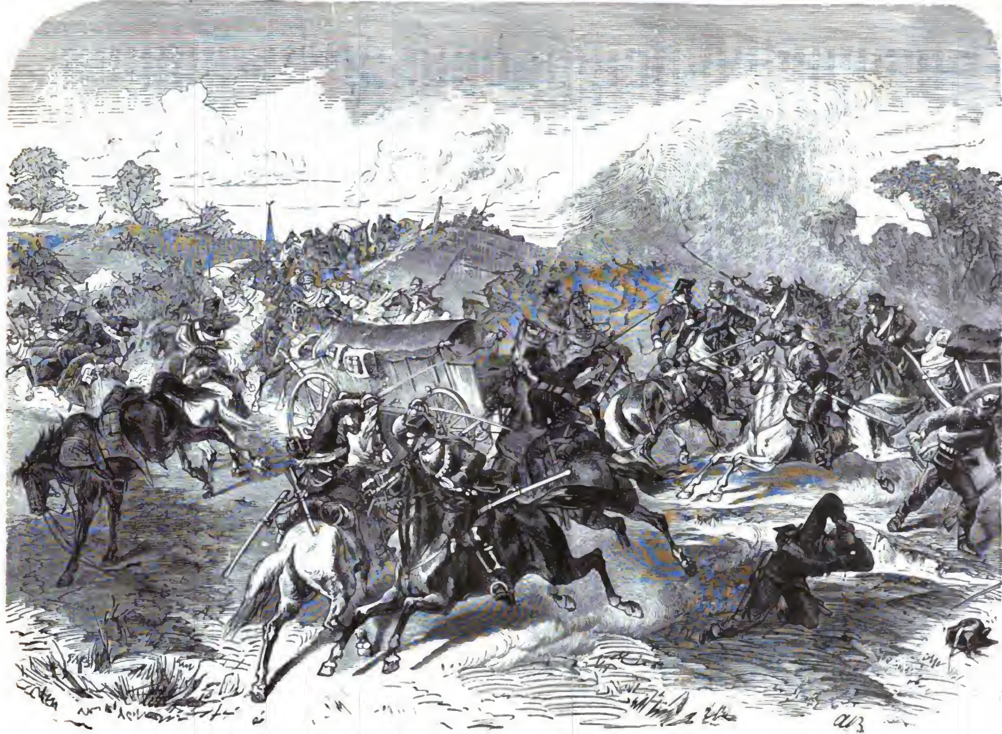
Wenn die Befehlshaber, welche zur Unterstützung der Generale Ramming und Gablenz wirklich so frühzeitig von Benedek beordert waren, durch erwiesene selbstverschuldete Säumniß die Niederlagen und den Verlust von 40,000 Mann und 24 Geschützen herbeiführten, so waren diese todeswürdig, und der zweite Friedrich von Preußen wie der erste Napoleon hätten gleichmäßig derartige Befehlshaber kurzweg kriegsrechtlich behandeln und erschießen lassen. Das war aber dem österreichischen Feldzeugmeister Benedek nicht so möglich, wie diesen beiden gekrönten Kriegsherren, auch wenn er es gewollt hätte, auch wenn er die geschriebene Vollmacht dazu gehabt hätte, und auch wenn Alles wirklich genau sich so verhalten hätte. Aber bei zweien der Befehlshaber verhielt es sich gewiß nicht so: Gablenz war nicht der Mann, welcher durch seine Schuld säumte, wo von Eile das Heil des Ganzen abhing; und Graf Festetics wird als ein „tapferer und welterfahrener Kavalier, welchem es nicht an natürlichem Talente gebrach", geschildert, und zwar von einem Kritiker, welcher überall Personen- und Sachkenntniß zeigt und, selbst ein Oesterreicher, die österreichischen Generale nicht schont.

Diese zwei gehören gewiß nicht zu denen, welche Benedek mit seinen Behauptungen als „Säumige" und an den Mißerfolgen Schuldige treffen wollte und konnte. Ausdrücklich aber als Säumige und Verspätete sind von ihm die Erzherzoge Leopold und Ernst bezeichnet. Es ist aus der österreichischen Kriegsgeschichte, namentlich aus der von 1809, weltbekannt, wie Erzherzoge Befehle des Hauptquartiers respektirten und ausführten, obgleich, wie bei Wagram, von der Eile oder dem Verspäten um ein paar Stunden nicht blos Sieg oder Niederlage, sondern Bestand oder Schädigung der Monarchie abhing. Doch darf und möge man den zwei Erzherzogen, so lange nicht die urkundlichen Beweise ihrer Schuld von Benedek öffentlich vorgelegt sind, dasselbe gutschreiben, was man Gablenz und Festetics, vielleicht auch Ramming, gutschreiben muß, nämlich, daß zwar Benedek frühzeitig diese von ihm behaupteten Befehle gegeben hat, daß diese aber verspätet an sie selbst kamen, durch Schuld des Generalstabs Benedek's, der in der Ausfertigung und Absendung der Befehle des Feldzeugmeisters-Oberfeldherrn „säumig", pflichtvergessen war. Benedek selbst muß in seinem Bericht an den Kaiser diesem seinem Generalstab eine niederdrückende Last von Schuld zugemessen haben; denn am 3. Juli Morgens kam auf Benedek's Bericht hin ein Telegramm des Kaisers und Kriegsministers, welches die Amtsentsetzung für Clam-Gallas, für Henikstein und Krizmanic aussprach.

Bei Eröffnung des Krieges war es in öffentlichen Blättern, zumal in süddeutschen, sehr hervorgehoben worden, daß der Kaiser von Oesterreich einen Bürgerlichgebornen an die Oberleitung des großen Nordheeres gestellt und dieser die Vollmacht habe, seine Unterbefehlshaber, seinen Generalstab sich zu wählen, also die rechten Männer an den rechten Platz zu stellen, ohne alle andere Rücksicht, als die des Talents. Und eben so wurde hervor gehoben, daß der Kaiser dem Heere fern bleibe, und Benedek ganz frei und allein walten und führen lasse. Diese Punkte wurden als große Vorzüge der österreichischen Kriegsführung und als Gewähren für den Sieg in ihrer Art gerühmt, gegenüber von dem preußischen Heere, wo der König in Person die Oberanführung aller Armeen sich vorbehalten habe und die Befehlshaber der einzelnen Armeen, hier der Kronprinz, dort der Prinz Friedrich Karl von Preußen seien. Die mit den Verhältnissen des Wiener und Berliner Hofes, des österreichischen und des preußischen Heerwesens Bekannten belachten oder bedauerten diesen Dunst, den man an süddeutschen Höfen sich selbst und dem Volke vormachte. Die wußten, daß zwischen der Erziehung eines preußischen Prinzen und eines österreichischen Erzherzogs ein himmelweiter Unterschied ist, daß darum ein preußischer Kronprinz, ja sogar der König selbst, sich nicht blos nicht verschließt der höheren Einsicht der Untergebenen, sondern die eigenen Anschauungen im Kriege derselben unterzuordnen von Jugend an gelernt hat, und daß darum niemals ein preußischer Prinz auf seine bloße Geburt hin sich etwas im Felde heraus nimmt, wie es von jeher bei österreichischen Erzherzogen gewöhnlich war, selbst ausdrücklichen Befehlen des Hauptquartiers und dem Generalissimus gegenüber. Im preußischen Königshaus ist es seit Jahrhunderten eingesehen und eingestanden, daß Nicht-Prinzen bessere Köpfe sein und mehr wissen können, als Prinzen; im österreichischen Kaiserhaus ist es seit Jahrhunderten als eine Ehrensache des Hauses angesehen, daß die Erzherzoge auch die Geistig-Ueberlegenen seien oder wenigstens als solche zu gelten haben.

Selbst wenn Benedek die Zusage völliger Freiheit des Handelns von seinem Kaiser erhalten hatte, so war dies nur ein Schein. In Vielem, was die Erfolge im Kriege bedingt, in der Ausrüstung, in der Organisation, in der Verpflegung des Heeres u. s. w. blieb er abhängig vom Kriegsministerium und vom Finanzministerium; ebenso blieb er abhängig von der Fähigkeit und dem Willen der Unterbefehlshaber. Ueber Nacht alle Generale zu wechseln, war nicht möglich. Wenn er einen entfernt hätte, der durch lange Gewohnheit bei seinen Regimentern eingebürgert war, so hätte das die Regimenter verdrossen. Wenn er einem, der ein Liebling der Hofwelt war oder der höchsten Aristokratie angehörte, ein Kommando abgenommen hätte, so wäre dadurch der inländische und der hohe Emigranten-Adel am Wiener Hofe wie ein Schwarm Bremsen auf ihn gefallen. Die „allmächtige Hofclique" und die Bigotten haßten ja ohnehin in ihm den Emporkömmling und den Protestanten, und diese hätten ihn schon vor sieben Jahren gerne ganz beseitigt. Da der alte Unfug „des Inhabersystems" nach wie vor fortdauerte, so vermochte Benedek auch nicht einem einzigen Regimentskommandeur das ihm vom Kaiser verliehene Regiment zu nehmen und nicht eine einzige Offiziersstelle im Regiment selbst für sich neu zu besetzen; denn nach dem Inhabersystem hatte jeder Regimentsinhaber das Recht, ganz nach seiner eigenen Willkür allein die Offiziersstellen in diesem seinem Regiment zu vergeben.

Ja wenn Benedek sogar die Macht gehabt hätte, die Generale und die Obersten ohne Weiteres zu wechseln, woher hätte er so plötzlich die Leute nehmen sollen, welche als Fähigkeiten die Unfähigkeiten ersetzen konnten? In dieser Nordarmee stand er fremd und einsam. Die von ihm groß gezogene Armee, seine eigene, war ja in Italien geblieben. Mit den Generalen und Obersten der Nordarmee hatte er bisher so wenig Bekanntschaft, als mit dem Hofadel überhaupt. Das ganze Offizierskorps der Nordarmee, also auch die Begabten, die Talentvollen, die mit der Zeit Fortgeschrittenen darunter, waren ihm unbekannt. Aber selbst wenn er die Letzteren schnell heraus gefunden hätte, gerade für das, was seinem Heere und dem österreichischen Heere überhaupt vor Allem noth that, war die Eigenart Benedek's nicht sehr zugänglich: zeitgemäß gebildete, intelligente und vorwärtsstrebende Offiziere waren dem rauhen, wilden



Ueberfall eines preußischen Wagenzuges durch württembergische Reiterei bei Seligenstadt, am 15. Juli.



Aus der Schlacht bei Tobitschau.

Soldaten Benedek, der noch aus der alten Schule hervorgegangen war, unbequem und darum ungenehm. „Junge Brauseköpfe" nannte er solche, welche sich für sich selbst durch Studien in der neuzeitigen Kriegswissenschaft des Auslands höher ausgebildet hatten, ihren Werth fühlten, sich über die vererbten Uebelstände in der österreichischen Armee äußerten, Reformartikel schrieben, und Oesterreichs Heer und Staat zeitgemäß umgewandelt wünschten. Es liegen zu viel Urkunden vor, welche beweisen, daß Benedek für sich selbst nicht nur in der neueren Kriegswissenschaft, sondern sogar in der allgemeinen zeitgemäßen Bildung zurückgeblieben war. Er brachte in diesen Krieg Anschauungen mit hinein und äußerte Anschauungen, wie sie im neunzehnten Jahrhundert unstatthaft sind. Er trug seine Verachtung des unerläßlichsten Bildungs- und Belehrungsmittels für Regierende und Regierte, der in Zeitungen und in Schriften thätigen Presse, geradehin zur Schau, und sprach von der Feder des Schriftstellers, diesem Schwert des Geistes, gerade so feindselig, wie nur immer ein Jesuit, gerade so geringschätzig, wie nur immer ein Altjunker.

So hatte er, in diesen Anschauungen befangen, selbst in seiner Armee in Italien „die vorwärtsstrebende Intelligenz im Heere" nicht befördert, es sei denn, daß einer daraus „der größten Unterwürfigkeit und Verehrung gegen ihn sich beflissen hätte. Eitel und herrschsüchtig schädigte er gewissenlos diese jungen Männer. Er liebte es, sie, wie er sagte, ihre Hörner abstoßen zu lassen. Diese dagegen sahen mit der größten Gemüthsruhe zu, als er in Böhmen nicht nur die Hörner, sondern Haut und Haare, ja selbst die Klauen einbüßte." So sagt der Verfasser der „Kritischen Bemerkungen über die Feldzüge im Jahre 1866", ein Mann mit eben so hellem und scharfem, als in den österreichischen Menschen und Dingen bewandertem Auge.

Die verschiedenen Mittheilungen über Benedek stimmen darin überein, daß derselbe hohe militärische Eigenschaften, namentlich Muth, eine stahlfeste Willenskraft, Entschlossenheit und kalte Ruhe mitten im Feuer der Schlacht, in seltenem Grad besitze. Sein ganzes Wesen aber ist nach eben denselben ein durchaus prosaisches, ohne einen Schein von jenem poetischen Zauber, der einen Blücher oder einen Marschall Ney umgab, ohne irgend einen Anflug von Genialität. Und doch gerade waren das die Eigenschaften, welche dem Oberfeldherrn eines solchen Völkermischmaschheeres, wie das österreichische in Böhmen, ganz besonders nöthig waren, wenn er diesen ideenlosen Massen, dieser fußgehenden und berittenen Kriegsmaschine Seele und Leben geben, ihre Bewegungskraft steigern, sie bis zum Todesmuth sich folgsam und opferwillig machen sollte. Man weiß, was in alter und neuer Zeit ein genialer Heerführer aus buntest zusammengesetzten Nationalitäten in seinem Lager zu machen gewußt hat, indem sein ursprünglicher, schöpferischer Geist sie durchdrang und elektrisirte, so daß sie der gefüge Körper waren, er die regierende und bewegende Seele des Waffenkörpers.

Doch gerade weil dem Oberfeldherrn Benedek diese geniale Kraft abging, war ihm ein genialer Chef seines Generalstabs um so unentbehrlicher. Das große preußische Gesammtheer hatte seinen genialen Moltke zum obersten Chef im Gesammtgeneralstab. Der geniale Blücher hatte einst seinen Gneisenau; der erste Napoleon, ein Weltgenie, hatte Genies zu seinen Mitarbeitern in Krieg und Frieden; er suchte solche für sich, weil er wußte, wie viel das Genie auch für den größten Kopf ein Bedürfniß zur Mitarbeit und darum von Werth ist; und er fand sie, weil er sie suchte. Benedek fand keinen Moltke und keinen Gneisenau; aber nicht, weil solche Kräfte und Geister im österreichischen Heere, welche, wenn auch noch nicht Gneisenaus und Moltkes waren, doch das Zeug dazu in sich hatten und solche werden konnten, schlechthin ein Gewächs wären, das auf dem österreichischen Boden nicht vorkäme. Der Boden erzeugt es, aber Fortkommen und Emporkommen konnte es bis jetzt nicht finden vor dem überwuchernden, hochaufgeschossenen Unkraut, als welches in Oesterreich sich die ineinander verschlungene Hocharistokratie und Klerisei zur Schädigung des Kaiserhauses und der Völker darstellt. Wie diese selbst, liebte auch Benedek, der Lagerzögling, trotz seines bürgerlichen Ursprungs, ja auch den „Geist" nicht, und selbst, wenn er sie in nächster Nähe gehabt hätte, die „guten Köpfe", so hätte er sie nicht gefunden, weil er sie nicht suchte. Denn es scheint wirklich wahr zu sein, daß er geniale Militär-Kräfte für seinen Generalstab, wie man gesagt hat, nicht sowohl nicht fand, als vielmehr nicht finden wollte.

So war Henikstein der Chef seines Generalstabs. Alfred von Henikstein war bekannt als ein Mann mit einem gewissen Grade von Geist, aber nicht in Kriegssachen, als ein Mann von Kenntnissen, aber nicht in solchen, welche für die militärische Leitung einer großen Armee verwendet werden konnten. Er war ein witziger Kopf, sehr sarkastisch und sehr reich. Vor dem Kriege hatte kein Mensch am Hof oder in der Armee seines jüdischen Stammbaums erwähnt oder gar daran Anstoß genommen. Der splendide Baron war schon darum, weil er freigebig und gastlich war, eine gesuchte Persönlichkeit. Seines Großvaters, des ersten Freiherrn von Henikstein, welcher als Jude Hönig zur Zeit des siebenjährigen Krieges mit einem Sack auf dem Rücken in Lemberg einwanderte und altes Leder sammelte, hatte er sich gewiß nicht zu schämen, da dieser durch Häuslichkeit und gewerbliche Thätigkeit es von Nichts aus zum Rittergutsbesitzer und Freiherrn brachte, schon im Jahre 1784, während es Nachkommen alt- und hochadeliger Häuser in Oesterreich von einem Millionen umfassenden Erbgut und von einem Schatz überlieferter Ehre zu nichts brachten, als zum Gant und zur Unehre in jeder Gestalt. Sein Enkel hatte es bis zum Feldmarschalllieutenant in Italien gebracht, als Benedek durch seine Verbindungen, in

welchen er unmittelbar zum Kaiser stand, es dahin brachte, daß Henikstein im Jahre 1865 Chef des österreichischen Generalstabs wurde.

Benedek wollte durch diese Stellung Henikstein's sich einen Vertreter seiner Interessen in Wien gewinnen. Es wird von dem Verfasser der „kritischen Bemerkungen" erzählt, „die Wahl sei für den ausgesprochenen Zweck vortrefflich gewesen; thätig, aber auch in hohem Grade sarkastisch, habe Henikstein bald die Leute im sogenannten grauen Hause, dem Kriegsministerium, dominirt. Diese aber haben ihre Personalzulagen gemüthlich einstecken und in alter Weise manipuliren, sich aber nicht persifliren lassen wollen. Die Kotterie habe getrachtet, ihn zu „heben", nach dem Kunstausdruck der Wiener in solchen Fällen."

Bei der Aufstellung der Nordarmee mußte man für dieselbe einen Generalstabschef ernennen. Die Herren im Kriegsministerium sahen darin die Gelegenheit gekommen, sich seiner zu entledigen; sie oktroyirten ihn dem Feldzeugmeister als Chef seines Generalstabs. Da Benedek ihm vor einem Jahr an die Spitze des Gesammtgeneralstabs für Oesterreich verholfen hatte, so konnte er jetzt unmöglich einwenden, derselbe tauge nicht zum Generalstabschef der Nordarmee. Alfred Henikstein selbst wollte diese Stelle nicht: er bat um das Kommando des 5. Armeekorps, das er früher bekleidet hatte. Dieses Kommando aber hatte der Hof bereits dem Prinzen Friedrich von Lichtenstein zugedacht. So mußte Henikstein der Generalstabschef der Nordarmee werden, „pro Forma," sagt der Verfasser der kritischen Bemerkungen; „in Wirklichkeit führte er nur die Aufsicht über das Preßbureau und die Zeitungskorrespondenten. In militärischen Angelegenheiten hatte er gar keine Stimme."

Die eigentlichen Geschäfte des Generalstabs scheinen allerdings von General Krizmanic besorgt worden zu sein; dieser leitete das auf die Operationen der Armee Bezügliche. Von einer Seite wird behauptet, Benedek habe ihn dazu berufen; von anderer wird gesagt, er habe niemals zuvor unter Benedek im Felde gedient, und es sei fraglich, ob dieser ihn gewählt habe. Als Thatsache aber wird versichert, daß außer ihm Niemand auf Benedek den mindesten Einfluß gehabt habe. Krizmanic wird als ein guter Brigadegeneral geschildert, den Posten, auf den er sich gestellt sah, in gewöhnlicher Zeit und unter kleineren Verhältnissen zu bekleiden schon fähig, nicht aber jetzt, wo Oesterreich mit einem solchen Gegner, wie Preußen, sich zu messen hatte, am wenigsten einem Moltke als Generalstabschef gegenüber. Seine „Geschmeidigkeit in der Form" empfahl ihn; bei seiner „Unzugänglichkeit für fremde Ideen, ohne dabei die Uebersicht und das Genie zu besitzen, alle Verhältnisse zu überblicken und rasch die erforderlichen Entscheidungen zu treffen," war er seinem Posten um so weniger gewachsen. Um so schlimmer war es, daß Benedek zu viel Selbstgefühl hatte, um noch Anderen sein Vertrauen zu schenken, und nicht Talent und Wissen genug, um die Einsicht zu haben, daß die größten Feldherren der Welt ausgezeichnete Geister um sich und für sich nicht entbehren konnten.

Es wirkte Manches in und um Benedek zusammen, ihn in seinen Unternehmungen als Oberfeldherr zu ruiniren; doch das Meiste dazu thaten seine Unterbefehlshaber und deren Generalstabschefs, das Allermeiste that sein eigener letzter Generalstabschef dazu. Nach Henikstein's und Krizmanic's Absetzung und Verhaftung fiel die Wahl auf General von Baumgarten.

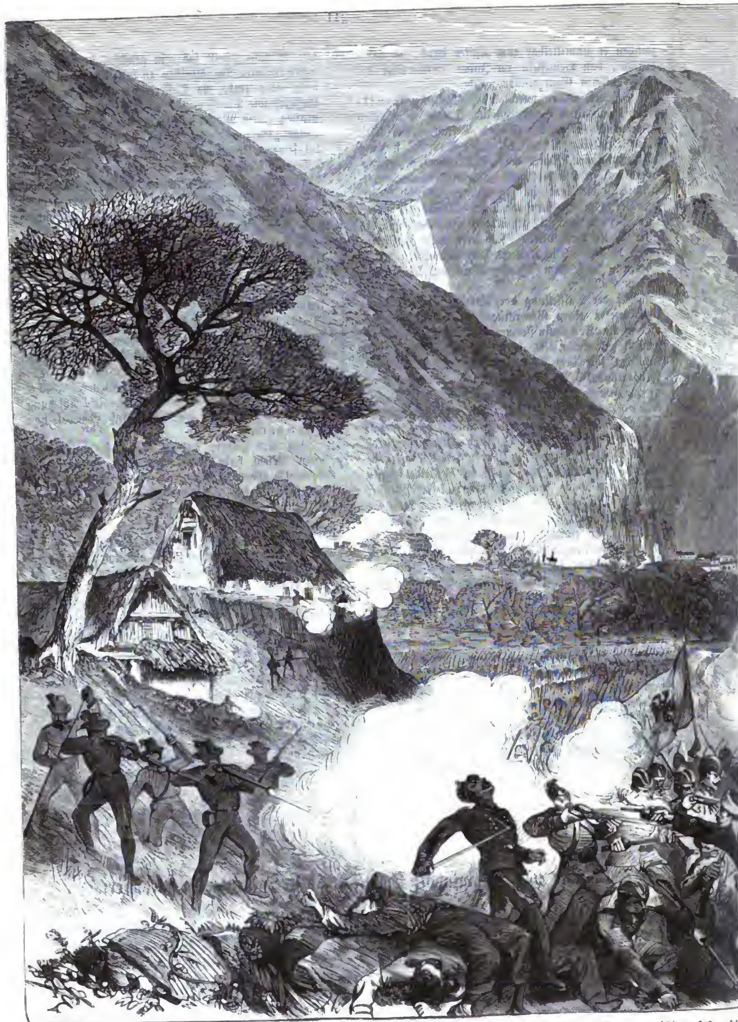
Es wird gesagt, auf allerhöchsten unmittelbaren Befehl habe Baumgarten die Leitung von Benedek's Generalstab übernommen. Mit den Verhältnissen Vertraute haben sich geäußert, so wenig Personenkenntniß auch Benedek in der Nordarmee gehabt habe, so sei doch ein solcher Mißgriff von ihm selbst nicht anzunehmen, wie die Wahl Baumgarten's zum Generalstabschef. „Baumgarten," sagt der Verfasser der kritischen Bemerkungen, „war in jeder Hinsicht unfähiger, als Krizmanic. Seine Carriere hatte Baumgarten nur seinen vielen Bücklingen zu verdanken; militärischen Ruf besaß er gar nicht. Das Heer kannte ihn nur als einen Erzjesuiten, am Hof hatte er aber einflußreiche Gönner." Auch jetzt also wieder weben die Hände von Günstlingen und Damen des Hofes miteinander zusammen am Verderben Oesterreichs.

Ein Telegramm Benedek's vom 30. Juni Nachmittags 6 Uhr, welches am Morgen des 1. Juli in Wien bekannt wurde, schreckte den Hof und die Kaiserstadt plötzlich aus ihrem Taumel und aus falschen Träumen auf.

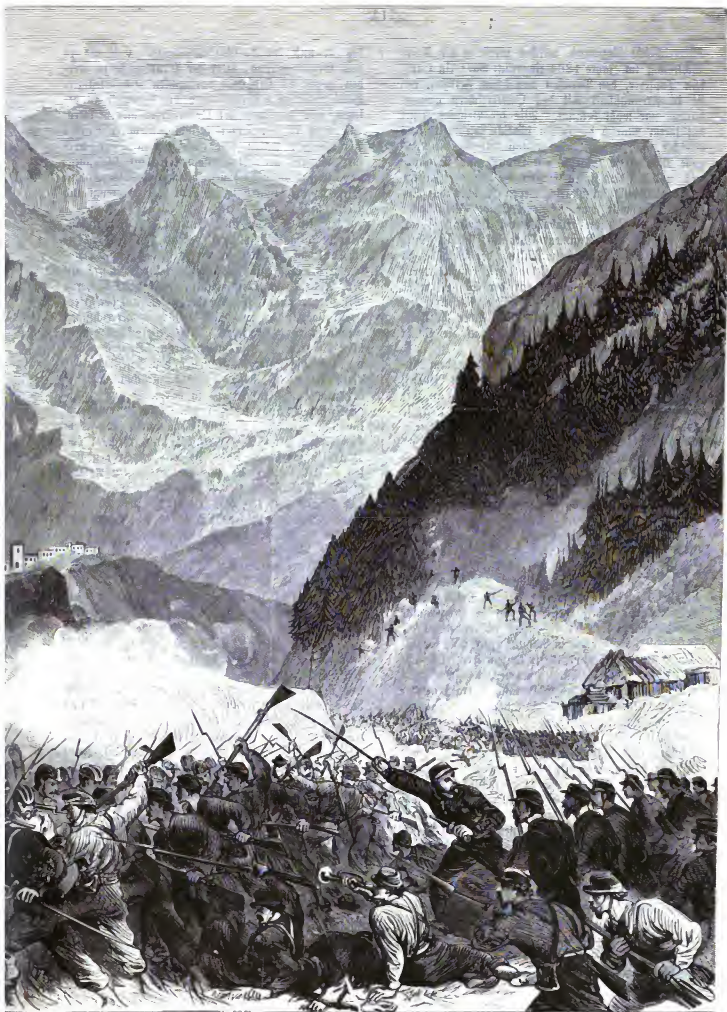
Gefechte von Königinhof, Schweinschädel, Salney und Jaromierz.

Während Benedek nach den Mißerfolgen seiner Unterbefehlshaber sich zurückzog, gingen die siegreichen Preußen eben so rasch vorwärts, am raschesten die preußische Garde.

Die vorgeschobene Brigade Kessel stieß in den Nachmittagsstunden des 29. Juni bei Königinhof auf die Nachhut der Brigade Fleischhacker, auf das Regiment Coronini Nr. 6. Das war dasselbe



Gefecht bei Secca zwischen Oesterreich



rn und Italienischen Freiwilligen.

österreichische Regiment, welches zuerst in die Stadt Schleswig im Jahre 1864 eingerückt war; ein Häuflein Tapferer, den Preußen aus jenem Feldzug, den sie in Freundschaft mit den Oesterreichern gemacht hatten, gar wohl bekannt. Wie die Brigade Kessel auf ihrem Marsch die Höhen südlich von Rettendorf erreichte, sah sie auf dem rechten Elbufer die Brigade Mondel im Marsch auf Lipnitz und Daubrawitz, und auf dem linken Elbufer die Brigade Fleischhacker gleichfalls im Marsch, deren Nachhut das Regiment Coronini war. Die Brigade Fleischhacker brach hinter sich die Elbbrücke bei Königinhof ab, und überließ dem Regiment Coronini, sich in Königinhof zu opfern und den Rückzug der Brigade zu decken. Unterstützt war dasselbe durch ein Regiment Mensdorff-Uhlanen. Schon vor der Stadt kam es zu lebhaftem Schützengefecht. Die Oesterreicher, schwach an Zahl, wurden geworfen. Aber die weitläufigen Vorstädte von Königinhof und die Stadt selbst wurden tapfer gehalten.

Kessel's Batterien zwar, welche er an dem Abhang zwischen der Podhrader-Vorstadt und Neudorf auffahren ließ, schadeten den Oesterreichern in Königinhof nicht viel, die Geschosse gingen zu weit, so daß einzelne die jenseits der Elbe dahin ziehende Brigade Mondel trafen. Erst als das preußische Fußvolk unter Oberstlieutenant Graf Waldersee ein heftiges Schützenfeuer hart an den nördlichen Vorstädten eröffnete, und unter dem Schutz desselben näher an Königinhof vorgezogen war, sah sich die Stadt mit Nachdruck beschossen. Diejenigen österreichischen Schützen, welche an der Straße von Königinhof nach Gradlitz in den hochstehenden Kornfeldern sich aufgestellt hatten, erschwerten den preußischen Schützengruppen das Vorgehen mehr, als den Mensdorff-Uhlanen das gegen die übrige Brigade Kessel gelang. Kriegsmänner haben versichert, nur die hergebrachte österreichische Kampfart habe hier wie anderswo die österreichischen Schützen in Nachtheil gegen die preußischen gebracht. Sich rückwärts konzentriren, rückwärts stets wieder neue Stellungen nehmen, das war österreichische Vorschrift; möglichst rasch Terrain gewinnen, stets vorwärts neue Stellungen zu erringen, vorwärts sich konzentriren — das war preußische Vorschrift. Da bei Königinhof die österreichischen Schützen nach Vorschrift auf die Stadt sich zurückzuziehen hatten, so war es schon darum den preußischen Schützen leichter, Boden zu gewinnen und das Zündnadelgewehr mit Erfolg arbeiten zu lassen. Nicht fliehend, sondern nach Vorschrift weichend, wurden die tapfern österreichischen Soldaten von dem Zündnadelfeuer niedergeschossen. Da das österreichische Uhlanenregiment keine glänzenden Geschäfte machte, und nicht wie das Fußregiment Coronini aushielt, so gelang es den Preußen unter Kessel, in die Stadt einzudringen. Heldenmüthig opferte sich hier in der Stadt in hoffnungslosem Kampfe das Regiment Coronini gegen die Uebermacht der Preußen, gegen das Gardefüselier-Regiment und Füselierbataillon des 1. Garderegiments, sowie gegen das Füselierbataillon des 2. und des 3. Garderegiments. Erst als es dem Gegner gelang, Herr der Hauptstraße zu werden, gegen die Elbbrücke vorzurücken, ein befestigtes Haus dabei zu erstürmen und die Elbbrücke zu besetzen, war die Sache der Oesterreicher hier verloren. Alle noch in der Stadt befindlichen österreichischen Abtheilungen waren jetzt abgeschnitten, nur noch kurz dauerte der Straßenkampf. 400 Gefangene und zwei Bataillonsfahnen blieben den preußischen Siegern; die Andern waren todt oder zersprengt und gerettet.

Am selben Tage stieß General Steinmetz auf seinem Vormarsch in der Gegend von Schweinschädel auf die drei andern Brigaden des 4. Armeekorps, ein dreistündiger Artilleriekampf endete mit dem Rückzug der Oesterreicher, nicht ohne schweren Verlust der preußischen Vorhut, welche auf der Heerstraße vorzugehen und viel von den österreichischen Granaten zu leiden hatte. Die Oesterreicher gingen über die Elbe bei Jaromierz zurück. Steinmetz verfolgte sie bis unter die Kanonen von Josefstadt, vor deren Feuer erst seine Truppen zurückwichen. Er ließ ein Beobachtungskorps in der Nähe von Josefstadt stehen und setzte seinen Marsch nordwestlich auf Gradlitz bis zur Vereinigung mit dem Gardekorps fort. Das 6. Korps unter General von Mutius marschirte links auf und bildete den linken Flügel der drei bei Gradlitz vereinigten Armeekorps. Diese drei Korps waren das Gardekorps, das 5. und das 6. Das 1. Korps, das des Generals Bonin, entwickelte sich auf dem rechten Flügel der 2. Armee. Durch diese Bewegungen stellte sich die Vereinigung mit der bei Gitschin siegreichen Armee wieder her.

Das 6. Korps, das die Aufgabe hatte, auf dem linken Flügel des Heeres des Kronprinzen das Steinmetz'sche Korps abzulösen, war soeben durch die Grafschaft Glatz nachgerückt. Es war schon am 27. Juni mit seiner 22. Brigade Abends bei Nachod eingetroffen, das 2. schlesische Dragonerregiment Nr. 8 aber allein war es, das noch rechtzeitig ankam und mit glänzender Waffenthat an dem Kampfe bei Nachod Theil nahm. Im Gefechte bei Skalitz am 28. Juni war die Brigade von Hofmann stark in das Gefecht verwickelt und wirkte viel zum Erfolge mit. Dieselbe Brigade half am 29. Juni mit im Gefecht bei Schweinschädel. Die Hauptmacht des 6. Armeekorps aber lagerte in der Nacht vom 29. auf den 30. Juni auf dem Schlachtfelde von Skalitz. Kurz zuvor war hier die Schlacht geschlagen worden, und den ganzen Nachmittag des 29. Juni hatte sie den nahen Kanonendonner von Schweinschädel her gehört, ohne Theil nehmen zu dürfen.

Der alte General Mutius mit seinem gesammten Stab theilte das Bivouak mit seinen Soldaten. Nur mit einer leichten Decke zugedeckt, lag er auf der bloßen Erde gebettet, und neben ihm in langer Reihe die Offiziere seines Stabes, ebenfalls nur durch Woilachs oder Mäntel gegen den sanft herabträufelnden Gewitterregen geschützt. So erzählt ein Augen-

zeuge. Die preußischen Offiziere waren abgehärteter als der größere Theil der österreichischen.

Am Abend des 29. Juni schon war die Vereinigung der Armeen des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl so gut als vollzogen; denn die Entfernung zwischen ihnen betrug nur noch vier Meilen. Das Steinmetz'sche Korps, durch dreitägige Kämpfe sehr geschwächt, wurde in die Reserve zurückgenommen.

Am 30. Juni stieß ein Theil des Gardekorps, der über Gradlitz auf Kukus zog, auf zwei Brigaden des 2. österreichischen Armeekorps. Benedek hatte dieses Korps von Josefstadt auf die Höhen von Salney und Kasow vorgeschoben und die Höhen von Kukus mit schweren, aus Josefstadt herangezogenen Geschützen besetzt. Doch kam es nur zu einem Artilleriegefecht. Die Kanonade begann schon um 5 Uhr Morgens. Die preußische Gardeabtheilung, welche hier keinen ernsten Angriff beabsichtigt hatte, ging über Gradlitz auf Rettendorf zurück, indem sie schon um 7 Uhr Morgens das Gefecht abbrach. Nachmittags schob die Garde wieder eine kleine Abtheilung vor, doch kam es auch wieder nur zu einem kurzen Artilleriegefecht ohne Bedeutung, ohne Erfolg hüben wie drüben.

Am 30. Juni Abends stand Benedek konzentrirt am rechten Elbufer vor Königgrätz zwischen der Elbe, der Trotinka und der Bistritz. Sein 2. Korps stand bei Saleny, sein 8. bei Kasow, das 6. bei Sibojed, das 4. bei Jaromierz, die 3. und 1. Reiterdivision westlich von Miletin. Das Hauptquartier war in Dubenetz, zwischen Groß-Bürglitz und Jaromierz. Von hier aus schickte er jenes Telegramm nach Wien, welches Oesterreich aus den Träumen aufschreckte. Es lautete kurz: „durch das Zurückweichen Clam's und der Sachsen sehe er sich genöthigt, seine Armee auf Königgrätz zu konzentriren."

Benedek soll noch einen besonderen geheimen Bericht an den Kaiser gegeben haben, „er wolle nach Mähren zurückweichen, und erst dann eine Schlacht liefern, wenn er durch Verstärkungen seine Verluste ausgeglichen habe."

So hatte man in Oesterreich die Lage der Sache in Böhmen sich nicht gedacht. Man hatte zwar im Volke bereits gefunden, daß das frühere Geschrei einiger fanatischer Blätter, der Krieg müsse und werde mit der Einnahme und Verbrennung Berlins enden, ein czechischer Wahnsinn war; man hatte sogar im Damenkreis sich so weit herabgestimmt, in dem Feldzug etwas Anderes zu sehen, als einen „raschen Reiterzug nach Preußens Hauptstadt." Diese Prahlerei aus dem Mund eines österreichischen Reiterobersten war selbst für solche Augen zerronnen an den mächtigen Zusammenstößen zwischen österreichischer und preußischer Reiterei, von welchen sogar die preußenfeindlichsten Blätter in Wien anerkennend berichteten. Aber dieselben Blätter, mit ganz wenigen Ausnahmen, hatten fortwährend mit schmetternden Trompetenstößen nur Siege, nichts als Erfolge und Siege der österreichischen Waffen in Böhmen verkündet, theils aus falschem Patriotismus und noch verkehrterer Politik, theils aus Zwang, welcher in Wien und vollends in Benedek's Hauptquartier über Allem lag, was im Druck veröffentlicht wurde. Henikstein führte und hielt mit Benedek's Willen strengste Aufsicht über das Preßbureau und die Zeitungsberichterstatter im Lager.

Außer vor dem Sturz Napoleon's I. in französischen Blättern ist wohl schwerlich in so hohem Grad unheilvoll in Zeitungen und andern Veröffentlichungen gelogen worden, als in Oesterreich in dem Feldzuge, durch welchen die Lombardei verloren ging, und in dem von 1866. Von Wien aus wurde durch die ganze Welt, hier mit Bewußtheit und Absicht, dort leichtfertig, ohne irgend eine Grundlage für das Behauptete zu haben, gedankenlos, oder weil man als wahr wünschte, was man schrieb, ein Lügenbericht um den andern ausgearbeitet und verbreitet, und so mit dem Vertrauen und Glauben des österreichischen Volkes, so mit dessen Beutel und mit dem Vermögen und Glück von Millionen Familien in der Welt auf der Börse gespielt. Jeder Bericht verkündete das Heer Österreichs im Sieg; halbe Erfolge wurden als große Siege ausposaunt, und wenn der halbe Erfolg wenige Stunden darauf in eine völlige Niederlage umschlug, so wurde das ganz verschwiegen, nicht nachberichtet, nichts berichtigt. Selbst die Versäumnisse in Schließung der Gebirgspässe, wurden als etwas Wohlberechnetes hingestellt, als etwas, das im engen Zusammenhang mit dem geheimen großen Kriegsplan stehe, also als Erfolge der Weisheit des Kriegsministeriums zu Wien und des Hauptquartiers im Felde.

Wie von Gott geschlagen, bis zur völligen Thorheit hart am Abgrund des Verderbens verblendet, war man durch diese österreichischen Berichte im südlichen und westlichen Deutschland in Masse; man glaubte den österreichischen, nicht aber den preußischen, nicht den französischen Berichten; selbst zuletzt noch, da die Landkarte den allseitigen, mit jedem Tage weiter in's Land hereingehenden Vormarsch und die ganz nahe Vereinigung der preußischen Armeen vor Augen stellte, wollten die Meisten nichts darin sehen, als einen schlau ausgedachten Kriegsplan Benedek's, welcher am rechten Ort zur rechten Stunde den glücklichen Hauptschlag zum Verderben der Preußen führen, und hinter den Geschlagenen dann die Gebirgspässe sperren und die Zersprengten vernichten werde. Ein militärisches Wiener Blatt hatte ja versichert, „die Preußen seien ganz konsternirt, daß sie gar keinen Feind vor sich finden; sie werden es bald fühlen."

Bei Florisdorf unweit Wien aber ließ das Kriegsministerium gewaltig schanzen. Das wies denn doch darauf hin, daß man ein Vorrücken des Feindes bis vor Wien nicht als etwas Unmögliches ansah. Jenes Telegramm Benedek's gab die Erklärung davon, warum bei Florisdorf geschanzt wurde. Die Verblüfftheit der Wiener ging plötzlich in um so größere



Das 5. preußische Kürassierregiment erstürmt die Batterie von Tobitschau.

Originalzeichnung von Georg Bleibtreu.

Niedergeschlagenheit über, je unbegränzter bisher die Siegeszuversicht gewesen war. Um eine Trophäe vom böhmischen Kriegsschauplatz zu zeigen, hatte man in Wien soeben erst eine gezogene preußische Kanone, ein Hinterladungsgeschütz, im Triumph in den Straßen herum geführt. Das war aber ein Geschenk des Königs von Preußen an den Kaiser Franz Joseph aus den Tagen der Freundschaft Beider her! Das niederschlagende Telegramm Benedek's fiel mitten hinein in den Siegestaumel der Wiener, in welchen die Kunde von der Schlacht von Custoza auf dem südlichen Kriegsschauplatz versetzt hatte.

Der italienische Kriegsschauplatz.

Der letzte Krieg Oesterreichs mit dem Könige von Sardinien und seinem mächtigen Verbündeten Napoleon III. hatte das Haus Oesterreich die Lombardei, die Lothring'schen Nebenlinien ihre Fürstenstühle und Länder gekostet. Noch war ein altberühmtes großes Stück Italiens zurück, nach welchem Aller Augen in dem neugeschaffenen Königreich Italien verlangend schauten, das weiträumige, mit



Von Tegethoff, k. k. österreichischer Gegenadmiral.

starken Festungen und Werken überdeckte Venetien.

In Wien war der Gedanke wach, bei nächster Gelegenheit die Lombardei zurückzuholen, das revolutionäre piemontesische Königshaus zu züchtigen, auf dem ganzen Boden Italiens die Schöpfung der Revolution umzustürzen, und Alles, Menschen und Dinge, in den alten, eben wegen seiner Heillosigkeit aufgehobenen Stand wieder einzusetzen. In Italien wartete man mit Ungeduld auf eine Gelegenheit, auch das venetianische Gebiet vollends mit dem italienischen Königreich zu vereinigen. Dem neuen König von Italien und den Italienern kam dabei sehr zu gut, daß es im Vortheil und im Wunsch Napoleon's ebenso als in ihrem eigenen lag, die Oesterreicher ganz aus Italien zu verdrängen.

Bismarck hatte diese Lage der Sache staatsklug für seine Plane zu verwerthen verstanden, haben gleich die Italiener ihm nicht in gleichem Maße genützt, als Preußen dem italienischen Königreiche genützt hat. Wenn bessere und thatkräftigere Männer an der Spitze der Verwaltung und des Heeres in Italien gestanden wären, so hätte die in allen Zweigen durch lange, lange Mißregierung kranke Macht Oesterreichs, im Norden und im Süden zugleich nachdrücklich angegriffen, in sich zusammenbrechen, in Stücke gehen müssen. Noch einmal gab Gott dem österreichischen Hause Frist, umzukehren und zeitgemäß zu werden.

Das neue italienische Königreich war seit sechs Jahren fortwährend in Geldverlegenheit durch Schuld des größeren Theils seiner Verwaltungsbeamten, wo-

von die Einen eigennützig, die Andern untüchtig waren. Die in jeder Hinsicht nichtswürdigen Regierungen der aus dem Lande gejagten Fürstenhäuser hatten dem vereinten Königreiche die Erbschaft solcher, unter jenen Fürsten heraufgewachsenen Beamten hinterlassen, und es liegt darin ein sichtbares Gottesgericht, eine noch lange für Italiens Völkerschaften nachwirkende Strafe dafür, daß sie ein solches geistliches und weltliches Unwesen jener Fürstenhöfe, das die ersten Gesetze Gottes unter Hohn mit Füßen trat, so viele Jahrzehnte hindurch geduldet und zugesehen hatten, wie die vereinzelten Vaterlandsfreunde in den Kerkern verschmachteten oder hingemordet wurden.

Das italienische Ministerium hatte darum vor Allem die Aufgabe, Italien aus seinen inneren Nöthen herauszubringen; und für einen Krieg so, wie Preußen, zu rüsten, hatte es die Gelder nicht. Ein Krieg gegen Oesterreich mußte auf lange hin viele Millionen Gulden verschlingen, welche doch so nöthig waren, um dem neuen Einheitsstaat Italien nur Einiges von dem Vielen zu geben, was ihn innerlich und äußerlich, nicht bloß dem Namen, sondern der That nach, allein zu einem civilisirten neuzeitigen Staate machen kann. An ihrem Verlangen nach Venetien hatte Bismarck die italienische Regierung und Bevölkerung gefaßt; an dieser finanziellen Schwäche faßte das österreichische Kabinet die Regierung Italiens.

Wie vereiferten sich südwest-deutsche Politiker dafür, daß Oesterreich Venetien mit dem Festungsviereck nie, unter keinen Umständen, an Italien abtreten könne und dürfe, weil sonst die vereinigte Macht Frankreichs und Italiens in das Herz des Kaiserstaats ohne Schutzwehr dringen könnte, und weil namentlich die zum deutschen Bunde gehörigen österreichischen Lande, also Deutschland selbst in bedeutenden Theilen seines Bestandes, ganz schutzlos fortan plötzlichen Angriffen von da preisgegeben wären! Wie pomphaft wurde vom Wiener Preßbureau in allen durch ganz Europa ihm zugänglichen Zeitungen als ein Wort des Kaisers Franz Joseph verkündet, nie und nimmermehr werde er Venetien, diese Perle des Kaiserreiches, hingeben!

Das Ministerium Belcredi hat mit diesen seinen Preßbureau-Kundgaben über Venetien vor den aufgedeckten Thatsachen gerade so Bankerott gemacht, als mit seinem raschen Reiterzug nach Berlin, mit seinen Aufrufen an die Begeisterung der österreichischen Völker, und mit seinem den Preußen abgenommen sein sollenden Hinterladungsgeschütz. Eine Zeit lang gelang es, die Geschichte der Abtretung Venedigs in einen dem österreichischen Hofe günstigen, blauen Dunst zu hüllen, und besonders die Südwest-Deutschen zu täuschen. Dieser Dunst ist zerflossen, seit im Jahre 1867 eine offiziöse Erklärung von Berlin aus darüber erschien.

Es ist richtig, daß von Italien her General Menabrea seiner Zeit einen Antrag seiner Regierung nach Wien brachte, worin eine hohe Summe und anderes Freundliche angeboten war für eine friedliche Abtretung Venetiens, und daß damals ihm geantwortet wurde, der Kaiser schlage eine so hochwichtige Provinz nicht für Geld los; ein solcher Handel könne niemals eingegangen werden. Das aber war ziemlich lange vorher, ehe der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich gewiß war. Dagegen ist ebenso richtig, daß noch im März 1866, wenige Tage vor dem Endabschluß des Bündnisses zwischen Preußen und Italien, das Wiener Kabinet durch die Vermittlung des Hauses Rothschild dem Könige von Italien diese selbe Provinz Venetien zum Kauf anbot, und zwar um die Summe von 400 Millionen Franken. Die Regierung Italiens lehnte aber jetzt dieses Anerbieten des österreichischen Kabinets ab, in der Erwägung, daß dasselbe nur für den Augenblick freie Hand gegen Preußen und Geld haben wolle, und daß es nicht anders denke, als wenn es mit Preußen fertig wäre, sich über Italien herzumachen und daß es ihm im Falle des Sieges Venetien, trotz des Abkaufs und der Bezahlung, wo nicht gar die Lombardei wieder abnehmen würde.

Diese offiziöse Berliner Veröffentlichung ist weder öffiziös noch offiziell vom österreichischen Ministerium widersprochen worden.

Eine weit größere Summe hatte früher Menabrea angeboten, und überdieß Beziehungen Italiens zu Oesterreich, welche für das Letztere auf die Dauer höchst werthvoll gewesen wären. Der Kaiser, durch den von ihm gewählten Minister Belcredi und Seinesgleichen, sowie durch Erzherzoge und Erzherzoginnen berathen, hatte sich gegen eben das entschiedenst ausgesprochen, was er, ehe der Mond viel gewechselt hatte, selber anbot, zu bedeutend niedererem Preis. Es gab zwei Parteien in Wien: eine solche, welche schon bei dem Antrag Menabrea's Venetien an Italien abtreten wollte, in der richtigen Einsicht, daß dieses Stück Italiens denn doch auf die Dauer dem vereinten Königreich Italien nicht vorenthalten werden könne, daß die Behauptung desselben auf Zeit Oesterreich weit mehr koste, als es ihm eintrage, daß die Neugestaltung der Völkerverhältnisse durch andere Gewähren Nationen und Staaten fortan decken werde, als durch Festungsvierecke, inmitten von Bevölkerungen erbaut, deren Herz und Art abgewandt sei, und daß aus dem Verkauf Venetiens jetzt noch, später wohl aber nicht mehr, für den österreichischen Staat und Hof das Seltene und doch so Nöthige zu gewinnen sei, nämlich Geld. Die Summe aber, welche diese Partei am Hofe verlangte, soll der italienischen Regierung zu groß gewesen sein. Eine andere, einflußreichere Partei, die Militärpartei obenan, meinte damals, ein Verkauf Venedigs wäre „ehrlos“.

An keinem Hof aber ändern sich Personen und Ansichten so schnell, als wie an dem zu Wien. Dort ist die Politik so beweglich wie die Welle, die steigt und fällt. Man hat von jeher dort in der Politik nur von einem Tag auf den andern gelebt und gesorgt. Die erste Aufgabe eines Ministeriums war, daß die Hofwelt des Lebens sich freue; danach be-

maß und wandelte sich das Thun und das Lassen der Regierung. Patrioten, Charaktere und Gedankenmenschen, wofern man in der Noth nach ihnen rief, traten wieder ab oder wurden abgetreten nach Kurzem, sogar noch während der Noth, in der man nach ihnen endlich gegriffen hatte. Diese windfahnenartige Wiener Hofpolitik sollte sich recht grell an Venetien zeigen.

Der Bund, welchen Italien mit Preußen einging, verpflichtete die italienische Regierung zu weit größeren Geldopfern, als der Ankauf Venedigs gekostet hätte, nicht blos weit mehr, als der Wiener Hof zuletzt genommen hätte, sondern noch weit mehr, als der italienische Hof zuerst in Wien angeboten hatte. Aber den großen Summen, welche für die Kriegsrüstung, um gleichzeitig mit den verbündeten Preußen den Feldzug eröffnen zu können, von der italienischen Regierung bestimmt wurden, entsprach die Verwendung derselben nicht, es ging in Italien wie in Oesterreich. Es blieb viel am Unterschleif hängen; es wurde nicht Alles gerüstet, was zu rüsten befohlen war, und Vieles wurde mangelhaft, oder geradezu schlecht gerüstet. Es war das in den meisten Staaten Italiens so hergebracht, und die großen Diebe waren dort von jeher so wenig gehängt worden, als in Oesterreich.

Beim Kriegsausbruch zählte nach den amtlichen Angaben die italienische Feldmacht 17 Divisionen, nämlich 170,000 Bajonnete, 12,000 Pferde, 250 Geschütze. Daß von diesem, was auf dem Papier stand, Einiges abgestrichen werden muß, versteht sich von selbst. Die Gesammtheermacht, also das eingerechnet, was durch ganz Italien hin und in Sizilien stand, umfaßte 230,000 Mann zu Fuß und 13,000 Reiter mit 480 Feldgeschützen, von schwerem Caliber, und dadurch sehr wirksam, was der Beschaffenheit des italienischen Bodens gemäß war, auf welchem eine große Zahl der Geschütze nicht in Betracht kommt, weil derselbe die gleichzeitige Verwendung vieler Geschütze auf Einem Punkt nicht leicht zuläßt. Außer diesem regulären Heere bestand durch ganz Italien eine Nationalgarde, eine Bürgerwehr der Wohlhabenden. Aus dieser konnte eine Mobilgarde, als ein Ausschuß der Nationalgarde, gebildet werden, um die Festungen und bedrohte Punkte zu besetzen. Diese Mobilgarde konnte auf 110,000 Mann gebracht werden. Außer dem hatte Italien 20,000 Mann Karabinieri (Gens'darmen). Ein mächtiges Element bei der Einigung Italiens waren die Freiwilligen unter Garibaldi gewesen. Diese hatten in den Jahren 1859 und 1860 eine große Rolle gespielt. Die Bornirtheit Lamarmora's, des Kriegsministers, und die eifersüchtige Eitelkeit der am Hof tonangebenden Offiziere des regulären Heeres, zumal die Eifersucht Cialdini's auf Garibaldi, sowie die Aengstlichkeit geistarmer oder gar mit bösem Gewissen behafteter Leute am Hofe, welche ein revolutionäres Element in den Freiwilligenkorps sahen, hatten jahrelang geflissentlich zusammengewirkt, die Letztern in Mißkredit beim Volke wie beim Heere zu bringen. Von vornherein wurde darum bezweifelt, ob jetzt, wo die Regierung in der Noth wieder zu dieser Hülfe griff, und 42 Freiwilligenbataillone dekretirte, der Zustrom groß sein werde, nach den bittern Erfahrungen, welche Garibaldi und seine Freiwilligen für ihre großen Dienste erfahren hatten, und nach des piemontesischen Hauses Dank von Aspromonte.

Die Flotte Italiens hatte viele Schiffe: 1 Schraubenlinienschiff; 5 gepanzerte und 8 andere Schraubenfregatten; 7 Dampffregatten zweiten Rangs, darunter 6 gepanzerte; 2 Segelfregatten zweiten Rangs; 8 Dampfkorvetten ersten Rangs, darunter 2 gepanzerte; 2 Segelkorvetten ersten Rangs; 17 Korvetten zweiten und dritten Rangs; 14 kleinere Schiffe; 8 Schraubenkanonenboote; 1 Dampfwidder; 25 Transportfahrzeuge. Die Flotte zählte 1525 Kanonen, 14,000 Seeoffiziere, Matrosen und Maschinisten; zwei Regimenter Marineinfanterie.

So bedeutend war die Landmacht und die Seemacht Italiens. Alles kam nur darauf an, wie der Obergeneral und der Admiral waren. Selbst die Lücken der Ausrüstung, die Mängel im Heerwesen, welche dem unbefangenen Auge frühzeitig offen lagen, konnten gedeckt und ausgeglichen werden durch die Feldherrnkunst zu Land und zur See. Oft und viel hat ein genialer Admiral mit gebrechlichen Schiffen gesiegt, oft und viel ein genialer Feldmarschall trotz großer Mängel in der Ausrüstung. Aber dießmal befehligte zu Land General Lamarmora, zur See Graf Persano.

Ob auch gleich das Innere Italiens, besonders Neapel und Sizilien, nicht von Truppen entblößt werden konnte, sondern stark besetzt bleiben mußte, so war doch die Land- wie die Seemacht, welche Italien in's Feld stellte, der österreichischen Land- und Seemacht sehr weit an Zahl überlegen; denn die Oesterreicher hatten in Venetien, nach Abzug der Besatzungen in den Festungen, nur über eine Feldmacht von 70,000 Bajonneten zu verfügen.

Auf die Ueberlegenheit ihrer Flotte und ihrer Landmacht pochten auch die Italiener. Sie träumten von nichts als Siegen. Südtyrol für Italien zu gewinnen, war das Wenigste, was sie neben der Eroberung Venetiens im Auge hatten. Sie sprachen von der Eroberung Dalmatiens und Illyriens, vorzugsweise auch von Triest. Sie sprachen nicht etwa davon, durch Demonstrationen gegen das Etschthal, westlich vom Gardasee und nördlich hinauf bis Graubünden, österreichische Streitkräfte zu beschäftigen und diese dadurch von dem Hauptschauplatz des Kriegs im Venetianischen ferne zu halten; nein, die hochfliegende italienische Einbildungskraft träumte von einem Kriegszug des linken Flügels der italienischen Armee aus Tyrol nach Bayern, und durch Bayern in die österreichischen Herzogthümer, um den südwestdeutschen Gegnern Preußens in den Rücken zu kommen, und dann siegreich zugleich den von Böhmen vorrückenden Preußen die Hand zu bieten.

Solches wurde aber nicht blos in den Salons

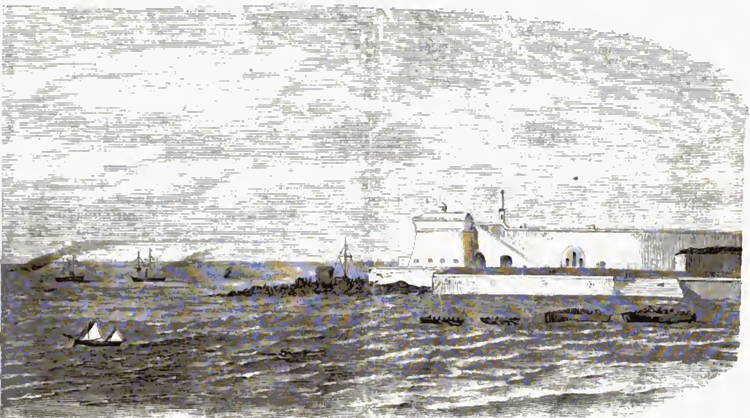


Die italienische Flotte vo

und in den Cafés geredet, nicht blos prahlerisch in Zeitungen verhandelt, sondern an Solches dachte, von Solchem sprach man am Hof, im Kriegsrath.

Merkwürdig ist, wie ganz gleichlautend die Stimmen der berufensten Männer vom Kriegsfach, österreichische und französische, englische und preußische, die Abenteuerlichkeit und Nichtigkeit des sogenannten Kriegsplans des Marschalls Alfons Lamarmora nachweisen und verdammen. Das Ergebniß dieses einstimmigen Urtheils der verschiedensten Nationalitäten ist, daß Lamarmora, der altadelige Marschall, als Strateg und als Feldherr, ebensowohl vorher, ehe es zum Kampfe kam, als auf dem Schlachtfelde selbst, sich nicht zu seinem Vortheil ausgezeichnet, und der Admiral Persano, dieser Liebling des Hofes, zur See weder Geschick noch Muth gezeigt habe. Der Befehlshaber der österreichischen Flotille im adriatischen Meere, von Tegethoff, hatte das Unglück, für sein großes Talent nur einen Persano sich gegenüber zu haben; Erzherzog Albrecht hatte das Glück, seine Lorbeere leicht zu gewinnen, den Unsinnigkeiten eines Lamarmora gegenüber. Wie hätte Benedek, der seine Wurzel in Italien hatte, wenn man ihn an seinem Platz gelassen hätte, den Sieg von Custoza ausgenützt, welchen Erzherzog Albrecht ungenützt ließ! Diese Frage kann sich Jeder beantworten, welcher Benedek von Magenta und Solferino her kennt, und den Gang der Thatsachen verfolgt, der sich jetzt auf dem italienischen Kriegsschauplatz entfaltet.

Erzherzog Albrecht ist der Sohn eines Vaters, welcher ein Held und Heerführer zugleich war, des Erzherzogs Karl von Oesterreich. Karl's Haupt ist nicht blos geschmückt mit den Lorbeeren von Neerwinden und Aspern, er war nicht blos der kriegsverständigste Prinz, welchen seit einem Jahrhundert das Haus Lothringen hervorgebracht hatte; mehr noch zeichnet ihn aus, daß er unter der großen Zahl der österreichischen Prinzen und Prinzessinnen hervorragte durch Erhabenheit über ihre aus dem Mittelalter nachgeschleppten Vorurtheile, über ihre beschränkten Vorstellungen. Weil er der Einzige unter ihnen war, welcher wirklich Geist hatte, so war er für die Berührungen des Geistes der neuen Zeit empfänglich gewesen. Von dieser freieren Anschauung ist wenigstens etwas auf seinen Sohn Albrecht übergegangen, und eine sehr gute militärwissenschaftliche Bildung hatte ihm der Vater gegeben. Frühzeitig zeigte sich auch bei dem Sohne etwas von Kriegsmuth, von der Entschlossenheit wie von der taktischen Begabung seines Vaters. Ein selbständiges Kommando aber im Feld erhielt er erst im Mai 1866, ob er gleich längst zum Feldzeugmeister und schon am 4. April 1863 zum Feldmarschall ernannt worden war. Der Sieg von Custoza will nicht viel heißen; für die Begabung zum großen Feldherrn gegenüber einem



dem Hafen von Ancona.

so kopflosen Gegner wie Lamarmora die vollgültige Probe abzulegen, war bei Custoza keine Gelegenheit. Verstand und Einsicht in die Unzulänglichkeit der österreichischen Streitkräfte und Hülfsmittel nach der Schlacht von Königgrätz hat er bewiesen. Einen größeren und dauernderen Ruhm aber, als den des Siegers von Custoza, kann er sich erwerben, wenn er, welcher vor Andern dem Vertrauen des Kaisers nahe steht, den Willen hat und seinen Muth und seine Kraft darauf verwendet, seinen Kaiser in den Bahnen des freisinnigen, zeitgemäßen Vorgehens, in welche ihn jetzt die bittere äußere Noth zum dritten Mal hineingetrieben hat, festzuhalten, damit er, endlich einmal gewitzigt, sich selbst und seinen Völkern zum Heil die nöthigen Reformen vor Allem in der Kirche und Schule durchzuführen sich ermannt, an welche sich die in der Staatsverwaltung und im Heer von selbst anschließen.

Der Chef vom Generalstab des Erzherzogs war der Generalmajor Franz von John, der bald darauf Feldmarschalllieutenant und Kriegsminister wurde. In ihm hatte der Prinz einen Strategen zur Seite, welcher ihm zum Siege mitverhalf.

Am 22. Juni um 11 Uhr Nachts überschritten zwei italienische Armeekorps, jedes vier Divisionen stark, den Mincio. Gleich Anfangs hatte man in den Zeitungen Italiens viel von einem geheimnißvollen, seit lange durchdachten und vorbereiteten Kriegsplan geredet. Die Welt lauschte um so erwartungsvoller dem, was da kommen werde. Die Italiener waren ja an Zahl den Oesterreichern weit überlegen. Lamarmora befliß sich, der Welt zu zeigen, was schon tausendmale Hofgenerale gezeigt hatten, daß er, trotz seiner Beliebtheit am Hofe, kein Kriegsgenie war, daß er vom neuen Kriege wenig wußte und von den letzten siebzehn Jahren nichts gelernt hatte. Die Träumereien der Damen eines Hofes und der männlichen Höflinge vor und bei Eröffnung eines Feldzuges sind etwas von jeher Bekanntes. Mit diesen Träumereien scheint der König, und mit ihm die große und kleine Welt der Prinzen und Offiziere, in den Krieg gegangen zu sein. Träumerisch glaubte man ohne Untersuchung, die Oesterreicher werden das Gebiet zwischen Mincio und der Etsch nicht vertheidigen, sondern den Angriff erst hinter der Etsch erwarten. Man hatte das gehört, und auf das hin glaubte das Lamarmora und der König Victor Emanuel. So war beschlossen worden, das von den Oesterreichern nicht vertheidigte Gebiet zu besetzen. So ging man über den Mincio vor. Man wollte eine Stellung zwischen den Festungen des Festungsvierecks nehmen. Man gefiel sich darin, durch diese Stellung die vier Festungen von einander zu isoliren. Man hoffte, als handelte es sich um einen militärischen Spaziergang, ohne allen Kampf, neue Stellungen zwi-

schen dem Mincio und der Etsch, zwischen den Festungen Peschiera und Verona, einzunehmen.

Dieser Hauptangriff gegen Mincio und Etsch sollte unter dem unmittelbaren Befehle des Königs Victor Emanuel durch die Hauptarmee geführt werden, unter Lamarmora's Leitung. Diese Hauptarmee bestand eben aus den zwei Armeekorps, welche den Mincio überschritten, und aus einem dritten Armeekorps, dessen vier Divisionen bei Goito und Mantua verzettelt wurden; sowie aus der schweren Kavalleriedivision. Die „Verzettelung" der Streitkräfte war überhaupt bei Lamarmora beliebt. Er selbst wollte nach seinem Plan „in der starken Position bei Sona sich einlagern, und dort sicher abwarten, bis Cialdini, welcher mit fünf Divisionen den Po bei Felonika überschreiten sollte, die Oesterreicher vor Verona weggelockt haben würde. Dann wollte er, über die Etsch hinüber, Cialdini die Hand reichen, und diesem Luft machen, während der einzige wahre Kriegsmann Italiens, Garibaldi, bei Seite geschoben, mit Freiwilligenschaaren in's südliche Tyrol geschickt wurde, um dieses zu revolutioniren, oder zu erobern. Garibaldi hatte denjenigen Kriegsplan angegeben, welcher bei der Leichtigkeit der Uebergänge über den untern Po den wahrscheinlichsten Erfolg versprach, nämlich Concentrirung der Hauptmacht des Heeres am untern Po, zur Umgehung des Festungsvierecks. Er selbst verlangte für sich und seine Freischaaren den untern Po zum Felde seiner Thätigkeit, oder die Vollmacht, mit 20,000 Mann bei Grado zu landen, Belvedere, südlich von Aquilea zu besetzen und sich dort zu verschanzen. Er hoffte, schon durch Bewaffnung von zwei und drei Segelfregatten seiner starken dortigen Stellung dann die genügende Haltbarkeit zu verschaffen, während die italienische Flotte mit ihrer Ueberlegenheit über die österreichische, die letztere in Pola zu blokiren hätte.

Die sachverständigsten Kriegskundigen in Europa haben diese Vorschläge Garibaldi's für die richtigsten erklärt. Insbesondere über den letztern Vorschlag ist gesagt worden, in Bezug auf die Besetzung von Belvedere „zeige schon ein Blick auf die Karte die glückliche Lage dieser Stellung, und die Oesterreicher hätten dahin bedeutende Streitkräfte detachiren müssen, was ihre Hauptarmee bei Verona auf das empfindlichste geschwächt haben würde."

Doch die Vorschläge und die Person Garibaldi's wurden bei Seite geschoben. Lamarmora marschirte mit dem König in die vier feindlichen Festungen hinein. Die stolze französische Armee hatte es nicht verschmäht, nach Garibaldi's Vorgang bei seinem Freiwilligenheer im Jahre 1859 für den Marsch und den Kampf die Erleichterung des Soldaten vom Gepäck auch bei sich einzuführen: Lamarmora ließ das italienische Fußvolk so bepackt wie nur je. Es keuchte in der glühenden Junihitze unter seinem Gepäck dahin, welches nicht nur zweckwidrig schwer, sondern auch noch durch eine höchst verkehrte Vorschrift lästig war, welche eine ganz unvortheilhafte Aufpackung befahl. Ohne abkochen zu dürfen, sahen sich die Armeekorps aus dem Bivouak in den Marsch hinein befehligt, mit etwas Risotto und Polenta abgespeist, je nach dem Belieben der Kriegskommissäre der einzelnen Divisionen. Weil das Offizierkorps darin von denselben sehr berücksichtigt wurde, so vergaß es über dem eigenen Wohlbehagen nachzusehen oder nur nachzufragen, wie es dem Soldaten gehe. Die Verpfleganstalten waren wirklich traurig. Es war dafür nicht mehr gethan und vorgesorgt, als etwa hingereicht hätte, dem Ausrücken zu einem Manöver in Friedenszeiten zu genügen. Fuhrknechte, denen meist alle militärische Disziplin abging, schleppten auf Landfuhrwerken den Hülfstrain mit dem Proviant, ohne gehörige Aufsicht, den vorausmarschirten Truppen nach, gleich als ob das Gebiet, auf welchem dieser Train sich zu bewegen hatte, nicht das feindliche Festungsviereck wäre, gleich als ob in diesen Festungen weder eine Besatzung noch eine Kanone und Alles ringsum im tiefsten Frieden wäre.

Der preußische General Willisen hatte schon gleich nach dem mißlungenen Feldzug der Piemontesen gegen Venetien im Jahre 1848, in einer Kritik desselben, nachgewiesen, daß „die Hauptoperationslinie der Italiener gegen das Venetianische von Bologna über den untern Po, über Rovigo und Vicenza gehe, weil man den Stier nicht bei den Hörnern packen solle, der Stier aber sei in diesem Falle das Festungsviereck; jene Operationslinie dagegen sei, wenn irgend eine, geeignet, den Oesterreichern ihre Verbindungen mit ihren Lebensquellen, mit Inneröstreich, abzuschneiden." Galt diese von allen Fachmännern als richtig anerkannte Aufstellung damals, so verdiente sie im Jahre 1866 noch weit mehr Beachtung; denn das Festungsviereck hatte sich in den letzten siebzehn Jahren zeitgemäß in seinen Werken erneuert. Es ist besonders tragisch, oder, wenn man lieber will tragi-komisch, daß dem Haus Oesterreich, welches Alles beim Alten ließ, und auf nichts Nationales, als auf Festungen, zeitgemäß erneuernd, Geld verwendete, gerade das Festungsviereck, dessen Verstärkung es sich ungeheure Summen hatte kosten lassen, an die geschlagenen Italiener, und zwar ohne einen Heller Entschädigung, so leichthin aus den Händen weg verloren ging. Ganz insbesondere Peschiera und Verona waren mit neuen Werken, das letztere mit einem großen verschanzten Lager, nach den neuesten Erfindungen der Befestigungskunst versehen, und dadurch ohne Vergleich stärker geworden, als sie im Jahre 1848 waren.

Mit Recht hat gewiß die kriegskundige Kritik allseitig während des letzten Feldzugs von 1866 den Satz aufgestellt, der in hundert Zeitungen zu lesen war, daß man jetzt noch viel weniger als früher, wie Willisen gesagt, den Stier bei den Hörnern packen, Venetien von vorn beim Festungsviereck angreifen dürfe.

Lamarmora aber fühlte sich Mann dazu, den Stier bei den Hörnern zu packen. Piemonts Heer

von 1848 und Italiens Heer von 1866 waren ja auch etwas Verschiedenes, und in seinen Augen glichen sich die Machtverhältnisse dadurch aus, ob man gleich in ganz Europa anders dachte, und obgleich Garibaldi, mit Willisen übereinstimmend, auch das Richtige nachgewiesen hatte.

Noch als zuerst bekannt wurde, daß die Italiener eine Vorwärtsbewegung in das Festungsviereck hineinmachen, glaubten und sagten Sachkundige, es sei auf eine Täuschung des Feindes über die Hauptangriffsrichtung abgesehen. Für so unglaublich hielt man, daß das Gleiche wieder geschehen werde, was im Jahre 1848 mit so bösem Erfolge von dem sardinischen König Karl Albert geschehen war.

Am linken Ufer des Mincio, an der Südseite des Gardasees, zwischen dem Mincio und der Etsch, erhebt sich ein Höhenkranz. Dieser fällt auf der Linie Valeggio, Custoza, Somma-Kampagna, Sona und Santa Giustina südlich gegen die Ebene von Villafranka, östlich gegen Verona und das Etschthal ab. Hier hatte sich am 25. Juli 1848 Karl Albert, der Vater des jetzigen Königs von Italien, von dem steinalten Feldmarschall Radetzky und seinen Oesterreichern gründlich auf's Haupt schlagen lassen. Dieses Dreieck des Höhenkranzes, welches die Festungen des Vierecks trennt, die Höhen zwischen Valeggio, Kastel-Nuovo und Somma-Kampagna zu besetzen — zog Lamarmora daher; da marschirte er hinein. Kastel-Nuovo ist von Peschiera kaum eine starke deutsche Stunde, Somma-Kampagna von Verona wenig über zwei Stunden entfernt. Daß im Ernst Lamarmora hier, in diesem fatalen Dreieck, den Hauptschlag gegen die Oesterreicher im Sinne habe, setzte kein Laie, geschweige ein Offizier in der Welt voraus. Aber gerade diesen Einfall hatte Lamarmora; das war die geniale Idee, welche aus den Wehen eines siebzehnjährigen Nachdenkens hervor ihm aus dem Haupte sprang.

Er wollte mit der Hauptarmee sich zuerst mitten zwischen den Festungen des Vierecks festsetzen, ehe er daran ginge, sich mit Cialdini zu vereinigen. Wie seine Divisionen vorrücken, stoßen sie auf eine österreichische Uebermacht, welche von Verona her zum Angriff auf sie vorgebrochen ist. Erzherzog Albrecht und sein Generalstab hatten Zeit gehabt, alle Anstalten zu treffen, um über die harmlos Vorrückenden herzufallen, und die Schlacht von Custoza, die zum erstenmal am 25. Juli 1848 auf diesem Schauplatz spielte, am 24. Juni 1866 zum zweitenmal zur Aufführung zu bringen.

Am 24. Juni Morgens um 3 Uhr war das 9. Armeekorps der Oesterreicher unter Feldmarschalllieutenant Hartung von dem Dorfe Santa Lucia, das vor Verona liegt, nach Somma-Kampagna aufgebrochen; das 5. Armeekorps, unter Generalmajor Perdich, der wegen Erkrankung des Feldmarschalllieutenants Fürsten Friedrich Lichtenstein, den Befehl darüber übernommen, ließ nur einen kleinen Truppentheil in Sona zurück und rückte auf San Giorgio in Salice; das 7. Korps unter Maroicic hatte die Bestimmung als Reserve zu dienen, und erhielt die Richtung auf Sona; die Reserveinfanteriedivision, welche aus vierten Bataillonen und Gränzern gebildet war, unter General Rupprecht, rückte nach Sondra und Kastel-Nuovo. Jedes dieser Armeekorps schob gleichzeitig seine Vorhut weiter vor, und acht Schwadronen, den Reiterregimentern der einzelnen Korps entnommen, dem Obersten Bujanowics zugewiesen und mit der Brigade Pulz vereinigt, breiteten sich in der Ebene aus in der Richtung von Custoza, am linken Flügel des 9. Armeekorps hin, und deckten so die linke Flanke des Heers.

Der 24. Juni war der Jahrestag der Schlacht von Solferino, jenes entscheidenden Siegs der französisch-italienischen Armee von 1859. Diesmal aber hatten die Italiener kein französisches Heer bei sich, wenn auch weit mehr eigene Kräfte.

Die Oesterreicher trafen zuerst auf die Reservereitereidivision der Italiener, welche Kronprinz Humbert führte, und welche sich von Villafranka auf Dossobuono und Ganvardine bewegte; dann auf die Division Bixio, welche links der Division des Kronprinzen folgte. Gegen 7 Uhr Morgens entspann sich die Schlacht mit einem heftigen Artilleriekampf bei Villafranka und südlich von Somma-Kampagna auf der Linie San Rucco di Palazzuolo, Fenile, Corte und Oliosi. An Artillerie waren die Oesterreicher den Italienern weit überlegen, an Fußvolk und Reiterei waren es die Letztern. Das österreichische Geschützfeuer, gut geleitet und abgegeben, wirkte nachtheilig auf die Italiener. Während dem vollzogen die österreichische Reservedivision am rechten Flügel bei Alzarea, zwischen Kastel-Nuovo und Oliosi, das 5. Korps östlich von San Giorgio, das 9. bei Somma-Kampagna mit Besetzung von Zerbare ihren Aufmarsch. Lamarmora erkannte bald, daß er das ganze österreichische Operationsheer sich gegenüber hatte und in dasselbe hineingerathen war. Allmälig entbrannte der Kampf auf der ganzen Linie. Das 9. österreichische Korps, das Somma-Kampagna und die Höhen von Casa del Sole unter allen Umständen festzuhalten Befehl hatte, drang kräftig über Staffalo gegen Custoza vor; eine Brigade vom 7. Korps unter General Scudier füllte die Lücke zwischen dem 9. und 5. Korps aus. Die Brigade des Generalmajors von Piret, vom 5. Armeekorps im Verein mit der Reserveinfanteriedivision stürmt Oliosi. Durch das österreichische Geschütz war der Ort in Brand gerathen. Die Oesterreicher erobern ihn, trotz hartnäckiger Gegenwehr und trotz des verheerenden Geschützfeuers, womit mehrere am Nordabhange des Monte Vento aufgefahrene italienische Batterien diese österreichischen Sturmsäulen empfangen.

Die zwei andern Brigaden des 5. österreichischen Korps unter Generalmajor Möring und Oberst Bauer nehmen indessen die Gehöfte von Corta und San Rocco di Palazzuolo. Die Brigade Scudier rückt in fortwährendem hartnäckigem Kampfe von Zerbare gegen Monte Godio. Um den Besitz dieser Höhe wird lang und blutigst gestritten, unter drückender



Gefecht zwischen preußischen Uhlanen und sächsischer Reiterei in den Straßen von Szenicz (Ungarn), am 22. Juli.



Marsch preußischer Truppen durch den Thalgrund zwischen Hundheim und Hardheim in Baden. Nach einer Zeichnung von W. A. Beer.

Sonnenhitze. Allmälig tritt darum vom 7. Korps noch die Brigade des Obersten Toply, später auch noch die Brigade des Obersten Graf Welsersheimb in die Schlachtlinie ein.

Zwischen 1 und 3 Uhr Nachmittags bewegen sich die Anstrengungen des 5. Korps um den Monte Vento. Der italienische Divisionsgeneral Cerale, der von Oliosi, das er so tapfer vertheidigt hatte, gegen den Monte Vento sich zurückgezogen, befehligte hier. Schon ist Cerale selbst verwundet, einer seiner Brigadegenerale, Villarey, gefallen. Unterstützung ist der Division Cerale's nicht rechtzeitig geworden. Mit all ihrer Tapferkeit gegen Uebermacht, hat sie furchtbar gelitten, als endlich die Division Sirtori ankommt.

Sirtori hätte zur rechten Zeit kommen können und sollen. Aber langsam war er von Valeggio nach der Kapelle Santa Lucia am Tione, nicht zu verwechseln mit jenem vor Verona, vorgerückt, und hatte hier „Stellung" genommen. So langt Sirtori erst an, als Cerale's Division sich am Monte Vento neu ordnet, als die Reste sich erholen von der harten Bedrängniß. Er kommt nur noch dazu, Cerale's rechte Flanke zu decken. Durando, der Befehlshaber des 5. Armeekorps ist herbeigeeilt, nach Cerale's Verwundung dessen Division zu ordnen. Auch Durando wird verwundet und muß den Kampf verlassen. Gegen 2 Uhr gelingt es der österreichischen Reservedivision und der Brigade Piret den Monte Vento zu erstürmen. Geordnet tritt die Division Cerale den Rückzug auf Valleggio an. Sie wird aufgenommen von der Reserve des 1. Armeekorps, 4 Bataillone Bersaglieri (Schützen), 4 Batterien und der Reiterbrigade. Von selbst kommt General Pianelli der Division Cerale zu Hülfe, zur rechten Zeit noch wenigstens den rechten österreichischen Flügel von der Verfolgung abzuhalten.

Diesen braven General, der Kopf hatte und im rechten Augenblick selbständig zu handeln blitzschnell entschlossen war, hatte man am rechten Mincioufer zurückgelassen. Er hört Cerale's Bedrängniß bei Oliosi; er führt ohne Weiteres, auf eigene Faust, eine Brigade seiner Division bei Monzambano an's linke Ufer des Mincio, und kommt so gegen den Monte Vento vordringenden Oesterreichern in die rechte Flanke. Für den verwundeten Durando übernimmt er den Befehl über diejenigen Abtheilungen des 1. Korps, welche ihm auf dieser Seite unter die Hände kommen. Nach dem Rückzug der Division Cerale von dem Monte Vento nehmen die gegen die Stellung Sirtori's bei Santa Lucia vordringenden zwei andern Brigaden des 5. österreichischen Armeekorps, die Brigaden Möring und Bauer, Santa Lucia und den Monte Mamaor. In der linken Flanke nicht mehr gedeckt, räumt Sirtori Santa Lucia, und schon vor 3 Uhr ist er im Rückzug über den Monte Mamaor. Nur bis zu dieser Höhe hin bedrängen ihn die Oesterreicher, weiter nicht. Auch er zieht sich auf Valeggio zurück. Die Brigade Piret folgt auch nicht weit der Division Cerale, so sehr diese auch geschwächt ist. Die Sieger sind von der glühenden Sonnenhitze noch abgematteter, als die geschlagenen Italiener. Die österreichische Reservedivision wendet sich gegen Pianelli, der die von ihm geführten Streitkräfte in Ordnung zurückführt, tapfer fechtend noch im Rückzug; die Reservedivision der Oesterreicher bleibt bei Salionze stehen, weiter folgt sie nicht. Es ist 3 Uhr vorüber, der linke Flügel der Italiener hat ganz das Feld geräumt. Hier auf dem westlichen Abschnitt des Schlachtfeldes, durch das sich in vielen Windungen der Tionebach gegen Süden schlängelt und das Kampfgebiet in zwei Felder abtheilt, ist die Schlacht um drei Uhr zu Ende.

Ganz anders ist es auf dem östlichen Abschnitt des Schlachtfeldes. Auf dieser Seite ist es, nach dem eigenen Schlachtbericht des Erzherzogs Albrecht, „allen Anstrengungen des 9. und 7. österreichischen Armeekorps bis 3 Uhr Nachmittags nicht gelungen, das hartnäckig und mit vieler Tapferkeit vom Feind vertheidigte Custoza zu nehmen."

Hier halten die italienische Reservereiterdivision, die Division des Kronprinzen Humbert und die Division Bixio den ihnen gegenüberstehenden Oesterreichern von Morgen bis zum Abend das Gleichgewicht. Mit Vortheil bald hüben bald drüben schwankt das gleich Anfangs zum Stehen gekommene Gefecht hin und her, den ganzen Tag über, ohne Entscheidung. Am bedeutendsten und blutigsten war auf dieser Seite der Kampf mit der Division Cugia, welche links von Bixio gegen den Monte Torre und Staffalo vorgegangen und um 8 Uhr Morgens den letztern Ort erreicht hatte. Hier traf sie auf das 9. österreichische Armeekorps unter Hartung, der den Befehl hatte, gegen Custoza vorzugehen. General Cugia hielt sich so brav wie Cerale. Wenn die italienische Armee reicher an solchen Generalen sich gezeigt hätte, so wäre trotz des tollen Plans Lamarmora's der Ausgang der Schlacht ein ganz anderer gewesen; der Sachverstand und die Tapferkeit von unten hätte noch auf dem Schlachtfeld gutgemacht, was der Kanzleikriegsplan bös gemacht hatte. Die Division des Kronprinzen Humbert unterstützte Cugia in seiner rechten Flanke, obgleich sie selbst von der österreichischen Reiterei, nämlich den acht Schwadronen des Bujanowics und der Brigade Pulz heftig angegriffen wurde. Das Fußvolk des Kronprinzen mußte mehreremale sich in Vierecke zusammenschließen. Selbst die Reserve der beiden in dem Kampfe begriffenen Armeekorps, die Division Brignone, wurde vorgezogen und griff links von Cugia, zwischen diesen und Sirtori, in das Gefecht ein. Lamarmora selbst führte sie in die Schlacht über Custoza nach dem Monte Godio. Hier sieht sie sich von der Brigade Scudier des 7. österreichischen Armeekorps angegriffen, welche von Zerbare gegen den Monte Godio vorgedrungen war. Das ist der oben erzählte „fortwährende, hartnäckige Kampf" zwischen den Grenadieren der zum 1. italienischen Armeekorps gehörigen Division Brignone und den an Zahl weit über-

legenen österreichischen Brigaden Scudier, Toply und Welsersheimb.

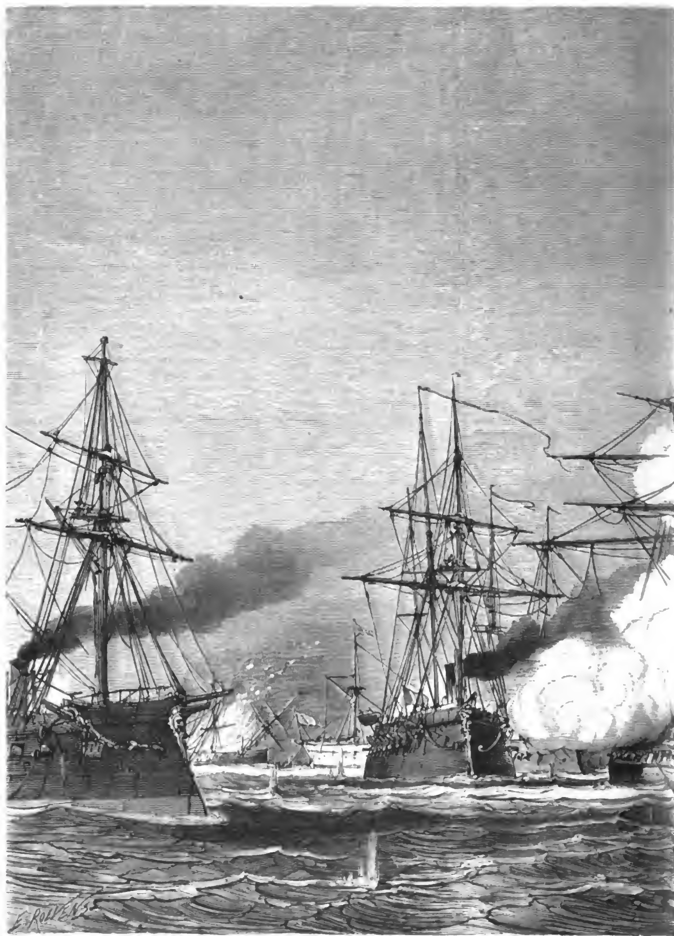
Erst als seine beiden Brigadegenerale, Gozzani und Prinz Amadeus, verwundet sind, führt Brignone, Mittags zwischen 12 und 1 Uhr seine stark gelichteten, wegen ihrer glänzenden Tapferkeit von den Oesterreichern gerühmten Grenadiere gegen Custoza zurück, und Lamarmora zog die Division Govone vom 3. Armeekorps vor, um die erschöpften Truppen Brignone's abzulösen. Govone rückt unangefochten vor; die Mittagshitze drückt so furchtbar auf die Oesterreicher, daß sie rasten, und zwar eine lange Pause. Und als das Gefecht wieder beginnt, hält sich auch die Division Govone so brav, daß alle Anstrengungen der Oesterreicher hier erfolglos sind, obgleich der, welcher dem Namen nach Oberbefehlshaber ist, der König von Italien, sowie der, welcher der That nach den Oberbefehl führt, Lamarmora, vom Felde, auf welchem die Gefechte sich bewegen, verschwunden sind.

König Victor Emanuel war von Anfang an von Lamarmora weitab aus dem Bereich der Kugeln gehalten worden. In der Gegend zwischen Villafranka und Custoza wohnte er auf einer Höhe der Schlacht bei, obgleich er den Oberbefehl sich vorbehalten hatte. Lamarmora's persönlicher Antheil am Kampf hört mit dem Augenblick auf, in welchem er die Division Brignone von Custoza aus in den Kampf geführt hat. Von da an beobachtet er den Gang der Schlacht aus einer Höhe von La Gherla. Wie er sieht, daß die sardinischen und lombardischen Grenadiere Brignone's durch die ungeheure Uebermacht der Oesterreicher zurückgedrängt gegen Custoza weichen, veranlaßt er den König, sich nach Valeggio und von da an's rechte Ufer des Mincio zurückzuziehen. Der König geht über den Fluß; Lamarmora, der Oberbefehlshaber, eilt nach — Goito, die Divisionen Angioletti und Longoni in Person herbei zu holen. Die beiden Divisionen hatten Befehl von ihrem Standquartier Castellucchio aufbrechend, am 24. Juni bei Goito den Mincio zu überschreiten und bei Marmirola und Roverbella als Hauptreserve Stellung zu nehmen. Das Geschäft, diese Divisionen vorzuholen, hätte jeder Offizier besorgen können. Persönlich war Lamarmora dabei ganz unnöthig, aber auf dem Schlachtfeld war er nöthig; mit seinem Abgang waren, da auch der König fort war, die im Kampf stehenden Truppenkörper ganz ohne Oberbefehlshaber, damit ohne jeden das Ganze leitenden Oberbefehl.

Ein Blick auf die Karte zeigt das Kopfverlorene im Benehmen Lamarmora's. Goito ist wenigstens zwei deutsche Meilen vom Schlachtfeld Custoza entfernt. Nimmt man auch das schnellste Pferd und den besten Reiter in Rechnung, so ließ doch dieser Lamarmoraritt nach Goito stundenlang das kämpfende Heer ohne Oberleitung, und zwar in der höchsten Noth, in den entscheidenden Stunden. Bis er mit den zwei Divisionen, ja bis nur er selbst allein wieder zurückkommen konnte, mußte für jeden klaren Kopf nach dem, wie die Sachen vor seinem Abritt lagen, die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfeld gefallen sein. Es war geradezu eine Unmöglichkeit, zur Entscheidung des Siegs für die Italiener noch rechtzeitig auf den Höhen von Custoza mit den beiden Reservedivisionen einzutreffen, sogar wenn Lamarmora diese, da wo sie nach der früher erhaltenen Weisung eingetroffen sein mußten, vorgefunden hätte. Aber sie sind nicht zur Verfügung. Bei Goito erfährt Lamarmora, daß beide Divisionen nicht hier, sondern noch da stehen, wo sie vor etlichen Tagen gestanden waren, bei Castellucchio, unweit Mantua. Nichts findet er, als er zwischen 3 und 4 Uhr in Goito einreitet, als die schwache Vorhut vom 2. Armeekorps, dem Korps Cucchiari's. Die schickt er gegen Villafranka weiter, und diese Vorhut langt nicht mehr auf dem Schlachtfeld an, sondern nimmt nur noch Theil an dem Rückzugsgefechte des geschlagenen Heeres unter dem Wetterleuchten der letzten Geschützsalven, zwischen 8 und 9 Uhr Abends. Die Hauptmacht der Divisionen Angioletti und Longoni aber hat Castellucchio noch nicht verlassen. Jetzt, da er diese Streitkräfte nicht zur Verfügung hat, gibt er den Tag verloren. Er schickt, statt in Person zurückzukehren, einen Offizier von Goito nach Custoza, um daselbst Nachrichten über den Stand des Kampfes einzuziehen. Dieser Offizier kommt an, als sämmtliche Truppen im Rückzug aus allen Stellungen begriffen sind.

Ohne die Gegenwart eines Oberbefehlshabers fechten indessen die von Anfang an verzettelten italienischen Heertheile auf dem Schlachtfeld bei Custoza fort; jeder Divisionsgeneral thut für sich, was er für gut findet. Nach der kurzen Rast, die Erzherzog Albrecht den Seinen nach 3 Uhr gegönnt hat, ordnet er an, daß sein 7. Armeekorps mit Beiziehung einer Brigade des 5. Korps einen letzten Versuch mache, das bisher so tapfer von den Italienern vertheidigte Custoza zu nehmen.

Noch ehe jedoch sein Befehl dahin gelangt, hat sich sein 7. Korps um 4 Uhr Nachmittags in den Besitz des Monte Arabita und der Höhe von Belvedere gesetzt. Die Brigade vom linken Flügel des 5. Korps, welche nach Sirtori's Rückzug nichts mehr gegen sich hat, unterstützt das 7. Korps dabei, noch mehr aber das wohlgenährte Feuer der bei Casa del Sole aufgestellten großen Batterien des 9. Korps. Diese Unterstützung ist es, durch welche es dem 7. österreichischen Korps möglich wird, gegen Casa Bagolina und das dortige Wäldchen vorzudringen und diese Punkte der Division Govone zu entreißen. Zahlreiche Gefangene sagten nachher bei den Oesterreichern aus, sie seien schon seit achtundvierzig Stunden ohne Nahrung. Es ist oben schon hervorgehoben worden, wie schlecht es mit der Verproviantirung im italienischen Heere aussah, und wie man die Truppen vor dem Abmarsch aus dem Bivouak nicht hatte abkochen lassen. Noch hält Cugia hartnäckig Custoza, die Höhe des Monte Torre und die von Madonna della Croce. Erst als die Division Go-



Seeschlacht bei



bei Liſſa.

vone zurückgedrängt ist, und Cugia in seiner linken Flanke sich überflügelt sieht, räumt er die zwei letztern Höhen, um 5 Uhr Abends, aber nur Schritt für Schritt. Um diese Zeit traten alle Divisionen der Italiener den Rückzug an. Lamarmora hat zwar von Goito aus an den Rückzug gedacht, und einen Offizier nach Valeggio gesandt, um diesen Uebergangspunkt für die Rückziehenden sichern zu lassen. Aber er selbst kommt nicht, um den Rückzug zu leiten, und ehe sein Befehl dazu ankommt, haben die einzelnen Generale für sich den Rückzug angetreten. Erst um 7 Uhr Abends räumt Brignone Custoza, und die Oesterreicher besetzen es. In voller Ordnung zieht sich das 3. italienische Armeekorps, das aus den Divisionen Cugia, Govone, Bixio und Kronprinz Humbert besteht, mit seinem linken Flügel über Custoza auf Prabiano, mit dem rechten auf Villafranka zurück. Den Rückzug decken in der Ebene zwischen Villafranka und Custoza die Reservereiterdivision, die Reiterbrigade des 3. Armeekorps und die Division Bixio. Hier war es auch, wo die Vorhut der Divisionen Angioletti und Longoni noch in das Rückzugsgefecht eingriff, Abends gegen neun Uhr.

An Verfolgung des rückziehenden italienischen Heeres denken die Oesterreicher nicht. Die Reservereiterei unter Oberst Pulz und die acht Schwadronen unter Bujanowics werden vielmehr, wie der österreichische Schlachtbericht selbst sagt, nach Dossobuono nach eingebrochener Dunkelheit zurückgezogen. „Sie haben von 4 Uhr Morgens bis in die sinkende Nacht in einer Reihenfolge von Gefechten mit abwechselndem Glück gegen den Feind gekämpft. Diese tapfere Reiterei hatte namhafte Verluste, zumeist in Folge ihrer ungestümen Tapferkeit." Nur an „langen Staubwolken gegen Goito und Valeggio" erkannten die Oesterreicher den Rückzug des Gegners über den Mincio. Daß Erzherzog Albrecht den rückziehenden Gegner ganz und gar unverfolgt ließ, das spricht unbestreitbar dafür, daß er entweder den „schönen", den „ausgezeichneten" Sieg von Custoza, wie er ihn selbst nannte, nicht auszubeuten verstand, oder daß dieser Sieg, welchen das Wiener Preßbureau in allen seinen Blättern als eine „Niederlage des Feindes bis zur Vernichtung" ausposaunte, entfernt nicht ein solcher Sieg war, wie ihn der Erzherzog darstellte und benannte. Der Triumphschrei jener österreichischen Zeitungen von der „Niederlage bis zur Vernichtung", erschien schon in den nächsten Tagen durch den Gang der Dinge als das, was er war, als eine Lächerlichkeit. Aber selbst wenn der Sieg der Oesterreicher auch nur bis auf diesen Grad von Schönheit und Ausgezeichnetheit, wie ihn der Schlachtbericht des Erzherzogs darstellt, gekommen war, läßt sich nicht wohl annehmen, daß der Sieger viel zu schwach war, seinen Sieg auszunützen, wenigstens an diesem Siegesabend und am andern Morgen. Das ist selbstverständlich, daß von da an, wo 100,000 Italiener im befestigten Cremona standen, ein angriffsweises Vorgehen von Erzherzog Albrecht mit seinen 70,000 Mann nicht mehr zu erwarten war.

Das Verdienst des Erzherzogs hat der Verfasser der „Kritischen Bemerkungen" in schlagender Kürze mit den Worten bezeichnet: „Erzherzog Albrecht fährt rasch in das Spinngewebe Lamarmora's hinein und zerreißt es. Lamarmora flieht gegen Cremona und schreit: Unwiederherstellbarer Unstern!"

Der Verlust der Oesterreicher in der Schlacht bei Custoza ist endlich so von ihnen selbst angegeben: 1045 Todte, 3681 Verwundete und 2663 Gefangene und Vermißte; zusammen 7389 Mann. Der Verlust der Italiener nach der amtlichen Angabe ist: 612 Todte, 3080 Verwundete, 4383 Gefangene und Vermißte; zusammen 8175 Mann. An todten Offizieren hatten die Italiener 61, an verwundeten Offizieren 165. Die Oesterreicher hatten 68 todte und 215 verwundete Offiziere. Die Männer vom Fach schreiben diesen großen Offiziersverlust der Oesterreicher dem Aug' und der Hand der Bersaglieri, der italienischen Schützen zu. Das traf das österreichische Heer um so empfindlicher, weil Oesterreich Mangel an Leuten jetzt noch hatte, die zu Offizieren taugten.

Betrachtet man den Verlust der Oesterreicher auf der einen und den der Italiener auf der andern Seite, so ist er nahezu gleich. Betrachtet man die wirklich im Kampfe Gewesenen, so war die größere Zahl auf Seite der Oesterreicher; sie hatten das Terrain für sich, die Vortheile ihrer nahen Festungen Peschiera und Verona, und über das Alles den Vortheil des Angreifenden, der mit unvorhergesehener Zahl über einen verzettelten Gegner herfiel. So war die Uebermacht in jeder Hinsicht vornherein auf österreichischer Seite. Daß von den Italienern eigentlich nur die zwei Divisionen Cerale und Brignone vom 1. Armeekorps, und die zwei Divisionen Cugia und Govone vom 3. Armeekorps im Kampfe waren, beweist klar die Verlustliste. Cerale und Brignone verloren 4991 Mann, Cugia und Govone 2768 Mann; die Reiterreserve 52 Mann; die Vorhut der Divisionen Angioletti und Longoni 11 Mann. So in's Feuer, daß es Verwundete und Todte hätte geben können, waren die andern Heertheile gar nicht gekommen. Eine italienische Division zählte aber nur 12,000 Mann. Somit ist die Angabe der französischen und englischen Schlachtkritiker richtig, daß höchstens 45,000 Mann Italiener bei Custoza „im Feuer" waren.

Trotz der Abenteuerlichkeit des Plans Lamarmora's, trotz des Mangels an Zusammenhang und Ineinandergreifen der kämpfenden Führer und ihrer Abtheilungen während der Schlacht; trotz der Verzettlung von acht Divisionen zwischen Salionze und Villafranka; trotz des Abgangs einer einheitlichen Oberleitung auf dem Schlachtfeld; trotz der Mißachtung des ihnen gewordenen Befehles von Seiten der zwei Divisionen Angioletti und Longoni, die ganz wohl Morgens um 8 Uhr bei Goito und in den ersten Nachmittagsstunden bei Villafranka stehen

konnten, aber bei Castellucchio auf der faulen Haut liegen blieben; trotz der Ueberzahl der Oesterreicher am eigentlichen Orte des Kampfes — haben sich die Italiener in der Schlacht gut und tapfer geschlagen, mit großer Ausdauer und Aufopferung. Custoza wurde nicht von den Oesterreichern erobert, sondern spät Abends besetzt, als es von den Italienern, in Folge des befohlenen allgemeinen Rückzugs, geräumt worden war. Die Oesterreicher hatten nur in sofern gesiegt, als die Italiener „das Schlachtfeld nicht behauptet hatten." Es wäre zu behaupten gewesen, hätte Lamarmora die Schlacht nicht gar zu früh verloren gegeben, und wäre eine einheitliche Leitung auf dem Schlachtfelde gewesen.

Selbst der österreichische Verfasser der „kritischen Bemerkungen" nennt die von den Oesterreichern allwärts als einen Triumph ihrer Waffen verherrlichte Schlacht von Custoza nur ein „Malheur" der Italiener, „in Folge davon, daß Lamarmora's Plan so ungeschickt und die Ausführung so fehlerhaft gewesen." „Wäre Cialdini, sagt er, trotz dem Malheur von Custoza in die Polesina vorgedrungen, so mußte Erzherzog Albrecht gegen ihn detaschiren. Es war fehlerhaft, daß er nunmehr hinter den Po zurückwich, ohne von dem Heranmarsch der Oesterreicher genaue Kunde zu haben." Cialdini hatte den Po noch nicht überschritten, erst in der Nacht vom 25. zum 26. Juni sollte der Uebergang geschehen. Am 28. war er bis Modena zurückgegangen, um „in nähere Verbindung mit dem Hauptheer zu kommen."

König Viktor Emanuel ging mit dem letztern vollständig hinter den Oglio zurück und nahm sein Hauptquartier zu Torre Malimberti bei Pescarolo. Lamarmora war, so scheint es, wie aus dem Conzept, so auch jetzt ohne Muth, und sah, wo keine Gefahr zu sehn war, drohendste Gespenster. Nach dem Rückzug über den Mincio hatte Bixio die Brücke von Valeggio verbrannt. Das Heerverpflegwesen hatte sich hier auch darin erbärmlich gezeigt, daß sich für 500 verwundete Italiener von Valeggio aus keine Beförderungsmittel mehr fanden, eben so für viele von Villafranka aus. In solcher Fäulniß war die italienische Verwaltung. Doch thaten die Italiener für ihre Verwundeten noch weit mehr, als die Lüderlichkeit der österreichischen Verwaltung für ihre Verwundeten auf den böhmischen Schlachtfeldern.

Obgleich die Oesterreicher sich recht ausruhten, so daß erst am 30. Juni einige ihrer Reiterabtheilungen über den Mincio streiften, um sogleich wieder zurückzugehen, so glaubten im ersten Schrecken ängstliche Seelen sogar in Mailand und Florenz das österreichische Heer in ganz nahem Anmarsch, während dieses sich ganz und gar auf die Defensive beschränkte. Der einzige Erfolg von der Custozaschlacht für die Oesterreicher bestand darin, daß Lamarmora und Cialdini nichts mehr unternahmen, und daß das Vertrauen des italienischen Heeres in seine Oberbefehlshaber wie in sich selbst durch diesen ersten Zusammenstoß mit den Oesterreichern tiefst erschüttert war. Der ursprüngliche Plan wurde ganz aufgegeben, und öffentlich und in den Zeitungen erklärt, man werde demnächst in anderer Richtung operiren. Der Verfasser der „Kritischen Bemerkungen" hat nachgewiesen, daß bei besserem Plan weniger als die Hälfte der italienischen Heermacht hingereicht hätte, den Erzherzog Albrecht zu beschäftigen, und daß die italienische Hauptmacht gegen Ende Juli — vor Wien stehen konnte. So etwas hatte man mit Recht auch im preußischen Hauptquartier in Böhmen von den italienischen Verbündeten erwartet.

Die italienische Flotte war von Tarent her im Hafen von Ancona am 25. Juni angelangt. Gleich darauf kamen die Nachrichten über Custoza daselbst an. Bei der tief und weit gehenden moralischen Erschütterung des Vertrauens in dem Heer und in der Bevölkerung Italiens war es sehr wünschenswerth, ja nothwendig, daß zur See etwas geschah, was den Eindruck dessen verwischen konnte, was zu Land verfehlt worden war. Es war doppelt nothwendig wegen der Eigenthümlichkeit des italienischen Volkscharakters, dem gemäß Niedergeschlagenheit schnell mit dem Muth wechselt, aber eben so schnell durch's Glück aus der Niedergeschlagenheit der Muth sich wieder erhebt und alle Kräfte daran setzt. Ist es auch gut für gewöhnlich, daß eine Flotte nur gleichzeitig mit dem Landheer operirt und dieses unterstützt, so ist es doppelt gut, daß, wie das Landheer geschlagen ist, die Flotte für sich allein handelt und einen Vortheil, sogar einen Sieg gewinnt. Admiral Persano blieb thatlos im Hafen von Ancona liegen.

Der österreichische Gegenadmiral Tegethoff war, nach österreichischem Zugeständniß, wie nach den vorliegenden Thatsachen, was das Material zum Seekrieg betrifft, auch jetzt noch viel schwächer, als Persano. Oesterreicher, Franzosen und Engländer stimmen mit den Italienern darin überein, daß, da die österreichische Flotte so spät ausgerüstet wurde, die italienische Flotte, bei ihrer großen Ueberlegenheit, völlig fähig war, zwischen dem 23. und 30. Juni den Hafen von Pola, wo die österreichische Flotte sich ausrüstete, zu blokiren. Der vornehmste Theil der italienischen Seemacht, die Panzerflotte, hatte den Winter über gekreuzt. Persano aber lag nach ausgebrochenem Krieg ruhig im eigenen Hafen, zuerst zu Tarent, dann zu Ancona.

Genial und kühn, wie Tegethoff war, fürchtete er einen Persano, welcher sein Auslaufen unbehelligt ließ, so wenig, daß er am Abend des 26. Juni um 7 Uhr mit blos 6 Panzerfregatten und 7 leichten Holzschiffen auslief, um Persano aufzusuchen und herauszufordern. Wie Tegethoff im Jahre 1864 sich in der Nordsee gegen die Dänen kühn, klug und erfolgreich benommen hatte, so bewährte er auch hier dieselben Eigenschaften.

Am 27. Juni, Morgens 6 Uhr, erschien er mit seiner Flotte vor dem Hafen von Ancona. Außerhalb der Schußweite der Hafenbatterien hielt er sich. Nahezu hätte sein Raddampfer Elisabeth, den er



Der von bayerischen Jägern und Artillerie besetzte Wald bei Uettingen wird im Sturm genommen.



Freiherr Oskar v. Zoller, k. bayerischer Generallieutenant. Originalzeichnung von E. Hartmann.

vorausschickte, einem vor dem Hafen kreuzenden Dampfer Persano's den Rückweg in den Hafen abgeschnitten. Er stellte sein Geschwader sodann in Schlachtordnung. Aber Persano wagte sich auf diese Aufforderung nicht sofort aus dem Hafen heraus. Darauf ging das österreichische Geschwader wieder zurück: im Hafen den Gegner unter den Kanonen Ancona's anzugreifen, war Tegethoff zu klug. Persano aber blieb stille in seinem Hafen und unternahm auch in den nächsten Tagen und Wochen gar nichts. Der italienische Nationalstolz war empört über diese Unfähigkeit und dieses Nichtsthun seines Admirals.

General Bixio hat es in offenem Parlament unwidersprochen gesagt, „gegen die Meinung des ganzen Landes habe man einen Mann, von dessen Unfähigkeit Jedermann überzeugt war, zum Befehlshaber der Flotte ernannt; die Ernennung desselben sei der Regierung abgedrungen worden von Jemand, welcher es verfassungsgemäß es ihr nicht abdringen durfte. Man habe ihn trotz der Entrüstung des gesammten Volkes auf seiner Stelle belassen, weil man es so wollte." Zu Ferrara stellte sich in diesen Tagen, bald nach der Custozaer Schlacht, nachdem Persano sich also benommen, General Bixio dem Könige vor. „Um des Himmels Willen, Sire, sprach Bixio, nehmen Sie diesem Manne den Befehl über die Flotte; lassen Sie uns nicht vor der ganzen Welt mit Koth bespritzen; schicken Sie mich unter dem Befehl eines erprobten und kühnen Seemanns zur Flotte, und ich will im adriatischen Meere sterben, wenn wir nicht siegen."

Der König hörte nicht auf Bixio; Persano war der Mann der Hofwelt, darum war er Admiral geworden, und blieb es nach wie vor. Unter dem erprobten und kühnen Seemann verstand Bixio Garibaldi, der allerdings als solcher im Dienst der südamerikanischen Republiken, wie in Italien sich

weltbekannt bewährt hatte. Unter ungeheurem Beifall von der Linken und von der Gallerie des Parlamentes hat Bixio am 13. Juni 1867 diese Erklärung abgegeben und mit den Worten geschlossen: „Wenn einmal die Kanonen donnern, so bedarf man eines leitenden Kopfes, eines Mannes, auf welchen die Untergebenen volles Vertrauen haben, dessen Kühnheit und Todesverachtung ihnen als Vorbild voranleuchtet. Wäre Garibaldi an der Spitze unserer jungen Flotte gestanden, so hätten wir gesiegt."

Aber gerade Garibaldi war nicht der Mann, welchen der Hof liebte. Nicht einmal siegen wollte König und Hofwelt durch ihn; nur ihn demüthigen und beseitigen.

Getäuscht durch mündliche und schriftliche Zusagen mancher Herren und Damen aus Südtyrol, hatte selbst Garibaldi die Gewinnung des letztern für Italien als etwas Mögliches angesehen. Er fand aber in Südtyrol keineswegs die Unterstützung mit der That, welche man ihm mit Worten zugesagt hatte. Die österreichische Regierung hatte die wichtigen Gebirgspässe mit Deutschtyrolern, welche gut deutsch waren, nicht mit Wälschtyrolern, besetzt. 12,000 Freiwillige ließ die italienische Regierung in Apulien drunten „faullenzen." Nicht einmal ganz sechstausend Freiwillige überließ man an Garibaldi beim Kriegsausbruch, um im Norden, in der linken Flanke des italienischen Hauptheers, zu operiren, und Tyrol zu erobern, an welchem im Jahr 1809 des damals über Deutschland und den Kaiserstaat Oesterreich siegreichen Napoleon's berühmter Marschall Lefebvre und andere seiner Generale scheiterten, eben so darum, weil Tyrol eine natürliche Festung ist, als weil die Tyroler die natürlichen Vertheidigungswerke ihres Landes tapfer und klug, als Schützen von Kindheit auf, auf's Beste gegen den Feind zu benützen verstanden. So war es auch diesmal. Besonders der geistvolle und tapfere Tyroler, ein Held mit der Feder und mit dem Schwert, Major Pichler, stellte sich darin den alten trefflichen Namen der Tyroler Landesvertheidiger gleich. Der Oberbefehl über die Tyroler Landesvertheidigung war dem Generalmajor von Kuhnenfeld übertragen.

Die Oesterreicher waren aber hier nicht blos durch ihre naturfesten, trefflichen Stellungen, sondern auch durch eine ungeheure Uebermacht der Streitkräfte den italienischen Angreifern in Tyrol überlegen. Auf keinem Schauplatz des Krieges von 1866 wurde in den österreichischen Zeitungsberichten in solchem Maßstab die Wahrheit der Thatsachen gefälscht, wie auf dem Tyroler Kriegsschauplatz. Der österreichische Verfasser der „Kritischen Bemerkungen" bewährt sich auch hier wieder als wahrhaftig und ehrlich. Der sagt: „In Südtyrol standen 5 bis 6000 Mann Linientruppen und eben so viele Landesschützen." Er setzt zwar wohl hinzu, die letzteren seien erst einen Monat vor dem Kriegsausbruch berufen worden, man habe sie mit Jägergewehren bewaffnet und nothdürftig exerzirt. Der sonst so richtig sehende und urtheilende Offizier weist sich hier, in Tyrol, als ein Mann des regulären Militärs aus, welcher die anderthalbhundertjährige Geschichte der Vertheidigung Tyrols nicht studirt hat, und den Charakter von Land und Leuten in diesen Alpen nicht kennt, wo 1000 von Kindheit an zum Schützen für sich selbst ausgebildete Landleute bei ihrer Terrainkenntniß mehr leisten können und geleistet haben, als 10,000 reguläre Mann unter regulären Generalen. Zugleich gesteht derselbe zu, daß künstlich angelegte Forts bei Lardaro, Apola und an andern Orten die Straßen gesperrt haben, und daß erst ihre Eroberung dem Feind eine freiere Bewegung gestattet haben würde.

Und dagegen, gegen diese Uebermacht der Natur und der Vertheidiger, hatte Garibaldi „höchstens 6000 Mann Freiwillige." Mit diesen sollte er über die feste Tyroler Gränze in's Land hinein dringen. Die Vertheidigungslinie der Oesterreicher gegen Italien hin ist zudem eine sehr lange, aber nur an wenigen Punkten zugängliche. Sie beginnt an den Gränzen der Schweiz und dem Ortlerberg, und zieht sich vom Stilfser Joch längs der Alpenkette bis Trient hin und den Gardasee entlang bis Peschiera.

Der auf diese Art so gut wie beseitigte, machtlose Garibaldi mußte zunächst nur daran denken, seine größtentheils ungeübten Freiwilligen zu einer Kriegstruppe zu bilden, sie einzuüben und sie an's Feuer zu gewöhnen. Die Einübung war schwierig, da es ihm sehr an gedienten Offizieren fehlte. Ein anderer Uebelstand war, daß manche sittlich oder körperlich Unbrauchbare unter diesen Freiwilligen waren. Es galt, diese auszuscheiden. Ein weiterer Uebelstand war, daß es ihm sehr an gedienten Verwaltungsbeamten fehlte. Er vereinigte den größeren Theil seiner Freiwilligen am Idrosee bei Rocca d'Anso. Eine andere Abtheilung unter dem Obersten Cadolini ging durch das Camunicathal gegen das obere Ogliothal und gegen den Berg Tonale vor, eine andere Abtheilung gegen die Oesterreicher auf dem Stilfser Joch im Veltlin, vorwärts Terano bis gegen Bormio.

Bis zum 12. Juli kamen auf diesen beiden letztern Punkten nur unbedeutende Scharmützel vor. Dagegen suchte Garibaldi mit dem Hauptkorps in die Judicarien einzubrechen, und schon am 23. Juni kam es am Idrosee zu einem scharfen Gefecht zu Ponte di Caffaro, d. h. an der Gränzbrücke über den Caffarobach. So gut die Oesterreicher an diesem und an dem folgenden Tage bei Lodrono sich hielten, so wurden sie doch zurückgedrängt, und Garibaldi gewann Boden. Das Thal der Chiesa war es gerade, wo er Zuzug von italienisch gesinnten Südtyrolern, ihren Zusagen gemäß, erwartete. Bei Monte Suello, unweit Condino, westlich, aber vorwärts, von Lodrono, kam es am 3. Juli zu neuem Kampf mit den Oesterreichern. Diese waren ihm hier mit vereinten Kräften, mit großer Uebermacht entgegengetreten. Dieses Gefecht war darum bedeu-

tender, als die bisherigen. Garibaldi selbst wurde verwundet, und seine Leute hatten so gelitten, daß er sich bis auf Rocca d'Anso zurückzog. Entscheidend war aber der Kampf auf diesem Punkt so wenig, daß Garibaldi schon nach elf Tagen, nachdem er das 3. Bersaglieribataillon an sich gerufen hatte, nicht blos wieder angriffsweise vorging, sondern im Chiesathal Meister war und blieb.

Aber zwei Ereignisse änderten plötzlich auf dem italienischen Kriegsschauplatz Alles. Das eine wie das andere hatte in dieser Weise, in welcher sie in den Gang der Dinge hereintraten, Niemand vorausgesehen. Das eine war der Entscheidungssieg der Preußen auf dem böhmischen Kriegsschauplatz bei Königgrätz; das andere war die Abtretung Veneziens mit dem Festungsviereck ohne irgend ein Entgelt, weder in Münze, noch an anderweitigem Land, von Seiten Oesterreichs, unmittelbar nach der Königgrätzer Schlacht; ob blos in Folge dieser, oder ob noch aus andern Gründen wird sich weiter unten zeigen.

Die Schlacht von Königgrätz.

1. Der 2. Juli.

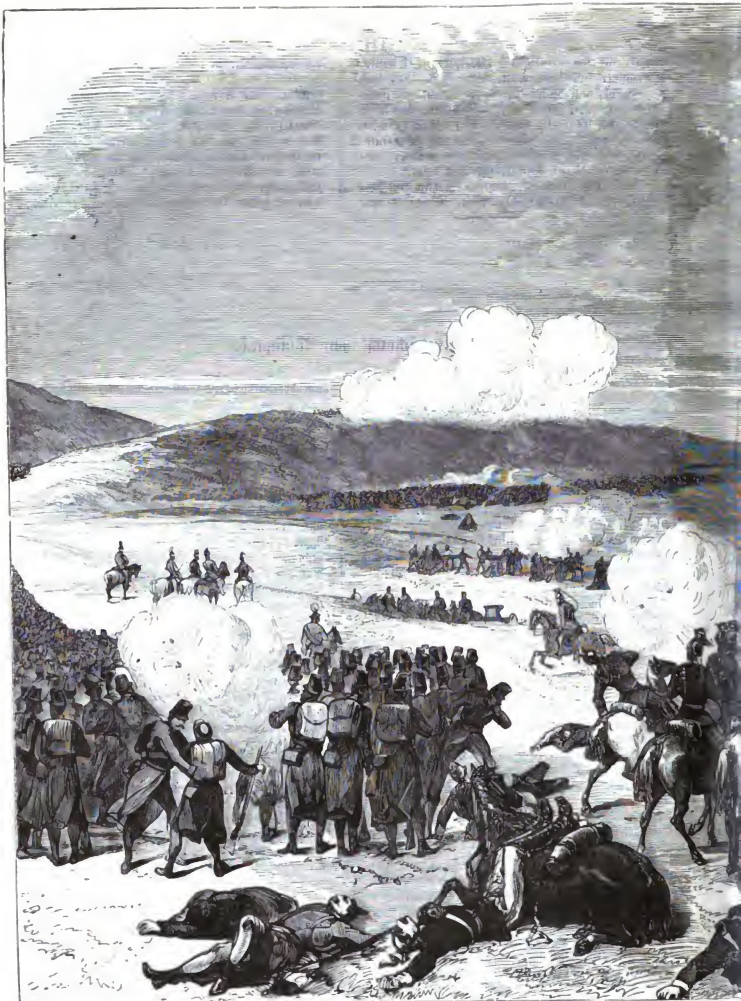
In dieser Art war bisher der Doppelkrieg verlaufen, welchen der Wiener Hof gegen Preußen und Italien gleichzeitig führte, und welchen er auf die österreichischen Völker, mittelbar auf Europa, als Last gelegt hatte, nicht wie vorgespiegelt wurde, um irgend Jemands bedrohtes Recht zu wahren, sondern um das alte Spiel, Leben und Treiben des österreichischen Hofes, seiner geistlichen und weltlichen Aristokratie, fortsetzen zu können, also um Deutschland wie Italien am Zusammenschluß zu seiner Einigung zu hindern.

Es ist jetzt von allen Unbefangenen, von Oesterreichern wie von Preußen, von Engländern wie von Franzosen, zugestanden und nachgewiesen, daß bei Anfang des Krieges dem österreichischen Hofe vornherein die Mittel zu einem glücklichen Ausgang in einem über alle Maßen auffallenden Grade fehlten, nicht blos die materiellen, sondern auch die geistigen und moralischen Mittel; ja sogar, daß selbst diejenige Zahl von Mitteln, welche Oesterreich hatte, theils gar nicht, theils nicht rechtzeitig oder halb, also schlecht benützt wurde. Es hat sich durch den bisherigen Gang herausgestellt, daß die Hindernisse österreichischer Erfolge selbst für einen Größeren, als Benedek, für ein Genie zu groß und zu vielfach waren. Solche Hindernisse waren und blieben die Eigenart des österreichischen Hofes, die impotente österreichische Diplomatie, die verkehrte Politik, die traurigen finanziellen Zustände und deren nothwendige bittere Früchte. Weil der Hof aber dieser war und weil der Kaiser eben diese Camarilla um sich hatte, und gerade solche Minister ernannte, weil das System eben dieses verrottete System war: darum fehlte es immerfort an Geld; daher immer neues Defizit, und immer schlechtere Anleihen. Der Mangel an Geld hatte die Rüstungen verspätet und überdies dieselben höchst mangelhaft, zu der Verspätung hin, in's Werk gesetzt.

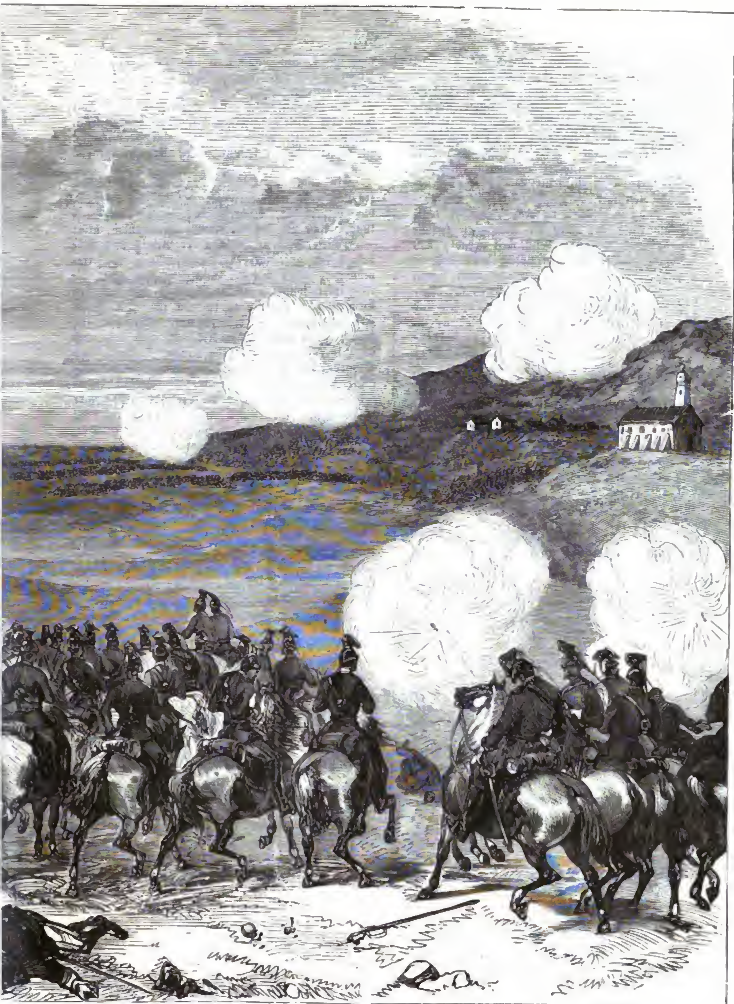
Die Politik des österreichischen Ministeriums war mehr als schlecht unterrichtet über die Sachlage in Südwestdeutschland und über die in Preußen. Diese leichtgläubige Politik glaubte durch das alte, kleinliche diplomatische Spiel den deutschen Südwesten, mit den Höfen die Völker fest und sicher für sich zu haben, und unter der Vorspiegelung, als hätte sie nichts als Herstellung des Friedens im Auge, durch friedliche Verhandlungen Preußens Rüstungen zum Stillstand zu bringen, Zeit zu gewinnen für ihre eigenen langsamen Ausrüstungen, und schließlich so noch einen Vorsprung vor Preußen beim Kriegsausbruch zu haben.

Die Politik Bismarck's aber fuhr in dieses „Spinnengewebe" der österreichischen Politik hinein und durchriß es. Die Politik und Energie Bismarck's hatte in Deutschland 1200 Quadratmeilen erobert — binnen zwei Tagen. Die deutschen Bundesgenossen Oesterreichs im Westen Deutschlands waren eingebüßt. War das schon ein großer Ausfall, so war der österreichische Feldzug auf dem südwestdeutschen Kriegsschauplatz durch diese niederschlagenden, blitzschnellen Erfolge des preußischen West-Heeres, wodurch an den süddeutschen Höfen die Kriegslust und die Rüstungen mit einander in's Stocken geriethen, eigentlich so gut wie verloren, ehe er recht angefangen hatte. Die Politik des Wiener Hofes hatte auf dieser Seite eine vollständige Niederlage erlitten, noch ehe Benedek von Olmütz einen Schritt vorwärts zu thun vermochte, wo ihn eben diese Verhandlungen der österreichischen Politik und der aus Geldmangel geflossene Mangel an hinreichender Ausrüstung so lange festbannten.

Als er endlich sich vorwärts bewegte, sah er sich auch darin gegen die Preußen in großem Nachtheil, daß er nicht, wie diese, die nöthige Unterstützung von Eisenbahnen für sich hatte, weder hinreichende



Gefecht bei Blumenau



, den 22. Juli.

Bahnlinien, noch hinreichende Wagen für Truppen und Material. So kam es, daß einzelne seiner Armeekorps „zum Theil in ganz marodem Zustand in den Kampf gebracht wurden.“ Einige Abtheilungen waren in dem Augenblick, in welchem sie in's Gefecht mußten, siebzehn Tage lang fortwährend im Marsch gewesen. Ueber 10,000 Fuhrwerke waren auf Benedek's früheres Verlangen durch das Kriegsministerium zu Wien zur Nachfuhr der Lebensmittel und sonstiger Verpflegung für sein Heer beschlossen und angeordnet worden. Benedek hatte bereits am Ende des Juni die traurigsten Erfahrungen dafür zu sammeln Gelegenheit gehabt, daß unendlich viel davon auf dem Papier blieb und die dazu bestimmten Gelder entweder gar nicht flüssig waren, oder nach dem alten Herkommen bei österreichischer Verwaltung und Armee in Taschen und Kassen flossen, für die sie nicht bestimmt waren. Das Nordheer unter Benedek hatte den bittersten Mangel zu leiden, während das Südheer unter Erzherzog Albrecht vollauf hatte.

Von dem Grade der Tüchtigkeit seiner Unterbefehlshaber hatte er bereits Proben erlebt, daß ihm die Augen übergehen mochten; insbesondere aber auch von ihrer Geneigtheit zum Gehorsam gegen die Weisungen ihres Oberbefehlshabers. Mehrere seiner Generale waren geradezu ihm ungehorsam gewesen; sie hatten seine Befehle theils umgangen, theils mangelhaft und verspätet ausgeführt, und so waren sie geschlagen worden. Die Mannschaft hatte dadurch das Vertrauen zu solchen Generalen, und zugleich vielfach auch zu sich selbst, verloren. Den sachkundigen Engländern, welche als Augenzeugen beim österreichischen Heere waren und nach England Bericht erstatteten, kam es vor, als hätten „die Mannschaften, welche schweigsam, ganz still auf dem Rückzug marschirten, das Herz verloren.“ Ein englischer Augenzeuge sagt: „Durch das, was sie selbst in den Gefechten mit den Preußen durchgemacht und was sie über die Ergebnisse auf andern Kampfplätzen für ihre Brüder gehört hatten, waren sie niedergeschlagen und gebeugt. Entwickelten auch manche Regimenter nachher noch einen Muth und eine Ausdauer, welche durch keine Truppen der Welt übertroffen werden könnte, so ging die Armee im Ganzen doch ohne Vertrauen dem nächsten Kampf entgegen; es mangelte ihr der Geist und das Gefühl der Hoffnung und der Glaube an Erfolg, welche den Truppen einen Schwung zu geben vermögen.“

So wenig, als diesen Engländern, entging dem Oberfeldherrn Benedek dieser Zustand seines Heeres und die Sachlage. Es war in seinen Augen die gesammte österreichische Armee durch die Niederlage der einzelnen Korps und deren moralische Nachwirkungen schon vor dem 3. Juli geschlagen. Darum schrieb er abermals an seinen Kaiser. Der allerhöchste Befehl, der ihm auf seine Vorschläge zum Rückzug nach Mähren geworden war, der Befehl, „eine Entscheidungsschlacht jetzt zu schlagen,“ beseitigte seine Bedenken nicht. Die Botschaft, die er noch am 1. Juli an den Kaiser sandte, hatte unter Anderem die ausdrücklichen Worte: „Ew. Majestät müssen Frieden schließen.“

Am 2. Juli entwarf er, nachdem er am 1. Juli hinter die Bistritz zurückgewichen war, für den Fall, daß sein Kaiser bei der Weisung, eine Hauptschlacht zu wagen, beharren sollte, seine Anordnungen zu einer solchen.

Ein englischer Offizier, von Namen Webber, Kapitän des Ingenieurkorps, der den Kriegsschauplatz besucht hat, beschreibt das Terrain der Stellung, welche Benedek vor Königgrätz einnahm, also:

„Diese Stellung zwischen der Bistritz und Elbe befand sich auf einer Aneinanderreihung von Erhebungen, welche mit der Bistritz parallel lagen, die trotz ihrer sonstigen Unbedeutendheit nur auf den Brücken von Truppen zu passiren ist. Die höchste Erhebung findet sich bei Chlum. Von hier aus streicht sie in südwestlicher Richtung nach und nach an Höhe abnehmend, bis sie zwischen Tresowitz und Stresetitz sich in die Ebene verflacht. In nordöstlicher Richtung läuft sie gegen Horenowes und wendet sich dann rechts gegen die Trotinka in der Nähe von Racitz. Der Gipfel der Erhebung ist etwa anderthalb englische Meilen von der Bistritz entfernt, gegen welche sie verhältnißmäßig steil und zerklüftet abfällt, während der Abhang nach der Elbe hin sich sehr sanft abdacht, so daß hier den Bewegungen der Reiterei und der Artillerie kein Hinderniß entgegentritt. Weiter nach Südwesten zu erhebt sich der Boden wieder und erreicht seinen höchsten Punkt in der Kuppe, auf welcher das Schloß Hradeck liegt. Unweit davon, bei Problus und Ober-Prim, befinden sich gleichfalls Erhebungen, doch werden diese sämmtlich von der Kuppe überragt, auf welcher die Kirche von Chlum liegt, von welcher man nach allen Richtungen hin eine ausgedehnte Fernsicht genießt. —

Auf keinem Theile der Stellung ist das Terrain in Folge seiner Gradationen ungangbar; denn die steilsten Böschungen betragen noch nicht 10 Grad, während die Neigungswinkel der Abhänge im Durchschnitt nur gegen 3 Grad messen — ein Umstand, welcher, wenn er auch einerseits dem Angreifer günstig ist, doch andererseits die Artillerie des Vertheidigers in eine vortheilhafte Lage versetzt, obgleich er ihn zwingt, seine Geschütze auf einem weiten Raume zu vertheilen. —

Die dominirendsten Punkte der Stellung werden durch Hradeck, Problus und Chlum bezeichnet.

Das Terrain zwischen der Chaussee, Lubno und Prim ist verhältnißmäßig offen, und in dem Zwischenraume befinden sich sieben Dörfer und hinter Tresowitz eine beherrschende Anhöhe. Die leichtgebauten Dörfer sind von Obstgärten umgeben, einzelne mit Kirchen versehen, doch nicht ohne starke Abschnitte zur Vertheidigung.“

Für den möglichen Fall einer Schlacht hatte Benedek diese Stellung zum Voraus sich ausersehen.

Schon am Nachmittag des 1. Juli, welcher ein Sonntag war, wurden die Bewohner der Gegend von Chlum, welche dem Gottesdienst in der Kirche zu Chlum beiwohnten, durch das Dasein eines österreichischen Generals und seines Stabes überrascht, und noch an diesem Tage und bis Mittag des folgenden rückte die große Armee unter Benedek nach, um hier Stellung zu nehmen.

Der Befehl, welchen Benedek am 2. Juli entwarf, und welcher in der Frühe des Morgens am 3. Juli der Armee ertheilt wurde, lautete also:

„In dem Falle, daß es am 3. Juli zu einer Schlacht kommt, besetzt das königl. sächsische Korps die Höhen von Popowitz und Trekowitz mit leicht zurückgehaltenem und durch die eigene Reiterei gedeckten linken Flügel. Links hievon und etwas rückwärts nimmt die leichte Reiterdivision auf dem äußersten linken Flügel bei Problus und Prim auf geeignetem Terrain Stellung. Das 10. Korps postirt sich rechts von dem sächsischen Korps, und schließlich rechts von dem 10. das 3. Korps, welches die Höhen von Lipa und Chlum besetzt.“

„Das 8. Korps dient zur unmittelbaren Unterstützung des sächsischen Korps und formirt sich hinter diesem. Die hier nicht genannten Truppen haben sich, so lange der Angriff auf den linken Flügel sich beschränkt, nur in Bereitschaft zu halten. Nimmt der feindliche Angriff größere Dimensionen an, so wird die gesammte Armee in Schlachtordnung formirt. Das 4. Korps setzt sich in diesem Fall auf den rechten Flügel des 3. und nimmt die Höhen zwischen Chlum und Nedelitz (Nedelist) ein. Den äußersten rechten Flügel neben dem 4. Korps bildet das 2. Korps. Die 2. leichte Reiterdivision hält sich rückwärts von Nedelitz in Bereitschaft.

„Das 6. Korps sammelt sich auf den Höhen bei Wsestar, das 1. Korps bei Rosnitz, beide in geschlossenen Massen.

„Die 1. und 3. Reiterdivision stellen sich bei Sweti auf.

„Beim Eintritt eines allgemeinen Angriffs formiren das 1. und 6. Korps, die fünf Reiterdivisionen und die Armee-Reserveartillerie, welche sich hinter dem 1. und 6. Korps aufstellt, die Reserve der Armee.

„Sollte das Heer zum Rückzug gezwungen werden, so findet dieser auf der Heerstraße über Holitz gegen Hohenmauth, ohne die Festung Königgrätz zu berühren, statt. Das 2. und 4. Korps müssen sofort veranlassen, daß Pontonbrücken über die Elbe geschlagen werden, und zwar hat das 2. Korps eine zwischen Lochenitz und Predmieritz schlagen zu lassen. Das 1. Korps baut eine Brücke unweit Swinar über den Adler.“

Das war der Befehl Benedek's für den Fall einer Schlacht, sei's, daß von Wien aus der Kaiser darauf bestände, sei's, daß die Preußen angriffen. Wie weit diesem Befehl in wichtigsten Punkten nachgekommen wurde, wird sich zeigen. Der Befehl von seinem Kaiser kam trotz seiner wiederholten Vorstellungen: Benedek mußte schlagen, so ermattet und niedergedrückt durch die Märsche und Gegenmärsche der eine Theil seines Heeres war, so sehr ein anderer Theil desselben die Siegesfreudigkeit verloren hatte; jener Theil, welcher bei Nachod, Skalitz, Münchengrätz und Gitschin durch die Wirkungen des preußischen Zündnadelgewehrs und durch die schlechte Anführung ihrer Oberoffiziere gelitten, und Furcht vor jenem und kein Vertrauen mehr in diese hatte. Es ist, nach der Sachlage und nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Engländer, welche im österreichischen Heerlager Augenzeugen waren, ganz unwahr, daß in Masse das österreichische Heer vor der Schlacht „kampf- und siegesfreudig“, daß es „ungebeugt“, „ungebrochenen Muthes“ war. Von preußischer Seite wurde, um den Sieg von Sadowa-Königgrätz noch glorreicher zu machen, nachher dieses behauptet, und damit zu stützen gesucht, daß es jetzt Benedek in Person war, um den es sich sammelte, und auf den es ganz vertraute; besonders auch dadurch, daß Benedek dieses sein Heer diesseits Königgrätz von Chlum bis Sadowa, mit der Elbe im Rücken, aufstellte; eine Aufstellung, bei deren Wahl er auf einen günstigen, nicht auf einen ungünstigen Ausgang, auf einen Sieg, nicht auf einen Rückzug habe zählen müssen.

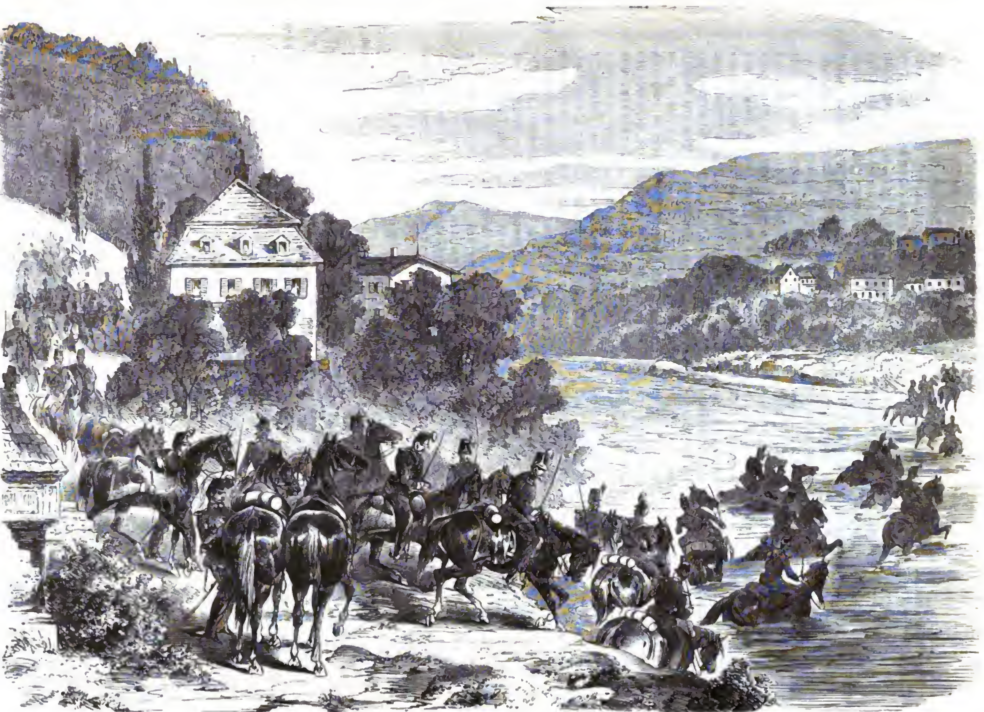
Gewiß ist, daß wohl Tausende von Tapfern in Benedek's Armee waren, die auf sich selbst, noch mehr auf Benedek's persönliche Führung freudig vertrauten, voran die noch nicht im Feuer Gewesenen, welche noch keine Bekanntschaft mit der starken Zahl der Preußen und mit den Wirkungen ihres Zündnadelgewehrs gemacht hatten. Viele drängten und hofften, durch eine große Schlacht die bisherigen Scharten auszuwetzen. Aber so war die Mehrheit nicht. Die Augen der kriegsverständigen Engländer, welche inmitten von Benedek's Heer zugegen waren, haben gewiß scharf gesehen, und ihr Bericht lautet, daß Stimmung und Verfassung des Heeres unmittelbar vor der Schlacht von Königgrätz nicht so waren, wie sie sein sollten; daß Benedek selbst das wohl erkannt habe, und daß er „während der Schlacht von dem Glauben erfüllt gewesen sei, er werde geschlagen werden.“

Eine österreichische Stimme, und zwar die eines genauest unterrichteten Mannes vom Kriegsfach, hat ganz übereinstimmend mit dem Zeugniß der Engländer sich dahin ausgesprochen, „Benedek habe sich Zwang angethan, es zur Schau zu tragen, als habe er zu sich und zum Heer Vertrauen, während er weder das Eine, noch das Andere gehabt habe, und dieser zur Schau getragene Zwang habe seinem Hauptquartier ein unerquickliches Gepräge gegeben, welches welterfahrenen Leuten sogleich aufgefallen sei.“

Die Stimmung solcher im Mittelpunkt der Thatsachen Stehenden gewähren einen gewiß richtigeren Einblick in die wahre Sachlage, als die noch so scharfsinnig Auftretenden, welche von Außen hinein, aus der Ferne, über Benedek, sein Heer, die Lage,



Württembergische Reiterei geräth am 24. Juli bei Hardheim bei Verfolgung preußischer Husaren in einen Hinterhalt.



Uebergang eines württembergischen Reiterregiments über den Main bei Würzburg. Nach einer Skizze gezeichnet von M. Fuggs.

die Stimmung und das Thun beider, urtheilen und diese erklären wollen. Aus den Mittheilungen jener erklärt sich auch nahezu, daß es so und nicht anders kam. Daß Benedek der „Möglichkeit des Rückzugs“ gehörig Rechnung trug, dafür zeugt sein Armeebefehl in Betreff der zu schlagenden Brücken über die Elbe und über den Adler, und die ausdrückliche Angabe des Rückzugswegs. Für das Feldherrngenie Napoleon's I. wurde der Rückzug seiner großen Armee bei Leipzig zur Flucht und zum Verderben, weil seine Befehle in Betreff des Schlagens von Brücken nicht ausgeführt wurden und Eine geschlagene vorzeitig der Ingenieur in Brand steckte. Die Schlacht von Sadowa-Königgrätz wurde erst so verderblich, weil die für den Rückzug so rechtzeitig und so genau gegebenen Befehle Benedek's in Bezug auf das Brückenschlagen und noch in andern Stücken auf das Schlechteste befolgt sich fanden.

Als der entscheidende Befehl seines Kaisers, zu schlagen, jede weitere Einwendung und jede andersartige Maßregel Benedek's abschnitt, war er in der Lage, wie mehr als ein bedeutender Feldherr Oesterreichs, welchem, wie ihm, vornherein schon das Vorgehen durch Mittelentziehung erschwert war, und welcher jetzt — gegen seine wiederholt mit Gründen belegte, ausführliche Ansicht und Ueberzeugung — eine Entscheidungsschlacht schlagen mußte, blos deswegen, weil von Wien aus, wo man gar keine Anschauung von den wirklichen Verhältnissen hatte, „der allerhöchste Befehl“ kam, auf Betreiben der „aristokratisch-kirchlichen“ Partei, oder, wie es schon Wallenstein seiner Zeit bezeichnete, der „Junker und der Pfaffen“, die am Hofe herrschten.

Die Abtretung Venedigs, welche die Welt überraschte, warf durch das, was darüber bisher offenkundig geworden ist, grelle Streiflichter auf die „aristokratisch-kirchliche“ Partei, welche den Kaiser, nach dem kurzen Intermezzo der Hochstellung Benedek's, des Bürgerlichen und Protestanten, nur zu bald wieder allein beherrschte. Der durfte nur kurz gebraucht werden; dann mußte er weg. Der durfte sich nicht auszeichnen durch Erfolge, also mußten ihm die Mittel dazu karg gegeben werden; dafür sorgte diese Partei. Und jetzt wurde er von dieser Partei in die Hauptschlacht hineingedrängt; ihr war es gleichgültig, wenn die Schlacht verloren wurde, wofern nur dieser Mann dadurch aus dem Vertrauen des Kaisers wieder herauskam; die verlorene Schlacht konnte ja ihre Stellung nicht gefährden, sie konnte alle Tage herrlich und in Freuden fortleben, wenn auch in Folge eines bösen Ausgangs des Krieges das Volk Oesterreichs mit seinen Schwären hungernd und sterbensweh am Boden lag.

Wie ein in's Gedränge gerathener Spieler zuletzt noch allein auf einen Glücksfall hofft, ohne daran zu glauben, so mag es dem österreichischen Oberfeldherrn gewesen sein. Er that wenigstens, was zu thun in seiner Macht stand. Der Hof, aber, vom Hof irregeleitet, auch sein Kaiser, die Bevölkerungen von Wien und von ganz Oesterreich, vor welchen man die Sachlage, vor Allem Benedek's Rathschläge und Warnungen, tiefst geheim hielt, und selbst ein Theil der Armee — erwarten und fordern von ihm, daß er angriffsweise vorgehend die Schlacht schlage. Seine Kenntniß der Sachlage, seiner Mittel und der Stimmung des Gesammtheeres, räth ihm an, sich vertheidigungsweise zu halten. Aber in ihm selbst sind zwei Stimmen, welche anders wollen und sprechen, die des Stolzes und die des eisernen Willens. Die erste in ihm hat ihn nie den Mann der bloßen Defensive, sondern den der Offensive sein lassen, wo es nur immer möglich war, und als der Letztere war er berühmt und galt er im österreichischen Heer und Volk. Die andere, sein eiserner Wille, liebte, der Gewalt sogar der erkannten Umstände zu trotzen. Mit diesem Charakter ließ er sich, einmal von der Hofpartei in diese Lage hineingedrängt und vorwärts gestoßen, zu der Halbheit hinreißen, weder rein defensiv noch rein offensiv sich zu halten, sondern die Defensive und die Offensive miteinander zu verbinden, was — seinen Kräften nicht entsprach.

Er wollte die Defensive im Anfang der Schlacht, und späteren Uebergang zur Offensive. Er wollte zuerst die Armee des Prinzen Friedrich Karl in einer uneinnehmbaren Stellung erwarten, schlagen und über die Bistritz zurückwerfen; er hoffte, „damit fertig zu werden, bevor der Kronprinz mit seiner Armee sich recht fühlbar machen könne; dann sollte dieser an die Reihe kommen.“

Der Verfasser von „Preußens Feldzug im Jahr 1866 vom militärischen Standpunkt“, ein Preuße, ahnte aus Schlußfolgerungen diese Anschauung und Absicht Benedek's; der Verfasser der „Kritischen Bemerkungen“, ein Oesterreicher, hat dieses bestätigt, aus genauerer Kenntniß der Vorgänge im österreichischen Heerlager.

Benedek wußte so gut, als seine späteren Tadler, und besser namentlich als die Engländer. Daß eine Aufstellung mit der Elbe in der Fronte, deren Flanken durch die Festungen Königgrätz und Josefstadt geschützt gewesen wären, oder eine Aufstellung hinter dem Adler, mit der Elbe in der linken Flanke, Königgrätz und Adler in der Fronte, Adler in der rechten Flanke und die Eisenbahn Pardubitz-Böhmisch-Trübau im Rücken, eine strategisch noch stärkere Defensivstellung gewesen wären. Dies lag ihm ja unmittelbar vor Augen Aber gerade eine reine Defensivstellung wollte er ja nicht; er wollte eine Defensivstellung mit der Möglichkeit einer energischen Offensive; und darum wählte er die oben angegebene Aufstellung zwischen der Bistritz und der Elbe. Aus dieser Stellung diesseits der Elbe konnte er, wenn es ihm gelang, in der Schlacht obzusiegen und glücklich vorzudringen, gleich wieder zum Angriff übergehen.

Die Aufstellung seiner Armee dehnte sich über 2 deutsche Meilen aus. Begränzt ist das Schlachtfeld von Königgrätz im Osten von der Trotinka und von der Elbe, im Westen von der Bistritz, im Süden von der Elbe; die Heerstraße von Sadowa nach

Königgrätz theilt es in zwei Theile. Bei dem Weiler Sadowa überschreitet die Straße von Horzitz nach Königgrätz die Bistritz mittelst einer steinernen Brücke. Oberhalb bis Miletin, unterhalb Sadowa bis Nechanitz wäre die Bistritz an und für sich nur ein unbedeutendes Hinderniß; denn sie ist ein nicht starkes Nebengewässer der Elbe, aber sie fließt in einem breiten sumpfigen Thale; sie ist darum nur auf den Brücken und Wegen zu überschreiten; und von diesem breiten Sumpfthal steigen bedeutende Höhen amphitheatralisch gegen Osten empor, wie schon oben gesagt worden ist. Das sicherte den Geschützen Benedek's auf den verschiedenen Terrassen des Geländes eine überhöhende Wirkung. Seine Fronte war mithin durch die Bistritz vortrefflich gedeckt.

Selbst der Verfasser der „Kritischen Bemerkungen" gesteht zu: „Wenn Benedek schlagen wollte oder mußte, so war die Stellung bei Sadowa nicht so übel." Dem Generalstab des Prinzen Friedrich Karl von Preußen erschien diese Stellung Benedek's so überaus stark, daß über die Zweckmäßigkeit eines Angriffs auf dieselbe Zweifel aufstiegen. Die englischen Genieoffiziere, voran Webber, erklären die Stellung gleichfalls vom Standpunkt der Ansicht aus, welche Benedek hatte, für gut gewählt. Setzt man, sagt Webber, nur einen Angriff von Einer Seite voraus (was bei Benedek der Fall war) — so sind die Flanken unzweifelhaft stark, Nechanitz auf der einen Seite, unterstützt durch den Wald und das Schloß von Hradek, umgeben von sumpfigem Boden und Mühlbächen, und mit starken massiven Häusern versehen, ist zu einer zähen Vertheidigung geeignet. Die rechte Flanke fand in dem Walde nördlich von Chlum und in dem Dorfe Horenowes vortreffliche Stützpunkte. — Die sieben Dörfer in dem Zwischenraum zwischen der Heerstraße Lubno und Prim konnten, wenn sie in guten Vertheidigungsstand gesetzt wurden, mit Problus und Prim im Rücken und mit Reiterei, welche, stets bereit zum Attakiren, auf dem offenen Terrain zwischen ihnen zur Verfügung stand, durch 12,000 Brave während des halben Tages gehalten werden.

In der That setzte Benedek zunächst nur einen Angriff der Preußen auf seinen linken Flügel voraus. Weil er von den Stellungen der preußischen Armeen nicht genügend unterrichtet war, gab er sich dem Glauben hin, er könne mit dem Prinzen Friedrich Karl und der ersten preußischen Armee fertig werden und sie über die Bistritz zurückwerfen, ehe die zweite Armee unter dem Kronprinzen zur Hülfe erscheinen könnte. Sonderbar bleibt, daß Benedek die Energie der preußischen Feldherren, die Schnelligkeit dieser in der Ausführung der ihnen gewordenen Befehle, und die ausdauernde Marschfertigkeit der preußischen Truppen, die er kennen zu lernen in den letzten Wochen Gelegenheit genug hatte, gar nicht in seine Berechnung herein nahm. Er scheint den Kronprinzen von Preußen, seinen Generalstabschef Blumenthal und seinen Steinmetz mit ihren Mannschaften nur nach seinen österreichischen Generalen und Mannschaften bemessen zu haben; sonst hätte er nicht der Meinung leben können, der Kronprinz könne das Schlachtfeld nicht so bald erreichen. Selbst dann, wenn der Kronprinz wirklich noch so weit entfernt gewesen wäre, als Benedek sich berichten ließ und glaubte, so mußte der Letztere aus den gemachten Erfahrungen den Schluß ziehen, daß durch die Schnelligkeit der Preußen das rechtzeitige Eintreffen des Kronprinzen nicht blos möglich, sondern wahrscheinlich, ja so gut als gewiß war, wofern Benedek gegen den Prinzen Friedrich Karl nicht mehr that, als er nachher gethan hat. Mit dem „eisernen Willen" Benedek's aber, mit seiner Starrheit im Festhalten einmal gefaßter Vorstellungen, hängt es zusammen, daß er voraussetzte, er werde in seiner Defensive den Prinzen Friedrich Karl schlagen, ehe der Kronprinz herankommen und in's Gefecht eintreten könne; er werde „mit Jenem fertig sein, ehe Dieser sich recht fühlbar machen könne," und dann werde er, wenn auch nicht alle seine Macht, doch einen großen Theil seines Heeres gegen den Kronprinzen verwenden können, und, nachdem die erste Armee über die Bistritz zurückgeworfen wäre, offensiv gegen die zweite Armee vorgehend, diese schlagen.

Der Verfasser von „Preußens Feldzug 1866", durch und durch ein Preuße, sagt, indem er sich auf diesen Standpunkt Benedek's stellt, ausdrücklich: „Wenn es in der Absicht Benedek's lag, sich in Lipa, Dohalitz und Chlum gegen die 1. Armee nur defensiv zu halten, und offensiv die 2. Armee zu schlagen, so hatte seine Stellung enorme Vortheile. Für den Prinzen Friedrich Karl allein war diese uneinnehmbar. Das Terrain, das Benedek wählte, ist in reintaktischer Beziehung vortrefflich zur Defensive geeignet." Rüstow hat die Stellung Benedek's getadelt, weil er von einer bei Benedek nicht zutreffenden Voraussetzung ausging, und mit der Voraussetzung fällt der Tadel.

Diese seine Stellung zu verstärken, war Benedek mit Umsicht beflissen. Mit großer Schnelligkeit zog er seine Streitkräfte auf der einmal gewählten Stelle zusammen. Er ordnete Alles an, die von dem Terrain gebotenen Vortheile auszubeuten. Diejenigen Abtheilungen seines Heeres, die noch nicht im Feuer gewesen waren, schob er zum Angriff vor. Diejenigen Heertheile, die bereits in den bisherigen Gefechten im Feuer gewesen und geschwächt waren, stellte er in die Defensive; er befehligte sie in die hochgelegenen Dörfer, welche an und für sich schon günstig zur Vertheidigung sich zeigten, und welche er durch rasche Verbarrikadirungen zu noch stärkeren Punkten zu machen befahl.

So war rechts und links der Heerstraße zwischen Sadowa und Chlum das 4. Armeekorps aufgestellt. Nach rechts hin schloßen sich an dasselbe das 3. und 2. Korps, gegen Horenowes und die Trotinka hin. Links an das 4. Korps, gegen Nechanitz zu, stand der Heertheil von Gablenz, welcher aus den zwei am meisten zusammengeschmolzenen Korps, dem 8. und



Oesterreichische Artillerie im Gefecht bei Blumenau un



weit Preßburg. Nach einer Zeichnung von A. Beck.

10. gebildet worden war; und an diesen Heertheil schloß sich das sächsische Armeekorps. Als Vorbehalt (Reserve) waren hinter Lipa und Chlum das erste und das sechste Korps, dann die Reiterdivisionen aufgestellt.

Das entsprach dem Armeebefehl Benedek's. Die Truppen nahmen rasch die ihnen angewiesenen Stellungen ein. Die eigentliche Front der Stellung vor der Trotinka bei Hogenowes über Chlum bis Neu-Prim gegen Hradek hatte eine Länge von nur 15,000 Schritten. Die Front war also stark besetzt. Für die Wirkung der Artillerie hatte Benedek sorgfältig das Möglichste gethan durch vorzüglich angelegte, sich gegenseitig flankirende, eingeschnittene Geschützemplacements. „In Bezug auf Anlage der Batterien, sagt der Verfasser von Preußens Feldzug, in Hinsicht auf die Beherrschung des Vorterrains, die gegenseitige Flankirung — war die Stellung einer gutangelegten Festung vergleichbar.“ Die Batterien lagen, zumal bei Chlum und Lipa, wo nur immer der Boden es gestattete, in drei Terrassen übereinander; gegen den Uebergang bei Sadowa namentlich vermochte die hier aufgestellte Artillerie ein vernichtendes Feuer zu geben. Die Batterien waren überall, nach Benedek's Weisung, geschickt angelegt, in eingerichteten Batterieständen wohl placirt und gegen das feindliche Feuer gesichert. Die Schußentfernungen in dem vorliegenden Terrain waren besonders markirt, und einzelne wenige Schußlinien durch Rasiren ganzer Waldstrecken freigemacht. Die Bäume waren bis auf zehn Fuß Höhe niedergehauen und die Wipfel um diese Stämme gewunden; dadurch waren gute Verhaue entstanden. Nur einen Nachtheil boten die Anhöhen von Chlum und Lipa für das Geschütz: die Kämme der Anhöhen waren so schmal und die jenseitigen Abhänge so steil, daß die Pferde abgespannt werden und im Thal unten halten mußten. Dieser Nachtheil brachte später großen Verlust.

Ebenso hatte Benedek für das Fußvolk Sicherung angeordnet durch Verhaue und Verbarrikadirungen. Die Befehle waren gegeben, die Stellung des Fußvolks dadurch zu befestigen, daß die Flußübergänge und die Dörfer in den muldenförmigen Thälern zur Vertheidigung kunstgemäß hergerichtet werden sollten. Diese letztern Befehle, dem Fußvolk bessere Stützpunkte zu geben, wurden theils in sehr unvollkommener Weise, theils gar nicht ausgeführt.

Wie früher sein Plan und seine Weisungen zur Deckung der Gebirgspäße höchst mangelhaft durch die Untergebenen ausgeführt wurden, so daß die Generale und ihre Korps überall zu spät kamen, aus eigener Saumseligkeit und aus Ungehorsam: so wurden auch die von ihm bei Königgrätz befohlenen Befestigungsanlagen für das Fußvolk nicht rechtzeitig, nicht rasch genug, nicht an allen bezeichneten Orten und nicht genügend ausgeführt. Als es zur Schlacht kam, waren auf manchen Stellen die befohlenen Verhaue noch nicht hergestellt, sondern erst Bäume dazu gefällt, die befohlenen Erdaufwürfe noch nicht vollendet, und auch nicht systematisch angelegt, die sieben Dörfer überhaupt noch nicht in den befohlenen Vertheidigungsstand gesetzt, ihre Eingänge nicht einmal geschlossen, und die starken, massiven, selbst gegen Feldartillerie widerstandsfähigen Gebäude waren noch nicht einmal mit Schießscharten versehen. Da sich große Massen von Benedek's Heer schon zwei Tage vor der Schlacht bei Königgrätz verfügbar fanden, so war das alles unzweifelhaft ausführbar. Aber Benedek's angeordnete Vertheidigungsmaßregeln, an sich ganz gut, blieben auf Hauptpunkten erfolglos, weil die Untergebenen zu spät und mangelhaft sie ausführten. Der Generalstab Benedek's und die mit der Ausführung beauftragten Offiziere allein tragen die Verantwortlichkeit für diese heillose Säumniß und für diese Mängel, nicht Benedek selbst. Es ist eine leere Ausflucht, daß „die Truppen durch die vorangegangenen Märsche in zu großer Erschöpfung gewesen seien, als daß die Inangriffnahme und Vollendung aller dieser Arbeiten sofort hätte vor sich gehen können, da ja Benedek selbst angenommen habe, daß am 3. Juli noch kein Angriff von Seite der Preußen zu fürchten sei.“

Allerdings nahm Benedek an, seine Stellung sei so stark, daß die Angriffe mit schwerem Verlust an ihr scheitern und daß zum Angriff auf sie die Preußen sich erst durch Ausruhen stärken werden. Diese Annahme Benedek's bewahrheitete sich, aber nur auf kurze Zeit. Allerdings waren die Oesterreicher ermattet und niedergedrückt, aber auch nicht alle. Die Erfahrungen in Bezug auf Schnelligkeit und Energie der Preußen, welche die Oesterreicher bisher gemacht hatten, hätten jeden Oesterreicher zur raschesten Vollendung der anbefohlenen Vertheidigungsarbeiten anspornen müssen, wenn nicht Mangel an Schnelligkeit und Energie ein alter österreichischer Fehler wäre.

Wirklich war im preußischen Hauptquartier vom großen Kriegsrath beschlossen worden, vor dem 5. Juli Benedek nicht anzugreifen, ganz so, wie dieser es sich vorstellte.

Bisher hatte der König von Preußen, trotzdem, daß er den Oberbefehl über die gesammte preußische Waffenmacht sich vorbehalten hatte, in Berlin sich aufgehalten. Auch der geniale Chef des großen Generalstabs, von Moltke, war bei dem König in Berlin geblieben. Der „große, schweigsame Stratege“, welcher den Plan des Feldzugs für den Südwesten und für den Osten entworfen hatte, war bisher dort geblieben, er hatte nach allen Seiten hin von dort aus am Telegraphen die Ausführungen des Feldzugsplans geleitet, täglich, stündlich Rapporte empfangen und darauf Weisungen gegeben. Jetzt, nachdem auf dem südwestlichen Schauplatz die Hauptsache gethan, der Erfolg in allem Weiteren mehr als gesichert war, und nachdem in Böhmen Alles, wie er es im Entwurf hatte, so schön gelungen war, daß Berlin und Preußen sich des zuvor unbeliebten Kriegs über solchen Erfolgen mit einstimmigem Jubel freuten — jetzt begab sich Moltke auf den böh-

mischen Kriegsschauplatz selbst, mit seinem König. Die Gefahren der böhmischen Gebirgspässe lagen überwunden weit hinten; die kühnen Anschläge seines Moltke, welcher die drei böhmischen Armeen auf divergirenden Linien hatte operiren lassen, waren nicht nachtheilig ausgefallen; die Armeen waren nicht, wie solch ein Wagniß nach sich zu ziehen Gefahr läuft, einzeln geschlagen worden, sondern durch die Energie der Führer und der Truppen dem Feinde zuvor- und über die Gefahren hinausgekommen; die Vereinigung aller drei Armeen auf dem vorausbestimmten Punkte war gelungen, und der Schlag der von drei Seiten anrückenden und auf Einem Punkt zusammenwirkenden preußischen Gesammtheermacht in Böhmen gegen das Heer Benedek's konnte in Moltke's Augen des wirkungsvollsten Erfolgs nicht mehr verfehlen. Seinem Könige, wenn er jetzt den Oberbefehl übernahm, war das Pflücken des Siegeslorbeers so leicht als gewiß.

Nicht so stille und so einfach, wie Friedrich der Große an die Spitze seines Heeres sich zu begeben pflegte, begab sich König Wilhelm in's Feld, sondern so pompös und mit einem so zahlreichen Dienertroß, als seiner Zeit der blinde König Georg von Hannover. Doch geschah der Auszug nicht in Kutschen und Reisewagen, wie bei diesem, sondern mittelst der Eisenbahn. Am 30. Juni war er vom Berliner Bahnhof abgefahren mit seinem Bruder, dem Feldzeugmeister Prinz Karl, mit dem großen Generalstab, mit den General- und Flügeladjutanten, mit der noch sonst den Hauptquartier beigegebenen Schaar von Offizieren und mit einem unabsehbaren Zug von Dienerschaft aller Art. Mit dem König kamen in's Lager drei ausgezeichnete Köpfe, jeder in seiner Art von hoher Bedeutung: Moltke, Bismarck und der Kriegsminister von Roon. Im Schlosse von „Sicherhof“ bei Turnau nahm zuerst der König sein Hauptquartier. Am 2. Juli verlegte er es nach Gitschin, wo er um halb 11 Uhr Vormittags eintraf. Sofort übernahm er persönlich den Oberbefehl über die vereinigten drei Armeen. Die 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl stand am 2. Juli in und um Horzitz; rechts von ihr befand sich bei Swidar General Herwarth von Bittenfeld mit der Elbarmee. Ein Theil der 2. Armee unter dem Kronprinzen war am 1. und 2. Juli bei Königinhof und Arnau über die Elbe gegangen, und stand jetzt mit der 1. Armee in Verbindung, in und um Miletin. Der König traf also alle gegen Oesterreich in's Feld gesendeten Truppen auf dem rechten Ufer der obern Elbe vereinigt. Die Entfernung zwischen dem rechten Flügel der 1. Armee und der 2. betrug nicht einmal mehr vier Meilen. Der König traf nur Truppen, welche über die erfochtenen Siege freudig, muthig, ferner zu siegen gewiß und darum begierig waren.

Zu Gitschin wurde sofort großer Kriegsrath gehalten. Die Berichte der Generalstabsoffiziere der verschiedenen vor dem Feinde stehenden Heertheile waren eingelaufen, ausgezeichnete Offiziere waren die Ueberbringer. Prinz Friedrich Karl war in Person im Kriegsrath erschienen. Nicht so der Kronprinz, wohl aber sein genialer Generalstabschef von Blumenthal, der noch kühner, noch waghalsiger war als Moltke, wenn auch noch ohne dessen sichergehende Umsicht und umfassende Ueberschau. Auf die schriftlichen und mündlichen Berichte hin entschied man sich im Kriegsrath dahin, „den durch Märsche, Gefechte und Entbehrungen angestrengten preußischen Truppen noch einen, wo möglich noch zwei Ruhetage zu gewähren.“ Also am 3. und am 4. Juli sollten die Operationen stille stehen. Nur ein Theil des 6. Armeekorps sollte eine Rekognoscirung gegen Josefstadt unternehmen. Der Kriegsrath nahm mit Bestimmtheit an, Benedek werde sein Heer hinter die Elbe zurückziehen, und zwischen Josefstadt und Königgrätz, vielleicht noch weiter südlich, eine Schlacht anbieten. Alle waren der Ansicht, Benedek werde anders nicht schlagen, als mit der Elbe als Wallgraben in der Front. Daß er mit der Elbe im Rücken seine Aufstellung nehmen würde, daran dachte Niemand. Der Kriegsrath war um 3 Uhr Nachmittags zu Ende gegangen. Bei seiner Rückkehr erfuhr Prinz Friedrich Karl von den Offizieren zweier ausgesandten Streifpartien, es sei eine Ansammlung starker feindlicher Streitkräfte nächst Sadowa gesehen worden. Daraus schließen Prinz Friedrich Karl und sein Stab, es sei Benedek's Absicht, sich von dem Dorfe Dub aus mit aller Macht auf die 1. Armee, also auf ihn, zu stürzen, ehe diese mit der Armee des Kronprinzen sich ganz vereinige.

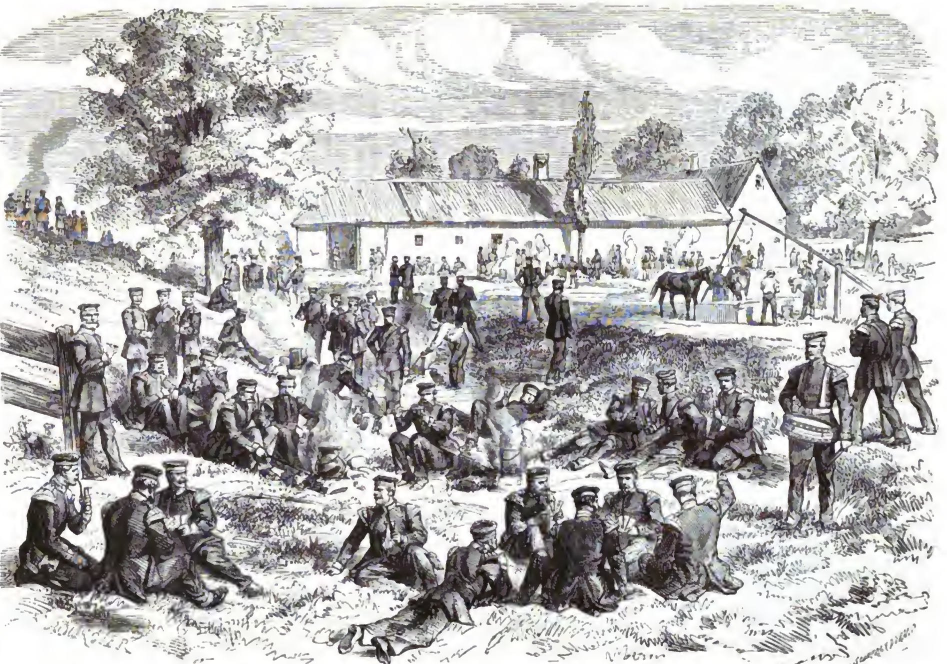
Prinz Friedrich Karl mußte so eines Theils besorgen, von einer überwältigenden Uebermacht, nahezu vom ganzen Heer Benedek's, angefallen zu werden, und da war es denn doch immer noch besser, anzugreifen, ehe man angegriffen wurde. Ihm und seinem Stab schien es ohnedieß günstiger, am diesseitigen Ufer der Elbe eine Schlacht zu liefern, als jenseits derselben Benedek anzugreifen, wo er nicht nur den Strom in der Front hatte, sondern auch seine beiden Flügel auf die Festungen Königgrätz und Josefstadt stützen konnte. Diese vorausgesetzte Aufstellung Benedek's war schon im Kriegsrath zu Gitschin als eine „schwer angreifbare Position“ erkannt worden, geeignet, den Krieg in die Länge zu ziehen. Prinz Friedrich Karl und sein ausgezeichneter Generalstabschef, von Voigts-Rhetz, erkannten die Wichtigkeit des Augenblicks; der ganzen österreichischen Heermacht gegenüber konnten sie mit der 1. Armee auf den Sieg nicht rechnen, wohl aber lag für eine allgemeine Schlacht Alles günstig.

Prinz Friedrich Karl's Generalstabschef Voigts-Rhetz sprengte augenblicklich denselben Weg, welchen er so eben mit Prinz Friedrich Karl auf der Heimkehr vom Kriegsrath gemacht hatte, in den ersten Nachtstunden zurück in's Hauptquartier des Königs, und ließ sich um 11 Uhr bei diesem melden. Sofort versammelte der König einen Kriegsrath.

Gleichzeitig waren aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl zwei Offiziere nacheinander,



Parlamentäre überbringen während des Gefechtes bei Blumenau um die Mittagszeit des 22. Juli die Nachricht vom Abschlusse des Waffenstillstandes.



Cantonirung von Truppen des 7. preußischen Armeekorps bei Bendorf, drei Stunden von Wien.

mit dem Zwischenraum einer halben Stunde, an den Kronprinzen abgegangen, mit der Mittheilung der „Wahrscheinlichkeit einer Schlacht für den folgenden Tag und der wünschenswerthen Mitwirkung eines oder mehrerer Korps der 2. Armee.“ Einer dieser Offiziere kehrte um 4 Uhr frühe zu Prinz Friedrich Karl zurück, und überbrachte ihm die Versicherung der Mitwirkung der kronprinzlichen Armee.

Im Nachtkriegsrath des Königs zu Gitschin trug Voigts-Rhetz den Auftrag des Prinzen, einem feindlichen Angriff zuvorzukommen und dem österreichischen Oberfeldherrn die Schlacht anzubieten, als eine Nothwendigkeit vor. Noch glaubte der versammelte Kriegsrath nicht recht daran, daß Benedek mit der Elbe im Rücken eine Schlacht annehmen sollte. Man hielt es für möglich, auch für wünschenswerth, daß er einen Versuch mache, durch einen Vorstoß die 1. Armee zurückzuwerfen und sich zwischen diese und die 2. Armee hineinzuschieben. Das war die Ansicht des Kriegsraths in größter Mehrheit. Das war aber nicht die Ansicht Moltke's. Der hatte alle bei Voigts-Rhetz eingegangenen Rapporte geprüft, und sprach sich für den Fall einer allgemeinen Schlacht am rechten Elbufer dahin aus, dieselbe sogleich zu schlagen, Nutzen zu ziehen aus der Stimmung, in welcher ein großer Theil der österreichischen Korps durch die rückgängigen Bewegungen und die Niederlagen der vergangenen Woche, durch die abmattenden Märsche und Contremärsche sein mußte, ihnen auch nicht die Ruhe eines Tages zur Stärkung, zur Ausfüllung der Lücken in ihren Reihen und zur Vollendung der Verschanzung ihrer Stellung zu lassen, und mit Tagesanbruch anzugreifen. Der König stimmte bei.

Die am Nachmittag unter anderen Verhältnissen gegebenen Anordnungen wurden zurückgenommen, und noch Nachts 11 Uhr die augenblicklich ausgefertigten Befehle zum morgigen Angriff an die Korps vertheilt. Prinz Friedrich Karl und Voigts-Rhetz gaben den Anstoß, Moltke gab die Entscheidung bei diesem weltgeschichtlich gewordenen Beschluß. Es gehörte die blitzesschnelle Ueberschau und Anordnungsgabe Moltke's dazu, um in ein paar Viertelstunden das, was zu einer die Entscheidung mit Einem Schlag herbeiführenden Hauptschlacht zu berücksichtigen nöthig war, durchzusprechen, darüber Beschluß zu fassen und die Weisungen für die Ausführung zu entwerfen und auszufertigen. Erst mit eingebrochener Nacht zwischen dem 2. und 3. Juli hatten die preußischen Befehlshaber die Stellung der österreichischen Armee erfahren, bald nach 11 Uhr dieser selben Nacht eilten die Adjutanten mit den ausgefertigten Befehlen schon nach allen Seiten hin, und um Dreiviertel auf 8 Uhr Morgens begann die Schlacht von Königgrätz. England und Frankreich, wo man in Kriegssachen vor andern Völkern mit energischem Handeln sich viel weiß, bewunderten laut diese Energie des preußischen Hauptquartiers, diese Raschheit der Intelligenz und des Entschlusses, diese sachkundige Schnelligkeit des Schlachtentwurfs und die eben so große Schnelligkeit der Ausführung.

Adjutant von Normann, den Prinz Friedrich Karl dem Kronprinzen geschickt hatte, war um 1 Uhr Nachts in dessen Hauptquartier angekommen, und, wie gesagt, schon um 4 Uhr Morgens zu jenem zurückgekehrt. Der Ueberbringer der Weisung des Königs gelangte um 4 Uhr in's Hauptquartier des Kronprinzen. General Blumenthal wollte sich eben zu Bett begeben, er weckte den Kronprinzen, und um 5 Uhr gingen die Stabsoffiziere ab, die erforderlichen Befehle an die Korps der 2. Armee zu bringen.

Und doch war in dieser so überaus kurzen Zeit Vieles und Großes zu bedenken und zu erwägen gewesen im Hauptquartier des Königs! Bei dieser Schnelligkeit des Entschlusses zu einer Entscheidungsschlacht und zur Aufgabe des Ruhetages, war vorauszusehen, daß die Armee des Prinzen Friedrich Karl während vier bis fünf Stunden für sich allein im Gefecht sein konnte, und daß Benedek dann den Vortheil hatte, fast seine ganze Macht auf diese 1. preußische Armee zu werfen. Denn neben der Ermüdung der Truppen kam die große Entfernung der Armee des Kronprinzen in Betracht, welche größtentheils erst über die Elbe defiliren mußte. Aber diese Nachtheile verschwanden auf Moltke's klare Darlegung hin gegen den großen Vortheil, die Schlacht da zu schlagen, wo der Gegner den Elbstrom im Rücken statt in der Front hatte. Unter allen Umständen ja mußten die preußischen Gesammtstreitkräfte mehr konzentrirt werden, da Benedek einen Angriffsstoß auf die Armee des Prinzen Friedrich Karl beabsichtigen konnte.

Die Befehle des Königs auf Moltke's Rath und auf die Veranlassung des Prinzen Friedrich Karl und des General Voigts-Rhetz gingen dahin, daß die Elbarmee und die 2. Armee am 3. Juli die Flügel der österreichischen Stellung anzufallen haben, während die 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl das feindliche Centrum beschäftige.

Die erste Armee hatte gegen Sadowa vorzugehen, und die feindliche Stellung und Stärke zu rekognosciren. Der Elbarmee war die Richtung gerade auf Königgrätz zugewiesen, gegen die Bistritz, auf dem rechten Flügel. Das 1. Korps und die Garde sollten den linken Flügel des Prinzen Friedrich Karl unterstützen; das 6. Korps theils Josefstadt beobachten, theils gegen die rechte österreichische Flanke vorgehen. Das 5. Korps sollte hinter der Garde und dem 6. Korps als Reserve folgen. Würden sich die Rekognoscirungen bestätigen, so sollte die 1. Armee das österreichische Centrum bei Sadowa so lange halten, bis die 2. Armee und die Elbarmee auf ihren weiteren Wegen anlangen und das österreichische Heer auf beiden Flügeln umfassen.

Es war dabei möglich, daß, wenn Benedek mit einem Angriffsstoß vorging, er die 1. Armee mit Uebermacht erdrückte. Aber diese konnte dann doch immer von der 2. Armee sich aufnehmen lassen. Die Richtung der Elbarmee geradezu auf Königgrätz mußte als gewagt erscheinen. Denn sie vermochte die 1. Armee im Fall einer Niederlage nicht zu unter-

stützen. Aber auch dieses Bedenken verschwand vor der Zuversicht, die Oesterreicher nicht nur zurückzuwerfen, sondern entscheidend zu schlagen. Die seitherigen großen Erfolge gaben großen Siegesmuth, und dieser erzeugte die Kühnheit dieses Angriffsplans. Wenn es gelang, die Oesterreicher mit dem Elbstrom im Rücken konzentrisch zu umfassen, so waren sie nicht blos zu schlagen, sondern fast zu vernichten. Und Alles lag dafür günstig, daß jene Umfassung gelingen würde. So siegte die kühne Ansicht im Kriegsrath, obgleich auch preußische Offiziere eben so, wie Benedek, glaubten, daß der österreichische rechte Flügel vor Abend kaum angreifbar sein dürfte, und eine ungeheure Ausdauer der 1. Armee dazu gehören würde, von Morgens bis Abends der Uebermacht Benedek's allein gegenüber zu stehen, da ja der Kronprinz mit der 2. Armee noch bei Königinhof und rückwärts stehe, der Boden erweicht und ein rasches Vorgehen unmöglich sei. Männer dieser Ansicht hielten die Streitkräfte, die dem Prinzen Friedrich Karl zum Angriff zur Verfügung standen, vornherein für unzureichend zum Angriff eines Gegners, der bei solcher Uebermacht an Zahl auch noch eine schwer zugängliche und stark besetzte Stellung inne habe.

Der Gang der Schlacht von Königgrätz wird zeigen, daß die verständige Berechnung dieser Zweifler, welche fürchteten, der kühnst und muthigst unternommene Angriff der 1. Armee werde zurückgeworfen werden und zum Verderben ausschlagen, guten Grund und Boden für sich hatte. Aber das Glück war mit der Kühnheit der Genialität. Nicht wie es die Verständigkeit berechnet hatte, sondern wie es die Genialität von der Begeisterung, welche die Naturhindernisse überwinden werde, erwartet und in ihre Berechnung hereingenommen hatte, ist es eingetroffen.

Es hatte zuvor schon geregnet, die Wege waren zuvor schon verdorben, und in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli trat so heftiges Regenwetter ein, daß die von dem Prinzen Friedrich Karl gegebenen Befehle zum Aufmarsch der Truppen trotz aller Pünktlichkeit und besten Willens nicht ganz so schnell ausgeführt werden konnten. Von Nachts 2 Uhr an waren die Truppen seiner und der Elbarmee in Bewegung, die entfernteren aber wurden in den von ihnen erreichten Stellungen bis halb 6 Uhr früh zurückgehalten, durch das Unwetter.

2. Der 3. Juli: Die Schlacht.

In der Frühe des 3. Juli stand die Armee Benedek's in Schlachtordnung aufgestellt. Auf seinem linken Flügel standen die Sachsen bei Problus, mit ihrer Vorhut bei Nechanitz; dahinter das 8. Korps, die 1. leichte Reiterdivision, die 2. Reservereiterdivision bei Prim. Im Centrum stand das 10. Korps bei Mokrawous, Dohaliczka und Dohalitz, das 3. Korps bei Sadowa, Cistowes, Lipa und Chlum, das 4. Korps bei Masloweb über Benatek und Horenowes. Auf dem rechten Flügel standen das 2. Korps und die 2. leichte Reiterdivision bei Sendraschitz, in der rechten Flanke die schwarzgelbe Brigade bei Trotina. In der Reserve stand das 1. Korps links von der Heerstraße, nördlich Rosnitz, das 6. Korps rechts von der Heerstraße, südlich Rosberitz, dahinter die 1. und die 3. Reservereiterdivision. Die Frontausdehnung betrug $1\frac{3}{4}$ deutsche Meilen. Ueber die Elbe führten fünf Brücken.

Prinz Friedrich Karl mit seinem Voigts-Rhetz hatte bereits um 12 Uhr Nachts seine Armee bei Milowitz gesammelt. Um 2 Uhr frühe hatten sie ihr Hauptquartier Kamenitz verlassen. Um 4 Uhr begann die 7. Division, Fransecky, den Vormarsch auf Sadowa. Es war angeordnet, daß die Befehle der Offiziere mit gedämpfter Stimme ertheilt wurden. Kein Geräusch störte die herrschende Stille. Die natürliche Beschaffenheit des Bodens wurde geschickt benützt, es den Oesterreichern zu verbergen, daß die kampfbereiten Bataillone und Schwadronen schon so nahe waren. Die rechts vorgeschobenen Reiterfeldposten, die auf dem Bergkamm bei Dub ruhig standen, schienen nur die gewöhnlichen Vorposten einer entfernt lagernden Armee zu sein. Der feine Regen und der Nebel verschleierten sie ohnedieß den Blicken der Oesterreicher etwas.

Der Prinz mit seinem Generalstab nahm vor Eröffnung des Kampfes in einer Einsenkung des Bodens unter einer Reihe von Obstbäumen Platz, welche einen Feldweg begränzten. Der Prinz vermuthete ja, daß es die Absicht Benedek's sei, sich von dem Dorfe Dub aus mit aller seiner Macht auf ihn zu stürzen. Die vorgeschobenen Feldposten bei Dub sollten über die Bewegungen Benedek's Zeichen geben. Von diesem Platz des Generalstabs konnte jedes Signal dieser Feldposten beobachtet werden. Aber keines deutet einen Vormarsch Benedek's an.

Die Luft wird immer trüber und nebeliger, fortwährend fällt der Regen, kalt bläst der Wind, ungeduldig ertheilt Prinz Friedrich Karl in kurzen Worten Befehle, und die bis jetzt, halb 6 Uhr frühe, in den von ihnen erreichten Stellungen zurückgehaltenen Truppen bewegen sich plötzlich vorwärts, hier auf Dub und gegen die Bistritz, dort rechts gegen Unter-Dohalitz.

General von Horn ist sehr überrascht, als er Dub unbesetzt findet. Benedek hatte während der Nacht, was dort stand, an sich gezogen. Horn meldet es in's Hauptquartier. In diesem denkt man jetzt nicht anders, als Benedek habe es dennoch „vorgezogen, die Schlacht auf dem linken Elbufer zu liefern, und sei in vollem Marsch dahin begriffen." Horn eilt darum, die Uebergänge über die Bistritz in seinen Besitz zu bekommen. Er drängt von Dub nach Sadowa vor, und wird vor Lipa durch Salven österreichischer Batterien begrüßt. Doch Regen und Nebel entziehen dem Auge die Stellung und die Zahl der Geschütze. Noch ist man des Glau-

bens, es sei nur die österreichische Nachhut, die man vor sich habe, und welche hier den Abmarsch des großen Benedek'schen Heeres auf das linke Elbufer zu decken habe. Es ist schon Dreiviertel auf 8 Uhr Morgens, als man sich ganz überzeugt, daß man Benedek selbst vor sich habe, welcher die von ihm eingenommene Stellung zu vertheidigen entschlossen sei.

Das Fußvolk und die Artillerie der Preußen haben mit Mühe sich in ihre Stellung hinter den Hügeln von Dub gearbeitet. Das Getreide lag naß und von Regen niedergedrückt am Boden, und der Marsch des in geschlossenen Kolonnen sich drängenden Fußvolks über die niedergetretenen Erndten war ein anstrengender; Pferde und Mannschaft der Artillerie hatten die Geschütze durch den aufgeweichten klebrigen Boden nur langsam fortzubewegen vermocht. Darum ist ihnen der Ruhepunkt zu gönnen, auf welchem sie in längerer Pause des Befehls zum Angriff warten. Das langsame Erwidern der Begrüßungen der österreichischen Salven durch Gegengrüße von Seiten der Artillerie Horn's bedeutet vorerst nichts als militärische Komplimente. Diese einzelnen Schüsse im Zeitraum einer halben Stunde von hüben und drüben sind nur gegenseitig erwiesene Aufmerksamkeiten, noch nicht der Anfang der Schlacht, noch nicht einmal das ernste Vorspiel derselben.

Prinz Friedrich Karl und sein Stab beschlossen, sofort Benedek, ehe er selbst angriffe, mit allem Verfügbaren, mit äußerster Kraft, in seinem Centrum anzufallen; zunächst Gewißheit darüber zu gewinnen, ob er überhaupt und in wie weit er einen Massenangriff auf die 1. Armee beabsichtige. Denn die Oesterreicher zeigten sich noch immer nicht; die Größe ihrer hier stehenden Streitmacht war bis zur Stunde eine unbekannte Zahl. Der Himmel hatte sich zwar etwas aufgehellt und hinderte das Auge nicht mehr ganz; aber die natürliche Beschaffenheit des Bodens begünstigte im höchsten Grade die Verdeckung der Stellung und Streitmacht Benedek's. Seine Fußvolk-Reserven waren alle unsichtbar; sie standen theils in den Mulden der hügeligen Landschaft, theils durch Geschütze verborgen. Gerade darum machte sich von preußischer Seite immer wieder der Gedanke und die Besorgniß geltend, daß Benedek hinter diesen Terrainkoulissen, hinter diesen Vorhängen, welche hier die Natur selbst für ihn zurecht gemacht hatte, einen Massenangriff vorbereite, und durch einen überwältigenden Stoß die 1. Armee zurückzuwerfen beabsichtige. Es galt also, den Gegner zu zwingen, daß er sich zeige; es galt dann ferner, ihn hier in der Front stark in's Gefecht zu verwickeln, und ihn so lange sicher festzuhalten, bis die Elbarmee, welche den linken Flügel Benedek's, und bis der Kronprinz, welcher dessen rechten Flügel anzugreifen hatte, angelangt wären. Die Armee des Kronprinzen konnte — das wußte man — erst Nachmittags auf dem Schlachtfeld erscheinen, noch später sogar, als man am Abend zuvor es im Kriegsrath in Rechnung genommen hatte, da der eingefallene Regen den schweren, fetten Boden immer mehr aufweichte und das Marschiren auf Nebenwegen sehr beschwerlich machte.

Die Elbarmee, welche rechts rückwärts von der 1. Armee stand, sollte, dem Plane nach, auf dem rechten Flügel bei Nechanitz, an der untern Bistritz, schon um 7 Uhr Morgens den Angriff beginnen; aber der Regen und der aufgeweichte Boden ließen sogar diese Armee später eintreffen.

Drei Divisionen werden von dem Prinzen zum alsbaldigen Angriff befehligt. Horn soll die steinerne Brücke über die Bistritz angreifen, und dabei seine Artillerie möglichst verwenden; rechts davon soll General von Herwarth, ein anderer als der Befehlshaber der Elbarmee, gegen Unter-Dohalitz, und noch weiter rechts General Werder gegen Dohaliczka und Mokrawous vordringen. Wenn diese drei Divisionen das Gefecht in der ganzen Länge der Front von Sadowa bis Mokrawous eingeleitet hätten, soll die Division Fransecky von Cerekwitz südlich gegen Benatek vorgehen. So sind es also zwei volle Armeekorps, welche den Angriff eröffnen. Das 3. Armeekorps, die 5. Division unter General Kaminsky und die Division Manstein hat den Arbeiten Horn's, Herwarth's und Werder's zu folgen und sie zu unterstützen. Es ist das gesammte Fußvolk der 1. Armee und ein großer Theil ihrer Artillerie in Bewegung. Die Artillerie nimmt nach und nach rasch auf der ganzen Angriffslinie ihre Stellung ein. Das Aufstellen der Geschütze ist um so schwieriger, weil jetzt wieder Regen und Nebel die Stellungen des Gegners nur sehr undeutlich wahrnehmen, geschweige übersehen lassen. Nur aus dem Aufblitzen der feindlichen Schüsse läßt sich erkennen, daß eine sehr starke Artillerie entgegensteht.

Bald donnern lebhaft die preußischen Geschütze auf der ganzen Linie; die österreichischen Widerstandsmittel werden herausgefordert, sie sollen sich zeigen. Und sie zeigen sich. Als wären plötzlich an allen Punkten des Höhenzugs jenseits der Bistritz österreichische Batterien aus der Erde gewachsen, blitzt es auf und donnert durch das Thal. Von jeder Straße, aus jedem Dorf, aus den Gärten von Mokrawous rechts, aus den Gärten von Benatek links. Die herbeisausenden Granaten, die mit lautem Knall zerspringen, verkünden von allen Seiten her laut genug die Stellungen der Oesterreicher. Da diese nach zuvor markirten Richtungen schießen, so treffen sie gut trotz Nebel und Regen, in großem Vortheil über die Preußen, deren Artillerie von unten, vom Thal aus, hinauf zu schießen hat. 500 Kanonen von hüben und drüben sind im Feuer. Die große Schlacht hat begonnen, welche ebenso von Sadowa als von Königgrätz benannt wird.

Noch nicht lange hat diese Kanonade gedauert, als der König von Preußen herangefahren kommt, bei dem kleinen Dorfe Dub. Er selbst schreibt der Königin: „Erst um Mitternacht hatte ich mit General Moltke Alles festgestellt, ich bestimmte meinen Aufbruch auf 5 Uhr frühe, da die Armee Nachts 2 Uhr den Marsch anzutreten hatte. Ich hatte fast vier

Meilen zu fahren, und glaubte immer noch nicht recht an die Richtigkeit der Annahme, daß der Feind diesseits der Elbe stehen könne. Aber nur zu bald sollte sich die Richtigkeit herausstellen. Als ich in Dub zu Pferde stieg, regnete es, und es dauerte der Regen mit kurzen Unterbrechungen den Tag über an. Schon vor den Truppen vorüberfahrend, wurde ich fortwährend von denselben mit Hurrah begrüßt. Das Gefecht fing eben 8 Uhr mit Artilleriefeuer an."

Aus diesen eigenhändigen königlichen Zeilen wird klar, wie viel Mühe und Verdienst Prinz Friedrich Karl und Voigts-Rhetz, und weit über diese noch — Moltke dabei hatten, daß es überhaupt zur Schlacht von Sadowa kam; und ebenso wird klar, von wem die Leitung der Schlacht abhing und ausging, obgleich König Wilhelm von Preußen damit, daß er in Dub zu Pferde stieg, „den Oberbefehl für die Schlacht persönlich übernahm." Einer aber in der Nähe des Königs, welcher kein gelernter Kriegsmann war, aber Kopf und Charakter genug hatte, die Genialität Moltke's zu verstehen und anzuerkennen, theilt das Verdienst der Sadowaschlacht für Preußen mit Moltke, Prinz Friedrich Karl und seinem Voigts-Rhetz: das ist — Graf Bismarck. Das unbedingte Vertrauen dieses Staatsmannes in den von ihm bewunderten Moltke und dessen Berechnungen war durchaus unumgänglich, um den greisen König in die Sadowaschlacht hineinzutreiben. Selbst Roon's Vorstellungen waren, so weit jetzt die Berichte vorliegen, von vornherein ganz die, wie die des Königs, und Roon hat nur das Verdienst, daß er sich von Moltke überzeugen ließ.

Die Oesterreicher feuern aber nicht blos auf die Artillerie unten im Thale der Bistritz, sondern auch hinauf nach Dub. Dahin hat der König selbst die Aufmerksamkeit österreichischer Artilleristen gezogen. Sein überaus zahlreiches Gefolge, das sich durch den Sprühregen hindurch als ein prächtiges Reitergeschwader darstellt, und, da es der Natur der Sache nach nicht zusammengedrängt ist, einen großen Raum einnimmt, wird österreichischerseits für ein Reiterregiment gehalten, und es werden einige Granaten dagegen geworfen. Sie zerspringen unschädlich, da bereits ein Wechsel des Platzes stattgefunden hat — sagt ein Bericht. Aber eine andere Darstellung, und zwar von einem Erzpreußen, womit der Bericht des Engländers Hozier, eines Augenzeugen, übereinstimmt, gesteht das Unglück: „eine der Granaten," sagt er, „schlägt hier mitten in eine Abtheilung Uhlanen ein, welche in der Nähe des Königs hält, wühlt sich tief in die Erde, wirft eine Säule von Schlamm gegen zwanzig Fuß hoch auf und trifft dann platzend vier Glieder der Schwadron." Demnach hatten zwar der König und die hohen Herren um ihn den Platz gewechselt, ohne Schaden; aber ein Theil der berittenen Stabswache im Gefolge des Königs stand noch auf dem ausgesetzten Platz und wurde erschlagen.

Daß der König in Person den Heerbefehl hier übernahm, das ändert an den von dem Prinzen Friedrich Karl und seinem Voigts-Rhetz getroffenen Anordnungen nichts. Der König erneuerte, da sein Moltke Alles in Ordnung fand, den Befehl, daß die Divisionen Horn, Herwarth und Werder die Bistritz überschreiten, die Division Fransecky aber den Marsch auf Benatek vollführen soll.

Benedek hat erkannt, daß die Preußen es auf sein Centrum abgesehen haben; er verstärkt dasselbe durch acht Batterien der Geschützreserve. Theilweise etagenförmig aufgestellt, erschweren sie das Vorgehen der Preußen. Aber schon hier zeigt sich etwas von dem, durch was jetzt Benedek so dasteht, daß sein Schlachtplan nicht bemessen werden darf nach dem Erfolg, seine Schlachtleitung nicht nach den Ergebnissen. Der von seinem italienischen Heere nach Böhmen abberufene Feldzeugmeister Benedek machte, wie die Preußen selbst, während der Schlacht von Sadowa-Königgrätz die ganz eigenthümliche Erfahrung, daß das Kriegsministerium zu Wien ihn mit einem Schießbedarf versehen hatte, welcher erstens weit nicht zureichend, zweitens der Beschaffenheit nach zum Theil so erbärmlich war, daß selbst die besten Schlachtanordnungen sogar eines Napoleon's I. an dieser Erbärmlichkeit der Qualität, an dieser Unzulänglichkeit der Zahl, hätten scheitern müssen.

Rudolph Bröcker, Oberstlieutenant und Mitglied der Artillerieprüfungs-Commission, hat in einem gedruckten Vortrag, welchen er in einer militärischen Gesellschaft zu Berlin am 19. Dezember 1866 hielt, die merkwürdige Thatsache veröffentlicht, daß zwar die österreichischen Geschütze außerordentlich gut trafen, Schuß auf Schuß, aber trotz dieses Treffens wenig schadeten. Dieser Ehrenmann und guter Preuße gesteht, ohne Widerspruch seiner militärischen Zuhörer, noch in seinem gedruckten Vortrag, redlich Folgendes zu: „Unser Gegner, welcher Schuß auf Schuß traf, würde mit seinen achtpfündigen Granaten uns viel Verluste beigebracht haben, wenn wir nicht die Vorsicht gebraucht hätten, unsere Geschütze, da es an Raum vorläufig nicht mangelte, mit dreißig Schritt Intervalle zu placiren, und wenn seine Geschosse sämmtlich gesprengt worden wären. Thatsache ist es, daß bei Dreiviertheilen seiner Granaten die Zünder nicht funktionirten."

Welche kolossale Thatsache zur Erklärung des Verlaufs der Schlacht ist dies einfache ehrliche Zeugniß eines preußischen Artillerieobersten, welchem Niemand damals, Niemand bis heute widersprochen hat, und welcher am Schlachttag vorn daran und mitten dabei war.

Die „militärische Gesellschaft zu Berlin" erklärte bei dem Vortrage sich diesen für Benedek so fatalen Umstand also: „Wir haben, sagt Bröcker, uns später überzeugt, daß die österreichischen Granaten bei Dreiviertheilen sich nicht entzündeten, weil entweder die Abplatteschnur nicht entfernt worden war, oder die im Zünder befindliche eingegypste Bleikugel, durch welche die Perkussion vermittelt werden soll, ihr Lager noch gar nicht verlassen hatte."

Die Divisionen Horn, Herwarth und Werder haben die Bistritz überschritten. Sie verwickeln sich in den waldbewachsenen Abhängen vor ihnen, welche sie anzugreifen haben. Hier kann das Zündnadelgewehr nur gering wirken, die österreichische Vertheidigung ist gut und heftig. In den Gärten von Sadowa und Dohalitz, auf den waldigen Höhen von Dohaliczka und Mokrawous entspinnen sich Fußvolkgefechte; trotz der stürmischen Kampflust der preußischen Bataillone gewinnen sie kein Terrain. Der energische Angriff bricht sich an der gleichen Gegenwehr. Der Vormittag ist schon weit vorgerückt, und noch sind die Wäldchen von Sadowa und Obora der Schauplatz des harten erbitterten Kampfes, wo Mann gegen Mann streiten. Im Waldgefecht hier widerstehen die österreichischen Schützen erfolgreich gegen die sonst so zerstörende Wirkung der preußischen Zündnadelwaffe. Während dem dauert das Artilleriegefecht von beiden Seiten mit immer größerer Heftigkeit fort.

Das Einzelne dieser Vorgänge ist also gestaltet gewesen.

Es fahren immer mehr preußische Batterien auf. Wie unter Dub und vor Sadowa mit Macht gefeuert wird, so auch zur Rechten und zur Linken. Die österreichischen Geschützoffiziere kennen ihr Terrain, viele Pferde werden den Preußen in ihrem Centrum getödtet und verletzt, ebenso eine Menge von Leuten. Die Krankenträger, welche von der Höhe vor Dub hinabgesandt werden, die unten im Thal nothdürftig Verbundenen abzuholen, haben vollauf zu thun. So sehr auch von den Preußen gegen die Dörfer Mokrawous, Dohaliczka, Dohalitz und Benatek gefeuert wird, die Schlacht bleibt sich hüben und drüben gleich; keine Seite gewinnt oder verliert an Boden, obgleich zu Zeiten gegen 800 Geschütze thätig sind, von Mokrawous bis Benatek.

Die sechs gezogenen Batterien der 3. und 4. Division, die auf der Anhöhe bei dem Dorfe Mzan aufgestellt sind, und von der Reserveartillerie mit zwei weiteren gezogenen Batterien, welche nördlich von Mzan ihre Stellung nehmen, sich verstärkt sehen, erreichen zuerst durch ihr vereintes Feuer, daß die österreichischen Batterien zwischen Dohalitz und Dobelnitz sich etwas zurück und höher den Berg hinter diesen Orten hinauf ziehen, in ihre starken Stellungen auf dem ersten Höhenzuge. Doch die Geschütze von Mokrawous behaupten auch jetzt noch ihre Stellung, wie bisher; an dieser Stelle hat noch kein Preuße die Bistritz überschritten. Erst gegen 10 Uhr Morgens, als eine bedeutende Anzahl preußischer Geschütze ihr Feuer gegen die starke Batterie bei Mokrawous gerichtet hat, geht auch diese eine Strecke weit zurück.

Erst nach dem Abfahren der bisher gegenüber gestandenen feindlichen Geschütze schreitet die 3. Fußvolkdivision sofort zum Uebergang über die Bistritz und nimmt die Dörfer Dohaliczka und Mokrawous zu Hauptgegenständen ihres Angriffs. Die Uebergänge über die hier drei bis vier Fuß tiefe Bistritz sind alle zerstört, das Fußvolk durchwatet die Bistritz unerschrocken, es sieht vor sich die beiden Orte Mokrawous und Dohaliczka nur schwach von österreichischem Fußvolk besetzt, und das Füsilierbataillon Nr. 54 nimmt Mokrawous, das 1. und 2. Bataillon Nr. 54 Dohaliczka nach kurzem Gefecht. Hier bewährt sich die Einrichtung im preußischen Heere, wonach jedes Bataillon eine im Pionnierdienst ausgebildete Abtheilung in seinen Reihen hat: während des Gefechts stellen die Pionnierabtheilungen die zerstörten Uebergänge über die Bistritz wieder her, und so können zwei Batterien der 6. Fußvolkbrigade folgen, ebenso über die hergestellten Brücken die 5. Fußbrigade, die eine gedeckte Reservestellung nahm. Preußische und englische Augen bemerkten schon hier, wie wenig für Verschanzung von den Oesterreichern geschehen war, wie wenig Häuser mit Schießscharten versehen waren, wie die geschlagenen Baumstämme, aus welchen Gallerien hätten errichtet werden können, zwar herumliegen, aber noch nicht verwendet sind, zum Zeichen, daß kriegskunstmäßige Vorsichtsmaßregeln zwar angeordnet, aber vorerst nicht ausgeführt wurden. Einer der in Benedek's Hauptquartier befindlichen englischen Offiziere hat ausdrücklich angemerkt, „ein paar Wagenladungen Spaten hätten die dadurch verursachte Vermehrung des Trains der österreichischen Armee durch eine größere Schonung von Menschenleben wohlbezahlt.“

Während das auf dem rechten Flügel vorgeht, hat die 7. Division (Fransecky) auf dem linken Flügel der 1. Armee Benatek weggenommen.

In derselben Zeit, in welcher die 8. Division unter dem Schutz einer Bodenerhebung zum Sturm auf Sadowa sich anschickt, und in welcher die 3. und 4. Division sich erst bereiten, Dohalitz und Mokrawous zu nehmen, hat bereits auf der preußischen Linken das Dorf Benatek Feuer gefangen durch die Granaten. Weder durch die Flammen, noch durch den Ansturm der Division Fransecky lassen sich die Oesterreicher aus dem Dorf vertreiben. Hier ist es, wo in der Königgrätzer Schlacht es zum erstenmal zum Handgemenge kommt, schon vor neun Uhr Morgens. Die brennenden Häuser trennen die Streitenden. Durch die Flammen hindurch beschießen Oesterreicher und Preußen einander. Endlich finden die letztern einen Weg, um die brennenden Gehöfte herum zu gelangen und die Oesterreicher im Rücken zu nehmen. Eine Menge von Gefangenen müssen so die aus dem brennenden Benatek sich zurückziehenden Oesterreicher in den Händen der Preußen lassen. Das ist für den Gang der Schlacht von nachwirkender Bedeutung. Es ist erst 9 Uhr vorüber, und schon ist hier gegen das österreichische 4. Korps unter Festetics Fransecky so weit im Vortheil, daß er sofort gegen den zwischen Benatek und Sadowa sich hinziehenden kleinen Wald sich wendet. Das Gefecht mit den österreichischen Vortruppen ist jetzt erledigt; die 3., 4., 7. und 8. Division stehen jetzt der österreichischen Hauptstellung gegenüber. Die 4. und 8. preußische Fußdivision sind vereint über Sadowa vorgedrungen, sie haben hier die Bistritz

überschritten, und das Regiment Nr. 49 hat sich sogleich auf Dohalitz geworfen und dieses Dorf ohne großen Kampf gewonnen. Oberst von Wietersheim ist bis Wyhnalow und in die südöstliche Ecke des Sadowaer Thiergartens vorgedrungen. Ihm folgen Truppentheile der 8. Fußdivision und nehmen in und bei Wyhnalow und in dem Thiergarten ebenfalls Stellung. Sie trennen die Vorhut der 4. Division von dieser selbst. Diese formirt sich gegen 11 Uhr zwischen der Bistritz und dem Wald von Sadowa.

Die Schlacht ist jetzt, gegen 11 Uhr, so weit, daß es sich nur um die beiden vor Sadowa und Benatek liegenden Gehölze handelt, um den Wald links und rechts.

Die 3. preußische Division, der mit zahlreicher Artillerie garnirten, langgestreckten Höhe, der Hauptstellung Benedek's, gegenüber, kann von Mokrawous und Dohaliczka aus nicht weiter vorwärts. Die österreichische Stellung ist hier eben so stark in der Front, als sie auch der Länge nach von Lipa aus flankirt wird. Die 3. Division muß sich begnügen, Mokrawous und Dohaliczka zu halten, stundenlang dem heftigsten Granatfeuer ausgesetzt. 60 Geschütze vereinigen die Preußen hier bei Dohaliczka. Diese werfen ihr Feuer theils gegen die gegenüber liegenden Höhen, theils gegen diejenigen Oesterreicher, welche den Wald vor Sadowa vertheidigen. Sie sind nicht im Stande, die österreichischen Batterien aus ihren starken Stellungen zu vertreiben.

Die 8. Division, die Horn's, geht von Sadowa, die 7., die Fransecky's, geht von Benatek her gegen den Wald vor, der ebenso stark von österreichischen Schützen besetzt, als zugleich von mehreren Batterien vertheidigt ist. Fransecky, der sonst so glückliche Befehlshaber der Division, schickt seine Zündnadeln in das Gehölz; vergebens, die österreichischen Schützen stehen gedeckt hinter den Bäumen. Er richtet seine Artillerie mit lebhaftestem Feuer gegen die österreichischen Batterien; vergeblich, diese überschütten ihn mit Granaten, und zwar mit wohlgerichteten, den Ort treffenden. Wenn diese eben so zahlreich explodirten, was gerade nicht der Fall war, als sie von richtig zielenden Artilleristen herabgeschleudert waren — wie dann? welch ein anderer Verlauf des Kampfes dann schon um diese Stunde!

Der Saum des Waldes ist mit Verhauen versehen. Da die Zündnadel hier keinen Eindruck macht, läßt Fransecky seine Division mit dem Bajonnet stürmen. Aber im Bajonnetgefecht zeigen sich die Oesterreicher stark, und die Schützen Oesterreichs treffen mit ihrer alten Waffe besser hier, als die Preußen mit ihrer Zündnadel.

Ganz ebenso geht es der Division Horn. Unter vernichtendem Infanterie- und Artilleriefeuer kämpft hier die 4. Infanteriedivision unter General von Schmidt im Verein mit der Division Horn gegen den Wald. Einzelnen Bataillonen der 8. Division gelingt es in das Gehölz einzudringen. Sie werden zurückgeworfen durch verheerendes Schützen- und Granatenfeuer. Sie müssen von Neuem wieder Boden zu gewinnen suchen. Stundenlang währt einer der blutigsten Kämpfe, wie die Geschichte aller Kriege nur wenige kennt, hier fort, ohne daß ein Ergebniß bleibt. Die kleine Strecke, die das Gehölz zwischen Benatek und Sadowa einnimmt, wird übersät von Verwundeten und Todten. Jetzt hat die Division Horn das Gehölz genommen; gleich darauf sieht sie sich überschüttet von einem Granathagel und von österreichischen Schützenkugeln, und unter dem nächsten Angriffsstoß der Oesterreicher geht ihr das gewonnene Waldterrain wieder verloren. Die 4. Division unter Schmidt, welcher von 11 Uhr an dem Gefecht Theil nimmt, ficht neben der 8. Division, unter ebenso vergeblichen Versuchen, sich vom Rand des Waldes aus der so vielfachen Tod streuenden österreichischen Batterien zu bemächtigen, welche vom anderen Ende des Gehölzes zwischen den Bäumen her auf die Preußen feuerten, immer mit schrecklicher Wirkung. Auch Schmidt muß nach großem Verlust das Unternehmen aufgeben, nachdem ein Theil seiner Truppen schon bis an das jenseitige Ende des Waldes vorgedrungen ist. Die Oesterreicher gewinnen die verlorene Stellung im Gehölz wieder durch ihre gewaltige Arbeit mit Bajonnet und Kolben, worin die mächtigen Körpergestalten dieser Gebirgssöhne sich thatsächlich hier den Preußen überlegen zeigen, und mehr noch durch die Kernschüsse ihrer Schützen, welche hinter den Bäumen im erwarteten rechten Augenblick feuern, und gegen deren immer ihren Mann treffende Kugeln die Zündnadel im Waldgefechte sehr schwach sich zeigt. Die aus den Batterien zur Verfolgung der zurückgeworfenen Preußen vorbrechenden Schwadronen setzen diesen sehr zu. Weil diese Reiter zu weit vorgehen, erleiden sie Verlust durch die im Freien wirkungsvolle Zündnadel und das Geschütz der Preußen.

Gewiß hat jeder Süddeutsche, welcher preußische und österreichische Nationalität und Natur in ihrer Körperausprägung mit Augen gesehen hat, ebenso überrascht als lächelnd seiner Zeit gelesen, was der im preußischen Hauptquartier befindliche Engländer Hozier als Berichterstatter der Times schrieb, und tausend deutsche Blätter nachdruckten. Bei diesem Engländer heißt es: „Im Handgemenge hier im Gehölz fielen die jungen Soldaten der Oesterreicher wie Kegel vor den starken Männern der 8. preußischen Division." Gewiß, als Soldaten haben die Preußen gezeigt, daß sie in manchem Stück dem Oesterreicher, soweit dieser als Soldat in Betracht kommt, voraus sind, nur nicht an Körpergröße und Körperstärke, nicht an Knochen und Fäusten. Und doch gesteht auch dieser englische Berichterstatter, wie alle ehrlichen Preußen, daß „nicht einmal halbwegs aufwärts in's Holz schon das Gefecht zum Stehen kam."

Die Fechtart der österreichischen Schützen ist ganz einfach: sie lassen die Preußen herein in's Gehölz; nach kurzem Handgemeng ziehen sie sich, nach Steyrer und Tyroler Art, die Waldhöhe hinauf etwas zurück,

ihre Artillerie, prächtig gut dazu aufgestellt, nimmt, wie sie sich zurück ziehen, den Kampf auf und spielt zwischen die Bäume hinein auf die Preußen; schrecklich gelichtet, gehen diese, obgleich durch immer neu vorgeschobene Truppen ersetzt, ihrerseits zurück, und die Oesterreicher Schützen wieder vor, von oben herab mit Bajonnet, mit Kolben und Kernschuß treffend auf die hinabgeworfenen Preußen. Das ist die alte, weltbekannte Art der österreichischen Bergsöhne im Waldgefecht, wogegen einst im Jahre 1809 sogar die harten Soldaten Napoleon's I., welche in Deutschland, in Spanien und in Italien siegreich gewesen waren, so wenig vermochten, als die Preußen im Jahre 1866.

Selbst der Engländer Hozier gesteht zu, daß zwischen 12 und 1 Uhr Mittags „die österreichische Artillerie ein glänzendes Feuer ausführt, daß um 1 Uhr die ganze preußische Schlachtlinie keinen Boden mehr gewinnt und hart kämpfen muß, um nur die einmal gewonnene Stellung zu halten. Einmal scheint es sogar, als ob sie diese Stellung aufgebe, da ihre Kanonen durch das österreichische Feuer demontirt sind, und das Fußvolkgefecht ganz gleich steht. Da wird die 5. und 6. preußische Division vorgeschickt, sie legen ihre Helme und Tornister ab, rücken an die Bistritz vor, am Könige vorüber, laut jubelnd, daß sie in die Schlacht ziehen dürfen, sie gehen über die Sadowa-Brücke und verschwinden in dem Wald über Sadowa."

Diese beiden Divisionen des 3. Armeekorps waren bisher in Reserve gestanden, um für den Fall eines Rückzugs diesen zu decken und einer Niederlage vorzubeugen. Ehe dieser Befehl gegeben wurde, waren im Hauptquartier des Königs ernste Erwägungen vor sich gegangen, es war an den Rückzug gedacht worden. Unter den Generalen wurden, da der König selbst sich ähnlich hatte verlauten lassen, Bemerkungen gemacht, es sei ein Fehler gewesen, daß Prinz Friedrich Karl nicht um einige Stunden später erst den Angriff begonnen habe; das erwartete Vordringen der Elbarmee sei ausgeblieben; ebenso höre man noch nichts von der Armee des Kronprinzen; es sei zweifelhaft, ob sie überhaupt noch an diesem Tage rechtzeitig eintreffe, und es scheine sein Marsch noch durch ein unerklärbares Anderes als durch Regen und Boden aufgehalten zu sein. Diese Stimmen riethen, alle diejenigen Divisionen, welche in der Linie von Sadowa und Mokrawous stehen, über die Bistritz an's rechte Ufer zurückzuziehen; Benedek halte sich rein defensiv, eine Verfolgung sei nicht zu besorgen. Moltke aber und Prinz Friedrich Karl behaupteten dagegen, die Truppen seien schon zu tief in das coupirte Terrain vorgedrungen; aus der gewonnenen Stellung sich heraus zu wickeln, würde nicht leicht sein, ja eine rückgängige Bewegung könnte schwerere Verluste nach sich ziehen, als die Behauptung der jetzigen Stellung; zudem müßte man dem Feinde viele demontirte Geschütze als Siegeszeichen in den Händen lassen, wenn man jetzt über die Bistritz zurückginge. In keinem Falle könne die Armee des Kronprinzen ausbleiben; sie werde, und zwar bald, auf dem Schlachtfeld erscheinen, und dann rasch einen völligen Umschwung der Lage bewirken.

Moltke und Alle, die dieser seiner Ansicht waren, stützten ihre Forderung der Ausdauer auf dem Platze auch noch durch die Anzeichen, nach welchen der Kronprinz als bereits im Gefecht stehend anzunehmen sei. Diese Anzeichen hatten sich seit Kurzem nach einander gemehrt. Man glaubte vom linken Flügel her Schüsse zu vernehmen. Bei dem auf vielen Punkten weit umher tobenden Lärm der Schlacht war allerdings — was die Generale der andern Ansicht für sich geltend machen konnten — auf das, was man zu hören glaubte, nichts zu bauen, zumal da die Möglichkeit vorlag, daß der tapfere Fransecky angefangen hatte, sich weiter links auszudehnen. In diesem Falle konnte ja der gehörte Geschützdonner von Fransecky's Batterien herrühren, und nicht von denen des Kronprinzen. Moltke und Prinz Friedrich Karl hatten aber noch ein anderes Anzeichen für sich, und dieses war jedenfalls ein gewichtiges. Dieses Anzeichen bestand darin, daß das Feuer der österreichischen Artillerie seit halb 1 Uhr eine andere Richtung annahm, eine mehr nördliche Richtung. Das wies sicher darauf hin, daß Benedek dort mit einem neuen Gegner zu thun bekam. Das konnte kein anderer sein als der Kronprinz. Dieses Anzeichen war zwar soeben erst wahrgenommen worden, aber eine Meldung um die andere bestätigte es. Auf das hin kam es zu dem Beschluß, das letzte verfügbare Fußvolk, jene zwei Divisionen des 3. Armeekorps, über die Bistritz und in's Gefecht vorgehen zu lassen. Der Ausgang hat für Moltke's Ansicht entschieden.

Um aber gerecht zu sein, darf nicht verschwiegen werden, was preußische und englische Oberoffiziere als Augenzeugen versichert haben, nämlich, daß „im Angesicht der von den Höhen herab die preußischen Truppen mit Granaten überschüttenden Hunderten von österreichischen Geschützen von Stunde zu Stunde die Gefahr gänzlicher Vernichtung immer mehr wuchs."

Das pommerische Armeekorps, welches bei Dohaliczka kämpfte, war „sechs volle Stunden diesem höllischen Granatfeuer ausgesetzt, hungernd, durchnäßt, frierend, ermüdet von den bisherigen Anstrengungen und einem Nachtmarsch, und zur Passivität verurtheilt, der schwersten und härtesten Prüfung, welche an einen Soldaten herantreten kann."

Ein anderer preußischer Augenzeuge, ein durch das, was er veröffentlichte, als wahrhaftig überall sich kennzeichnender Mann vom Fach, sagt: „Es war Mittag. Unsere braven Regimenter, namentlich Nr. 49 und 61, litten furchtbar unter dem heftigen Artilleriefeuer. In jeder Viertelstunde schmolzen die Bataillone mehr zusammen. Aber es war nicht möglich hier vorzugehen, so lange die überaus zahlreichen feindlichen Geschütze nicht zum Schweigen gebracht waren. Es sollte auch nicht vorgegangen werden, es war vielmehr ausdrücklich untersagt, weil man

den Feind in der Front nur stark zu engagiren wünschte, um ihn sicher fest zu halten und dann ihn mit dem Eintreffen der kronprinzlichen Armee völlig zu schlagen. Es war die Aufgabe, hier ruhig standhaft ausharren zu müssen, auf demselben Platze stundenlang zu halten, auf welchem man in jeder Minute neue Kameraden niedersinken sah; auf diesem Platze, der allmälig zur Schlachtbank wurde. Und links von uns, bei Benatek, wurde gleichzeitig von der 7. Division (Fransecky), von unsern Magdeburger Brüdern, ein Kampf gekämpft, in welchem das Blut in Strömen floß. Die 7. Division verlor gegen 2000, die 4. Division über 1000 Mann an den ihnen zugewiesenen Posten. — Vieler, Vieler Blicke hatten sich immer und immer wieder nach links gewandt, in den heißen zwei Stunden, die seit Mittag vergingen. Wer ein Fernglas besaß und dorthin Aussicht hatte, hatte es schon oft benützt, um zu sehen, ob der Kronprinz komme, und gefragt, ob er wohl noch so zeitig kommen würde, daß unsere Stellung noch bis dahin behauptet werden könne? — Zwar standen unsere Bataillone noch fest, auf derselben Stelle, auf der sie um Mittag gestanden hatten; aber da sie so viel gelitten hatten, war es möglich, daß sie einem kräftigen Andrang des Feindes nachgaben. Einige Batterien des linken Flügels mußten auch schon auf das andere Ufer der Bistritz gehen, um ihre Munition zu ergänzen."

So schildert dieser Augenzeuge die Lage der 8. Division, unter Horn, und der 4. Division, unter Schmidt, in und beim Walde über Sadowa, und die der 7. Division unter Fransecky bei dem südlich von Benatek liegenden Gehölz.

Keine Aufopferung der 7. Division vermag den schon genommenen unteren Theil des Waldes bei Benatek zu behaupten. Die Oesterreicher werfen sogar diese tapfere Division bis auf die südlich von Benatek liegenden Höhen zurück, obgleich auf dem linken Flügel dieser Division das 10. Husarenregiment glänzende Angriffe auf österreichisches Fußvolk gemacht und ein österreichisches Bataillon überritten und gefangen hat.

Das ist die einzige Offensive, in welche Benedek eingetreten ist. Wenn preußischerseits gewährt wird, „unser Centrum stand, harrte aus, sollte nicht vorgehen, aber es wich auch keinen Fuß breit" — so wird doch ebenfalls von preußischer Seite zugestanden, daß von österreichischer Seite außer der Offensive bei Benatek „nicht ein einziger ernstlicher Vorstoß versucht wurde," und englische wie österreichische Augenzeugen behaupten, daß „um Dreiviertel auf 2 Uhr die Preußen auf der ganzen Linie im Rückzug begriffen schienen."

Um halb 1 Uhr etwa war es, als die eine der zwei Reservedivisionen des 3. Armeekorps, welche nach dem Kriegsrath von dem König von Preußen vorgeschoben wurden, die Bistritz überschritt und im Gehölz über Sadowa verschwand. Die andere Division folgt. Die 1. Division schiebt sich neben die 4., hinter dem Rest der 8. Division (Horn). Aber auch die Unterstützung dieser zwei Reservedivisionen ist nicht im Stande, das Gefecht vorwärts zu bringen. Mit „außerordentlicher Bravour", wie preußischerseits gesagt wird, kämpft hier unter Gablenz das 10. österreichische Armeekorps, verstärkt durch Theile des zertrümmerten 1. Korps, das zuvor Clam-Gallas befehligt hatte. Benedek hatte diese letztern von Rosnitz aus zur Unterstützung des Gablenz'schen Korps zeitig abgegeben. Um ein Viertel auf 1 Uhr meldet Gablenz, der Schießbedarf drohe ihm auszugehen; er ersucht um einige Reservebatterien. Eine Batterie war schon früher der Reserve entnommen worden. Benedek erwiedert mit der Cigarre im Mund, er könne keine entbehren. Drei Minuten später sendet er dennoch drei Batterien an den General Gablenz. So waren jetzt 32 Kanonen von der Reserve entsendet. Aber noch sind dem Oberbefehlshaber Benedek 12 Batterien geblieben und 24 Regimenter der besten Reiterei.

Gablenz arbeitet mit seinen Geschützen gewaltig fort, ja noch wirksamer als zuvor. Die zwei preußischen Reservedivisionen, welche die Division Horn ablösen und unterstützen sollen, werden mit einem solchen Hagel von Granaten überschüttet, daß die Vorhut zurückweicht, und das österreichische Fußvolk von deren Zündnadelgewehr nicht erreicht wird. Es nützt die Preußen nichts, daß sie den unteren Theil des Sadowaer Waldes behaupten: der Wald gewährt keinen vollen Schutz; denn die Kugeln und Granatsplitter reißen Aeste in großer Zahl von den Bäumen und schleudern sie herum; das Holz reißt nicht weniger schreckliche Wunden als das Eisen. Die ganze Artillerie der 1. preußischen Armee ist bis auf acht Batterien in Thätigkeit. Die Reserveartillerie ist nordöstlich von Sadowa gegen die österreichischen Batterien von Chlum und Lipa aufgefahren. Vom 3. Armeekorps ist ein Theil der Division Horn zur Hülfe vorgeschoben, der andere Theil mit dem Reiterkorps bei Sadowa zurückgehalten. Auch das Vorschieben der zwei Reservedivisionen hat die gefährliche Lage der Preußen bei Sadowa in gar nichts geändert. Weitere Kräfte sind nicht verwendbar; weder frische Truppen noch frische Batterien kann Prinz Friedrich Karl mehr in's Gefecht bringen; die acht noch nicht verwendeten Batterien, das Reiterkorps und das noch übrige Fußvolk des 3. Armeekorps muß aufgespart bleiben, für den Fall eines Rückzugs. Das Feuern im Sadowaer Gehölz wird schwächer. Die in den Wald und gegen ihn geschickten Reservedivisionen kommen keinen Schritt weiter, ja sie werden zurückgeworfen. Dem Prinzen Friedrich Karl bleibt nichts, als auch ihnen den Befehl zu geben, „vorläufig halten zu bleiben und das Eingreifen der Armee des Kronprinzen abzuwarten." Auch der preußischen Artillerie auf den Höhen von Dohaliczka, die inzwischen den Kampf Schuß um Schuß fortgesetzt hat, droht der Schießbedarf auszugehen; derselbe hat schon einmal ergänzt werden müssen. Auch von diesen Höhen blickt man sehnsüchtig nach dem Kronprinzen aus. Diese Sehnsucht ist in Niemand stär-

ker als in dem König selbst. Viele seiner „Generale sehen die Möglichkeit sich nähern, das gewonnene Terrain aufgeben zu müssen, wenn der Kronprinz nicht kommt und die Situation ändert," d. h. sie sehen — die Niederlage nahe vor Augen. Herwarth mit der Elbarmee hat zwar schon um halb 10 Uhr in's Gefecht eingegriffen, aber es gelingt ihm nur sehr langsam, vorzudringen.

Die Elbarmee unter Herwarth von Bittenfeld hatte die ihr aufgetragene Bewegung ausgeführt. Herwarth marschirte auf dem rechten Flügel des preußischen Gesammtheers von Smidar auf Nechanitz, theils in gerader Richtung, theils auf der rechts abbiegenden Straße über Neu-Bidschow.

Es ist schon früher darauf aufmerksam gemacht worden, daß der englische Ingenieur Webber Nechanitz, diesen durch den Wald und das Schloß Hradek unterstützten, von sumpfigem Boden und Mühlbächen umgebenen und mit starken massiven Häusern versehenen Ort als einen Punkt bezeichnet hat, welcher zu einer zähen Vertheidigung geeignet war. Aber die Vertheidigung dieses Punktes, wie überhaupt seinen linken Flügel, hatte Benedek den Sachsen unter ihrem Kronprinzen und dem äußerst geschwächten 8. österreichischen Armeekorps, das früher Erzherzog Leopold so unglücklich befehligt hatte, übertragen. Um 10 Uhr Morgens hatte Herwarth Nechanitz angegriffen und dort nur eine sächsische Brigade und einige österreichische Reiterei vorgefunden. Sächsischerseits wird behauptet, „es habe die Preußen keine großen Anstrengungen gekostet, um den schwachen Gegner aus diesem vorgeschobenen Posten zu verdrängen." Unter dem Schutz einer beträchtlichen Artillerie war von den Preußen zuvor die Brücke über die Bistritz hergestellt worden, und erst gegen 11 Uhr überschritt das Fußvolk Herwarth's die Bistritz, an welcher es schon um 8 Uhr angekommen war.

Vor der preußischen Uebermacht wich die kleine sächsische Besatzung dieser Stellung. Der englische Kritiker Webber tadelt, „die sächsische Vertheidigung von Nechanitz und die Batterie rechts von dem Walde von Hradek sei nicht energisch gewesen; man hätte den Wald nicht so leichten Kaufes aufzugeben nöthig gehabt. Die Batterie zu neun Geschützen sei nicht vortheilhaft placirt gewesen, sie hätte getheilt und mehr in der Ebene verwendet werden müssen." Dieser Tadel trifft nicht die Sachsen, sondern entweder den Kronprinzen oder höher hinauf Benedek selbst. Die Sachsen schlugen sich überall brav; daß aber die linke Flanke des österreichischen Centrums vornherein der verwundbarste Punkt und der vorgeschobene Posten Nechanitz gegen die 45,000 Mann starke, unter Herwarth heranziehende Elbarmee mit blos 36,000 Mann zu schwach besetzt, und offenbar der Rückzug auf die Hauptstellung der Sachsen bei Problus und Prim den Vertheidigern vornweg befohlen war, ist klar.

Gegen die drei Divisionen, zusammen wenigstens 45,000 Mann, mit an Zahl weit überlegener Artillerie, über welche Herwarth verfügen konnte, hatten die Sachsen, selbst als sie sich in ihrer Hauptstellung bei Problus und Prim vereinigt hatten, nur zwei ziemlich schwache Divisionen einzusetzen. Herwarth besetzte das Dorf Nechanitz um dieselbe Zeit, als die Armee des Prinzen Friedrich Karl gegen die Bistritz vorging. Die sächsische Artillerie zog sich gleichfalls in die Stellungen auf dem Höhenzug zwischen Problus und Prim und südlich des letzteren Dorfes zurück. Diese ihre Hauptstellung vertheidigen die Sachsen ruhmvoll, mit Geschick und Thatkraft. Sie sind es, welche das Vordringen, auf welches Prinz Friedrich Karl wartet und dessen Ausbleiben ihn so sehr in Gefahr bringt, tapfer aufhalten. Sie sind es, welche mehrmals durch glücklich unternommene Reiterangriffe die Preußen hier zurückwerfen. Sie sind es, durch welche auch hier das Gefecht zum Stehen kommt. Ein preußischer Bericht drückt das so aus: „Die feindliche Stellung war zu stark, um sofort zum Angriff übergehen zu können. Es mußte Artillerie vorgezogen werden und dieses dauerte ziemlich lange, da hier nur ein einziger Uebergang über die Bistritz ist und eine Furth nicht gefunden werden konnte. Es kam schließlich die gesammte Artillerie in Thätigkeit."

Erst gegen 1 Uhr geht die 14. Division, die Division Münster, auf dem linken Flügel der Elbarmee durch Lubno gegen Problus vor; die 15. Division, die Division Canstein, geht in der Mitte gegen Prim vor; die 16. Division, die Division Etzel, bewegt sich auf dem rechten Flügel vorwärts. Problus und Prim sind etwas mit Barrikaden, Verhauen und Anderem versehen. Die Sachsen und das 8. österreichische Korps schlagen sich, nach dem Zeugniß der Preußen, „vortrefflich". Problus und Prim vermag Herwarth nicht zu nehmen; heiße Stunden lang steht er hier festgebannt. Sachsen und Oesterreicher sind der Ansicht, von diesen Höhen herab könne und müsse ein Offensivstoß auf Herwarth's Preußen versucht werden. Sie suchen um Mitwirkung der hinter ihnen stehenden Truppen des 1. österreichischen Korps an; ein solcher Vorstoß habe alle Aussicht auf Erfolg. Die dort im Thal stehenden Regimenter begrüßen dieses Verlangen. „Vorwärts!" erschallt es aus ihren Reihen. Aber weder diesem Ruf der Oesterreicher, noch dem Gesuch der Sachsen um Mitwirkung dieser Truppen wird von Oben die Gewährung. Die Vorstellung der Sachsen wird nicht berücksichtigt, obgleich sie beifügen, daß diese Mitwirkung nöthig sei, wenn auch nicht zu einem Offensivstoß, so doch schon dazu, die zwei Dörfer auf die Dauer zu halten, was sonst eine Unmöglichkeit sei. Benedek geht darauf nicht ein.

Benedek hatte seine Stellung mit seinem Generalstab auf einem Hügel genommen, der die Front rechts und links beherrschte. Gerade unter ihm lag das kleine Dorf Lipa, das einen vorspringenden Winkel bildete, von welchem die Flanken nach beiden Seiten zurückgingen. War es schon nachtheilig, daß die Ausdehnung der Schlachtlinie Benedek's zu groß war,

so daß das Schlachtfeld für den Oberfeldherrn und seinen Generalstab keinen Punkt gänzlicher Uebersicht gab: so wurde dabei noch nachtheiliger, daß über dem Hügel, auf welchem Benedek die meiste Zeit weilte, schwer herabhängende Wolken schwebten, feiner Regen und Nebel abwechselten und der Rauch des Geschütz- und Gewehrfeuers in gewaltigen Massen von der ersten Stunde an über der Schlachtlinie hing und die Aussicht hinderte. Zwischen 10 und 11 Uhr befand er sich auf der Anhöhe von Chlum. Um die Mittagsstunde, als die österreichischen Geschütze auf der linken und die auf der rechten in den preußischen Reihen so aufräumten, glaubt Benedek den Augenblick zu einem Vorstoß gegen Prinz Friedrich Karl gekommen. Das 4. österreichische Armeekorps, dessen Befehlshaber Graf Festetics im Anfange der Schlacht verwundet worden ist, und das jetzt von dessen Unterbefehlshaber, Generalmajor von Mollinary, geführt wird, ist vom 2. Armeekorps gefolgt, gegen Mittag auf Maslowied vorgerückt, um Fransecky zu überflügeln, ihn zurück zu werfen, und sodann die linke Flanke des Prinzen Friedrich Karl zu bedrohen. Der tapfere Mollinary überflügelt und wirft Fransecky zurück, wie wir gesehen haben.

Gleichzeitig gibt Benedek dem Fürsten Windischgrätz den Befehl, mit seiner Reiterei vorzurücken und sich zum Angriff bereit zu halten. Zwei Kürassier-Regimenter und ein Regiment Uhlanen reiten „in guter Ordnung, fester Haltung und glizernder Pracht" wie der englische Augenzeuge sagt, in die Ebene hinab, gerade halb 12 Uhr. Da harren sie des Winks zum Angriff. „Das Herz," sagt dieser Augenzeuge, „mußte einem schwellen, wenn man diese tapfern Reiter so lang, unbeweglich wie Felsen, unter dem heißen Feuer der weittragenden preußischen Geschütze im Sattel sitzen sah." Unmittelbar darauf sendet Benedek der Artillerie Befehl, ihr Feuer mehr zu sparen, da sie den Schießbedarf erschöpfe. Zwanzig Minuten später, zehn Minuten vor 12 Uhr, erhält der Prinz von Holstein Befehl, „das Feld zu rekognosciren," auf welchem er mit seiner Reiterdivision vorgehen soll.

Benedek will jetzt, aber erst jetzt, mit seinen Reserven, dem 1. und 6. Armeekorps, angriffsweise vorgehen und den Prinzen Friedrich Karl hinter die Bistritz zurückwerfen. Benedek sieht, die Kräfte des Prinzen sind dem Ermatten nahe.

Hier, in dem Zeitraum von wenigen Minuten, drängt sich das Entscheidende dieser weltgeschichtlichen Schlacht zusammen.

Fünf Minuten vor 12 Uhr meldet der Prinz von Holstein — das Heranrücken bedeutender preußischer Streitkräfte von Norden her. Dorther kann nur der Kronprinz kommen, dessen Erscheinen Benedek um diese Zeit geradezu für eine Unmöglichkeit gehalten hat. Benedek hatte vergessen, daß die Preußen, welche einst an einem Junitag unter Blücher, wo es auch dem ersten Napoleon unmöglich schien, schlachtentscheidend bei Waterloo eintrafen, auch jetzt noch an einem Julitag geradeso eintreffen konnten. Benedek, sagt der englische Kritiker Webber, „war nach dem Westen hin aufmerksam, während er, wenn er die Kuppel der Chlumer Kirche hätte sprengen lassen, nach beiden Seiten die Aussicht gehabt hätte." Gewiß ist, daß Benedek mit Nachrichten schlecht bedient war, und daß er nicht rechtzeitig von den Stellungen und Bewegungen der Gegner unterrichtet wurde, weder von denen der Elbarmee, noch viel weniger von denen der Armee des Kronprinzen. — „Vier Armeekorps," sagt Webber, „konnten gegen die österreichische Flanke marschiren, ohne daß anscheinend der Oberfeldherr von diesem schwerwiegenden Umstand in Kenntniß gesetzt wurde; oder wenn demselben die Meldung von der Gefahr zuging, traf er keine wirksame Maßregeln zu ihrer Begegnung. Das eine ist so unerklärlich, als das andere."

Warum Benedek einen entscheidenden Schlag gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die doch vier Stunden lang der gesammten österreichischen Armee allein gegenüber stand, nicht rechtzeitig, also früher, als der Kronprinz eintraf, geführt hat, das ist schwer begreiflich. Die Katastrophe wird eben dadurch herbeigeführt, daß er seine Reserven nicht im geeigneten Augenblick, den Verhältnissen gemäß, zum entscheidenden Vorstoß gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl verwendet hat. Jetzt, als er seine Reserven dazu verwenden will, ist es zu spät; der Kronprinz ist da, die Katastrophe tritt ein. Es ist Verhängniß, aber nicht ohne Schuld Benedek's.

Auf die Meldung des Prinzen von Holstein, daß neue preußische Streitkräfte auf den österreichischen rechten Flügel vordringen, gibt, anscheinend kalt und zuversichtlich, Benedek die kurze Ordre: „Das Feld muß gehalten werden, oder wenn das unmöglich wird, so soll der rechte Flügel langsam zurückgehen." In dieser Zeit der Krise, zehn Minuten nach 12 Uhr, kommt jenes Ansuchen des Generals Gablenz an. Und doch schickt er ihm noch drei Achtpfünder-Batterien aus der Reserve, aber nicht ohne die Bemerkung, weshalb Gablenz so viele Munition verbraucht habe? Während die drei Batterien an dem Generalstab vorüber jagen, deren Bedienung Ungarn sind, wendet sich der Oberfeldherr im Sattel um und ruft: „Niemand soll auch nur über eine einzige Batterie weiter verfügen; ich brauche sie jetzt alle sogleich."

Furchtbar wüthet das Geschützfeuer auf's Neue auf der ganzen Linie: tausend Kanonen feuern von beiden Seiten jetzt in das Thal hinab. Wie die preußischen Reihen im Thal fest stehen, so sitzen auch die österreichischen Kürassiere in ihren weißen Röcken, welche noch immer im Thal des Zeichens zum Angriff harren, wie „Statuen inmitten des Geschützhagels", wie der englische Augenzeuge sagt. Doch platzen die preußischen Granaten vielfach vor ihrer Front, oder fliegen sie Hunderte von Ellen weit über ihre Köpfe weg, so sehr auch die andern in ihren Reihen aufräumen. Schon um Viertel auf 1 Uhr steht das Dorf Lipa in Flammen.

Um 1 Uhr 5 Minuten reitet Benedek mit seinem Stab weg, um nach der Lage der Dinge auf seinem rechten Flügel zu sehen. Wie er an dem in Reserve stehenden 6. Korps vorüberreitet, stimmen die Musikchöre die österreichische Nationalhymne an, die Leute begrüßen den Oberfeldherrn mit lautem Zuruf; die Jäger werfen ihre Hüte jauchzend in die Höhe. Sie alle glauben an den Sieg und jubeln. Benedek winkt und ruft mit seiner stets lauten und kräftigen Stimme ihnen zu: „Jetzt nicht; wartet bis Morgen, meine Kinder!"

Benedek gibt auf dem rechten Flügel seine Befehle; welche? ist bis jetzt nicht veröffentlicht, außer daß er befahl, das 2. Korps habe die Schlachtlinie des 4. Korps zu verlängern, und, wenn nöthig, langsam zurückzuweichen. Eben so wenig ist öffentlich geworden, wie er die Lage dort ansah. Es scheint mehr als gewiß, daß er auch jetzt noch nicht vergewissert war, wie viel er von der Armee des Kronprinzen auf seiner Rechten vor sich hatte, während ihm auf seiner Linken schon die Elbarme genug zu schaffen machte; und eben so gewiß ist, daß ihm, aber verheimlicht vor seinen Umgebungen, alle Zuversicht innerhalb seiner Brust gebrochen ist. Sein Thun und Lassen von jetzt an weist darauf: er thut nicht, was jetzt noch zur Rettung zu thun wäre; er unterläßt Maßregeln, die sich doch von selbst an die Hand bieten.

Der Oesterreicher in seinen „Kritischen Bemerkungen" wie der Engländer Webber sind ganz gleich der Ansicht, daß für Benedek auch jetzt noch Zeit vorhanden gewesen sei seiner Sache eine gute Wendung zu geben. Jener sagt: „Es war noch Zeit vorhanden, das 4., 2., 6. Korps und 3 Reiterdivisionen, zusammen 90,000 Mann, in eine zusammenhängende Schlachtlinie zu formiren, und selbe durch jene Reservebatterien, welche ihre Munition nicht bereits verpufft hatten, zu verstärken. Das 8. und 10. Korps und die Sachsen mit der Reiterdivision Edelsheim mußten inzwischen die drei Divisionen der Elbarmee zurückwerfen; eine Reiterdivision verblieb hinter dem Centrum als Reserve. Benedek konnte trotzdem geschlagen werden, aber dann war er sicherlich im Stande, sich zwischen Kuklena und Homile des Abends aufzustellen und seinen Rückzug nach Pardubitz und Prelautsch in Ordnung zu vollführen." So der österreichische Kritiker. Der englische sagt: „Die 1. preußische Armee zu schlagen, ehe die 2. zur Hülfe erscheinen konnte, wäre für Benedek möglich gewesen, wenn er ein Korps auf seinem rechten Flügel in das Terrain zwischen Dubenetz und Luzan entsendet hätte, um die 2. Armee einige Stunden lang aufzuhalten. Auch ohne diese Maßregel wären, wenn die Dörfer längs der Bistritz kräftig gehalten wurden und Nechanitz stark besetzt gewesen wäre, einschließlich der Reserve gegen 100,000 Mann verfügbar gewesen, um sich rechts zu wenden und den Angriff des Kronprinzen zurückzuschlagen, falls diese Bewegung frühzeitig genug zur Ausführung gelangte." Frühzeitig genug aber konnte und mußte das geschehen, wenn Benedek über die feindlichen Stellungen durch seine Untergebenen gut bedient worden wäre, oder wenn er persönlich von der gesprengten Kuppel der Chlumer Kirche aus sich die nöthige Ausschau verschafft hätte. „Und selbst wenn für diese Bewegung," fährt der englische Kritiker fort, „der Zeitpunkt verstrichen gewesen wäre, so hätte sich noch eine Chance zur Verzögerung der Entscheidung dargeboten, wenn Nechanitz behauptet worden wäre und eine Schwenkung um dieses Pivot stattgefunden hätte, dergestalt, daß der rechte Flügel bis nach Techlowitz zurückgenommen worden wäre. Dies war unzweifelhaft ein gewagtes Spiel, aber die Armee wäre nicht verloren gewesen, da der Rückzug nach Süden und Südwesten offen war, und die Preußen südlich nicht ohne stets erneute Kämpfe vordringen konnten. — Wenn die Umgehung der rechten österreichischen Flanke unvermeidlich war, so erscheint der Verlust von Chlum als ein geringeres Uebel im Vergleich zu dem Verlust von Nechanitz und Hradek."

Der Oberfeldherr Benedek that nicht das, was dieser Oesterreicher, nicht, was dieser Engländer nachher als das den Verhältnissen Angemessene und noch Mögliche erklärt haben. Noch hat Benedek nichts kundgeben dürfen. Aber seine Haltung in diesen schrecklichen Stunden, wo er die Ankunft der Armee des Kronprinzen fühlbar wußte und der König von Preußen sie nur ersehnte, erklärt sich aus dem, was von der Stimmung, mit welcher Benedek in die Schlacht eingetreten ist, schon früher erzählt wurde. Es erklärt sich auch daraus, daß er einen solchen Generalstabschef hatte, wie der an die Statt Henikstein's ihm von Wien aus zugeschickte.

Als Benedek auf seinen früheren Standpunkt zurückkommt, rückt gerade das 3. Armeekorps mit Musik und lauten Zurufen an den Feldherrn durch das Thal vor. Es ist halb 2 Uhr Nachmittags. Es ist die Zeit, wo diese seine Truppen von der Gefahr, die er bereits kennt, noch keine Ahnung haben, wo sie nur die 1. Armee vor sich im Rückzug sehen und nicht anders denken, als demnächst mit Hülfe ihrer fast ganz unberührten 24 Reiterregimenter, die ohnehin schon erschöpften und ermatteten Preußen vollständig zu zerstreuen. Horn hält sich zwar immer noch in dem untern Theile des Waldes über Sadowa; Schmidt mit dem 2. Korps widersteht noch immer dem Angriff der Oesterreicher zwischen dem Gehölz von Sadowa und Chlum; Herwarth's Artillerie steht im heißen Feuer gegen die Sachsen und Oesterreicher in Problus und Prim; aber sie verlieren eher Terrain, als daß sie gewinnen, und es ist eben die Zeit, in welcher der tapfere Fransecky bis Benatek zurückgeworfen ist. An d[illegible] Stelle ruft Fransecky: „Nicht weiter zurück! [illegible] sterben wir!"

Fransecky's Standhaftigkeit belohnt sich sogleich; Mollinary's Eifer, welcher Fransecky zurückgeworfen, aber ihn auch zu weit, über die Weisung Benedek's hinaus, fortgerissen hat, bestraft sich sogleich; aber

unverhältnißmäßig für diesen Fehler des tapfern Mannes, geradezu schrecklich; denn diese Schlacht, welche bis dahin noch manche Chancen für die Oesterreicher hatte, wird dadurch verloren, sie wird dadurch zur Entscheidungsschlacht, unter deren Folgen das österreichische Kaiserthum in seinem Bestande wankt. Mollinary's Fehler, welcher zuerst nur zu viel Eifer und Thatkraft war, indem er den Augenblick zu entscheidendem Handeln gekommen glaubte und recht ausnützen wollte, wird größer durch die Fehler seiner Unterbefehlshaber, namentlich aber auch durch die Fehler der Brigade Appiano von dem 3. österreichischen Armeekorps. Erst dadurch eigentlich wird das zu weite Vorgehen Mollinary's so verhängnißvoll entscheidend.

Aber der erste Fehler, der nach dieser Seite hin gemacht ist, kommt nach dem Urtheil der ganz unbefangenen englischen Sachverständigen denn doch auf Rechnung Benedek's. Die dem anrückenden Kronprinzen von Benedek in der Eile gegenüber befehligten Streitkräfte bildeten nothwendigerweise mit den gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl kämpfenden Truppentheilen einen Winkel. „Es ist," sagt einer der englischen Kritiker, Cooke, Oberstlieutenant des englischen Ingenieurkorps, „ein wohlbekannter Mangel derartiger Stellungen, welcher durch viele Schlachten illustrirt wird, daß das Vorrücken eines Theiles der Armee eine Lücke in dem Winkel hervorruft." Das Vorrücken des 4. und des 2. Korps hatte aber Benedek befohlen; so weit man bis jetzt weiß. Es hing ja das eng zusammen mit seinem Plan, den Prinzen Friedrich Karl hinter die Bistritz zurück zu werfen, wie eben dargelegt worden ist. In die durch Mollinary's zu weit rechts ab gehende Schwenkung zwischen dem 4. und dem 3. österreichischen Korps entstandene Lücke schiebt sich die 1. preußische Gardedivision ein, dringt rasch vor, und setzt sich in Chlum, dem Schlüsselpunkt der österreichischen Schlachtstellung. Diese preußische Division gehört zur Armee des Kronprinzen. Er ist gekommen; er war längst da, als man ihn im Hauptquartier des Königs noch lang ersehnte.

Der Kronprinz hatte versprochen, um 2 Uhr auf dem Schlachtfeld zu sein: er kam weit früher. Ehe Benedek daran ging, aus seiner bisherigen Ueberzahl gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl in entscheidender Weise Nutzen zu ziehen, war der Kronprinz mit der 2. Armee da. Daß die 1. Armee aber so lange Stand hielt, das war vorzugsweise der wahrhaft großartigen Zähigkeit und Todesverachtung der Divisionen Horn, Fransecky und Schmidt (8., 7., 4.) zu verdanken.

Als der Kronprinz um 4 Uhr Morgens am 3. Juli den Befehl des Königs empfangen hatte, fand ein großer Theil seiner Armee noch weit zurück. Näher dem Schlachtfeld standen nur das Gardekorps und das schlesische (6.) Armeekorps des Generals Mutius. Die Garden, welche in und bei Königinhof standen, hatten vier volle Wegstunden nach Horenowes. Die Regengüsse seit dem 2. Juli hatten die Wege durchweicht, die zudem uneben genug waren. Selbst diese kurzen Entfernungen ließen sich durch Truppenmassen nur langsam zurücklegen; zumal waren die Geschütze auf solchen Wegen schwer fort zu schaffen. Da es sich zudem darum handelte, 100,000 Mann in Bewegung zu setzen, so konnten einige Heertheile erst gegen 9 Uhr ihre Standorte verlassen. Die von den verschiedenen Korps bis zur Nähe des österreichischen rechten Flügels zurückzulegenden Entfernungen bewegten sich nach dem englischen Augenzeugen, der bei seinen Angaben stets pünktlich genau nach Minuten rechnet, zwischen 12 und 20 englischen Meilen. Der Kronprinz und sein Generalstab, zumal dessen ausgezeichneter Chef Blumenthal mit seinem immer frischen beweglichen Geist, thaten zusammen Alles, Heer und Artillerie möglichst rasch zum Ziele des Marsches zu bringen, über den hügeligen Boden, auf Wegen, welche selbst in guten Tagen überaus schlecht, und jetzt noch zudem durch den Regen verschlechtert waren. Ein so namhafter und hochgestellter Ingenieur, wie der Engländer Webber, welcher nach dem Feldzug dieses böhmische Terrain eingesehen hat, sagt ausdrücklich, „der Zustand dieser Wege sei so außerordentlich mangelhaft, daß sie größtentheils den Namen Wege nicht verdienen." Er setzt bei: „Die vielfach tief eingeschnittenen Radspuren lieferten mir den Beweis, daß die Geschütze es oftmals vorgezogen haben, über das freie Feld statt auf dem Wege zu marschiren."

Entscheidend für den Tag geworden sind eben die 1. Gardedivision und das 6. Armeekorps unter Mutius. Diese hatten den Vormarsch. Die Trains und Bagagen aller Korps wurden zurückgelassen, um beweglicher und schneller auf dem Platz zur Unterstützung der 1. Armee zu sein. Von dem 6. Armeekorps unter Mutius, welches den linken Flügel der Armee des Kronprinzen zu bilden hatte, ist es die 11. Division, welche zuerst dem Schlachtfeld sich naht. Nach der Marschordnung hat sie das 4. Husarenregiment an ihrer Spitze, diesem folgt das 1. Bataillon des 50. Fußvolkregiments, und gleich dahinter rasseln die 4 gezogenen Batterien der Abtheilung. Schon beim Uebergang über die Elbe bei Stangendorf wird der starke Kanonendonner gehört, welcher die Richtung für den Vormarsch bezeichnet. Der Befehlshaber dieser 11. Division, General von Zastrow, reitet auf die Höhe von Luzan hinauf, welche die Aussicht auf Horenowes und Maslowied bietet. Von da zeigt ihm das Fernrohr die allgemeine Gefechtslage der 1. Armee ziemlich deutlich. Es ist wenig über 10 Uhr.

Gegen 11 Uhr sprengt ein Adjutant heran, aus der Richtung von Benatek her. Der bringt die Nothwendigkeit, so schleunig wie möglich den General Fransecky zu unterstützen und vor Allem mit Artillerie einzutreten. Herkt, der Artilleriegeneral der Abtheilung, bittet, seine Batterien aus der Marschkolonne im Trab vorziehen und gegen den Feind vorführen zu dürfen. Es wird eingewendet, er habe ja kein Fußvolk zu seinem Schutz bei sich. Einst-

weilen, sagt der Generalmajor Herkt, wird das Husarenregiment, das zur Hand ist und gleichfalls im Trab vorgehen kann, mich bis zur Ankunft des Fußvolks ausreichend schützen. Herkt wird sein Ansuchen gewährt, die Batterien werden vorbeordert, Herkt rekognoscirt für seine Geschützaufstellung einen zweckmäßigen Punkt und auf dem Wege dahin jagt ein Major vom Generalstab des Königs daher, mit dem Bericht, daß ein schleuniges Auftreten von Artillerie gegen den rechten Flügel der Oesterreicher dringend wünschenswerth sei. Adjutanten flogen nämlich nach allen Richtungen, von welchen Truppentheile des Kronprinzen herkommen konnten, zahlreich aus. Der König und sein Moltke waren darin klüger und praktischer, als Benedek und sein Generalstab.

Herkt erkennt sogleich, daß Benedek „das Plateau, welches sich dicht hinter Horenowes und Racitz erhebt und in südlicher Richtung bis Chlum, Rosberitz und Sweti hinzieht, an seinem Nordrand zwischen Horenowes und Racitz stark mit Artillerie besetzt hat.“ Ein Blick darauf sagt ihm, gegen „diese Artillerieposition muß zunächst gewirkt werden, wenn das nachherige Vordringen unserer Truppen ohne zu bedeutende Verluste gelingen soll.“ Er vereinigt seine vier gezogenen Batterien je nach ihrem Eintreffen in eine große Batterie, deren 800 Schritte lange Frontlinie ungefähr die Richtung von Zizelowes nach Racitz hat, und die mit ihrem linken Flügel noch etwa 1000 Schritte von dem letzteren Dorf entfernt ist. Er will vor allen Dingen der 1. Armee durch den Kanonendonner schleunigst das Eingreifen der kronprinzlichen Armee in die Schlacht verkünden, und kann gleichzeitig in dieser Aufstellung den rechten österreichischen Flügel wirksam flankiren. Ungefähr um Dreiviertel 12 Uhr fällt der erste Schuß der zuerst in die Feuerlinie gerückten Batterie, und bald ist der Geschützkampf heftig entbrannt. Das ist der Kanonendonner, welchen Moltke und Prinz Friedrich Karl hören und auf welchen sie das Ausharren im Gefecht bauen. Herkt's Geschütze sind die ersten hülfreichen Bruderstimmen, die sich hören lassen. Höchstens gleichzeitig, keinenfalls früher, eher etwas später, eröffnete die Artillerie der 1. Gardedivision ihr Feuer.

Die 11. Division unter Zastrow ist nördlich bei Racitz in den Kampf mit den drei übrigen Brigaden des 2. österreichischen Korps eingetreten, und bereitet diesen durch ihre gut gewählte Artillerieflankenstellung einen so harten Stand, daß, wie der Generalstab des 6. Armeekorps von einer Höhe aus genau mit dem Fernglas beobachtet, schon nach den ersten Schüssen Herkt's „Unruhe und das Abfahren einzelner Protzen auf der österreichischen Seite sichtbar wird,“ und zwei Munitionswagen durch Herkt's Granaten in die Luft gesprengt werden.

Die 1. Garde-Fußvolkdivision ist um 6 Uhr frühe von Königinhof aufgebrochen, querfeldein marschirt, und nach beschwerlichstem Marsch hat ihre Vorhut die Höhen von Choteborek erreicht gegen elf ein Viertel Uhr. Der Kronprinz ist seiner Armee vorausgeritten. Er kennt weder die Stellung der Oesterreicher noch die Fortschritte der 1. Armee. Die Schwierigkeiten seiner Lage sind gesteigert durch die außerordentliche Dunkelheit des regnerischen und nebeligen Tages und durch die Verzögerung des Anmarsches seines 1. Korps, das von Ober-Prausnitz, hinter Miletin, gegen Groß-Bürglitz mit der Reiterdivision vorzurücken hat. Auch die 2. Gardedivision ist noch weit zurück; sie hat an den Brücken von Königinhof gehalten, ihrer Marschordnung gemäß, um die Reserveartillerie und die schwere Reiterbrigade die Elbe passiren zu lassen. Der Kronprinz und sein Stab, vorerst nur durch den Schall des Feuers geleitet, beschließen, in der Richtung der beiden hohen Bäume von Horenowes vorzurücken. Danach werden seinen Heersäulen die erforderlichen Befehle ertheilt. Von der Höhe von Choteborek haben er und Blumenthal einen Theil des Schlachtfeldes, soweit dasselbe nicht von Hügeln und Gehölz verdeckt ist, gesehen. Es ist die Strecke zwischen Sowetitz und Sadowa, auf welcher ein heftiger Kampf erblickt wird. Dem Kronprinzen und seinem Generalstabchef Blumenthal wird von den englischen Augenzeugen und Fachmännern zuerkannt, daß ihnen „große Bewunderung gebühre für die Richtigkeit der Auffassung der Lage unter derartigen schwierigen Verhältnissen und für die durchgreifende Thatkraft, mit welcher die erforderlichen Maßregeln zur Ausführung gebracht wurden. Hätte sich dem Auge des Kronprinzen auch das ganze Schlachtfeld dargeboten, er hätte einen geeigneteren Punkt für seinen Angriff gar nicht zu wählen vermocht.“ So sagt der Engländer. Es gehört zu den schönen Eigenschaften des Kronprinzen von Preußen, weder allein Alles, noch mehr sein zu wollen, als er ist, in Friedens- und Kriegssachen mit edlem Sinn auf die Männer vom Fach zu hören und sein Handeln darnach zu richten, und gerne wird er in das ihm vom Engländer gespendete Lob sich mit seinem Generalstab theilen.

Um halb 12 Uhr eröffnet die Artillerie der 1. Gardedivision ihr Feuer gegen den äußersten Flügel der österreichischen Stellung bei Horenowes. Gegen 1 Uhr ist die Stellung von Horenowes durch die 13 Bataillone der 1. Gardedivision genommen. Dem Fußvolk folgt dabei das Regiment Gardehusaren und das 2. Regiment Gardedragoner. Gleichzeitig nimmt Zastrow durch sein 50. Regiment das Dorf Racitz, und General Prodzinski mit der 12. Division dringt noch weiter südöstlich, hart an der Elbe, gegen das Dorf Trotina vor, während der Geschützkampf hartnäckig fortgesetzt wird. Fransecky spürt sofort, daß die Oesterreicher gegen ihn nachlassen und ihre Kraft gegen den neuerschienenen Gegner wenden. Ein großer Theil der Geschütze, welche ihn mit so vernichtender Wirkung beschossen hatten, wird abgefahren, und ihr Feuer kehrt sich hier gegen die Gardedivision unter Hiller von Gärtringen, dort gegen die 11. Division unter Zastrow und gegen die 12. unter Prodzinski.

Da die Preußen auf dieser Seite so mit Macht,

mit unglaublich energischem Vordringen, den Oesterreichern in die offen gelassene Flankenstellung gefallen sind, so sieht sich das 2. österreichische Korps überraschend schnell aus seiner ganzen Stellung hinausgeworfen, die es hinter einem Bache genommen hatte, welcher an den Dörfern Maslowied, Horenowes und Racitz vorüber fließt und sich in die Trotinka ergießt. Prodzinski ist zu rechter Zeit gekommen. Angewiesen, Josefstadt zu beobachten, hat er, auf seine eigene Verantwortung hin, seine 12. Division nach der Richtung des Kanonendonners in die Schlacht geführt, und ist so rechtzeitig auf den äußersten linken Flügel der vorgerückten kronprinzlichen Heertheile, zu um so nöthigerer Hülfe eingetroffen, als deren Offiziere selbst gestehen, daß „dieser ihr äußerster Flügel unbeschützt bis dahin gewissermaßen in der Luft stand.“ Bei Trotinka wirft Prodzinski die ihm entgegen tretenden Oesterreicher zurück. Seine Artillerie erwiedert das Granatfeuer einer westlich von Trotina aufgestellten österreichischen Batterie mit solchem Erfolg, daß dieser eine Protze in die Luft fliegt, zwei Geschütze stark beschädigt werden, und die ganze Batterie abzieht. Das alles ist das Werk einer halben Stunde. Die österreichische Brigade Henriquez zieht sich vor Prodzinski auf Lochenitz zurück. Zu diesem Rückzug ist sie auch dadurch gezwungen, daß die 11. Division unter Zastrow von Nedelitz aus zugleich mit der 12. Division auf sie drückt. Die gesammte Artillerie des 6. Armeekorps unter Mutius eröffnet ein äußerst wirksames Feuer auf österreichische Reitermassen und mehrere Batterien, welche bei Lochenitz aus der Elbebene hervortauchen. Die 12. Division greift Lochenitz an. Die 11. Division kann ihre Absicht, auf Rosberitz und Sweti vorzudringen, zur Ausführung bringen. Die Brigade Henriquez, welche Lochenitz vertheidigt, kämpft, doch nur eine Zeit lang.

Hier gilt es österreichischerseits so zu stehen und auszuhalten, wie preußischerseits stundenlang die Divisionen Horn, Fransecky und Schmidt stehen und aushalten. Die Lage des Gesammtheers fordert, daß in dieser entscheidungsvollen Gefahrstunde ein Theil für das Ganze sich opfere, bis auf den letzten Blutstropfen. Es ist Ehrenpflicht der Brigade Henriquez, die Stellung Lochenitz zu behaupten, und sich zu opfern, zum Vortheil des ganzen Heeres und des Vaterlandes. Das eben ist der Geist, welcher in den ausgebildeten Führern und Mannschaften des preußischen Heeres lebt und darum so viel wirkt und leistet, welcher aber im österreichischen bunt zusammengesetzten und nicht so ausgebildeten Heere nicht sehr verbreitet, geschweige allgemein ist. Statt Alles daran zu setzen, die Fortschritte der preußischen Gegner aufzuhalten, denkt diese Brigade nur an die eigene Rettung, wie der Führer voran selbst. Da ist kein Fransecky und darum kein Ruf: „Hier sterben wir!“ Die Brigade gibt Lochenitz verloren, retirirt über die Pontonbrücke bei Predmieritz auf das linke Elbufer und rettet sich damit. Die Pontonbrücke geht verloren, ein großer Verlust an sich schon für das Ganze des Heers; ein unberechenbar größerer Verlust für dasselbe ist das Aufgeben der Stellung bei Lochenitz durch die „schwarzgelbe Brigade“, welche leben will und nicht sterben für's Vaterland.

Der Engländer Webber sagt kurz und schneidend: „Die Oesterreicher räumten solche Punkte in dem Augenblick, in welchem das Vordringen der Preußen ihr ferneres Behaupten für die Vertheidiger gefährlich erscheinen ließ. Wären sie wie Hougomont bei Waterloo gehalten worden, so würde sie die preußische Artillerie von Ferne zu treffen, das Fußvolk sie zu stürmen und die Reiterei zwischen ihnen durchzudringen vergeblich versucht haben.“ Hätte Benedek seine von ihm in Italien so lang geschulten Leute hier zur Stelle gehabt, sie hätten ihm wohl nicht diese schreckliche, unheilvolle Blöße gegeben. Wie leicht der Ruhm durch Kanzleien und Zeitungen gewonnen werden kann, zeigt sich hier. Die Regimenter, welchen Benedek die Hut auf dieser Seite übertragen hat, sind im Schleswig-Holsteinkrieg „berühmt geworden.“

Schlägt die 12. Division die schwarz-gelbe Brigade bei Trotina und Lochenitz, so hat die 1. Division bei Racitz eben so leicht die drei übrigen Brigaden des 2. österreichischen Korps geschlagen, und zwar so, daß der preußische Artillerieoberstlieutenant Bröcker sagt: „Um halb 2 Uhr stellte der Feind sein Geschützfeuer ein und trat seinen Rückzug an, ohne daß er von unserm Fußvolk unmittelbar angegriffen worden war.“ Das bloße Vordringen der 11. Fußvolkdivision über Racitz hinaus in die Richtung nach Sendraschitz und Nedelitz, und die fast gleichzeitige Wegnahme des Dorfes Horenowes durch die 1. Gardedivision bewirkten das, in Verbindung mit der großen Batterie der 11. Division. Die 1. Gardefußvolkdivision war bei ihrem Vormarsch von Horenowes bei Maslowied auf Theile des 4. österreichischen Korps unter General Legeditsch gestoßen. Das Dorf wird, wie ein preußischer Bericht sagt, „im ersten Anlauf gegen den schlechtkämpfenden Feind mit solcher Schnelligkeit genommen, daß ein großer Theil der Geschütze nicht zum Abfahren kommt, erobert wird und die Oesterreicher in großer Unordnung sich zurückziehen.“ Sendraschitz, wo die aus Horenowes und Maslowied Zurückgedrängten neue Stellung nehmen, wird so leicht gewonnen, wie die Dörfer vorher. Um 2 Uhr weichen die Oesterreicher auch aus dieser Stellung. Ebenso nimmt das vereinigte 6. preußische Korps Nedelitz nach heftigem Kampf und drängt auf Wsestar und Sweti, schließlich bis Briza, bis unter die Kanonen von Königgrätz, unmittelbar auf die Rückzugslinie der Oesterreicher vor.

Gleichzeitig, ja noch etwas früher, ist es der 1. Gardedivision gelungen, bis in das Herz der Stellung Benedek's, bis eine Viertelmeile hinter seine ganze Schlachtlinie, vorzudringen. Nachdem die Oesterreicher auch aus ihren Stellungen auf dem Höhenzug zwischen Maslowied und Sendraschitz, auf welche sie

sich zurückgezogen, hinausgedrängt sind, eilt Hiller von Gärtringen unaufhaltsam vor, gegen den Mittelpunkt des österreichischen Widerstandes, im Vertrauen auf die Tapferkeit seiner 1. Gardedivision. Eine vorgeschobene Abtheilung entdeckt, daß das Dorf Chlum, es ist zwischen halb 3 und 3 Uhr — von Truppen entblößt ist. Die Truppentheile vom 4. österreichischen Korps und vom 2., welche Chlum bisher gedeckt hatten, sind mit Mollinary zu weit halbrechts und zu weit vorwärts gegangen im siegreichen Kampf gegen Fransecky, und die Brigade Appiano vom 3. österreichischen Korps, welche gleichzeitig auf Benatek vorging, ist zwar beauftragt, die Höhe von Chlum zu besetzen und zu decken; aber die Schnelligkeit jener preußischen Gardeabtheilung, wie ihrer ganzen Division, durch die offene Lücke zwischen dem 3. und 4. österreichischen Korps sich durchfädelnd, hat, durch Nebel und Hohlwege begünstigt, die Höhe von Chlum erreicht, ehe die Brigade Appiano daselbst ankam, ja ehe diese nur die Gefahr bemerkte. Durch das Anzünden eines Hauses soll, nach englischem und österreichischem Bericht, die, ohne Widerstand zu finden, in Chlum eingedrungene Gardeabtheilung ihrem General Hiller nach unten hin das Zeichen gegeben haben, daß Chlum von Vertheidigern entblößt sei, oder, daß die Division mit Macht eiligst nachrücken solle, ihr zu Hülfe gegen die indeß anrückende Brigade Appiano.

Gelingt es auch dieser österreichischen Brigade, diese preußische Abtheilung in die Enge zu treiben, so wirkt doch, nach dem Bericht des Engländers, hier „rasch jenes Zündnadelgewehrfeuer, welches die Schwäche einer unbedeutenden Streitmacht so erfolgreich zu verbergen geeignet ist;“ und indessen stürmt Hiller von Gärtringen gegen Chlum herauf. Da Chlum verbarrikadirt und mit Kanonen gespickt ist, so wirken diese Batterien gegen die Gardedivision. Die Gardeartillerie hat der Terrainhindernisse wegen ihrem kühnen Führer nicht so schnell folgen können. Unter den Granaten der Geschütze von Chlum ist Hiller, welcher in vollem Umfang die Wichtigkeit des Besitzes dieser Höhenstellung und seiner Gegenwart auf dem Platz oben erkennt, der Erste voraus. Von einer Kugel getroffen stürzt er zusammen. Sein Tod entflammt die Seinen noch mehr, und das mit Geschützen gespickte Chlum ist genommen; anfangs ohne Widerstand, durch Ueberraschung, dann vollends durch Erstürmung. Preußischerseits wird zugegeben, daß der angreifende Theil hier gegen den vertheidigenden um das Doppelte stärker war.

Damit ist nach kurzem Kampfe das Centrum Benedek's durchbrochen; der Feind steht seinen beiden Flügeln im Rücken. Denn während die 2. Brigade der 1. Gardedivision (Kessel) rechts Chlum nimmt und behauptet, nimmt die 1. Brigade (Obernitz) das Dorf Rosberitz weg.

Um 2 Uhr 55 Minuten, nach dem englischen Augenzeugen, erhält Benedek die Meldung, daß die Preußen in seinem Rücken stehen, daß Chlum und Rosberitz verloren sind. Der Schlüssel unserer Stellung in des Feindes Hand? fragen sich seine Umgebungen. Benedek mit dem ihm eigenen Ungestüm jagt sogleich der ihm bezeichneten Stelle zu, von seinem ganzen Stabe gefolgt. Er gallopirt in der Richtung zwischen Chlum und seinen Truppen. Feuer empfängt ihn hier. Unter preußischen Schüssen stürzt zuerst das Pferd des Prinzen Esterhazy, der Prinz fällt zu Boden und besteigt ein Dragonerpferd; Major Graf Grünne erhält eine lebensgefährliche Schußwunde; Baron Henikstein's englische Stute wird von einer Kugel getroffen; viele Unfälle treten unter Benedek's Gefolge ein. Der Augenschein, daß der Schlüsselpunkt der Schlachtlinie sich in Feindeshand befindet, malt Bestürzung und Schrecken auf jedes Angesicht in Benedek's Umgebung; nur er selbst zeigt sich kaltblütig. Die Generalstabsoffiziere sammeln und formiren sein durch den plötzlichen preußischen Gewehrangriff in Unordnung gerathenes Gefolge wieder; der Stab sucht einen mehr geschützten Platz auf.

Benedek reitet hinweg, um Reserven zur Wiedereroberung der verlorenen Stellung zu holen und die Ausführung seiner Anordnungen selbst zu überwachen. Auch er ist der Ansicht, wenn Chlum und Rosberitz wieder gewonnen werden, so habe die Schlacht noch Chancen genug für ihn; darum müssen diese beiden Punkte um jeden Preis zurückerobert werden. Während er nach den Reserven reitet, fallen die Kugeln noch massenweise in sein ihm nachgallopirendes Gefolge. Als der Feldherr mit diesem sich einem von Wirthschaftsgebäuden umgebenen Gehöft nähert, das ihnen hätte Deckung bieten sollen, werden sie von einem neuen Kugelregen begrüßt. Die Preußen haben sich bereits darin festgesetzt und schicken ihm diesen Gruß entgegen. Eine dieser Kugeln verwundet den Erzherzog Wilhelm am Kopf, den Chef der so trefflich geleiteten österreichischen Artillerie. Obgleich die Wunde nicht lebensgefährlich ist, bringt dieser Unfall doch eine große Störung und Verwirrung hervor. Indessen gelingt es Benedek doch, die letzten Reservebataillone gegen Chlum vorzuführen und Batterie auf Batterie.

Der Verfasser der „Kritischen Bemerkungen“ tadelt den österreichischen Oberfeldherrn hart, daß er um 4 Uhr Chlum um jeden Preis zurück erobern wollte. „Noch im letzten Momente,“ sagt derselbe, „hätte viel verbessert werden können, wenn Benedek, statt gegen Chlum vorzugehen, unter Deckung des 1. und 6. Korps und der Reiterei das 10., 3. und 4. Korps zurückgenommen, und sich sodann auf Stößer repliirt hätte. Im Moment, als bereits seine beiden Flügel wichen, und das Heer in Gefahr war, vollständig umringt zu werden, noch im Centrum Erfolge erringen zu wollen, war geradezu absurd.“

Gewiß ist, daß, wie der rechte Flügel Benedek's, so auch sein linker Flügel in großem Nachtheil und gewichen war.

Die Vertheidigungsmaßregeln von Chlum hatten das Gefährliche ihrer Unvollständigkeit durch die eben

erzählten Vorgänge recht vor Augen gelegt. Waren der nördliche und nordwestliche Theil Chlums nur unvollständig verbarrikadirt, so war die nordöstliche Seite ohne alle Widerstandsfähigkeit gelassen, ganz bloß und offen, und darum hatte die Vorhut der 1. preußischen Gardedivision es so leicht gehabt, Chlum zu besetzen: denn von dieser Seite her kamen die kronprinzlichen Truppen; von Nordost her griff die Garde an. Eben so ungedeckt, als die Nordostseite von Chlum, ganz offen war Benedek's linker Flügel bei Nechanitz gewesen, obgleich sich nachher zeigte, daß „der Verlust von Chlum noch als ein geringeres Uebel angesehen werden konnte, als der Verlust von Nechanitz und Hradek."

Nachhaltiger als Nechanitz, wo sie zu schwach an Zahl waren, vertheidigen die Sachsen ihre Hauptstellung bei Problus und Prim, unterstützt von den Resten des 8. österreichischen Korps. Als sie an dem Kesselrande bei Prim neue Stellung genommen haben, gelingt es der Elbarmee stundenlang nicht, gegen sie Boden zu gewinnen, so tüchtig halten sie diese im Schach. „Die sächsischen Batterien schießen prachtvoll," nach dem Urtheil eines preußischen Augenzeugen, „und schaden den Preußen mehr als die Oesterreicher." Dagegen fliegen die preußischen Geschosse meist hoch über die Köpfe der sächsischen Artilleristen weg. Bis um 1 Uhr Mittags ist es vorzugsweise Geschützkampf. Das sächsische Fußvolk ficht, wo es mit Preußen zusammentrifft, vortrefflich, und hält in Verbindung mit seiner Artillerie den wiederholten Angriffen der Elbarmee wacker Stand. Sie halten Herwarth's Vordringen nicht allein auf, sondern es werfen ihn hier die vereinten sächsisch-österreichischen Truppen, welche angriffsweise vorgehen, einigemale mit Erfolg zurück. Erst als das Eintreffen des Kronprinzen von Preußen den rechten Flügel Benedek's in Unordnung gebracht hat, gehen die erschöpften Truppen der Elbarmee wieder zu heftigeren Angriffen auf den linken Flügel, die hier vereinten Sachsen und Oesterreicher, über.

Der Holzrand von Prim ist durch einen Verhau vertheidigt. Hinter diesen zu einem Verhau zusammengefügten Stämmen, den ersten niedergeschlagenen Baumreihen des Gehölzes, hält das Fußvolk. Die sächsischen Batterien schleudern unverdrossen ihre Granaten fort. In nördlicher Richtung sehen die Sachsen die österreichischen Linien avanciren; vorbeireitende Generale und Adjutanten verkünden den glücklichsten Fortgang der Schlacht. „Da werden," so erzählt der sächsische Lieutenant Richard von Lindemann, „die vier Bataillone der Leibbrigade mit dem 4. Jägerbataillon in geschlossenen Kolonnen unter klingendem Spiel nach dem linken Flügel gezogen, weil von dorther plötzlich Gewehrfeuer schallt. Und bald hört man das Hurrahrufen dieser Waffenbrüder und ein knatterndes ununterbrochenes Flintenfeuer. Auch die 1. Fußvolkbrigade nebst dem 1. Jägerbataillon rückt nun vorwärts und geht zwischen dem Dorfe Problus und den fortfeuernden Batterien durch, bis an den Abfall der Höhe. Dabei kommen wir in das Strichfeuer der preußischen Geschütze, die uns sofort zum Zielpunkt nehmen und ihre Granaten in unsere Reihen schleudern. Die leichte Unruhe, die in der einen oder andern Kompagnie entsteht, wenn ein paar Rotten unter dem preußischen Eisenhagel zusammenstürzen, ist in wenigen Sekunden stets beseitigt. Der Marsch wird ruhig und geschlossen fortgesetzt; die Offiziere marschiren vor ihren Zügen und geben ihren Leuten ein Vorbild. Wir sehen preußische Kolonnen durch das Dorf Problus anrücken, doch auch in nördlicher Richtung die österreichischen Batterien noch fortfeuern. Aber Rauchwolken rechts, rückwärts von uns, erregen Bedenken, eben so auch das linke sich rückwärtsziehende Flintenfeuer. Das eine wie das andere waren Zeichen, daß beide Flügel der österreichischen Schlachtstellung umfaßt waren." Die 3. Division der Elbarmee unter dem General von Etzel rückte nördlich über Charbusitz und Klazow immer ungehinderter vor, während die beiden Elbarmeedivisionen Münster und Canstein sich gegen die Stellung der Sachsen bei Prim und Problus abkämpften. Charbusitz und Klazow lag aber im Rücken der Sachsen. Zwei Drittheile der Elbarmee hatten die Sachsen glücklich im Schach gehalten, aber ein Drittheil davon hatte die linke Flanke umgangen.

Dieses Anrücken preußischer Heersäulen auf Problus, das auch von andern Seiten sich nähernde verdächtige Gewehrfeuer, welches den sächsischen Offizieren klar macht, daß Benedek's Schlachtstellung auf beiden Flügeln nahezu umgangen sei, fällt der Zeit nach zusammen mit dem Versuche des österreichischen Oberfeldherrn, Chlum zurückzuerobern. Waren aber schon die auf die erste Nachricht von der Annäherung des preußischen Kronprinzen von Benedek gegebenen Befehle nicht genau oder nicht glücklich ausgeführt worden; war namentlich das zur Verlängerung der Schlachtlinie des 4. Korps beorderte 2. Korps hinter dieser Berechnung Benedek's sehr zurückgeblieben: so war jetzt, unter so sehr veränderten Umständen an ein Ineinandergreifen der von Benedek in Person plötzlich zusammengerafften Streitkräfte nicht zu denken. Das 2. Korps nämlich hatte sich zum Theil in das 4. Korps geschoben, so namentlich die Brigade Württemberg, zum Theil war es zu spät gekommen, und daher erklärt sich auch mit die schwache Vertheidigung von Sendraschitz und Nedelitz, ohne welche die Katastrophe von Chlum gar nie möglich gewesen wäre, trotz dem, daß die erste preußische Gardedivision bei Maslowied siegte und die Verbindung zwischen der Division Fransecky und der 6. preußischen Division unter Mutius herstellte.

Benedek läßt Batterie auf Batterie gegen Chlum und Rosberitz auffahren; diese senden ihr Feuer in dieselben, und während sie von allen Seiten beschossen werden, führt Benedek persönlich die Sturmkolonnen seiner Reserven gegen die brennenden Dörfer. Rosberitz muß von dem Theil der Garde, welcher es genommen hat, wieder aufgegeben werden; hier siegt Benedek. Da kommt Mutius mit der Division Zastrow der aus Rosberitz hinausgedrängten preußischen Garde zu Hülfe. Er läßt die Division Zastrow unverweilt über Swieti in die rechte Flanke der bei Rosberitz siegreichen

Oesterreicher vorgehen. Zastrow nimmt das Dorf Swieti und um 4 Uhr werfen sich seine Bataillone auf Rosberitz, Wsestar und Rosnitz. So unterstützt, nimmt das 2. Garderegiment das ihm vorhin entgangene Rosberitz wieder. Das 6. Armeekorps nimmt auch Wsestar. So furchtbar der linke Flügel der 1. Gardedivision durch die österreichischen Reservebatterien mitgenommen ist, jetzt behauptet er Rosberitz in Verbindung mit dem 6. Korps gegen die verzweifelten Anstrengungen der Oesterreicher.

Noch schrecklicher ist gleichzeitig der Kampf um Chlum. Das erste Bataillon, das Benedek vorschickt, ersteigt, ohne zu feuern, fest und geschlossen den Hügel, und nähert sich den Obstbäumen, zwischen welchen der hier stehende Theil der 1. preußischen Gardedivision sich eiligst verschanzt hat, bis auf wenige Schritte. Da donnert ihm eine vernichtende Salve entgegen: es sind die eigenen österreichischen Geschütze, mit welchen Chlum, dieser Schlüssel von Benedek's Stellung, gespickt, und welche durch Ueberraschung von den Preußen von hintenher genommen worden waren. Die Garde hatte diese große Batterie umgewandt und jetzt plötzlich das österreichische Bataillon damit begrüßt, gleichzeitig auch mit dem Zündnadelgewehrfeuer. Ein Augenzeuge erzählt: „Als der Rauch sich verzog, schien es, als sei das österreichische Bataillon von der Erde weggeblasen. Eine Anzahl sich vor Schmerz am Boden krümmender Männer war Alles, was von ihm noch zu sehen war, und viele Andere hatte der Tod für immer zur Ruhe gebracht.“

Noch einmal greift Benedek Chlum an, diesmal mit einer ganzen Brigade, und wieder ohne Erfolg; nicht blos mit den eigenen Geschützen, die in den Händen der Garde sind, sondern auch mit denen der Reserveartillerie der Garde, sehen sich die Stürmenden beschossen. Die letztere ist angelangt, schon vor dem ersten Sturme, und östlich von Chlum aufgefahren unterstützt sie den Kampf ihres Fußvolks. Zum drittenmal versucht Benedek die Rückerstürmung Chlums. Doch diesmal erwartet die Garde den Angriff nicht hinter ihrer Verschanzung, sie stürzt ins Freie hinaus, dem Feind entgegen, mit dem Zündnadelfeuer. Die Stürmenden werden zersprengt, den Hügel hinab und in die Flucht geworfen. Hat damit auch die Reserveartillerie der Garde größtentheils ihre Munition verschossen, so bleibt zu ihrem Glück dies der letzte Sturmversuch auf Chlum.

Die englischen Augenzeugen erklären es, warum Benedek, welcher mitten im Feuer, als ob er den Tod suchte, sich während dem hielt, dennoch die Rückeroberung Chlums, die Behauptung des zurückeroberten Rosberitz nicht durchzusetzen vermochte.

Es war nicht blos die seit Ankunft der kronprinzlichen Armee überwältigende Ueberzahl der Preußen an Leuten, Geschützen und Munition, es war nicht blos das Zündnadelgewehr — dieses hat bei Königgrätz am wenigsten zur Entscheidung beigetragen; es war auch nicht blos die gewiß ruhmvolle Ausdauer der 1. Gardedivision, welche gegen einen Angriff österreichischer Uebermacht eine halbe Stunde, aber länger in keinem Fall — für sich allein, ehe Unterstützung heran kommen konnte, das durch Glück und Zufall, welche kühn benutzt wurden, von ihr gewonnene Chlum behauptete. Schon nach einer halben Stunde war die Uebermacht auf preußischer Seite durch die Ankunft ihrer Reserveartillerie und der 2. Gardedivision, so wie der Vorhut des 6. Armeekorps und durch das Vorrücken des 3. Korps von der Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Division Fransecky, welchen durch den Kronprinzen von Preußen Luft gemacht und das Vorrücken ermöglicht worden war. Alles das zusammen machte es Benedek noch nicht unmöglich, Chlum und Rosberitz zurückzugewinnen; denn die österreichischen Mannschaften wußten von dem nichts, nur der Feldherr und sein Stab.

Eine große Störung und Verwirrung brachten die Verwundungen im Generalstab Benedek's, am meisten zuletzt die des Erzherzogs Wilhelm hervor. Ein englischer Augenzeuge sagt ausdrücklich: „Der Stab des Hauptquartiers wurde während der Unordnung, welche der Verwundung des Erzherzogs folgte, gänzlich zerstreut und Benedek von seiner Eskorte getrennt.“ Derselbe Augenzeuge sagt aber auch: „Mehr als Alles wirkte das unerwartete Erscheinen der Feinde gleichsam in der Mitte der Oesterreicher lähmend auf die Truppen, und das um so mehr, als es sich in einem Augenblick ereignete, wo diese auf einen Sieg gerechnet hatten. Der Feind schob immer neue, frische Truppen in die ihm so unvorsichtig offen gelassene Lücke nach, und in wenigen Minuten sah sich die Nordarmee in Front, Flanke und Rücken angegriffen. Es ist nicht sowohl nur der wirklich vom Feind errungene Vortheil, welcher eine solche Lage zum Vorboten einer sicheren Katastrophe macht: der Glaube, daß der Feind auf allen Seiten sei und die Streiter umringe, macht zugleich einen furchtbaren moralischen Eindruck.“

Hielten sich bei diesen letzten Angriffen auf Chlum Benedek's Reserven auch unzweifelhaft gut, was schon aus den furchtbaren Verlusten der ersten preußischen Gardedivision hervorgeht, so hatten diese Reserven eben denn doch nicht jene Kraft und jenen höheren Todesmuth, welche die durch die Siegesgewißheit gehobene Begeisterung allein gibt. Drei österreichische Batterien waren auf Kartätschenschußweite gegen Chlum vorgefahren, österreichische Reiterei hatte zwischen Chlum und Rosberitz durchzugehen versucht; sie hatten nach dem Anschein das Mögliche geleistet; dieser Kampf, dieser dreimal wiederholte Kampf, hat über eine Stunde ausgefüllt. Aber so gewiß das Zündnadelgewehr sich hier bewährte, die Bedienung der österreichischen Geschütze heruntergeschossen, die Geschütze selbst zuletzt zum Theil erobert, österreichische Schwadronen fast vernichtet wurden, so lag der Hauptgrund des Mißerfolgs dieser Stürme weder im Zündnadelgewehr, noch darin, daß Benedek den Versuch „mit zu schwachen Kräften“ unternommen, wie die Engländer meinen — denn mit weit schwächeren Kräften hat Friedrich der Große und Napoleon I. in ähnlichen Fällen Stellungen genommen; sondern der Hauptgrund des Mißlingens lag tiefer, er lag in der Brust

der zu den Stürmen Befehligten; darin war etwas gelähmt durch die moralische Wirkung dessen, was, ehe sie zum Sturm antraten, um sie vorging. An diesem Urtheil jedes Unbefangenen wird wohl das Urtheil des englischen Augenzeugen nichts ändern, daß „die österreichische Reiterei (in ihrer „glitzernden Pracht") vorging oder Seitenschwenkungen machte, als wäre sie auf der Parade." Bei Langensalza haben die einfachen Preußen auch mehr geleistet, als die „prächtigen" Reiter des Königs Georg.

Die Lähmung der Zuversicht in der Brust der Oesterreicher, und damit die Lähmung der Kraft ihres Stoßes, war zunächst nur eine Wirkung der Ahnung nahen großen Unheils; aber diesmal entsprach die schreckliche Wirklichkeit, welche in weiterer Ferne ringsum thätig war, dieser Ahnung.

Schon gegen 3 Uhr nämlich war die 2. Gardefußvolkdivision und die Hauptmacht des 1. preußischen Armeekorps auf dem Schlachtfeld erschienen. Die Vorhut des ersten kronprinzlichen Korps hatte schon um halb drei Uhr sich in eine Linie mit dem Hauptkorps der Garden vorgeschoben und den Wald unterhalb der österreichischen Batterie von Chlum zur selben Zeit angegriffen, als die in Chlum eingedrungene Garde die Kanonen dieser Batterie umwandte und gegen die Reserven Benedek's spielen ließ. Das 1. kronprinzliche Korps hatte den weitesten Weg zurückzulegen. Es war gegen 2 Uhr bei Cerekwitz angelangt, und sein Erscheinen war eben so hülfreich für die bis Benatek zurückgedrängte Division Fransecky, als auch für die Garde bei Chlum. Mit der Vorhut dieses 1. Korps vereinigt, war Fransecky um 3 Uhr wieder angriffsweise vorgegangen, beide mit einander säuberten das Gehölz bei Benatek und nahmen die österreichische Stellung bei Cistowes, während die Hauptmacht des 1. kronprinzlichen Korps zwischen Chlum und Maslowied durchging und den Garden zu Hülfe kam. Prinz Friedrich Karl hatte schon dadurch, daß ein Theil der ihm gegenüber stehenden Batterien gegen Chlum verwandt wurde, Luft bekommen.

Im Hauptquartier des Königs war Jubel, wie man — es war um 2 Uhr — „die ersten Spuren," so schreibt der König an die Königin, „der Annäherung des Gardekorps entdeckte. Aber das Gardegefecht konnte man nicht sehen, da es jenseits der Höhe vorging, und man dasselbe nur aus der feindlichen Flankenstellung entnehmen konnte. Trotz dieser Umgehung, und trotz des allmäligen, sehr langsamen Vordringens Herwarth's, hielt der Feind in dem Centrum noch immer festen Stand. Jetzt wurde die 5. Brigade (Schimmelmann) zur Unterstützung des Angriffs auf das Centrum vorgenommen. Ich ritt durch die Regimenter durch, die mich mit lautem Jubel begrüßten. Plötzlich wurde das Artilleriefeuer im Centrum schwächer und mehrere Generalstabsoffiziere und Adjutanten kamen auf der Höhe von Dub an, welche das Vorrücken der Reiterei verlangten; ein Zeichen, daß der Feind angefangen hatte zu weichen. Jetzt verließ ich meine Höhe, weil der Sieg anfing sich durch den Flanken-Angriff der zweiten Armee zu entscheiden, und ritt mit der Reiterei vor. Hier stieß ich zuerst auf die im vollen Avanciren begriffene 2. Gardedivision und Theile des Gardefüsilier-Regiments, inmitten genommener 12 Kanonen."

Als der König die Höhe von Dub verließ, Nachmittags 3 $^1/_2$ Uhr, und sich persönlich an die Spitze des Reservereiter-Korps setzte und mit ihm über Sadowa vorging: da fing der Sieg nicht erst an sich zu entscheiden, da war die Niederlage Benedek's bereits vollkommen entschieden, und der österreichische Oberfeldherr, welcher an diesem Tage die böse Frucht alter und vieler Sünden des Hauses Oesterreich zu ernten und eben so viel Unglück, als das preußische Gesammtheer Glück hatte, war um diese Zeit gezwungen, im Rückzug die Rettung seines Heeres zu suchen.

Preußische Männer vom Fach haben dieses „Glück" Preußens in der Schlacht von Sadowa-Königgrätz wahrheitliebend anerkannt. Der Verfasser von „Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkt," G. v. G., hebt ausdrücklich hervor, daß die Eroberung Chlum's den Preußen sehr erleichtert worden sei erstens dadurch, daß das 4. österreichische Korps seinen Posten in der österreichischen Schlachtlinie nicht richtig behauptete, denn sonst wäre Chlum nicht so schwach gewesen, daß es nicht jedenfalls so lange gehalten werden konnte, bis die dicht dahinter stehende Reserve zur Unterstützung anlangte; zweitens dadurch, daß die bei Maslowied fechtenden Theile des 4. österreichischen Korps zur Wegnahme Chlums beitrugen, weil sie sich nicht gut schlugen und ihre Stellung sofort aufgaben, aber eben damit eine gänzliche Niederlage erlitten, als der einzige Theil der österreichischen Armee, der sich nicht gut schlug; drittens dadurch, daß durch die Fehler österreichischer Unterbefehlshaber und durch die Flucht jener Theile des 4. Corps bei Maslowied der Erfolg der preußischen Waffen angebahnt wurde. Nicht in vorher combinirten Dispositionen, sondern in der augenblicklichen Benützung feindlicher Blößen, im schnellen Erfassen des Moments von Seiten Hiller's von Gärtringen — sei die Entscheidung des Tages von Königgrätz gelegen, wobei der Kühnheit der Wegnahme Chlums die denkwürdige Ausdauer der ersten Gardedivision folgte, welche Chlum und Rosberitz mindestens eine volle Stunde allein behauptete.

Als der König bemerkte, daß das Feuer im Centrum der österreichischen Aufstellung schwächer wurde, da war Benedek bereits furchtbar eng eingekeilt. Es war für die bei Lipa und Chlum gegen Sadowa vorgetriebenen österreichischen Truppen die höchste Zeit, den Rückzug anzutreten, sollten sie nicht unnütz im Kampf aufgeopfert oder gänzlich von der Elbe abgeschnitten werden. Um was Horn und die Seinen so lange heiße Stunden gekämpft und geblutet haben, der Wald südlich über Sadowa ist um 3 Uhr genommen. Die Befehle zum allgemeinen Vorgehen für die erste Armee, die des Prinzen Friedrich Karl, sind mit dem Rufe: „Hurrah, nun ist der Kronprinz da," aufgenommen und ausgeführt, ein ganz frischer Muth hat die 1. Armee erfaßt, und der Erfolg davon ist eben die Wegnahme des Gehölzes von Sadowa und durch die Jäger die



Kampf zwischen preußischen Husaren und bayerischer



Reiterei in der Nähe von Roßbrunn, am 26. Juli.

Erstürmung der Batterie dahinter. Die Vorhut des 1. kronprinzlichen Korps hat gleichzeitig, wie bereits erzählt ist, den Wald unterhalb von Chlum genommen. Chlum selbst ist längst für die Oesterreicher verloren, der Versuch zur Wiedernahme desselben mißlungen. Die Elbarmee rückt dem im Centrum und in der rechten Flanke bedrängten und eingezwängten Benedek auf den Hals. Der größte Theil der kronprinzlichen Armee ist im Gefecht oder im Einrücken in die Gefechtslinie. Bis jetzt haben die Sachsen und das 8. österreichische Korps den linken Flügel Benedek's gegen die Elbarmee zwar behauptet, aber mit der größten Anstrengung. Aber schon ist es daran, daß das Dorf Ober-Prim von dem 8. österreichischen Korps nicht mehr fest behauptet werden kann. Das am linken Flügel der Sachsen stehende czechische Regiment Konstantin wird von einer Panik vor dem Zündnadelgewehr ergriffen und hält nicht länger Stand. Das sächsische Armeekorps in seiner Stellung in dem ausgedehnten Dorf Problus sieht sich gegen 3 Uhr gleichzeitig von vorn und den beiden Flanken durch die Divisionen Münster, Canstein und Etzel angegriffen; die letztere, wie wir oben sahen, hat sie umgangen. Trotzdem, daß die sächsischen Offiziere die eingekeilte Lage durchschauen, hält dieses deutsche Armeekorps mannhaft Stand. Auf beiden Flügeln des Dorfes Problus sind die Reserven eben zum Gegenangriff gegen die anrückenden preußischen Reihen in Bewegung. Während sie anrücken, kommt der Befehl, Problus zu räumen, und hält sie zurück. In vollkommenster Ordnung folgt der Abzug vom Dorf. Von der preußischen Division Münster wird es nicht sowohl genommen, als vielmehr ordnungsgemäß geräumt getroffen.

Von Benedek selbst ist der Befehl zur Räumung des Dorfs Problus nicht ausgegangen. Erschreckt von der Meldung, und um die Elbarmee sich wenigstens noch eine zeitlang vom Halse zu halten, gab er den Befehl, es solle noch ein Versuch gemacht werden, die Höhen von Problus wieder zu nehmen. Die schwache schon erschütterte österreichische Brigade drehte aber bald um; nur die sächsischen Bataillone blieben mit seltener Standhaftigkeit mitten in dem Schwarme der Flüchtigen fest und übernahmen damit höchst erfolgreich die Deckung des Rückzugs. Besonders zeichnete sich dabei das 10. sächsische Fußvolkbataillon aus. Oesterreichische Offiziere, welche dem Vorgang beigewohnt hatten, stimmten später darin überein, „das 10. Bataillon sei gewesen wie ein Fels im Meer."

Als Benedek seine letzten Versuche erfolglos sieht, als er seine ganze Reserve vergeblich geopfert und dem siegreichen Vordringen der zweiten Armee nichts mehr entgegenzustellen hat, gibt er dem 10., 1. und 3. Korps den Befehl zum Rückzug. Umsonst hat er sich in das heftigste Feuer der ersten Linie geworfen, als Regiment nach Regiment, Batterie auf Batterie die Höhen herauf stiegen und sein Hintertreffen beschossen. Der Tod, den er suchte, mied ihn, und er kann sich der Aufgabe nicht entziehen, den Rückzug der Armee zu leiten. Der Rückzug kann nicht ausgeführt werden ohne schwere Verluste an Leuten, Geschützen und Munition.

Ihm, der den Tod suchte, in's Feuer zu folgen, fühlten sich wenigstens nicht alle Offiziere seines Stabs gedrungen. Ein englischer Augenzeuge sagt: „Als Benedek von seinem Gefolge sich getrennt und Niemand wußte, wohin er geritten, wandten nach einigen vergeblichen Versuchen, ihn aufzufinden, viele Mitglieder des Generalstabes dem Schlachtfelde, auf welchem alle wichtigen Punkte in Feindeshand waren, den Rücken, um sich in Neu-Königgrätz wieder zusammen zu finden. Nach einem langen Ritt dort angekommen, fanden sie, daß der Oberfeldherr den Ort bereits verlassen hatte."

Die Brigade Rosenzweig, vom 6. österreichischen Corps, welche um 3 Uhr Rosberitz zurückerobert hatte, sah sich schon um 4 Uhr wieder daraus vertrieben, nachdem um 3 Uhr die 2. Gardedivision und das 1. Corps des Kronprinzen allda eingetroffen war. Um halb 5 Uhr befand sich die ganze österreichische Armee in vollem Rückzug, auf allen Seiten. Der Rückzug geschah zuerst in geordneten Reihen. Fest geschlossen, nach preußischem Zeugniß, verlassen die drei österreichischen Armeecorps, das 10., 1. und 3., dem Befehl Benedek's gemäß, ihre mit so ausgezeichneter Tapferkeit und Ausdauer vertheidigte Stellung bei Sadowa und Cistowes. So hart das 3. preußische Corps sie drängt, machen sie doch von Zeit zu Zeit Front und bringen den verfolgenden Preußen „empfindliche Verluste" bei, nach dem wörtlichen Zugeständniß des preußischen Augenzeugen Oberstlieutenant Bröcker. Das 1. und 6. österreichische Armeecorps hat den Rückzug zu decken. Die gesammte österreichische Reservereiterei und die österreichische Reserveartillerie, welche Benedek vorschickt, lassen es die Preußen empfinden, daß sie, diese österreichischen Truppen, nicht nur noch vollständig unversehrt, sondern, wie Bröcker sagt, „von dem Eindruck der verlorenen Schlacht noch nicht berührt sind."

Das 1. und das 6. preußische Corps des Kronprinzen dringen von Chlum, Rosberitz und Swieti in die rechte Flanke der rückziehenden österreichischen Corps ein. Wirken die preußischen Batterien und das Zündnadelgewehr furchtbar in den eng in den Thalgründen zusammengepreßten österreichischen Massen: so wirken die österreichischen Reservebatterien eben so furchtbar in die verfolgenden preußischen Massen hinein. „Der Kampf um Rosberitz, Swieti und später um Wsestar und Briza war für unsere Truppen ein blutiger; ein großer Theil der feindlichen Geschütze wurde im Feuer genommen", sagt der Preuße Bröcker. Er selbst gesteht zu, der hochgestellte Artillerist, daß es „den glatten Batterien der preußischen Reserveartillerie, welche sich von Nedelitz aus den gezogenen Batterien der 11. und 12. Division zugesellt haben, nicht gelingen konnte, sich bei den schnell wechselnden Verhältnissen und wachsenden Entfernungen die wünschenswerthe Geltung zu verschaffen. Der Nachtheil, daß unter den 96 Geschützen eines jeden Armeecorps sich noch 36 glatte befanden, während dem Gegner lediglich gezogene zu Gebot gestanden seien, habe sich auch hier fühlbar gemacht."

Allgemein anerkannt von den Augenzeugen aller Nationen ist die besonders auch noch im Rückzug

bewährte österreichische Artillerie, aber ebenso die sächsische. Anerkannt ist, daß die vereinte sächsische und österreichische Artillerie in der Sadowa-Schlacht mehr geleistet hat, als der preußischen es möglich war, weil das Offiziercorps der österreichischen und sächsischen Artillerie so gut unterrichtet und gebildet ist, als das preußische, und weil die Mannschaften eben so gut eingeübt sind, als die preußischen. Freilich ist die österreichische Artillerie die einzige Waffe in Oesterreich, deren Vertreter an Geistesbildung und darum auch an Ausbildung in ihrer Waffe nicht zurückgeblieben sind hinter den preußischen und überhaupt deutschen Offizieren und Mannschaften derselben Waffe. Wie ganz anders wäre die Wirkung dieser Artillerie bei der großen Anzahl ihrer Geschütze gewesen, wären nicht „75 Prozent ihrer Granaten blind gegangen.“ Ein englischer Augenzeuge sagt: „Der Rückzug wurde durch die Reste einer bewunderungswerthen Artillerie geschützt, welche während der ganzen Schlacht sich auszeichnete und bis zum Einbruch der Nacht, welche jeden weiteren Widerstand nutzlos machte, sich selbst ehrenhaft opferte, in der Absicht, das nicht abzuwendende Mißgeschick nach Kräften zu vermindern.“

Die österreichischen Batterien nahmen noch auf dem Rückzug immer neue Aufstellungen. Der König von Preußen selbst schrieb seiner Frau von dem „sehr heftigen Granatenfeuer, das noch jenseits der Elbe von den österreichischen Batterien unterhalten wurde, in das auch er gerathen sei und aus dem ihn Bismarck ernstlich entfernt habe.“ Daß den Preußen so viele Geschütze in die Hände fielen, hatte hauptsächlich in etwas seinen Grund, was schon bei der Beschreibung der Schlachtaufstellung angedeutet worden ist, nämlich daß die Kämme der Anhöhen des Schlachtfeldes äußerst schmal und die jenseitigen Abhänge steil waren, die Pferde großentheils von den Geschützen abgespannt und im Thal halten mußten. Dieser Umstand zeigt sich jetzt, als die Schlacht verloren ist, sehr verhängnißvoll. Die Artilleristen feuern zur Deckung des Rückzugs bis zum letzten Augenblick, und ist dieser da, so ist die Zeit zu kurz, alle Geschütze schnell genug zu bespannen und aus ihrer unbequemen Stellung zu entfernen. Daß die Sachsen nur eine einzige Kanone verloren, beweist nicht ihren Vorzug vor der österreichischen Artillerie, sondern sie waren beim Rückzug nur in einer weniger ausgesetzten Lage auf ihrer Seite, als die Oesterreicher auf anderen Seiten. Ohne aktive Bedeckung und sonstige Unterstützung, ganz sich selbst überlassen, hielten viele österreichische Batterien sich zu lang im Feuer auf; sie feuerten immer noch mit Kartätschen, als die preußischen Schützen mit ihrer Zündnadel nur noch 50 Schritte von ihren Kanonen abstanden. An manchen bespannten Geschützen waren alle Pferde gefallen. Besonders ruhmvoll werden der Artilleriemajor Anghofer und der Artilleriehauptmann Siebeneicher österreichischerseits genannt. Sie wichen mit ihren Batterien nur im letzten Augenblick dem Andrang des preußischen Fußvolks, ob sie gleich von Niemand unterstützt waren. Siebeneicher nahm seine letzte Aufstellung vor der Jochbrücke nördlich von Königgrätz. Bis 6 Uhr Abends hatte er bei Plotist, wo er auf dem Rückzug eine sehr vortheilhafte Stellung genommen hatte, im Verein mit zwei Reiterbatterien ausgeharrt und den Rückzug der Oesterreicher decken helfen. Viele Kanonen fielen vernagelt den Preußen in die Hände.

Die österreichische Reiterei that während der Schlacht wenig oder nichts. Die Reiterdivision Coudenhoven griff beim Rückzug im passenden Moment ein, um die preußische Reiterei in der Richtung auf Stresetitz und Roßnitz in der Verfolgung aufzuhalten; aber so heldenmüthig hier die österreichischen Kürassiere und Uhlanen kämpften, das 1. Gardedragonerregiment der Preußen, das 11. Uhlanenregiment, das 3. Husarenregiment und hinter dieser Vorhut das ganze Reservereitereicorps des Prinzen Friedrich Karl wirft mit ungeheurer Uebermacht die Division Coudenhoven zurück, und diese wird nun dem eigenen Heere verderblich: sie reitet das eigene Fußvolk nieder und bringt Schrecken und Verwirrung in den größten Theil des rückziehenden Heeres. Die Reiterdivision Edelsheim und die sächsische Reiterbrigade griffen bei Radikowitz zeitgemäß ein. Sie sind auf die Division Etzel gestoßen. Indem sie ihn im Schach halten, leisten sie dem Rückzug einen großen Dienst. Später deckt Edelsheim, bei Stößer stehend, bis gegen Abend den Rückzug. Drei österreichische Reiterdivisionen aber thun gar nichts, obschon, wie der Verfasser der „Kritischen Bemerkungen“ sagt, „am rechten Flügel bei Lochenitz und Nedelitz ihr Eingreifen von ganz unberechenbarem Werth sein mußte. Wenn sie das Vorrücken des 6. preußischen Corps verzögert hätten, so hätten sie dem Heer einen Verlust von 10,000 Gefangenen und 100 Geschützen erspart.“

Von da an, als die Reiterdivision Coudenhoven in ihrer Flucht das eigene Fußvolk niederritt, löste die Ordnung des Rückzugs sich auf. Von Stretesitz an, südlich von Langenhof, wo diese österreichische Reiterei mit den gewaltigen preußischen Reitermassen zusammengestoßen und von dreifacher Macht geworfen worden war, hatte Benedek keine „in größerem taktischem Verbande fechtende Truppe mehr“; einzelne Bataillone weisen wohl die Angriffe der verfolgenden preußischen Reiterei zurück, andere werden zersprengt. Es ist nicht sowohl eine scharfe Verfolgung durch die preußische Reiterei und Artillerie, was den Rückzug in Auflösung und bald in wilde Flucht ausarten läßt: das geschlagene österreichische Heer ist vielmehr jetzt dadurch vollends gebrochen und demoralisirt, daß es, da seine beiden Flügel zurückgedrängt sind, sich keilförmig gegen die Elbe gedrückt sieht. Jetzt zeigt sich in schrecklicher Weise der Nachtheil, daß das Heer, mit dem Rücken gegen einen Fluß gekehrt, die Schlacht geschlagen hat. Alles löst sich in ein wildes Drängen nach Königgrätz und nach der schützenden Elbe auf. Von allen Seiten sich zurückziehende Truppenmassen drängen sich bei Königgrätz zusammen. Auf dem Glacis oben entsteht schon bei den ersten anlangenden Truppen wegen der im Zickzack dem Thore der Festung zuführenden Straße ein gräuliches Durcheinander. Der Befehlshaber der

Festung von Königgrätz, General von Weigl, hat die Wasserwerke der Festung geöffnet.

Das ist denn doch zu dem ungeheuern Unglück des Tages ein unvorhergesehener Zuwachs, welchen dieser Ritter von Weigl beibringt, ohne alles Verständniß der Sachlage. Bravheit ohne Einsicht in das Bedürfniß des Augenblicks und des Ganzen hat schon oft im Krieg verderblicher gewirkt, als Feigheit. So ist es auch hier. Jeder Soldat von Kopf mußte blitzschnell erkennen, daß hier das Ganze und nichts sonst in Betracht kam, und daß die Rettung des Heeres mehr Werth hatte, als die Sicherheit einer so bedeutungslosen Festung wie Königgrätz. Es gehört zu den Vertheidigungsmitteln dieses Platzes, daß die Wiesen davor unter Wasser gesetzt werden können. Ueber diese Ueberschwemmungswiesen hin spannt sich für die Eisenbahn eine nicht sehr breite Brücke. Auf dieser drängen sich alle Gattungen von Truppen und Fuhrwerke aller Art zusammen. Ebenso drängen sich die Haufen quer über die Wiesen hinüber in Massen. Die nahenden Schatten der Nacht vermehren noch die Schrecken der Verfolgung, die schon groß genug sind, seit von Rosberitz und Swieti her das 1. und 6. preußische Corps dem 10., 1. und 3. österreichischen Corps in die Flanke gedrungen sind. Die Soldatenhaufen, die soeben erst noch über trockene Wiesenflächen wegeilen, sehen sich plötzlich in ein immer höher anschwellendes Wassermeer versetzt. In der Hast, mit der jeder sich bemüht, das gegenüberliegende rettende Ufer der Elbe zu erreichen, wird vom Gedränge des Knäuels eine Menge der Fliehenden von der Brücke in die Ueberschwemmungsgewässer gestürzt. Viele Reiter werfen sich geradezu vom Rand in die Ueberschwemmungsfluthen der Wiesenfläche. Büßen so Hunderte der in der Schlacht Verschonten durch Ertrinken ihr Leben ein, so gehen noch unendlich mehr von den quer über die Wiesen Fliehenden in dem Wassermeer unter. Was nicht schwimmen kann, ertrinkt, weil Weigl gleichzeitig die Festung gesperrt und, um diese zu retten, Alles um sie her unter Wasser gesetzt hat und erst mit Einbruch der Nacht die Festungsthore öffnet! „Die Schließung der Festung, sagt ein Mann vom Fach, bei gleichzeitiger Spannung der Ueberschwemmung war eine tolle Maßregel. Besetzte man die ausspringenden Winkel des bedeckten Wegs gehörig, so lief der Platz kaum Gefahr, erobert zu werden. Die Rettung des elenden Restes konnte überdieß gegen die Rettung des Heeres nicht in Betracht kommen."

War es hier vor der Festung Königgrätz, nach dem Ausdruck eines sächsischen Offiziers und Augenzeugen, „wie beim Uebergang über die Beresina": so war wenigstens das Gedränge an den andern Uebergängen über die Elbe und das Wirrsal eben so groß. Brücken über den Adlerfluß und die Elbe gibt es nur wenige, und dabei überaus schmale. Die, welche nach dem Schlachtbefehl Benedek's gebaut werden sollten, sind entweder noch nicht vollendet oder noch gar nicht angefangen, die verschiedenen retirirenden Truppentheile, welche an diesen Uebergangspunkten in der Fluchthast zusammentreffen, schieben und wirren sich untereinander, Reiter, Fußgänger, Kanonen und anderes Fuhrwerk. Geschütze, die nicht weiter fortgeschafft werden können, werden von ihren Laffetten herab in den Fluß geworfen, in großer Zahl. Der Engländer Cook sagt: „Die Atome jener mächtigen Armee, welche Tags zuvor in geschlossenen Massen das Schlachtfeld bedeckte, hatten sich über die ganze Landschaft einzeln und in lockeren Haufen verbreitet und flohen, obgleich nicht ein Mann verfolgte. Die Geschichte wird die Frage stellen, warum die Preußen ihren Sieg nicht ausnützten und warum sie keinen Versuch zur Verfolgung unternahmen, zumal da einige ihrer Truppen keinen Schuß gethan hatten und ihre Reiterei zum Theil unthätig gewesen war."

Der amtliche preußische Bericht sagt: „Die Erschöpfung der Truppen gestattete nur noch eine Verfolgung durch Artilleriefeuer, das der Feind aus gesicherten Stellungen und von den Wällen der Festung Königgrätz erwiderte. Zwischen 8 und 9 Uhr Abends verstummte es. Die siegreiche Armee bivouakirte auf dem Schlachtfeld. Die fliehenden Kolonnen des Feindes zogen auf Hohenbrück und Pardubitz."

Wie der Haupttheil des österreichischen Heeres unter die Kanonen der Festung Königgrätz sich flüchtete, um von da am linken Ufer der Elbe, theils auf Pardubitz, theils auf Hohenmauth zu ziehen, während ein anderer Theil, großentheils die Reservereiterei, am rechten Elbufer nach Pardubitz ging: standen die Preußen von der Verfolgung ab, schon Angesichts der Festung Königgrätz; selbst die Reiterei gab jede Verfolgung auf. Am meisten geordnet blieben die Sachsen auf diesem Rückzug. Die sächsische Batterie Richter und das 1. sächsische Jägerbataillon, die sich während der Schlacht bei Problus und Prim glorreich hervorgethan und dort den Rückzug gedeckt hatten, zogen sich mit musterhafter Ruhe über Freihofen und von da mit dem sächsischen Kronprinzen auf Königgrätz. Diese Schaar wand sich, Mann dicht an Mann gedrängt, durch das dortige Chaos, ließ die Stadt links liegen, und ging auf der Eisenbahn nach Pardubitz. Ebenso glücklich vollzog das ganze sächsische Armeekorps, fest geschlossen, in Achtung gebietender Haltung, unter dem Schutz seiner beständig erfolgreich feuernden Geschütze und seiner Reiterei, seinen Rückzug; außer der Einen Kanone, deren Räder zu Schanden geschossen waren, überließ es keine an die Preußen. Die österreichische Geschützreserve, die ebenfalls glorreich sich gehalten hatte, war diesseits der Elbe an der Elbbrücke bei der Eisenbahn, die von Königgrätz nach Pardubitz führt, zuletzt aufgefahren. Diese und die sächsische Artillerie hielten weit mehr als die Festungskanonen die Preußen von weiterer Verfolgung ab. Diese österreichischen Geschütze aber, welche den ganzen Abend bis in die Nacht das rückziehende Heer gedeckt hatten, fielen am andern Tage den Preußen in die Hände, weil die Eisenbahnbrücke bei Pardubitz durch ungeschickten österreichischen Eifer zu frühe gesprengt wurde, lang ehe diese Artillerie sie erreichte.

Benedek hatte zwar den Befehl gegeben, alle Brücken über die Elbe und den Adlerfluß zu sprengen; aber seine Befehle wurden auch in dieser Hin-

sicht unglücklich ausgeführt. Die Elbbrücken bei Placka und Opatowitz boten am Schlachtabend das traurigste Schauspiel. Ein Augenzeuge, ein Engländer, sagt: „Mannschaften, Geschütze und Pferde füllten in unlösbarer Verwirrung diese paar Brücken, und auf dem andern Ufer glich die Armee nur noch hülflosen und furchterfüllten Haufen." Und doch war schon auf dem rechten Ufer der Elbe kein Verfolger zu sehen gewesen, geschweige auf dem linken Ufer. Aber nachdem die keilförmig gegen die Elbe gedrängte österreichische Hauptmacht auf ihrer Flucht gerade in dem Augenblick, als sie unter den Geschützen von Königgrätz Zuflucht suchte, in das Wiesenwassermeer des Ritters von Weigl gerathen war, und die Festungsthore verschlossen fand, warfen sich die fliehenden Truppen auf die anderen fünf Elbbrücken, doch die Wege dazu kannten die meisten Truppentheile gar nicht.

Deutsche und englische Kritiker sind darin ganz einig, daß die preußische Reiterei bei Königgrätz den Sieg bei Weitem nicht ausgenützt habe. Nach der Schlacht blieb sie, wie das ermattete Fußvolk, bis zum 6. Juli hinter der Elbe liegen; ein paar Streifschaaren ausgenommen. Fußvolk und Artillerie der Preußen bedurfte nach den beispiellosen zehntägigen ununterbrochenen Strapazen der Ruhe; nicht aber ebenso im Ganzen die Reiterei. Wenn ein Blücher Oberfeldherr hier gewesen wäre, statt des Königs, der von diesem Sieg und seiner Größe überrascht war, so wäre am Abend des Schlachttages und am folgenden Tage die österreichische Nordarmee vernichtet gewesen, durch Tödtung, durch Gefangennahme, durch Zersprengung in alle Weiten. Es war aber göttlich so vorgesehen, daß bei Königgrätz der Oberfeldherr kein Marschall Vorwärts war, wenn auch Moltke so gut wie einst Gneisenau sah, was zu thun gewesen wäre. Weil die Zukunft der deutschen Nation sich so gestalten wird, wie sie soll, darum ist nach dem Siege von Königgrätz die große Nordarmee Oesterreichs nur geschlagen, nicht vernichtet worden.

Die verlorene Schlacht aber kostete den österreichischen Staat 174 Kanonen, 18,000 Gefangene und 11 Fahnen, nach amtlicher Wiener Angabe 4190 Todte, 11,900 Verwundete, 21,400 Vermißte, worunter jene 18,000 Gefangene einzurechnen sind. Auf preußischer Seite wird vorgegeben, der eigene Verlust an Todten und Verwundeten habe nur gegen 10,000 Mann betragen. Am meisten verloren die Oesterreicher auf dem Rückzug; und doch war dieser, nach Zeugniß eines ausgezeichneten preußischen Offiziers, „von Benedek geschickt ausgeführt, wenn man erwägt, daß er auf dem kleinen Raum zwischen Prim und Rosnitz ausgeführt werden mußte, wobei die österreichischen Heerhaufen die Elbe zu überschreiten hatten, und von allen Seiten konzentrisch umfaßt waren." Benedek sah sich zudem umfaßt von einer großen Uebermacht; denn nachdem die Armee des Kronprinzen und die Elbarmee mit der des Prinzen Friedrich Karl auf dem Schlachtfeld sich vereinigt hatten, waren die Preußen denn doch in hohem Grad an Zahl überlegen; aber auch an Schießbedarf, an Lebensmitteln und Vorräthen jeder Art. Sie hatten eine bessere Führung und Organisation, bessere Vorbereitungen, und dazu noch das Zündnadelgewehr, das beim Anfang des Rückzugs auf den einzelnen Punkten den Oesterreichern sehr verderblich wurde. Der österreichische Soldat hat sich bei Sadowa-Königgrätz durchschnittlich tapfer geschlagen, doch hatte Benedek's Heer auch eine Zahl ganz unzuverläßiger Bestandtheile in sich, namentlich Italiener und Ungarn, aber nicht blos solche allein gehörten dazu. Die 18,000 unverwundete Gefangene sind ein starker Fingerzeig dafür. Ein Oesterreicher hat nach diesem Feldzug gesagt: „Daß die österreichische Generalität die untüchtigste in den europäischen Großstaaten ist, kann nicht bezweifelt werden. Eine unfähige Regierung ist eben nur darum unfähig, weil sie stets schlechte Wahlen trifft. Gibt es aber, wie in Wien, eine mächtige Kotterie, welche die Befehlshaberstellen sich selbst reserviren will und das Heer für eine Art Pfründe oder ein Fideicommiß ansieht, dann sind Niederlagen unvermeidlich." Einer der englischen Augenzeugen sagt: „Niemand kann je die Tapferkeit der österreichischen Offiziere bezweifeln; werden sie aber nie lernen, daß Vorsicht der bessere Theil der Tapferkeit ist?" Es ist dies derselbe, welcher die unnöthige Verschwendung von Menschenleben, das Uebermaß von Tapferkeit tadelt, mit welcher in der Regel die österreichischen Truppen sich bloßgestellt haben, wo sie mit eben so viel Nutzen sich hätten decken können.

Nicht Benedek „verzettelte" seine Kräfte bei Sadowa. Nicht er war es gewesen, durch dessen Schuld in den vorangegangenen Gefechten vom 27. bis 30. Juni seine Streitkräfte „verzettelt" zum Schlagen gekommen waren. Wie dort seine Unterbefehlshaber die Schuld davon trugen, so war es auch bei Sadowa. Nichts klappte; nirgends war ein energisches und intelligentes Ineinandergreifen der einzelnen Führer mit ihren Korps, sonst wäre die Elbarmee gewiß zurückgeworfen und die um Mittag so schrecklich bedrängte Armee des Prinzen Friedrich Karl durch einen Vorstoß mit allen Kräften geschlagen worden. Es war Alles langsamer gegangen, als Benedek's Gedanke es berechnete. Selbst die österreichische Reiterei hatte seinen Berechnungen nicht entsprochen. Wo sie angriff, nach ihrer Art, wild und ungestüm, war der Zusammenhang der Schwadronen und die nur durch geschlossene Massen zu erlangende Kraft des Rosses verloren gegangen. Hatte eine große Zahl der Offiziere des böhmischen Heeres schon überhaupt nicht die nöthige geistige Bildung und Einsicht, oft die unentbehrlichsten Kenntnisse nicht: so kam noch die ganz abenteuerliche Einrichtung im österreichischen Militär hinzu, nach welcher tausendweis Offiziere czechische, polnische, italienische, kroatische u. s. w. Truppentheile bis zum Lieutenant herab befehligen, deren Sprache sie nicht verstehen. Außer den Kommandoworten kann keine Mittheilung zwischen beiden stattfinden. Von moralischem Einfluß auf ihre Leute kann bei solchen Offizieren selbstverständlich keine Rede sein. Der Verfasser dieser Geschichte hat das Heillose dieses Unsinns schon im Jahre 1848 zu Frankfurt im

Kleinen mit Augen gesehen: wie mag das in der Sadowaschlacht verhängnißvoll gewirkt haben, vor dem Wirrsal, während desselben und vollends in und nach der Niederlage!

Mitten aus seinem Unglück in der Sadowaschlacht ragt Benedek denn doch immer noch als eine bedeutende, im Vergleich zu den andern österreichischen Generalen verhältnißmäßig noch großartige Gestalt hervor, d. h. noch bis zur Nacht des 3. Juli. Die Preußen haben nachgewiesene Fehler gemacht, das Glück hat sie gedeckt; Benedek hat Fehler gemacht, aber das Unglück gehabt, daß ein Theil seiner Unterbefehlshaber durch ihre eigenen Fehler die Folgen davon in's Ungeheure steigerten, und zusammen mit der elenden Ausrüstung von Wien aus eine solche Niederlage herbeiführten.

Von Königgrätz bis vor Wien.

Neben den gewaltigen Kämpfen auf böhmischem Boden tritt zurück, was die beiden kleinen Landesvertheidigungskorps leisteten, welche unter den Generalen Knobelsdorff und Stolberg bei Ratibor und Nikolai sich gesammelt hatten, gegen den österreichischen General Trentinaglia, der mit 6000 M. bei Krakau zurückblieb, als die Nordarmee in Böhmen sich vereinte. Das Knobelsdorff'sche Korps bestand zum Theil, das Stolberg'sche ganz aus Landwehr; gegen die größere Truppenansammlung, welche sich bald daselbst auf österreichischer Seite einfand, mußten sich beide Korps von da an zu schwach fühlen, wo sie von ihrer geringen Zahl noch an das große Heer in Böhmen abgeben mußten, zur Formirung der vierten Bataillone. Das geschah am 30. Juni. So beschränkten sich die Leistungen dieser im südlichen Schlesien nur auf kleine Unternehmungen gegen Mähren. Aber die Landwehr zeigte sich überall hier höchst tüchtig, so aufreibend und entbehrungsvoll gerade die ihr aufgegebene Art der Kriegführung war. Dem großen preußischen Generalstab aber widerfuhr von der Kritik Tadel, daß diese Korps nicht thunlichst, und insbesondere mit Reiterei, verstärkt und schon am 23. Juni nach Olmütz vorgeschoben worden seien. Das hätte Benedek entweder zu Detachirungen gezwungen, oder wäre seine Hauptverbindungslinie mit Wien über Brünn in die Gewalt der Preußen gekommen. Der große Generalstab habe diese Korps nicht auszunützen verstanden, der Kriegsregel entgegen, nach welcher alle Kräfte, über die man verfügt, gleichzeitig zur Wirksamkeit gebracht werden müssen.

Fehler sind wohl auch auf preußischer Seite gemacht worden, wie auf österreichischer; die größten Feldherren aller Zeiten haben Fehler gemacht. Aber fest steht vor der unbefangenen Betrachtung, daß Benedek den bisherigen siebentägigen Feldzug, vom 27. Juni bis zur Nacht des 3. Juli, weit nicht sowohl durch seine eigenen Fehler verloren hat, als durch die Fehler der österreichischen Diplomatie vornherein, welche ihm die Unterstützung durch 80,000 Bayern vorspiegelte; durch die Wiener Hofpolitik, deren Falschheit und Selbstsucht die Aufopferungstreue von Bundesgenossen unmöglich machte; durch die schlechten österreichischen Finanzen, die Benedek's Ausrüstung zuerst verzögerten und dann unzureichend, theilweise sogar schlecht zu Feld schickten; durch den mangelhaften „Militärorganismus", worin sich Alles überlebt hat und worin vornherein dem gesunden Menschenverstand und der Vernunft so wenig wie möglich Rechnung getragen ist, und namentlich dabei durch die Unfähigkeit des Kopfes, durch die Eifersüchteleien und den damit zusammenhängenden Mangel an Ineinandergreifen, die sich bei einer Zahl seiner Unterbefehlshaber in verderblicher Weise zeigten.

Anders aber erscheint Benedek vom 4. Juli an. Seinen Weisungen gemäß war am 3. Juli sein Rückzugsheer bei Placka, Königgrätz, Orpatowitz und Pardubitz über die Elbe gegangen. Von hier an ist der ritterliche Soldat Benedek, der sich in den Unglücksstunden der Sadowaschlacht als ganzer Mann und Held gezeigt hatte, nicht mehr derselbe. Sein „eiserner Wille" war stark genug gewesen, am Tage der Schlacht die Ahnung des unglücklichen Ausgangs, die er in sich trug, zurückzudrücken, und die Siegesgewißheit im Angesicht zu tragen, stark genug, um den Rückzug des Abends mit Geschick zu leiten.

Nach den Anstrengungen dieses ungeheuren Tages, des Unglückstages für seinen Feldherrnruhm, brach, so scheint es, seine körperliche Kraft, und damit sein Muth und seine Willensstärke, unter diesen Schlägen zusammen, wenn auch nur auf wenige Tage. Sein Auge sah nicht mehr so hell, wie sonst.

Die unbefangenen Zuschauer in seiner Umgebung, welche nicht Oesterreicher waren, haben von da an das Gleiche gesagt, was die Oesterreicher. Die Engländer bemerkten die Niedergeschlagenheit des Oberfeldherrn, und setzen hinzu, er habe in einer für sie unbegreiflichen Weise es unterlassen, sein Heer hinter der Elbe wieder zu sammeln und eine Stellung zur Störung des Vormarsches der Preußen zu nehmen. Hatte Napoleon I., dieses Feldherrngenie ohne Gleichen in der neueren Zeit, bei Waterloo das Selbstvertrauen in sich eingebüßt, so wird man Benedek entschuldigen, wenn er nach der Katastrophe von Sadowa-Königgrätz, todesmüd an Leib und Seele, an sein Glück nicht mehr glaubte. Gerade das Gefühl, bei dem eigenen Heer den Glauben an „sein Soldatenglück" eingebüßt zu haben, nimmt dem Auge die Sehkraft, dem Willen die Spannkraft. Es ist eine furchtbare Wechselwirkung zwischen dem, der führt, und denen, die folgen. Wo die Letztern anfangen, nicht mehr an den Führer zu glauben, da fängt er an, im Glauben an sich selbst zu wanken.

Augenzeugen um ihn her haben zugestanden, daß Benedek nach der Niederlage des 3. Juli zu wenig that, um sein Heer zu sammeln und zu ordnen.

Der englische Augenzeuge sagt: „Ob das seiner eigenen Niedergeschlagenheit oder der Demoralisation seiner Armee zuzuschreiben ist, das hat sich bis jetzt nicht aufgeklärt." Der Verfasser der „kritischen Bemerkungen", der ganz österreichischgesinnte, sagt: „In vollständige Apathie versunken, griff Benedek in Nichts persönlich ein, und sein Generalstabschef (Baumgarten), der „auf allerhöchsten Befehl" ihm zugeschickte, war nicht der Mann, an dessen Energie und Entschlossenheit sich Andere hätten aufrichten können."

In Allem, was in den nächsten Tagen geschieht, fehlt der leitende Gedanke. Furchtbar rächte es sich an Oesterreich jetzt, daß es im Bau von Eisenbahnen zurückgeblieben war, und daß es kein Landwehrsystem hatte.

Dieselben Leute, welche, ohne allen Sinn für Staat und Nation, nur die kleinen Interessen ihres Standes und ihres Hauses im Auge, den von ihnen beherrschten Wiener Hof von allen Maßnahmen für Entfaltung der Volkskraft stets hintertrieben, hatten auch keine Landwehr in Oesterreich aufkommen lassen. Geistig so beschränkten Kaisern, wie Franz II. und sein Sohn Ferdinand waren, hatten diese Leute aufgeredet, die Landwehr einführen, heiße dem Volke die Waffen in die Hand geben, das sei höchst gefährlich. „Was das bewaffnete und in die Waffen eingeübte Volk zur Zeit der Bedrängniß durch auswärtige Feinde für uns thäte, das könnte es später einmal auch gegen uns thun," so sprach der Militäradel zum Kaiser Franz, und die Jesuiten mit den Großwürdenträgern der Kirche sagten Amen im Chor. Darum war seit 1809 keine Landwehr mehr im Kaiserstaat Oesterreich. Das böse Gewissen der geistlichen und weltlichen Aristokratie, das Gefühl einer kleinen, geistig zurückgebliebenen Minderheit, bisher durch Alles als Feinde des Volkes und Vaterlandes, statt als Freunde davon, sich ausgewiesen zu haben, fürchtete das Volk in Waffen, und beredete den Kaiser, als hätte er, das Staatsoberhaupt, sein eigenes Volk zu fürchten, wenn es in Waffen wäre. So lange nicht die Fürstensöhne die freisinnigsten und geistvollsten Männer zur Erziehung erhalten, wird das gemeinsame Unglück der Fürsten und Völker nicht aufhören. Der strafbare Grad von Unwissenheit und Hochmuth in den nächsten Umgebungen des Kaisers Franz Joseph hat diesem nach vielen Anzeichen den Menschen wohlwollenden und volksfreundlichen Fürsten die bitteren Erfahrungen und Demüthigungen des Jahres 1866 bereitet. Jeder unterrichtete Laie wußte, daß zwei Prozent der preußischen Bevölkerung schon 400,000 Mann im Feld repräsentiren, und daß 500,000 waffengeübte Krieger ins Feld zu stellen, für Preußen etwas eben so Leichtes, als augenblicklich Ausführbares war, bei dem preußischen Grundsatz, im Frieden möglichst wenig Truppen präsent zu halten, um zu sparen, im Kriege dagegen das ganze Volk aufzubieten, um nicht geschlagen zu werden.

Somit hatte Oesterreich vornherein, wenn es auf Erfolg rechnen wollte, für sich selbst wenigstens 400,000 Mann gegen Preußen aufzustellen, da es, wenn es durch Männer von Kopf, statt durch Männer von Geburt, über die Verhältnisse der süddeutschen und der norddeutschen Bundesstaaten berichtet worden wäre, weder auf die Zahl noch auf die Kraft und den Willen dieser mitwirkenden Bevölkerungen viel bauen konnte.

Es gereicht Benedeks Verstand und Geradheit zur Ehre, daß er vor der Uebernahme des Oberbefehls seinem Kaiser erklärte, daß 200,000 Säbel und Bajonette gegen Preußen und 70,000 bis 80,000 Mann gegen Italien kaum die Hälfte der Streitkräfte seien, welche gegen Preußen hier, gegen Italien dort, das 250,000 Mann ins Feld stellen könne, erforderlich seien. Als Benedek gesehen hatte, daß der Wiener Hof gegen Preußen und Italien zusammen kaum 280,000 Mann wirkliche Soldaten auf den Beinen hatte, daß es sogar für diese an Geld, an Waffen, zum Theil an der nothwendigsten Feldbekleidung fehlte, hatte er wenigstens dafür gesprochen, den gleichzeitigen Doppelkrieg zu vermeiden. Das war dem äußern Scheine nach nun nicht geschehen. Da Benedek trotz alledem nach wiederholten Unterredungen mit seinem Kaiser den Oberbefehl in Böhmen dennoch übernahm, muß man da nicht voraussetzen, daß der Kaiser und sein Minister zur Abtretung Venetiens schon damals entschlossen waren, daß er den Feldzeugmeister Benedek von den geheimen Unterhandlungen zwischen Napoleon und ihm unterrichtet und Benedek auf die Mitwirkung aller vereinigten österreichischen Streitkräfte zum Kampfe mit den Preußen gerechnet hatte?

Hatte Benedek schon zwei Tage vor der Schlacht von Königgrätz seinem Kaiser nach den schlimmen Erfahrungen der ersten Gefechte einen schnellen Friedensschluß mit Preußen als eine Nothwendigkeit angerathen, so drang er nach der Entscheidungsschlacht noch mehr darauf; Mensdorff soll ihn unterstützt haben. Mensdorff selbst war ja nur eingewiegt worden durch den auf französischen Zusicherungen ruhenden Glauben, „es werde nicht zum Aeußersten kommen." Dieser Glaube war durch den Einfall der Preußen in Sachsen, durch die Aufrollung Hannovers und Kurhessens, und durch die blitzschnellen Siege der Preußen auf böhmischem Boden wie ein süßer Morgentraum zerflossen; ebenso Benedek's Hoffnung, daß 80,000 Bayern zu ihm stoßen werden, und sein darauf und auf Ueberschätzung der deutschen Bundestagsmacht gebauter kühner Plan, mit ihnen und den Sachsen vereint auf Berlin zu ziehen.

Die preußischen Beurtheiler von Benedek's Benehmen, unmittelbar nach der Entscheidungsschlacht, sind milder für Benedek, als die englischen und die österreichischen. Jene heben hervor, Benedek habe durchaus vor Allem nach solchen Verlusten von Leuten, Geschützen, Ausrüstungsgegenständen seine Armee erst wieder neu organisiren und in ihren einzelnen äußerst gelockerten Theilen wieder befestigen müssen, ehe er an irgend eine fernere Unternehmung im Felde denken konnte. Darum sei sein Rückzug auf Olmütz gerechtfertigt.

Benedek bezog nämlich mit der ihm gebliebenen Hauptstreitmacht ein festes Lager bei Olmütz. Da die Eisenbahn nur einen kleinen Theil befördern

konnte, so machte die Mehrheit der Truppen den Rückzug zu Fuß; und er führte diese mit einer solchen Hast dahin zurück, daß er damit die ganze Wegstrecke, über 18 deutsche Meilen, binnen wenigen Tagen zurücklegte und schon am 8. Juli mit dem größeren Theile derselben in Olmütz eintraf.

Hatte Benedek vornherein nur die Hälfte von dem gehabt, was er an Streitkräften für einen günstigen Ausgang nöthig fand, so hatte er jetzt sogar von dieser Hälfte im Zeitraum von sieben Tagen 80,000 Mann eingebüßt, und er wußte, sein österreichisches Vaterland war nicht in der Lage, die erlittenen Verluste an Leuten und Geräth sobald zu ersetzen. So glaubte er, daß ihm zunächst nichts bleibe, als seine Heertrümmer wieder zu ordnen, und daß er das am sichersten in Olmütz thun könne. Fünf Korps nahm er dahin mit. Die Sachsen und die Reiterei Edelsheim's hatten, durch endlose Trains aufgehalten, am 4. Juli Morgens diesen Ort erreicht. Diese Truppen und die drei schweren Reiterdivisionen unter Prinz Holstein, sowie das 10. Korps, erhielten von Benedek die Weisung, ihren Rückzug unmittelbar auf Wien zu nehmen, während er mit der Hauptmacht nach Olmütz eilte. Diese Theilung seines Heeres schon wird sehr getadelt; ebenso aber auch die Richtung seiner Rückzugslinie als eine grundfalsche. Von sachkundiger Seite wird gesagt, statt dieser Hast Olmütz und Wien zu, hätte Benedek mit seiner Reiterei und dem Reservegeschütz an der Elbe stehen bleiben und nur Schritt für Schritt weichend zurückgehen sollen. Das wäre leicht thunlich gewesen, da die Preußen erst am 6. Juli bei Pardubitz, Prelautsch und Elbeteinitz den Fluß überschritten. Wären die Brücken bis Elbeteinitz verbrannt worden, so hätte dies einen gewissen Aufenthalt für die Preußen verursacht, wenn auch nur eine Reiterdivision und einige Reservebatterien den Schein einer Vertheidigung angenommen hätten. Dann hätte Benedek das Gros seines Heeres am 4. bei Neu-Königgrätz sammeln, seine Trains einen Vorsprung gewinnen lassen, am 5. Holitz, am 6. Hohenmauth erreichen können. Von da hätte dann das beste Fußkorps, das er noch hatte, das 4., die gesammte Reiterei und möglichst viel Reservegeschütz unter Benedek's besonderem persönlichen Befehl die Hinterhut des Rückzugsheeres bilden und nur fechtend zurückgehen, d. h. im Tage zwei- bis dreimal Stellung nehmen und erst verschwinden sollen, wenn der Feind bereits solche Kräfte gesammelt hatte, daß man Gefahr lief, in ein zu ungleiches Verhältniß zu gerathen. Der Verfasser der „kritischen Bemerkungen", welcher diese Ausstellungen macht, setzt ausdrücklich hinzu, „das Gros der österreichischen Armee hätte schon darum nur kleine Märsche machen sollen, weil nichts verderblicher, die innere Auflösung fördernder sei, als wenn man dem Rückzug das Gepräge des Davonlaufens gebe."

Olmütz, sagt eben derselbe, sei ein falscher Rückzugspunkt gewesen, weil Olmütz in jeder Beziehung schlecht und für Wien keineswegs günstig liege. Der naturgemäße Rückzug eines österreichischen Heeres gehe nach Preßburg, die Befestigung der dortigen Gegend wäre von größtem Belang gewesen. Der Feind würde dadurch von Wien entfernt worden sein, und wenn er auch diese Stadt besetzt hätte, so wäre die Lage der österreichischen Armee noch keineswegs eine verzweiflungsvolle gewesen. Das habe man übersehen, und vor Wien einen übermäßig ausgedehnten und daher sehr schwachen Brückenkopf gebaut, in der Hoffnung, den Gegner dadurch im Marchfeld festzuhalten und an einem Ueberschreiten der Donau zu hindern. Der Rückzug auf Olmütz sei schon darum falsch gewählt gewesen, weil die Preußen bei ihrer Ueberlegenheit, wenn sie Preßburgs oder eines andern Punktes donauabwärts sich bemächtigten, das Benedek'sche Heer abschneiden und zwingen konnten, entweder nach Steiermark gegen Italien oder aber durch Oberösterreich nach Bayern im Fall einer verlorenen Schlacht auszuweichen, was beides den Ruin des Heeres hätte nach sich ziehen müssen.

Benedek hatte die Absicht, gegen Brünn die Offensive zu ergreifen, sobald er in der Schnelligkeit sein Heer wieder geordnet hätte. Aber Niemand konnte besser, als er, wissen, daß diese seine Armee zum erfolgreichen Gegenangriff selbst dann noch nicht fähig war, wenn der Kaiser mit Italien den Frieden rasch abschloß und das bisher dort gestandene Heer so schnell wie möglich mit dem seinen vereinigte und unter seinen Oberbefehl stellte.

Der Kaiser machte Frieden mit Italien; das Heer des Erzherzog Albrecht kam an die Donau, aber es wurde nicht unter Benedek's Oberbefehl gestellt; im Gegentheil wurde der Oberbefehl diesem abgenommen, und auch die Nordarmee unter die Oberleitung Albrecht's gestellt.

Kaiser Napoleon hatte von den ersten Tagen des Juni an, wie zuvor mit Preußen und Italien, so auch mit dem Wiener Hof geheim unterhandelt. Napoleon hatte in dem, was Bismarck gegen Oesterreich in Deutschland vollbringen wollte, ein dienliches Mittel gesehen, seine eigene frühere Verkündigung „Italien frei bis zur Adria" zu einer Thatsache zu machen. Die Vereinigung Venetiens mit dem Königreich Italien sollte die erste Ausgleichung bilden, welche Frankreich für die Vergrößerungen Preußens erlangen wollte. Ueber die Abtretung Venetiens an Frankreich zwischen Wien und Paris angesponnene Verhandlungen hatten schon vor Eröffnung der Feindseligkeiten den Abschluß eines geheimen Vertrags erreicht. Dieser war am 12. Juni zu Wien von Mensdorff und dem Herzog von Grammont unterzeichnet worden, mit dem Uebereinkommen, daß dieser Vertrag bis zum Schluß der Feindseligkeiten geheim bleiben solle. Damit war Venetien von dem Kaiser Oesterreichs an Napoleon abgetreten, ehe es zu irgend einem kriegerischen Zusammenstoß zwischen Oesterreich und Italien gekommen war. Warum wurde dann doch, da ja der Gegenstand des Streites, Venetien, schon vom Wiener Hof aufgegeben war, noch die Schlacht von Custozza geschlagen? Der Kaiserhof „hielt es für Ehrensache, vor der Veröffentlichung der Abtretung Venetiens den Krieg zu führen und einen Sieg über die Italiener zu gewinnen." Wie? am Wiener

Hofe hätte man viele Tausende von Menschenleben für Nichts geachtet, einem Wahne gegenüber, welcher etwas noch für eine Ehrensache hielt, was nach solchen Vorausgängen doch wahrlich keine Sache mehr war, mit welcher die Ehre etwas zu thun hatte? Ja wohl, viele Tausende ließ man hinschlachten diesem Wahne zum Opfer, war ja der Wiener Hof dabei in Sicherheit und in seinen Freuden ungestört.

Der Wiener Hof hatte fremde, hatte Frankreichs Vermittlung angerufen, als er sah, daß er allein zu schwach sei Preußen und Italien zugleich gegenüber, ja vielleicht zu schwach auch nur den preußischen Streitkräften und Mitteln gegenüber. Oesterreichs Hof gab so Venetien hin, weil Napoleon unter keiner andern Bedingung als Vermittler aufzutreten übernahm. Venetien war so durch Napoleon dem italienischen Königreich gesichert, falls Oesterreich siegte; es war demselben aber auch durch den geheimen Vertrag zwischen Preußen und Italien gesichert, falls die preußischen Waffen siegten. Dieses Ziel hatte Napoleon durch seine Art von Politik erreicht.

Der Wiener Hof hoffte durch diese Wiener Art von Politik nicht nur, daß der italienische Hof einen Sonderfrieden mit ihm schließen werde, und daß er dann alle seine Kräfte gegen den Feind im Norden verwenden könne; er hoffte sogar, daß Napoleon zu Gunsten Oesterreichs intervenire, wenn auch vorläufig nur als Vermittler, so doch bei etwaiger Verletzung der sehr ausdehnbaren französischen Interessen als aktiver Friedensstifter.

Am 4. Juli veröffentlichte der Abendmoniteur, „Nachdem der Kaiser von Oesterreich die Ehre seiner Waffen in Italien gewahrt, habe er Venetien dem Kaiser der Franzosen abgetreten und dessen Vermittlung angenommen, um den Frieden unter den Kriegführenden herzustellen. Der Kaiser Napoleon habe sich beeilt diesem Aufruf zu entsprechen, und sich unmittelbar an die Könige von Preußen und Italien gewandt, um einen Waffenstillstand zu vermitteln." Durch ein Telegramm hatte Kaiser Franz Joseph am 4. Juli dem Kaiser Napoleon die Ermächtigung gegeben, zu veröffentlichen, daß er ihm Venetien zur Verfügung gestellt habe. Nur veröffentlicht wurde am 4. Juli, was schon am 12. Juni bereinigt war; in Europa aber glaubte man, nur die düstere Stimmung über das Telegramm, welches ihm den Ausgang der königgrätzer Schlacht gemeldet, habe den Kaiser Franz Joseph vermocht, Venetien so an Napoleon zu verschenken; es sei dieser Entschluß rasch, plötzlich von ihm gefaßt worden zur Rettung des österreichischen Kaiserstaates. Allerdings hatte der Hof zu Wien nicht für möglich gehalten, am wenigsten der Kaiser selbst, daß die österreichische Hauptmacht so, wie bei Königgrätz geschah, geschlagen werde. Die Ueberraschung, die Bestürzung war ungeheuer, betäubend. Jetzt war Alles am Hof dafür, daß der Kaiser die Hülfe Napoleon's anrufe; er rief sie an, wie es für diesen Fall schon am 12. Juni geheim ausgemacht war, um den dort bedungenen Preis. Oesterreich verlor dadurch nicht nur das so lange mit ungeheuren Opfern festgehaltene Venetien, sondern der Kaiser die Theilnahme derer in Europa, zumal in Deutschland, die er bisher für sich gehabt hatte. Und doch gewann er bei Weitem nicht das, was er durch die Abtretung Venetiens zu erreichen hoffte. Die Berechnung erwies sich schließlich als falsch. Treu dem mit Preußen geschlossenen Vertrag, blieb Italien fest dabei, einen einseitigen Frieden nicht zu schließen; es wies die Waffenstillstandsvorschläge Napoleon's zurück, wie König Wilhelm von Preußen die Vorschläge Benedek's zurückwies. Benedek hatte am 4. Juli Gablenz in das preußische Hauptquartier geschickt, und einen vierwöchentlichen Waffenstillstand vorgeschlagen. Stille stehen wollte jetzt kein Mensch im preußischen Lager, sondern die Früchte der bisherigen Siege und Opfer einerndten.

Während dem hatte Benedek auch das 3. Armeekorps auf der Eisenbahn von Olmütz nach Wien geschafft, um mit dem 10. Korps vereint den Brückenkopf von Florisdorf zu vertheidigen. Das scheint vom Kriegsministerium ausgegangen zu sein, nicht von Benedek. Hat der eine Kritiker schon die Ausdehnung dieses verschanzten Lagers getadelt, weil diese es schwach machte, weil eine große Truppenzahl zu seiner Vertheidigung zurückgelassen werden mußte, und weil es dadurch nicht mehr möglich war, erfolgreiche Gegenbewegungen im offenen Felde zu machen; so sagte die Kritik noch weiter geradezu, „den Zweck, welchen man bei diesem ausgedehnten verschanzten Lager gehabt, nämlich die Möglichkeit, in's Marchfeld zu debouchiren, sich zu sichern, hätte man mit 5000 M. und 200 Festungsgeschützen erreichen können, wenn man sich mit der Befestigung von Florisdorf begnügt und zu deren Flankenschutz bei Kagran und an der Nordspitze der schwarzen Lacke Forts gebaut hätte."

Da die Kriegslage auch die Befestigung Wiens gegen Süden erheischte, und da es vor Allem galt die Donauübergänge festzuhalten, so hätte bei der Wandelbarkeit des Waffenglücks für den Fall der Bedrohung Wiens schon lange vorher das Nöthige geschehen sollen; aber es war nichts dafür gethan worden; man glaubte ja in der Wiener Hofburg bis zuletzt nicht, daß es „zum Aeußersten kommen werde." Aber auch jetzt geschah viel zu wenig, und die Schnelligkeit, mit welcher die Preußen nach kurzer Ruhe geradezu auf Wien losgingen, machte selbst diese Arbeiten überflüssig, ehe sie vollendet waren.

Wie ganz anders wäre die Lage des österreichischen Oberfeldherrn gewesen, wenn der Kaiserstaat eine Landwehr gehabt und diese ihm ihre Unterstützung gewährt hätte! Am Tage nach der Schlacht bei Königgrätz traf dort die Gardelandwehrdivision aus Dresden ein, sie wurde sogleich nach Prag befehligt und rückte am 8. Juli schon in Prag ein, während die österreichische Besatzung nach Süden sich zurückzog. In Sachsen stieß zu der 1. preußischen Landwehrdivision, welche dort blieb, eine neu formirte zweite Landwehrdivision. Die preußischen Armeekorps hatten sowohl in den Gefechten und Schlachten als auch durch vielfache Abkommandirungen, z. B. für Gefangenentransporte und Anderes, starke Schwächungen erlitten; aber dieser Abgang wurde aus den Ersatztruppen sofort ersetzt. 81 neuformirte Bataillone gaben so viele Streitkräfte in bewundernswür-

diger Schnelligkeit nach Böhmen ab, daß das große preußische Heer in Böhmen in derselben Stärke, in welcher es die Gränze überschritten hatte, seinen Vormarsch auf Wien antreten konnte. Was hatte der weitläufe Kaiserstaat Oesterreich dagegen zu setzen? Worte und Nothschreie, Anklagen und von allen Seiten her, die eine bekannte hochoben ausgenommen, Rufe nach Reformen. „Landwehr, Landsturm!" riefen jetzt im Chor die österreichischen Zeitungen und Flugblätter; „allgemeine Wehrpflicht" betonten die freisinnigen, „Offizierschulen und Prüfungen, damit die Führung unserer tapferen Armee in tüchtigen, verläßlichen Händen liege, und nicht mehr Generalkommando's an Individuen verliehen werden, von deren Befähigung Niemand etwas weiß."

Hätte Oesterreich eine Landwehr wie Preußen gehabt, so hätte „Böhmen, nach dem Zeugniß des Verfassers der kritischen Bemerkungen, mit 40,000 Mann Landwehr seine Festungen mit Einschluß Prags, so hätte Mähren mit 20,000 Mann Landwehr Olmütz, Galizien mit 40,000 Mann Krakau, Ungarn mit 80,000 Mann Preßburg, Oesterreich mit 20,000 Mann Wien und Linz im Laufe des Krieges besetzt — war da eine preußische Offensive bis Wien nur denkbar? Würden da 16,000 Mann preußische Landwehr zur Beobachtung der böhmischen Festungen und zur Festhaltung Böhmens ausgereicht haben?"

Ja wäre nur ein Landsturm mit einigermaßen wehrfähiger Bewaffnung sofort aufzubringen gewesen, man hätte damit den Brückenkopf von Florisdorf vertheidigen und alles regelmäßige Militär im Marchfeld vereinigen und noch einmal das Geschick Oesterreichs auf eine große Schlacht setzen können.

Aber wie keine Landwehr da war, so war es auch mit dem Landsturm nichts, weil bisher nichts dafür, wohl aber Alles dagegen geschehen war. Erst jetzt in der äußersten Noth erhielt man von Vivenot in Olmütz den Auftrag, den Landsturm in Böhmen, Mähren und österreichisch Schlesien zu organisiren, und damit im Rücken des preußischen Heeres zu wirken. Die Mittel dazu aber wies man ihm nicht an. Der patriotische und kühne Mann mußte aus dem eigenen Beutel die kleine Truppe herstellen, die er in Theresienstadt um sich sammelte. Er brachte sie bis zur Waffenruhe nicht höher, als auf dritthalb hundert Mann, versprengte oder der Gefangenschaft entkommene Soldaten. Selbst mit dieser Handvoll machte er glückliche Ueberfälle. So fing er z. B. bei Troppau eine preußische Trainkolonne von 124 Fuhrwerken ab. Im preußischen Hauptquartier schrieb man das irrthümlich der Böswilligkeit der fanatisirten böhmischen Bevölkerung zu, und diese hatte darunter schwer zu leiden. Die böhmische Bevölkerung aber war eben, weil sie so lange unter dem jeden Seelenschwung lähmenden Despotismus zusammengedrückt und ohne Waffen war, ohne Muth und ohne Lust, patriotisch etwas zu wagen oder gar sich aufzuopfern. Selbst wenn der Krieg länger gedauert hätte, wäre es Vivenot, so sehr er das Zeug zum Parteigänger und Freischaarenführer in sich hatte, nicht gelungen, eine Volkserhebung im großen Styl, einen Landsturm, zusammenzubringen. Wo sogar die Heerpflichtigen sich der Fahne tausendweis entzogen, wie konnte da auf freiwilligen Eintritt in die Waffen gezählt werden? Der Wiener Hof hatte die Opferbereitheit der Ungarn nicht für sich, weil er diese zuvor nicht in ihrer Freiheit und ihrem Rechte sein ließ; er hatte die Böhmen, er hatte seine deutschen Völker nicht als Begeisterte für sich, weil der Stumpfsinn, wie die Verruchtheit der den Hof beherrschenden Partei sogar das Wenige von verfassungsmäßigen Rechten, das ihnen zugeschworen war, wieder entzogen hatte. „Nur eine befriedigte Nation steht hinter den Heeren; dadurch vor Allem ist der Erfolg im Kriege bedingt; sonst erfaßt Erbitterung die Gemüther, statt der Begeisterung." So sprach in den ersten Tagen des Januars 1867 der Ungar Deak, der Verfasser des Adressentwurfs des ungarischen Reichstags, zu dem Kaiser Franz Joseph. Die Hofpartei hatte dem Kaiser das Herz seiner Völker gestohlen; Junker, Jesuiten und Bigotte hatten ihn um die Opferkraft aller Nationalitäten seines Reiches betrogen. Niemand hat ihm den Gesammtfortbestand seines Kaiserreiches gerettet, das für jeden Sachkenner zweifellos unter den blitzschnellen Schlägen der preußischen Waffen, bei der Begeisterungslosigkeit der kaiserstaatlichen Bevölkerungen, zusammengebrochen und in Stücke gegangen wäre, als der Franzose Napoleon III.

Napoleon war eben so sehr überrascht durch die Größe des Sieges von Königgrätz, als durch die Schnelligkeit und Zeitkürze, mit welcher Oesterreichs Macht von der preußischen niedergeworfen war. Daß Preußen mit Oesterreich so schnell fertig werden würde, war ganz außer seiner Berechnung und seinen Wünschen. Auch er hatte die wahren Streitkräfte Oesterreichs weit überschätzt. Er versuchte, den König von Preußen zu einem raschen Waffenstillstand und Friedensschluß zu bestimmen, und ihm dadurch die Vortheile zu entwinden, in welchen dieser bereits war, und in welche er durch weiteres siegreiches Vordringen noch eintreten konnte. Er wollte sie ihm entwinden, ehe dadurch Preußen so mächtig und groß wurde, wie es in Napoleon's und Frankreichs Augen sogar für letzteres gefährlich würde. Als sein Gesandter dieses sein Verlangen ins preußische Hauptquartier brachte, war Bismarck in Verlegenheit, wiewohl nur einige Augenblicke. Obgleich durch so außerordentliches Glück selbst überrascht, wollte Bismarck die Früchte desselben sich von Napoleon nicht so ohne Weiteres schmälern lassen. Aber konnte er es wagen, den Waffenkampf mit Napoleon aufzunehmen und zugleich den gegen den Kaiser von Oesterreich fortzusetzen? Die französische Freundschaft hatte ihm den Kampf gegen Oesterreich erleichtert; die hatte ihm möglich gemacht, von den gegen Frankreich zu liegenden Gränzen alle seine Streitkräfte weg und nach Böhmen zu ziehen. In die dadurch ganz entblößte Rheinprovinz konnte Napoleon, wenn er ihn sich zum Feinde machte, jeden Augenblick ohne Widerstand seine Franzosen einrücken und sie in Besitz nehmen lassen. Zu Land und zur See hatte die Streitmacht des italienischen Bundesgenossen sich wenig stark gezeigt, so wenig hülfreich, daß man

nicht viel darauf bauen konnte. Abzuweisen war also nicht, was Napoleon als seinen Wunsch ausdrückte. „Wie viel brauchen Sie Zeit nach Wien?" fragte Bismarck den Generalstabschef Moltke. „Zehn Tage," antwortete dieser. Auf diese Antwort hielt Bismarck die Verhandlungen mit Frankreich hin, und eilte Wien zu mit dem Heere. Vor Wien oder in Wien wollte er Waffenstillstand und Frieden schließen.

Die Reservereiterei der kronprinzlichen Armee wurde rasch vorgeschoben, „um wieder Fühlung mit dem Feinde zu erhalten." Das Glück war auch hier wieder Preußen günstig. In Mährisch-Trübau hob diese Reiterei eine kaiserliche Feldpost auf. Dadurch erhielt man genauen Aufschluß über die Bewegungen und Absichten des Feindes. Diese Feldpost, kennzeichnend für Benedek's Generalstab, ging ohne alle militärische Bedeckung ihrer Wege, obgleich sie alle Marschbefehle Benedek's an die verschiedenen Truppentheile und noch viele Privatbriefe von Offizieren mit sich führte. Nachdem man im preußischen Hauptquartier aus diesen Postfelleisen die Stellungen und die Ziele des Feindes erfahren hatte, war es leicht, die Maßregeln nach denselben zu treffen: Die 2. preußische Armee erhielt die Weisung gegen Olmütz, die 1. über Brünn und die Elbarmee über Iglau-Znaym — auf Wien zu. Am 18. Juli war das Hauptquartier des Königs von Preußen, welcher bei der Armee des Prinzen Friedrich Karl sich befand, in Nikolsburg. Am 16. stand die Vorhut der Armee des Prinzen Friedrich Karl, die Division Horn, in Lundenburg, und Herwarth mit der Elbarmee in Laa; seine Vorhut, welche den Flankenmarsch maskirt hatte, rückte am 18. Juli in Stockerau ein.

Zwischen hinein fallen die Gefechte bei Brünn, bei Tobitschau und bei Prerau. Am 14. Juli schon hatte die Armee des Prinzen Friedrich Karl bei Brünn den rückziehenden Oesterreichern und Sachsen 16 Kanonen abgenommen, nach kurzem Gefecht. Erzherzog Albrecht hatte am 12. Juli zu Wien den Oberbefehl über das Nordheer angetreten und ertheilte sogleich dem Feldzeugmeister Benedek durch den Telegraphen die Weisung, sein gesammtes Heer, fünf Armeekorps, nach Wien in Marsch zu setzen, und Olmütz und das verschanzte Lager nur stark besetzt zu lassen. Allerdings war Benedek's Stellung in Olmütz durch das rasche Vorrücken des Centrums und des rechten Flügels des großen preußischen Heeres auf Brünn und Wien umgangen, und was Benedek für unmöglich gehalten zu haben scheint, das Vordringen der Preußen auf Wien trotz der starken Festung Olmütz und eines immer noch bedeutenden Heeres im Rücken — das war bereits vollzogen. Benedek aber glaubte sich stark genug, die sieben Divisionen des preußischen Kronprinzen vollauf zu beschäftigen; selbst einer seiner schärfsten Tadler glaubt auch, daß das Benedek gelungen wäre. Da die kürzesten Linien, die nach Wien führten, bereits im Besitz der Preußen waren und der Umweg durch Ungarn über Weißkirchen das Heer Benedek's für den entscheidendsten Augenblick des Krieges außer Wirksamkeit bringen mußte, so stellte Benedek das dem Erzherzog-Oberfeldherrn vor. Er erklärte, daß durch einen Rückzug seines Heeres hinter die Karpathen die Stellung des erzherzoglichen Heeres bei Wien und die ganze Lage des Kriegs sich nur verschlimmern würde. Auf diese Gegenvorstellungen gab Erzherzog Albrecht am 13. Juli den gemessenen Befehl „unweigerlich die angeordnete Bewegung zu beginnen." Mit Widerwillen trat Benedek mit 75,000 Mann den Marsch an, zu welchem ihn der Erzherzog so zwang. Daß der neue Oberfeldherr nicht auf Benedek's Einwendungen hörte, rächte sich schnell genug; diese bewahrheiteten sich. Am 14. Juli ließ Benedek 25,000 Mann in und bei Olmütz zurück und setzte das 4. und 2. Korps über Tobitschau gegen Napagedl in Marsch. Am 15. folgte er selbst mit dem 1. und 8. Korps und der Reiterdivision Taxis; das 6. Korps nahm die Richtung über Weißkirchen. Mit Tagesanbruch trat das erste Korps den Marsch nach Prerau, das 8. Korps nach Tobitschau an. Die Brigade Rothkirch wies Benedek an, den Abmarsch seines Heeres durch Ungarn nach Preßburg und Wien zu decken. Sechs Stunden südlich von Olmütz liegt Prerau, eine wichtige Eisenbahnstation. Der preußische General Bonin hatte die Weisung erhalten, diesen Punkt durch einen Reitervorstoß möglichst schnell zu erreichen und durch Zerstörung der Eisenbahn den Verkehr zwischen Olmütz und Wien zu unterbrechen. Die Reservereiterei der kronprinzlichen Armee unter General von Hartmann und die Brigade Malotki mit drei Batterien entsendete Bonin dazu. Unvermuthet stieß dieser preußische Heertheil auf die im Rückzug begriffenen Marschkolonnen Benedek's. Daraus entwickelten sich die genannten Gefechte.

Die Brigade Malotki stieß auf die Brigade Rothkirch gerade, als deren Spitze, das Ulanenregiment Karl, eben Tobitschau erreicht hatte. Dieses Regiment reitet gemüthlich weiter, unbekümmert um sein Fußvolk und um den Feind. Das Fußvolk besetzt ein vor seiner linken Flanke liegendes Wäldchen; drei Reservebatterien, die es bei sich hat, setzen sich auf seinem rechten Flügel in's Feuer. Malotki geht über die drei Brücken bei Klopotowitz und dem Wiklitzer Hofe, erobert das Wäldchen und besetzt das von den Ulanen preisgegebene Tobitschau. Das österreichische Fußvolk versucht das Wäldchen wieder zu nehmen. Sein Angriff scheitert. Gleichzeitig ist die preußische Kürassierbrigade bei Biskupitz über das Wasser gegangen, auf die Nachricht, daß die österreichischen Batterien ohne alle Deckung seien. Sie wendet sich südlich und geht im Rücken des im Kampf begriffenen Feindes zum Angriff auf die Batterien vor. Ihre weißen Röcke täuschen die Oesterreicher. Die preußischen Kürassiere werden für österreichische Reiter gehalten. Der Irrthum klärt sich nicht eher auf, als bis das 5. preußische Kürassierregiment bei den Kanonen ist und im nächsten Augenblick mitten zwischen den Geschützen drin, und niederreitet und niederstößt. So sind im Nu 18 Geschütze und die dazu gehörigen Artilleristen, soweit sie nicht gefallen sind, in der Hand dieser Reiter; nur zwei Geschütze vermögen sich zu retten.

Diese 18 Geschütze sind durch diese Seiten-

bewegung und durch die Täuschung der im Rücken angegriffenen Feinde genommen worden, nicht aber, wie in preußischen Darstellungen geprahlt worden ist, „durch das kühne Vordringen zweier Schwadronen, welche direkt gegen die Geschützlinie vorbrachen.“

Während dieses Kürassierregiment die Batterien im Rücken überrumpelt, fällt das 1. Kürassierregiment dem noch beim Wiklitzer Hof fechtenden österreichischen Fußvolk in den Rücken. Rothkirch, so geworfen, zieht sich ober Wicrowan nach Dub zurück und schließt sich dem Gros des 8. Armeecorps an, welches dort den Marchfluß überschreitet und nach Roketnitz ausweicht.

Wäre, wie es hätte sein sollen, die Reiterdivision Taxis gleichzeitig mit dem 1. und 8. Corps zum Aufbruch und zur Vorhut befehligt worden, so hätte die preußische Reiterei die österreichischen Batterien nicht genommen. Statt dessen war sie zum Nachzug befehligt. Ebenso wird getadelt, daß das Gros des 8. Armeecorps die Brigade Rothkirch nicht unterstützte, als sie in's Gefecht kam, sondern, dießmal streng an Benedek's Befehl, Gefechte zu vermeiden, sich haltend, nach Roketnitz auswich. Ueberall in diesem Kriege hat das den Preußen sehr genützt, daß die Unterbefehlshaber ihre Weisungen mit Geschick und Glück nach der durch den Gegner gegebenen Sachlage zu begreifen und anzuwenden wußten. Das Glück hat sie merkwürdig dabei begünstigt. Wurde das preußische Armeekorps unter Bonin am 15. Juli von dem Corps Benedek's gemeinsam angegriffen, so wäre die preußische Keckheit durch diese muthige österreichische Zurückweisung sicherlich zunächst abgetrieben und dem Feldzeugmeister Ruhe geworden für seinen Rückzug. Das gleichzeitige Gefecht bei Prerau legt vor Augen, wie Benedek von seinen Unterbefehlshabern auf dem Rückzug unterstützt war.

Mit zwei Reiterregimentern war Hartmann gegen Prerau vorgerückt, er stößt bei Rocketnitz und Dluhonitz auf die von Dub heranmarschirenden österreichischen Colonnen und bringt sie in Unordnung. Warum? Der französische Reaktionär in Oesterreichs Diensten, Graf Gondrecourt, der Befehlshaber des 1. österreichischen Armeecorps, hat in derselben Zeit, in welchem der Preuße Hartmann angreift, alle Stabsoffiziere seines Corps bei sich versammelt, um ihnen Instruktionen zu ertheilen. Dieser General Gondrecourt, und mit ihm sein Corps, glaubt sich vollkommen sicher; er denkt nicht anders, als daß das 8. österreichische Korps in seiner rechten Flanke marschire. Welcher Art das Verfahren und die Instruktionen des Grafen Gondrecourt gewesen sein mögen, mag man sich aus den seltsamen Worten des Verfassers der kritischen Bemerkungen herauslesen: „Gondrecourt wollte durch Brutalität einwirken. Man beherrscht die Massen durch Weisheit und Thatkraft, aber nicht, indem man Offiziere insultirt und sie prügelt.“

Während Gondrecourt seine Offiziere also instruirt, sind die preußischen Reiterregimenter da und brechen ein in die Oesterreicher, deren Stabsoffiziere von ihnen fern sind. Der führerlosen Truppen bemächtigt sich ein panischer Schrecken; einzelne Brigaden zerstreuen sich gänzlich und werfen die Waffen weg. Je unerwarteter der Angriff gekommen ist, desto erschrockener sind die durch die bisherigen großen Unglücksfälle zuvor schon entmuthigten Soldaten. Doch treibt schließlich das Regiment Haller-Husaren die Preußen zurück. Erst zwei Tage später, am 17. Juli, vermochten diese das von den Oesterreichern längst verlassene Prerau zu besetzen.

Obgleich aber am 15. noch der Angriff der Preußen zurückgeschlagen worden war, und obgleich die Oesterreicher in diesen Gefechten nur 1200 Mann eingebüßt hatten, so hatte doch, nach sachkundiger Stimme, „der Vorfall bei Prerau schlimmere Folgen, als die Schlacht bei Königgrätz. Benedek verlor das Vertrauen zu den Truppen und führte sie, um Gefechten auszuweichen, in Eilmärschen durch schlechte Gebirgswege in's Waagthal. Er verlor dadurch Leute, Material und Zeit. Er hatte den Glauben an sein Soldatenglück eingebüßt.“ Am 26. Juli hatte er alle seine Truppen bei Preßburg um sich versammelt. Ein Glück war es für ihn, daß der Kronprinz von Preußen „ihm nicht auf dem Fuß und mit dem Degen in den Rippen folgte.“ Der Kronprinz marschirte über Brünn und Lundenburg gegen Wien; das 5. Corps hatte er vor Olmütz zurückgelassen. Nicht einmal General Hartmann verfolgte Benedek und beobachtete seine Marschrichtung. So wußte man nicht einmal, daß fünf österreichische Armeekorps die Karpathen passirt hatten. Aber auch für den Kronprinzen war es ein Glück, daß Benedek durch die Prerauer Panik eingeschüchtert war und nicht wagte, sich den Weg nach Preßburg mit Gewalt zu öffnen. Wenn er mit vier Corps längs der March fortmarschirt wäre und das 4. preußische Korps überraschend angefallen hätte, so wäre dieses verloren gewesen und die Schuld dieser Niederlage auf den Kronprinzen gefallen.

Vom 18. bis zum 20. Juli vereinigte sich das preußische Heer im Marchfelde. Schon am 17. hatte Prinz Friedrich Carl die 8. Division bei Göding den Marchfluß überschreiten und auf Preßburg vorrücken lassen. Wenn es den Preußen gelang, sich in den Besitz Preßburgs zu setzen, so war der Rückzug der bei Wien stehenden österreichischen Armee nach Ungarn sehr erschwert, die Armee Benedek's und die des Oberfeldherrn Erzherzogs Albrecht blieben dann von einander getrennt. Am 21. Juli vereinigten sich die 7. Fußdivision und die Reiterdivision Hann über Marchegg bei Stampfen mit der 8. Division. Sie schoben ihre Vorhut nach Bisternitz vor. Prinz Friedrich Carl wollte sich über die um Preßburg stehenden Streitkräfte aufklären. Dem General Fransecki hatte er darum eine Rekognoszirung auf Preßburg befohlen; sollten die Gefechtsverhältnisse sich günstig gestalten, so sollte er sich des Donauübergangs zu bemächtigen versuchen. Fransecki erfuhr, daß die Oesterreicher das nahe an Preßburg gelegene Dorf Blumenau stark besetzt halten. Um 6 Uhr Morgens am 22. Juli eröffnete er das Gefecht. Er selbst hielt die durch 2 Reiterregimenter und 2 Batterien verstärkte Brigade Mondel in der Front auf den das Defilé schließenden Höhen fest und ließ

die rechte Flanke der Oesterreicher durch die Brigade Bose umgehen. Die Vertheidigung für die Oesterreicher war sehr schwierig, weil beim Beginne des Kampfes die nöthigen Streitkräfte gar nicht zur Hand waren. Erst als kein Kampf mehr war, defilirten die Brigaden Thom und Saffran aus Preßburg hervor zur Hilfe. Die Brigade Württemberg stand in Ratzersdorf, sie wurde nicht herangezogen. Und doch hatten die Oesterreicher am Morgen bei Blumenau nur anderthalb Brigaden gegen drei preußische Fußbrigaden, eine ganze Reiterdivision, ohne die Brigade Bose. Auch an Geschütz waren die Preußen überlegen. Das Regiment Belgien hatte die Weisung, auf den Höhen nördlich von Preßburg eine Umgehung abzuwehren. Dieses Regiment ließ sich von der Brigade Bose auf dem Gemsenberge während des Abkochens überraschen und gegen Preßburg zurückwerfen. Der spätere Versuch dieses Regiments, gegen 12 Uhr Mittags, den Kalvarienberg zurückzuerobern, mißlang. Bei Blumenau selbst beschränkte sich bis 11 Uhr das Gefecht auf einen lebhaften Geschützkampf, ohne daß bis dahin Bose's Eingreifen sichtbar war. Erst ein Viertel auf 12 Uhr avancirte Fransecki gegen das brennende Blumenau. Wenn er früher, spätestens um 10 Uhr, zum Angriff der Oesterreicher in der Front geschritten wäre, so wären unzweifelhaft die anderthalb österreichischen Brigaden zersprengt, Preßburg eingenommen und dadurch die ganze österreichische Stellung an der Donau entwerthet worden. Denn um diese Zeit war General Bose über die kleinen Karpathen nach anstrengendem Marsch in die Ebene herabgestiegen und hatte die ihm hier entgegentretende „schwarz-gelbe" Brigade unter Henriquez zurückgeworfen, war bis zur Jägermühle eine Viertelmeile von Preßburg vorgerückt und sperrte die einzige Rückzugsstraße der noch in dem Karpathenpaß befindlichen, eben erst aus Preßburg hergekommenen Brigade Thom, in deren Rücken sie stand und die sie vernichtet hätte, hätte nicht der Arm Napoleon's diese und andere Katastrophen abgewandt. Mit dem Schlage der zwölften Stunde mußte das siegreiche Preußen seine Kämpfe und Erfolge abbrechen, hier bei Blumenau, hart vor den Thoren Preßburgs; dort vor den Thoren Wiens; in Kraft der von dem Kaiser der Franzosen gebotenen Waffenruhe.

Um halb 8 Uhr Morgens hatte Fransecky die Nachricht erhalten, daß Mittags um 12 Uhr „eine fünftägige Waffenruhe in Kraft trete aller Orten zwischen den preußischen und österreichischen Truppen." Seine Hoffnung, Preßburg zuvor noch in die diesseitige Demarkationslinie zu ziehen, zerfloß dießmal daran, daß er nicht wußte, daß ihm nur anderthalb Brigaden gegenüber standen, und darum zu spät vorging. Das war das einzige Große, was das Glück für die österreichische Nordarmee that.

Im Marchfeld standen 15 preußische Divisionen, bei Gänserndorf und Wolkersdorf; nämlich 150,000 Bajonette, 20,000 Pferde, 760 Geschütze; außer den 24,000 Mann, die bei Preßburg standen. Auf dem Marsche waren 50 vierte Bataillone.

Bei Wien standen auf österreichischer Seite 90,000 Bajonette, 16,000 Pferde, 500 Geschütze; in Preßburg 20,000 Bajonette, 1000 Pferde, 8 Geschütze. Benedek's 73 — 75,000 waren auf dem Marsch. Gegen 80,000 Mann Fußvolk hatte Oesterreich bis dahin verloren, und nur 45,000 Bajonette waren vorerst aus Italien, in Folge der Abtretung Venetiens, zu verwenden. Höchstens 15,000 Bajonette waren an Freiwilligen und Ersatzmannschaften der 4. und 5. Bataillone in Rechnung zu bringen. Geld war nicht da. Die Magazine waren leer. Sogar an Gewehren und an der nöthigen Eisenmunition für die Feldgeschütze war Mangel. Die Stimmung der ganzen österreichischen Kriegsmacht war gedrückt; physisch und moralisch war die Mehrheit der Heertheile nicht so, daß davon ein Umschwung des Kriegsglücks zu erwarten war. Benedek's Truppen namentlich waren zu sehr abgehetzt und demoralisirt; der Vortheil überall ganz auf Seite der Preußen. Eine ungeheure Katastrophe für das Haus Oesterreich war in Aussicht: das große preußische Hauptheer schaute von den Berghöhen herab bereits die vielen Kirchthürme der Kaiserstadt Wien. In zehn Tagen konnten die Preußen, bei dem beispiellosen Glück, wovon alle ihre Unternehmungen begünstigt waren, Preßburg nehmen, dann Benedek in das obere Waagthal treiben, 30,000 Mann zur Beobachtung desselben zurücklassen, wieder mit 70,000 Mann bei Preßburg stehen, und vereinigt mit dem im Marchfeld stehenden, inzwischen durch die vierten Bataillone auf 130,000 Mann verstärkten Hauptheer den Erzherzog Albrecht schlagen, sein verschanztes Lager erstürmen und Wien einnehmen. Hatte doch Bismarck die Böhmen wie die Ungarn in verbreiteten Ansprachen aufgefordert, in den Preußen ihre Freunde zu sehen, welche „den Böhmen und Mähren gleich wie den Ungarn ihre gerechten Wünsche nach Selbständigkeit und freier nationaler Entwicklung zu verwirklichen, und ihnen ein vom Haus Oesterreich unabhängiges Glück zu begründen gekommen seien." Es lag den Siegern im Hauptquartier des preußischen Königs, vor Allen Bismarck ganz nahe, so weit als möglich vorzugehen und dem Wunsch und dem Gedanken einer Zertrümmerung des österreichischen Kaiserstaats möglichst Folge zu geben.

Mit immer bittereren und ängstlicheren Gefühlen sah Napoleon in Paris auf diesen Gang der Dinge und auf diese Möglichkeiten hin. Er hatte gehofft, dieser von ihm hauptsächlich mitgesponnene Krieg werde in langen Kämpfen Preußen und Oesterreich wo nicht aufreiben, doch wenigstens so abschwächen, daß er über beide Herr werde wie einst sein Oheim; und er mußte jetzt Preußens Waffen so im Siege sehen, daß diese nordische Macht nicht blos in einer Handvoll Tagen das Land bis vor Wien in Besitz genommen hatte, sondern in eben so kurzer Zeit noch Eroberungen machen konnte, deren Weite unabsehbar war. In Furcht für das europäische Uebergewicht Frankreichs, und damit nicht Preußen zuletzt gar sich in ein zertrümmertes Oesterreich mit Rußland theile, drückte Napoleon mit jeder Art von Druck auf den Wiener Hof. Die Friedenspartei an diesem hatte sich im Angesicht alles dessen, was ihr

in nächster Nähe vor Augen lag, sehr verstärkt. Sie und Napoleon's Einwirkungen zusammen bestimmten den Kaiser Franz Joseph, Napoleon als Friedensvermittler mit Preußen anzunehmen. Wie Benedek schon zuvor, erkannte auch der neue Oberfeldherr Albrecht die Nothwendigkeit, daß der Kaiser Frieden mache. So kam es zuerst zur fünftägigen Waffenruhe. König Wilhelm machte Halt in seinem Siegeszug. Aber dieses Halt war nicht eigene Mäßigung, sondern von Napoleon geboten; er diktirte die Bedingungen der Waffenruhe wie des nachfolgenden Friedens; er „empfahl" diese zwar nur den Höfen Preußen und Oesterreich zur Annahme, aber es drohte dahinter eine Kriegserklärung Frankreichs an Preußen, im Falle der Ablehnung und eines Weitervorgehens.

Die westdeutsche Armee. Ihre Hin- und Hermärsche und Gefechte.

Bismarck und sein König nahmen die Waffenruhe an, auf welche der Friede folgen sollte. Bismarck's Politik beharrte aber darauf, daß die südwestdeutschen Bundesgenossen Oesterreichs in diese Waffenruhe vorerst nicht eingeschlossen werden, sondern jeder einzelne dieser Bundesstaaten solche besonders für sich bei Preußen nachzusuchen habe. Die Politik des Wiener Hofes und die gewissenlose Leichtfertigkeit des größten Theils der vornehmen Wiener Welt und sogar der Presse gaben diese Bundesgenossen preis, und in dem größten Theil der Wiener Presse wurde dieser schmachvolle Verrath der österreichischen Diplomatie an den Bundesstaaten, die es in den Kampf für seine Sache gegen Preußen hinein gehetzt hatte, noch zu rechtfertigen versucht. Der Wiener Hof that nur, was bei ihm seit Jahrhunderten stehende Unart war: er mißbrauchte zuerst die Bundesgenossen für seine eigenen Zwecke, dann salvirte er sich und machte seinen Sonderfrieden mit dem Feind auf ihre Kosten. Der Preisgegebenen und ihrer Klagen lachten die Jesuiten zu Rom und zu Wien, die den Krieg geschürt hatten, so gescheitert ihre Plane auf Vernichtung der Gewissensfreiheit und der davon abhängigen bürgerlichen Freiheit durch das Gottesurtheil der Waffen an dem Staat und dem Heere Preußens waren, das sich denn doch in Politik wie im Heer als der „Staat der Intelligenz" bewahrheitet hatte, diesem Oesterreich gegenüber. Die Jesuitenpolitik des Wiener Hofes, welcher bisher stets der Zweck die Mittel geheiligt hatte, kümmerte sich gar nicht um die Folgen, welche dieses Preisgeben der Bundesgenossen für die im Feld stehenden Heertheile, für Land und Leute nicht blos, sondern auch für die Fürstenhäuser derselben haben konnte und mußte. Napoleon III. hatte den Jesuiten den „unversehrten Gesammtbestand des österreichischen Kaiserstaats" garantirt, des Herds ihres Treibens in Mitteleuropa; was kümmerten sie die Andern?

Das Verhalten der Heerführer auf dem westlichen Kriegsschauplatz und ihrer deutschen Regierungen ist vielfachem Tadel unterstellt worden, und zwar von den verschiedensten Seiten her. Die Geschichte, deren Ziel auf Grundlage der durchforschten urkundlichen Beweise die nackte Wahrheit ist, kann nicht in alle Verdammungsurtheile einstimmen, welche die öffentliche Meinung sich angeeignet hat, wenigstens nicht über alle Personen. Das Unglück von Unternehmungen und die Parteileidenschaft haben zu allen Zeiten zunächst das öffentliche Urtheil getrübt. Am wenigsten hat man in Oesterreich Berechtigung, auf das deutsche Bundesheer und mit Bezug darauf auch auf die Völker der deutschen Bundesstaaten herabzusehen. Oesterreich schaue in das eigene Sündenregister; es vergesse nicht, daß ein entschiedener Freund Oesterreichs gesagt hat, daß im letzten Feldzuge „seine Reitergenerale nur Reiter, und nicht Generale gewesen seien, und daß aus dem Meere von Unbedeutendheit im österreichischen Heere nur Ein Mann hervorrage, der unser Interesse errege — Benedek."

Nachdem, durch Oesterreichs Hof verführt, die deutschen Bundesstaaten, in einer von der wirklichen Sachlage aus unnöthigen Weise, an dem Konflikte Theil genommen hatten, welcher handgreiflich als ein blos österreichisch-preußischer vor Augen trat: hatte man erwartet, das Bundesheer werde sicher binnen vierzehn Tagen zusammen sein. Denn nach offizieller Veröffentlichung von Seite der bayerischen Regierung hatten die Abgesandten der einzelnen deutschen Staaten schon am 1. Juni 1866 zu München in der dortigen Vereinbarung „die vollständige Abstellung der verschiedenen Kontingente innerhalb vierzehn Tagen in gewisse Aussicht gestellt." Es fanden sich in den süddeutschen Staaten, Baden ausgenommen, dieselben Zustände, was die Kriegsrüstung betrifft, und zwar meist aus denselben Ursachen. Baden hatte nur durch Drohungen Oesterreichs, und durch einen Druck, welchen Bayern und Württemberg nach dem Zeugniß des Ministers von Freydorf auf es ausübten, sich zur Theilnahme an dem Kriege langsam und zuletzt bestimmen lassen. Badens Großherzog und Hof, Ministerium und Volk in überwiegender Masse war preußisch gesinnt, alles Volk, mit Ausnahme der Ultramontanen und eines Theils der Demokratie, war entschieden gegen den Krieg. Nur gezwungen stellte Baden sein Kontingent, und zwar zuletzt unter allen Staaten.

So fand der Oberbefehlshaber des 8. deutschen Armeekorps, Prinz Alexander von Hessen, als er am 16. Juni zuerst die Aufforderung der hohen Bundesversammlung, die Vertheidigung Frankfurts zu übernehmen, und dann einige Stunden später seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des 8. Bundeskorps zu Darmstadt erhielt, zunächst keine Truppen vor, als drei Bataillone, eine Schwadron und eine Batterie von Hessen-Darmstadt, die er selbst am Abend dieses Tages von Darmstadt nach Frankfurt

mit sich brachte. Am 17. Juni trafen vorläufig 5000 Württemberger ein, es war die Brigade Hegelmaier. „Sie traf ein," sagt der Prinz, „in Folge eines von mir unmittelbar an den König gerichteten telegraphischen Ansuchens." Schon aber wurde aus Gießen berichtet, daß die Preußen auf Kassel vorrücken, einzelne Abtheilungen in der Richtung auf Frankfurt recognosciren. „Um die Aufstellung des Hauptquartiers und die Konzentrirung der Truppen zu beschleunigen," sagt der Prinz, „kehrte ich nach Darmstadt zurück. Meine Beeidigung fand am 18. zu Darmstadt statt, und am 19. meine Besichtigung der württembergischen Brigade zu Frankfurt." Der Prinz nennt diese „vom besten Geiste beseelt, aber sehr mangelhaft ausgerüstet."

Am 21. Juni rückten 7000 österreichische Soldaten, größeren Theils Nichtdeutsche, mit zwei Batterien ein. Am 23. wurde die kurhessische Division seinen Befehlen unterstellt. Am 24. Juni meldet der Telegraph den Sieg Oesterreichs bei Custoza von diesem Tage, und am 25. Juni meldete sich Prinz Wilhelm von Baden als Kommandant der badischen Felddivision, und die badische Brigade La Roche rückte in Darmstadt ein. Am 26. wurde das Hauptquartier nach Frankfurt verlegt. Am 28. Juni traf die württembergische Brigade Fischer ein; gerade *am selben Tage hatten* die Preußen den *nördlichen Theil des Herzogthums* Nassau besetzt. Am 29. Juni besichtigte der Prinz die 4600 geretteten Kurhessen bei Hanau.

Da am 14. Juni der Prinz Alexander zum Oberbefehlshaber des 8. deutschen Bundesarmeekorps ernannt worden war, so hatte es also volle 16 Tage von da an gebraucht, um eine Handvoll bundestäglicher Truppen auf einem nahen Punkte, wohin von allen Seiten Eisenbahnen führten, zusammen zu bringen. Das war denn doch, wie der scharfsinnige Verfasser „des Bundesfeldzugs in Bayern" es genannt hat, „der Bundestag in's Militärische übersetzt." Nur vier Tage weiter brauchten die Preußen, um hier Nordwestdeutschland, dort Sachsen und Böhmen zu erobern. Der Prinz selbst sagt: „Als Preußen bereits seine Kriegszwecke erreicht hatte, und es mithin zu spät war, gelangte endlich die westdeutsche Bundesarmee zur nothdürftigsten Aufstellung. — Erst am 9. Juli war das Armeekorps vollzählig."

Prinz Alexander von Hessen war ein Schwager des russischen Kaisers. Aus russischen Diensten in österreichische übergetreten, war er österreichischer Feldmarschall-Lieutenant geworden und hatte sich bei Montebello ausgezeichnet. Oesterreichische Einflüsse verschafften ihm den Oberbefehl über das 8. Bundeskorps; auch war ihm eine österreichische Division beigegeben. Diese war aus den Besatzungen von Rastatt, Mainz und Frankfurt gebildet, überwiegend italienischer und polnischer Nationalität. Zu dem „kriegstüchtigsten Kern" der deutschen Bundesarmee gehörten diese Italiener und Polen nicht, obgleich man dies gesagt hat. Sie benahmen sich in dem schönen bayerischen und württembergischen Franken so, daß eigene Offiziere derselben, Deutsche, schamroth sagten, „sie müssen sich schämen, solche Leute zu befehligen." Es ist nicht weg zu beweisen, was die sachkundige Kritik behauptet hat, daß der Krieg auf dem westlichen Kriegsschauplatz, auch der noch von Frankfurt bis Würzburg, für die Preußen „eben ein Kinderspiel gewesen sei," trotz „der nicht musterhaften Manteuffel'schen Methode", trotz dessen „fehlerhafter Manier." Aber im Unglück hat die Leidenschaftlichkeit des durch die Niederlagen tief verletzten und unter denselben materiell schwer leidenden Süddeutschlands den beiden Oberbefehlshabern des 7. und 8. Bundesarmeekorps, dem Prinzen Alexander von Hessen, und mehr noch dem Prinzen Karl von Bayern, in der ersten Aufwallung denn doch in den Augen der kühlen, unbefangenen und auf den Aktenstücken stehenden Betrachtung vielfach Unrecht gethan. Haben auch Beide Fehler gemacht, auf preußischer Seite wurden auch Fehler gemacht von Prinzen und andern Generalen. Aber das Waffenglück, der Sieg trotz der Fehler, deckte bei den Einen diese zu, die Niederlage ließ bei den Andern nur ihre Fehler in die Augen springen. Im ersten Gefühl des Unglücks übersahen in Süddeutschland selbst solche, die es hätten besser wissen sollen und können, die Hauptquelle, aus welcher das ganze große Unglück der Kriegführung der süddeutschen Staaten geflossen ist. Das ist und bleibt die von uns früher gezeichnete charakterlose Politik des bayerischen leitenden Ministers von der Pfordten. Wie viel auch sonst noch unheilvoll zur Niederlage mitwirkte, das alles war eben doch nur untergeordnet, und lief neben her in den Strom des Unglücks hinein; es verstärkte ihn nur, den Ausschlag aber gab — die Politik Pfordten's.

Es ist jetzt erwiesene Thatsache: Wie von der Pfordten bis gegen das Ende nicht entschlossen war, gegen wen die bayerische Politik Front machen sollte, ob gegen Preußen oder gegen Oesterreich, so war es ihm auch noch nach Eröffnung des Kriegs kein kriegerischer Ernst. Die Jesuitenpolitik Pfordten's bestand darin, abzuwarten, auf wessen Seite der Sieg entscheidend sich neige, auf Oesterreichs oder auf Preußens; wem der Gott der Schlachten die Führung in Deutschland überweisen werde. Es sollte von Anfang an Scheinkrieg geführt werden. Pfordten und die Höflinge rechneten so: „Man müsse erstens dafür sorgen, nie geschlagen zu werden, damit man nicht zuletzt, ohnmächtig geworden, den Frieden beim Sieger erbetteln müsse. Die Armee müsse also unversehrt erhalten werden, damit man beim Friedensschluß mächtig dastehe. Zu diesem Zweck solle der Krieg so geführt werden, daß man stets nur möglichst kleine Truppenkörper in den Kampf schicke, diesen möglichst bald abbreche, und niemals eine Schlacht wage. Ebenso habe man zweitens sich sogar vor einem zufälligen Sieg zu hüten, ihn zu vermeiden, und den König von Preußen oder Bismarck nicht zu reizen, was zuletzt das Königshaus viel Land und Leute, gar den Thron kosten könnte. Diese Politik ging also dahin, daß das bayerische Heer eben so sehr einem Sieg als einer Niederlage auszuweichen habe. Treffend hat man diesen von hohen Hofoffizieren und Hofdiplomaten ausgeheckten Feldzugsplan den „Courtoisiekrieg" genannt.

Bei dieser Politik Pfordten's, gegenüber von Preußen, welche mit den Waffen in der Hand den Feind schonen und nicht reizen wollte, lag auch die Hoffnung zu Grund, auch so noch beim Friedensschluß den Preis davon zu tragen, welchen Bismarck Bayern für die Neutralität geboten hatte, die Führerschaft der süddeutschen Staatengruppe, Bayern an der Spitze eines Südbunds als dritte deutsche Großmacht. Diese Politik konnte natürlich auch nicht nach dem böhmischen Kriegsschauplatz hin mit dem Kriege Ernst machen. Ganz abgesehen von andern Gründen, welche man nachher zur Entschuldigung für die Nichtvereinigung der bayerischen Armee mit der böhmischen vorbrachte, konnte schon aus zwingenden Gründen dieser Pfordten'schen Politik der Olmützer Konvention mit dem Wiener Hofe nicht im Ernst nachgekommen werden. Wenn man am Münchner Hof einsah, wie nachher zu lesen war, daß das Haus Oesterreich die bayerischen Truppen nur für seine Länder, für seine Haus- und Machtzwecke verwendet haben würde, falls man diese unter österreichische Militärdiktatur gestellt hätte, so hätte man überhaupt eine solche Konvention nicht eingehen, noch weniger aber sie ratifiziren sollen. 45,000 so tapfere Kriegsleute, wie sie der urkräftige Stamm der Bayern noch immer in's Feld gestellt hat, wären für Benedek und gegen die Preußen in Böhmen von entscheidendem Gewicht gewesen. Benedek hatte auf diese Hülfe gerechnet. Selbst die offiziöse bayerische Selbstvertheidigung in der Presse hat nachher zugestanden, daß die bayerische Artillerie und Reiterei, und wenigstens drei Divisionen Fußvolk, „bei äußerster Anstrengung" sich an der Schlacht von Königgrätz noch hätten betheiligen können. Nach der mit Oesterreich abgeschlossenen Konvention von Olmütz, Ziffer 5, sollte die bayerische Armee bis zum 15. Juni in Franken und in der Nähe von Eisenbahnen eine Aufstellung genommen haben, von welcher aus es ihr möglich würde, je nach den Verhältnissen ihre Bewegungen dem verabredeten Kriegsplan entsprechend einzurichten."

Das war lange verabredet worden zwischen Pfordten und dem Wiener Hof; aber ratifizirt wurde diese Konvention erst am 20. Juni! und nach der Konvention sollte schon am 15. Juni die ganze bayerische Armee schlagfertig an der fränkisch-böhmischen Gränze stehen, also zur Verfügung Benedek's. Pfordten zögerte Woche um Woche mit der Ratifikation, gemäß seiner Politik des Abwartens. Da kamen Siegesnachrichten aus Italien; da kamen die Lügenbulletins von Siegen der österreichischen Waffen aus Böhmen; da kamen gleichlautende Berichte nicht scharfsichtiger oder der Wiener Hofpartei dienender Agenten. Jetzt wurde in München die Konvention mit Oesterreich ratifizirt — am dritten Tage vor der Schlacht von Königgrätz. Jetzt regte sich die bayerische Armee; also gerade in dem Augenblick, in welchem die Politik Pfordten's, diese Politik der Charakterlosigkeit, wenn sie nur drei Tage noch weiter abwartete und zögerte, aufhören mußte und aufgehört hätte, für Oesterreich gegen Preußen zu sein.

Daß eine solche Diplomatenpolitik, wie diese, auf das bayerische Heer, auf die Stimmung, die Entschlüsse und die Bewegungen, sich wie ein Alp legte, lähmend, drückend, sinnverwirrend, das liegt auf der Hand.

Bayern hatte diese Olmützer Convention für sich allein heimlich mit Oesterreich abgeschlossen. Doch verlautete davon, und die Geheimhaltung derselben vor den andern Bundesstaaten wirkte für die Kriegführung ebenfalls sehr nachtheilig auf diese. Diese Geheimhaltung untergrub das Vertrauen und weckte Argwohn, Verdacht und Befürchtungen für sich, zumal bei den kleineren Höfen und Regierungen. In Baden besonders fing man in weiteren Kreisen zu besorgen an, wie Oesterreich für seine Zwecke das bayrische Heer, so wolle Bayern für seine Zwecke nicht nur sein eigenes Heer, sondern zugleich die Truppen der kleineren Verbündeten verwenden, und diese dürften zuletzt zum Opfer beim Frieden für Oesterreich und Bayern werden, also für die, für welche man sich hätte im Krieg angestrengt.

Der einundsiebenzigjährige Prinz Karl, ein Bruder des Königs Ludwig I. von Bayern, wurde mit dem Oberbefehl über die bayrische Armee betraut; er war also so alt, als der preußische Vogel von Falkenstein, nicht so unenergisch, wie man ihm nachher vorwarf, aber weit nicht so beweglich und schnell, als der preußische Vogel. Der Chef seines Generalstabs war der Freiherr von der Tann. Dieser Freischaarenführer im Schleswig-Holstein-Krieg im Jahre 1848, ein tapferer und kühner Mann damals, hatte nach allgemeinem Urtheil und nach den nachherigen Thatsachen, weder früher noch jetzt eine derartige kriegswissenschaftliche Bildung, daß er dem wichtigen Wirkungskreis eines Generalstabschef der bayerischen Armee im Feldzug 1866 gewachsen war, zumal da vom 26. Juni an Prinz Karl von Bayern zum Höchstkommandirenden des vereinigten 7. und 8. Bundeskorps, als „westdeutscher Armee", vom Bundestag ernannt wurde.

Prinz Karl von Bayern, im Krieg ein Mann von Muth und von Kenntnissen, im Frieden ein edler Mensch mit schönen menschlichen Eigenschaften, nach unbefangensten Zeugnissen, besonders ein Kenner und freigebiger Gönner der Kunst und der Wissenschaft, hätte für seinen Ruhm und für seine Ruhe besser gethan, den Oberbefehl unter solchen Bedingungen, wie sie die Politik Pfordten's auflegte, nicht anzunehmen. Selbst der wärmste Vertheidiger des Prinzen gibt zu, daß „man ihm und Tann das zum Vorwurf machen kann, daß sie ihre Stellungen nicht niederlegten, als Pfordten seine Politik doch auf die Kriegsführung übertrug und sie zum Werkzeug dieser Art von Politik verurtheilte, die Plane und Dispositionen des Hauptquartiers alterirte und dem Höchstkommandirenden und seinem Generalstabschef die Auflage machte, einen Krieg zu führen, in welchem der Gegner absolut zu schonen und nicht zu reizen war, in welchem eine diplomatische Courtoisie als Richtschnur gegeben und förmlich der Prinz wie der Generalstabschef für jede allenfalls gewonnene Schlacht wie für größere Waffenerfolge im Namen Bayerns verantwortlich gemacht wurden. Nur keinen Sieg! das war Herrn von der Pfordten's Stoßseufzer."

Die Gefühle des Mißmuths und der heilige Zorn alles Volkes, zumal vaterlandsliebender Männer, über die Mißerfolge im Felde, welche gegen Prinz Karl und von der Tann laut aufrauschten, hätten ganz nur gegen den Minister von der Pfordten sich wenden sollen; dann wäre dieser noch zu rechter Zeit gestürzt, und ganz Süddeutschland vor vielem Unglück bewahrt worden, nicht blos Bayern. Es muß anerkannt werden, es gehörte für Prinz Karl und für Tann viel dazu, daß sie, als sie den Zorn der öffentlichen Meinung sich Schuld geben sahen, woran der Minister Schuld war, auf ihren Posten ausharrten, im richtigen Gefühl, daß ihr Abtreten mitten im Feldzug das Schlimme noch viel schlimmer machen würde.

Vollends nach der Schlacht von Königgrätz steigerte sich die Furcht derer, welche wie Pfordten dachten. Da hieß es erst recht: „Was wäre aus Bayerns Land und Armee geworden, wenn die letztere mit in die Katastrophe von Böhmen verwickelt worden wäre? hatten wir nicht recht, daß es zu gewagt gewesen wäre, wenn Bayerns Armee sich nach Böhmen bewegt hätte? Nur nicht das eigene Land bloßgestellt!“

Prinz Karl fand die bayerische Armee, mit welcher er „einen Theil der preußischen Hauptarmee abziehen und beschäftigen, und so wenigstens mittelbar die Hauptkämpfe der österreichischen Armee erleichtern sollte,“ nur 45,000 Mann stark vor; dazu war dieselbe im Lande umher auf acht Punkten vertheilt, und erst am 28. Juni war der strategische Aufmarsch vollendet. Ein bayerischer Generalstabsoffizier hat zur Vertheidigung der Kriegführung gesagt: „Vom Feldmarschall abwärts bis zum letzten Soldaten im bayerischen Heere war jeder das erste Mal vor dem Feind in der Stellung, welche er einnahm.“

Das 8. Bundesarmeekorps aber war zur Zeit des Beginns des Feldzugs in einer noch schlimmeren Verfassung. Dasselbe bestand unter Einschluß der in Mainz liegenden Truppen aus 48,559 Streitbaren und 6158 Nicht-Streitbaren mit 136 Geschützen, darunter 95 gezogene und 41 glatte. Diese bei Beginn des Feldzugs 45,000 Mann zählende Armee hatte „sechs Kriegsherren, und fast eben so viele verschiedene Reglements, Signale, Artilleriesysteme und — politische Ziele. Keiner von den 19 Generalen, mit Ausnahme der österreichischen, hatte einen ernsten Feldzug mitgemacht. Truppen und Führer sollten Angesichts eines solchen Gegners den Krieg erst lernen. In dem ganzen buntschedigen Hauptquartier der Armee befand sich kein einziger Mann der Wahl des Oberfeldherrn; von dem Chef des Generalstabs bis herab zum Lieutenant waren ihm alle oktroyirt worden.“ So schildert Prinz Alexander selbst die Armee, welche er befehligte. Während die preußische Armee Holstein, Hannover, Kurhessen und Nassau ohne Schwertstreich eroberte, bemühte Prinz Alexander sich vergeblich, das 8. Bundesarmeekorps zusammenzubringen. Am 30. Juni erst begannen die Operationen der westdeutschen Bundesarmee.

Im Kriegsrath zu Schweinfurt war am 26. Juni zwischen den Prinzen Karl und Alexander ein konzentrischer Vormarsch der westdeutschen Armee auf Hersfeld, vom 30. Juni bis 7. Juli, verabredet worden, um alsdann vereint die Preußen bei Kassel oder Eisenach anzugreifen und womöglich vorher die zwischen Gotha und Eisenach cernirten Hannoveraner zu befreien. Daß der blinde König allein am Untergang der hannöverischen Armee schuld war, und daß sonst die 19,000 Hannoveraner, von denen Prinz Karl sagte, daß sie sich durchschlagen können, sich auch durchgeschlagen hätten, ist früher schon nachgewiesen worden. Doch ist von der bayerischen Armee nicht geschehen, was geschehen konnte und sollte. Ganz unbekümmert um die schwankenden Bewegungen des blinden Königs mit seinem Heer, hätte die bayerische Armee mit einem Theil ihrer Streitkräfte die Vereinigung mit den Hannoveranern vor Allem durch rasches Vorgehen vollführen können und sollen. Es konnte noch zuletzt der Herzog von Koburg verhindert werden, den Hannoveranern den Weg zu verlegen; es konnten noch die Eisenbahnen unfahrbar gemacht werden, auf denen die Preußen die Truppen zur Einschließung der Hannoveraner heranführten. Das alles konnte geschehen, ohne Gefahr das eigene Land Bayern bloß zu stellen. Die Langsamkeit der bayerischen Bewegungen und allerlei Rücksichtsnahmen auf Anderes, als auf das, was zunächst Hauptzweck hätte sein sollen, hat die Rettung der hannöverischen Armee verspielt, nicht aber, was überall in Deutschland schien, „bayerischer Verrath.“ Später, wo es sogar galt, das eigene bayerische Land zu retten, machte die bayerische Armee nicht einmal den Versuch, in sechs Tagen denselben Marsch zu vollziehen, welchen die Preußen in achtundvierzig Stunden vollzogen. Wie auf dem böhmischen Kriegsschauplatz die Preußen durch ihre wunderbare Marschfertigkeit und Ausdauer die Siege vorbereiteten und ermöglichten, so geschah es auch auf dem westdeutschen Kriegsschauplatz. Verlangsamt wurde viel dort bei den Oesterreichern, hier bei den Bayern, aber auch bei den andern westdeutschen Truppen.

Dadurch ging so viel verloren; dadurch kamen die Preußen, welche ursprünglich nur auf einen Kampf mit Hannover sich gefaßt gemacht hatten und darum für einen eigentlichen Feldzug in mehr als Einer Hinsicht nicht einmal das Nöthigste bei sich führten, von Hannover bis in das württembergische und bayerische Unterfranken.

In Hildburghausen, am 30. Juni, erfuhr Prinz Karl die Kapitulation der Hannoveraner. Wunderbar, und nur aus der Politik Pfordten's erklärbar bleibt, daß, nachdem die bayerische Armee den Thüringer Wald in den Punkten Wasungen, Schmalkalden, Suhl und Ilmenau erreicht hatte, der Herzog von Koburg, sein und das preußische Gebiet in zarter Weise geschont, die preußischen Gewehrfabriken in Suhl ganz unangetastet gelassen wurden. Das stimmt allerdings zu dem, was der Verfasser „des Bundesfeldzugs in Bayern“ behauptet hat, daß nämlich die „bayerischen Truppen in Thüringen sogar haben sagen müssen, sie kommen nicht als Feinde der Preußen, und daß im ganzen Krieg alle preußischen Munitions- und Proviantkolonnen von den bayeri-

schen Truppen respektirt worden seien, so leicht man ihrer auch häufig hätte habhaft werden können." Selbst die preußische Kritik hat das Zuspäteintreffen der bayerischen Armeen und die Kapitulation der Hannoveraner mit der beißenden Bemerkung begleitet: „Es ergibt sich hier das überraschende Resultat, daß eine 20,000 Mann starke Armee, von einer 50,000 Mann starken Armee eingeschlossen, kapituliren muß, während ihr 50,000 Mann starker Bundesgenosse, noch nicht 20 Meilen, also 7 bis 8 Marschtage, entfernt — dieses ruhig mit ansieht, obgleich ihm für seine Hülfe 12 Tage zu Gebot standen." Es ging eine Sage in Bayern, der Minister Pfordten habe vornherein gesagt, „Hannover können wir nicht halten."

Es konnte den Diplomaten, es konnte den Befehlshabern und Truppen, es konnte allem Volk der westdeutschen Staaten aus dem, was vorlag, nicht anders erscheinen, als daß es der bayerischen Regierung mit dem Kriege gegen Preußen nicht Ernst sei, wie das selbst dem bayerischen Volk und dem bayerischen Heere nicht anders vorkam. „Wir sind verrathen!" Das schrieb der württembergische Offizier aus dem Lager; das wurde gesagt von einzelnen Denkenden, von Volksversammlungen, von südwestdeutschen Heertheilen. Der einfachste gemeine Mann spürte es in allen Gliedern mit dem Instinkt des gesunden Menschenverstandes, auch ohne Kenntniß oder Ahnung der Politik des Ministers von der Pfordten. Ja der gemeine Mann, namentlich der im Feld, hätte es keinem geglaubt, daß schon allein die charakterlose Politik eines Ministers so viel Elend über Heer und Volk bringen könne. Die Prinzen im Heere waren es, die der allgemeine Argwohn im Verdacht des Verraths hatte, bald den Prinzen Karl, bald Alexander, bald Wilhelm von Baden. Die Verräther jedoch waren anderswo zu suchen, als im Feldlager. Aber Pfordten's geheime Diplomatie, welche nur das Sonderinteresse des Hauses Bayern, nicht die Interessen des deutschen Bundes im Auge zu haben schien, saumselig war und Preußen schonte, hatte die Folge, daß auch andere deutsche Höfe jeder für sich zu sorgen anfingen.

Die Vorwürfe, welche, sogar von Preußen selbst, den prinzlichen Heerführern der westdeutschen Armee gemacht wurden, sind: „Gänzlicher Mangel einer einheitlichen Leitung, nicht die geringste Verbindung und einheitliche Führung zwischen dem 8. Bundeskorps und den Bayern sogar zuletzt noch, nach geschehener Vereinigung, noch am 25. und 26. Juli, da so viel auf dem Spiele stand; Eifersucht und Uneinigkeit zwischen den Prinzen-Oberbefehlshabern; namentlich Nichtübereinstimmung des Prinzen Alexander mit seinem „Höchstkommandirenden", Prinz Karl; eine Mißstimmung zwischen beiden, welche sich in der ganzen gegenseitigen Nicht-Unterstützung gezeigt und sogar in verschiedenen amtlichen Artikeln der bezüglichen Landeszeitungen ihren Ausdruck gefunden habe; dazu die Schwäche und innere Gehaltlosigkeit des sogenannten deutschen Bundesheeres." Der sehr preußisch gesinnte und sachkundige Kritiker und Verfasser von „Preußens Feldzug 1866 vom militärischen Standpunkt aus" sagt ausdrücklich: „Es ist erfreulich, konstatiren zu können, daß sowohl die einzelnen bayerischen wie süddeutschen Truppentheile sich in den Gefechten vom 25. bis 27. Juli mit großer Bravour schlugen. Freilich, Erfolge konnten sie nicht erzielen; das war aber nicht ihre Schuld. Die überraschenden preußischen Erfolge kann man gleichmäßig der Tapferkeit der Preußen, ihrer festen Organisation und Führung und ihrer für die Selbständigkeit und Größe ihres Vaterlandes aufopferungsfähigen Begeisterung, wie den Fehlern der Führer der westdeutschen Armee zuschreiben, und dem sehr ausgedehnten Einstellersystem, welches die Masse der Truppen eines höheren Aufschwungs nicht fähig macht. Sie fechten nicht, wie die Preußen, für eine Idee. Der Preußenhaß war kein Aequivalent für die aufopferungsfähige Begeisterung jener." Nach demselben preußischen Zeugen machte der ganze Feldzug der Bayern vornherein den „Eindruck einer entschiedenen Unschlüssigkeit und Unsicherheit in den Operationen auf Seite des Höchstkommandirenden, des Prinzen Karl, gegenüber einem mit Umsicht und Klarheit begabten General, welcher sein Ziel mit höchster Energie verfolgte," dem gleichalterigen Vogel von Falkenstein. Eben so machte der Feldzug des 8. Bundeskorps und der Prinz Alexander, nach demselben preußischen Zeugen, „im Großen und Kleinen den Eindruck der Planlosigkeit und Energielosigkeit." Nach ihm war Alexander „nicht in der Lage, sich bei seinen Unterbefehlshabern, den Kommandeuren der verschiedenen Kontingente, unbedingte Autorität zu verschaffen, ohne welche ein erfolgreiches Ineinandergreifen der Operationen nicht denkbar ist. Für die Operationen oder vielmehr Nichtoperationen des Prinzen Alexander jedoch müssen so gewichtige Gründe vorgelegen haben, daß wir bei der Unkenntniß derselben kein Urtheil über die Richtigkeit der Kombinationen zu fällen wagen. Prinz Karl machte einen einzigen Versuch zur Konzentrirung nach vorwärts, dann nur Rückwärts-Konzentrirungen. Er zersplitterte seine Kräfte in einzelnen Gefechten, die nie ein Resultat haben konnten, selbst wenn einzelne von ihnen glücklich gewesen wären. Die Gefechtsweise der Prinzen Karl und Alexander hat in dem ganzen Feldzug den Charakter der sehr vorsichtigen Defensive, Aufsuchen starker Positionen und Aufgeben derselben, sobald sie ernstlich angegriffen oder überflügelt werden. Klar ist, daß durch eine solche Kriegführung keine Resultate erreichbar sind, daß man vielmehr dem Gegner völlig freie Hand in den Operationen läßt — das alles erleichterte dem General Falkenstein seine sonst kaum zu bewältigende Aufgabe sehr. Er wußte bald aus dem Auftreten der Gegner, daß die kühnsten Bewegungen, daß Flankenmärsche, die sonst ihr Mißliches hatten, diesen Feinden gegenüber wohl gewagt werden konnten."

So urtheilt ein stockpreußischer Kritiker. Konnte der Ausgang ein für Süddeutschland günstigerer sein, als er war?

Falkenstein, der aus Allem erkannte, daß seinem Vorgehen keine ernsteren Schwierigkeiten bereitet wer-

den, machte die Kühnheit zu seiner Richtschnur. Da beim Anfang des Feldzugs Falkenstein nur zur Beschäftigung der Hannoveraner und Kurhessen ausgeschickt war, so besaß er nicht, was zu einem eigentlichen Feldzug nöthig ist: genügende Artillerie, einen Brückentrain, ein schweres Feldlazareth und Proviant-Kolonnen. Das alles besaß er nicht. So wenig hatte man in Berlin sich träumen lassen, daß der hannöverische Georg und der kasseler Kurfürst und der Bundestag das Spiel den Preußen so leicht machen werde. Falkenstein mit seinen 50,000 Mann stand in Eisenach, als er erfuhr, daß Prinz Karl auf dem Wege sei, sich bei Fulda mit dem 8. Bundescorps unter Prinz Alexander zu vereinigen. Er beschließt, unmittelbar zwischen diese zwei unentschlossenen Feinde hinein zu marschiren, ihre Vereinigung zu hindern, zuerst den einen Gegner zu schlagen, wo er ihn finde, dadurch den Zwischenraum zwischen Beiden zu erweitern und dann den andern aufzusuchen. So marschirt er am 2. Juli gegen Fulda. Die Brigade Kummer, die ihm in der linken Flanke zieht, stößt am 3. Juli bei Dermbach auf die Bayern, welche die Uebergänge der Fulda bei Dermbach und Neidhardshausen besetzt halten. Falkenstein, „um sich noch tiefer zwischen seine beiden Gegner einzukeilen", läßt seine Hauptmacht die ursprüngliche Richtung auf Fulda weiter verfolgen und in der linken Flanke nur einen kurzen Offensivstoß durch die Division Göben machen. Am 4. Juli greift Göben die Bayern bei Wiesenthal und Neidhardshausen an. Die Bayern ziehen sich auf den stark bewaldeten Uebelberg zurück, brechen von hier verschiedene Male mit erneuten Kräften gegen Wiesenthal vor, werden jedoch blutig zurückgewiesen; ebenso wie bei Wiesenthal, auch bei Roßdorf, Neidhardshausen und Zell.

So stellen die Preußen dieses erste Zusammentreffen mit den Bayern als einen glänzenden Erfolg ihrer Waffen dar. Ganz anders, und greiflich der Wahrheit gemäßer, stellt es die bayerische Kritik dar. Nach ihr „lag das bayerische Hauptquartier zum Theil noch im Bette, als das Gefecht von Roßdorf schon angegangen war. Man zog nicht viele Truppen zusammen, um die Division Göben zurückzuwerfen. Anfangs hatte man nur ein paar glatte Kanonen bei Roßdorf, und die andern Stellungen bei Zell u. s. w. waren spärlich besetzt. Als gezogene Geschütze und Verstärkungen kamen, und die Preußen zurückwichen und die weiße Fahne aufsteckten, brach man das Gefecht ab und ging zurück; man machte keinen Versuch, seine Kraft zusammenzufassen. Man trat freiwillig die Retirade an; man sprach von Zurückweichen vor feindlicher Uebermacht und südlicherer Concentration, zog aber nicht geschlossen rückwärts, sondern fast aufgelöst und wohl absichtlich recht weit weg von den parallel mit den Bayern marschirenden Preußen, um jeden Zusammenstoß mit ihnen zu vermeiden; deswegen nicht schnell auf Brückenau zu, wo man sich hätte mit dem 8. Armeekorps unter Prinz Alexander ganz gut vereinigen können, sondern gegen Neustadt; ja man wollte sogar erst in Schweinfurt die Vereinigung suchen.

Thatsache ist, daß der offiziöse Vertheidiger des „Höchstkommandirenden," des Prinzen Karl, ein bayrischer Generalstabsoffizier, in seiner Gegenschrift auch nicht einen einzigen Punkt der so grausam getadelten militärischen Anordnungen zu läugnen oder zu beschönigen versucht hat. Das Einzige, was er zur Vertheidigung beibrachte, ist: „die Gefechte am 3. und 4. Juli bei Dermbach und Wiesenthal haben auf bayrischer wie auf preußischer Seite die Ueberzeugung gegeben, daß die feindliche Hauptmacht gegenüber stehe, und beide Theile haben auch dieselben Maßregeln ergriffen. Das Terrain, auf welchem diese Gefechte stattgefunden, sei für Concentration der ganzen Armee und Annahme einer Schlacht wenig geeignet erschienen. Darum sei die Vereinigung der bayrischen Armee mit der günstigen Stellung bei Kaltensondheim, jene der preußischen Armee bei Lengsfeld angeordnet worden." —

Solche Art der Vertheidigung ist recht geeignet, die vertheidigte Sache höchst verdächtig zu machen.

Thatsache schwersten Gewichts ist, daß die eine Division Göben die ganze bayrische Armee vor sich hatte, ja daß sie und sie allein, gegen die ganze feindliche Armee von Falkenstein entsendet worden war; ebenso, daß die Division Göben bei ihrer Aufgabe, „die den Preußen zu nahe gekommenen Bayern abzuschütteln," wie die bayrische Kritik sagt, etwas zu sehr handgemein geworden war, und nothwendig ganz und gar geschlagen worden wäre, ehe die andern preußischen Divisionen ihr hätten zu Hülfe eilen können. Thatsache ist weiter, daß man die Preußen ruhig abziehen ließ, namentlich die Brigade Wrangel bei Roßdorf, die schwer geschlagene, von der die Preußen sagen, „sie sei, im Begriff Roßdorf zu nehmen, durch einen Befehl Göben's im Vordringen gehemmt worden."

Was bei Dermbach und Roßdorf die tapferen Bayern mitten im Siege hemmte, darüber kann jetzt für keinen Verständigen, auch für keinen Preußen mehr ein Zweifel sein.

Maßgebendere Einflüsse, als die des Höchstkommandirenden Karl, waren in den Generalstäben der einzelnen Divisionen thätig. Seine ausdrücklichen Befehle wurden bei diesen unvollzogen gelassen, weil sie anderswoher Ordres in der Tasche hatten, welche jedes energische Vorgehen des Prinzen lahm legten. Als nachher bei Verhandlungen vor dem Schwurgericht hohe Offiziere als Zeugen vorgeladen wurden, weigerte man sich höchsten Orts, die Vorgeladenen ihres Amtsgeheimnisses zu entbinden. Das spricht laut dafür, daß man Ursache hatte, manche Dinge nicht zur Sprache kommen zu lassen. Als Ehrenmann hat nach dem Ausgang des Krieges Prinz Karl alle seine militärischen Aemter und Würden niedergelegt, in der Erkenntniß, welches Spiel man mit ihm getrieben hatte. Seine Gegner selbst haben nachträglich zugestanden, daß der geführte Scheinkrieg nicht ihm zur Last zu legen sei; man habe ihn „getäuscht und durch Rapporte irregeführt."

Am allerwenigsten darf man den tapferen alten Soldaten dafür verantwortlich machen, daß solche unwissende und muthlose Officiere in diesem Feld-

zuge Befehlshaber waren, wie Prinz Taxis. Dem hätte der Soldat Karl für den Krieg keine Schwadron anvertraut, so wenig als etlichen anderen Generalen ihre Divisionen. Diese, auch Taxis, stammten aus der traurigen Zeit Ludwig's I., wo die Jesuiten und die von dem Könige mit seiner Gunst ausgezeichneten Damen Bayern beherrschten und auch die Generale machten. Fürst Taxis ist durch die „Katastrophe" bei Gersfeld, wie der officiöse Bericht es nennt, bekannt geworden, „eine verhängnißvolle Katastrophe, welche nur aus dem Zusammenlaufen einer Reihe von Zufälligkeiten und unrichtigen Maßregeln erklärt werden könne. Diese Katastrophe traf das bayerische Reiterreservekorps, und zwar gleichzeitig mit den Ereignissen bei Dermbach und Wiesenthal. Dieses Reiterreservekorps unter Fürst Taxis war nach dem Fuldagrunde entsendet, die „Verbindung mit dem 8. Bundesarmeekorps möglichst bald aufzusuchen und dann zu unterhalten." Fürst Taxis war dabei mit seinem Küchenwagen und vier brillanten Equipagen: auch Kammerdiener und Köchin führte er im Cabriolet mit sich herum. Durch seine Geburt war er schon in der Wiege Oberst geworden und jetzt etliche siebzig Jahre alt. Feind alles Neuen, nicht sehr gebildet und geistlos, hochmüthig auf seine Geburt, wie Windischgrätz, hatte er im Reichsrath den Referenten über Militärangelegenheiten gemacht und stets Alles beim Alten gelassen, nur daß er „heillos viel Staatsgeld für neue Knöpfe und Litzen vergeuden" half.

Von Sachkundigen ist wiederholt öffentlich dem Fürsten Taxis zur Last gelegt worden, durch seine ganz fehlerhaften Dispositionen, durch die befohlenen Nachtmärsche ohne dringenden Grund, durch schlechte Quartiere und mangelhafte Verpflegung habe er seine Reiter zu Grunde gerichtet. Von „Anstrengungen, Hunger, Schlaflosigkeit und Unruhe seien die Reiter ganz herabgekommen" gewesen. Im Fuldagrund, unweit Hünfeld, wurde das 1. Kürassierregiment beim ersten Kanonenschuß der Preußen von einem so panischen Schrecken ergriffen, daß es davon jagte, in Einem fort bis Fulda. Der Schuß kam von der Division Beyer, der Vorhut Falkenstein's. Der Vierpfünderschuß traf so gut, daß er eines der paar bayrischen Geschütze demontirte und gegen 28 Mann verwundete. Fürst Taxis hatte nicht seine leichte Reiterei, was zum ABC der Kriegskunst gehört, sondern schwere Kavallerie zu seinem Vortrab genommen, und trotz der Warnungen der Fuldaer Bürger und Bauern über das sogenannte Quermoor, gegen das Walddefilée vorkommandirt, und zwar in geschlossenen Kolonnen; er selbst war in guter Sicherheit in Fulda zurückgeblieben. Dieser Vortrab war nun in's Feuer der preußischen Artillerie hineingerathen. Hätte das im Walde gedeckt aufgestellte preußische Fußvolk mit dem Zündnadelgewehr eingreifen können, kein Mann von dieser bayrischen Reiterei wäre davon gekommen. Es soll nicht feuern haben können, ohne die eigenen Leute zu treffen; oder gar — durfte und wollte, ordregemäß, auch das preußische Fußvolk hierorts nicht feuern, um Blutvergießen möglichst zu vermeiden? — Um 5 Uhr Abends, an demselben Tage zog auf Befehl des Fürsten Taxis alle in und um Fulda liegende Reiterei hinaus. In der Nacht vom 4. auf den 5. Juli, als sie bei Gersfeld in der Rhön durch eine Schlucht marschiren, wird ein Theil von einem panischen Schrecken ergriffen, er ergreift die Flucht, überreitet und beschädigt die eigenen Brüder, die Panik ergreift auch die hintern Regimenter, es wird Alles in die Flucht mit fortgerissen. Der Hauptmann Triebig vom württembergischen Generalstab, der aus dem Hauptquartier zurückkehrt, sieht „Ulanen, Chevaulegers und Kürassiere in ihren weißen Mänteln beim Mondenschein vorübersausen, wie Gestalten aus der Unterwelt," — als wenn das wilde Heer hinter ihnen wäre, sagt ein englischer Augenzeuge, der sie zu Kissingen sah, Ausreißer aller Reitergattungen, meist ohne Waffen. 20 Stunden, ohne aufzuhalten, rasen viele Reiter so davon bis Würzburg, Einzelne selbst bis Uffenheim, ja in den Spessart. Und doch ist nicht einmal, was doch im Quermoor der Fall gewesen war, ein preußischer Kanonenschuß gefallen. Auf acht Meilen in der Runde ist gar kein Feind zu sehen, Falkenstein hat eine ganz andere Richtung genommen. Ohne Waffen, mit Extrapost von Arnstein in Würzburg einziehend, erzählen junge, adelige Reiteroffiziere „voll blasser Furcht", von „entsetzlichen Kämpfen, bei welchen ihnen alle Pferde geblieben seien, und von Verrath, der ihr Unglück verschuldet habe." In ganz Unterfranken verbreiten sie Schrecken unter der Bevölkerung. Nach einigen Tagen kommt der Bediente eines dieser Offiziere mit den Pferden an und erkundigt sich nach seinem ausgerissenen Herrn.

Unter den kopfverloren dahin fliehenden jungen Reiteroffizieren und Reitern verhallen erfolglos die Worte tapferer und verständiger Offiziere, Ermuthigungen wie Schimpfworte; die blasse Furcht und Feigheit alt- und neuadeliger Offiziere der Reservereiterei, in welche diese besonders gern eintraten, hat gar kein Ohr für einen Vernunftgrund oder eine Ehrschärfung. Doch sind nicht alle sechs Regimenter in dieser Art ausgerissen, sondern nur ein Theil. Der Hauptbestand der Reservereiterei sammelt sich schon am andern Morgen wieder, und besetzt um 6 Uhr früh den Paß bei Döllbach, und Mittags 11 Uhr tritt eine geordnete Kolonne der Kürassierregimenter den Marsch nach Hammelburg an, wo sich viele Ausreißer wieder sammeln.

Was waren die Gründe dieser Panik? Angegeben werden: die Eigenart des Fürsten Taxis, die zuvor leiblich und geistig die Reiter ruinirt habe; die „Verachtung, welche die Mannschaft gegen seine thörichten Befehle gehabt und die Furcht, daß er sie in seiner Kenntnißlosigkeit zur Schlachtbank führe; eine Verwechslung, welche die eigenen Ulanen, auf die sie stießen, für Feinde gehalten; einige Gewehrschüsse, welche entweder zufällig los gingen oder von Bauern und Wildschützen herrührten; endlich der eben aufgehende, feurig roth durch die Bäume leuchtende Vollmond, in welchem Reiteroffiziere von Adel — ein preußisches Wachfeuer sahen. „Der Wald ist voll Preußen!" dieser Ruf brachte die Panik

und die Schmach in die Reiter. Bauern und Wildschützen in Gersfeld luden ihre Flinten „gegen die Preußen, wenn sie kommen.“ Fürst Taxis vorzugsweise, dann manche andere Offiziere, und auch Prinz Max Emanuel von Bayern waren mitten unter den Ausreißern.

Die vielen Hunderte von braven bayerischen Offizieren, die vielen Tausende von tapfern bayerischen Soldaten können nicht mit verantwortlich gemacht werden für die Schmach von Hünfeld und Gersfeld; auch die Mehrheit der Reservereiterei selbst nicht: Oberst v. Pechmann erschoß sich in Kissingen, er wollte das Ausreißen seines Regiments bei Gersfeld nicht überleben, und die Reservereiterei hat nachher auf der Hettstädter Höhe sich tapfer geschlagen gegen preußische Dragoner und Husaren. Am schuldigsten sind einmal das System, die Vorliebe des Münchener Hofs und Adels für das Mittelalter und darum auch für die kostspieligste, schwerfälligste Reitergattung, für Panzerreiter mit stählernen Helmen und Kürassen, und das Zurückbleiben in allen Reformen; sodann die für König, Volk und Land mit einander schädliche Gewissenlosigkeit einzelner Kriegsminister, welche aus Rücksichten Leute zu Obersten und Generalen machten, von denen sie wußten, daß solche nicht im Stande seien, eine Kompagnie gut zu befehligen. Bayern hat wie Oesterreich viele tapfere und auch viele kenntnißreiche Offiziere; aber diese standen nicht da, wo sie hätten stehen sollen, in den höheren Stellen; diese waren vorzugsweise von Unfähigkeiten eingenommen. Auch für Bayern, so schwere Opfer der Sieger ihm auferlegte, kann der letzte Sieg ein großer Segen sein, wenn Fürst und Volk die Einsicht daraus gewonnen haben, daß, wie stählerne Helme und Kürasse mit wallenden weißen Mänteln in der Reiterei des Heers, so überhaupt Alles, was im Leben noch ganz mittelalterlich ist, schlechthin unzeitgemäß ist, und daß man Generale und andere Offiziere nicht für die Hofdamen, nicht für Lustbarkeiten, sondern für den schrecklichsten Ernst des Lebens, für den Krieg, und in diesem für den Schutz des Vaterlandes, des Königs und des Volkes, zu wählen hat. Bayern hatte zu viel mittelalterliche Panzerreiter und zu viel Hofoffiziere, und zu wenig Kriegsoffiziere und Kriegshelden unter den Generalsepauletten, mit militärischem Scharfblick und ausreichenden Kenntnissen. Da hilft aller Muth und alle Tapferkeit eines ganzen Heeres nichts, wenn die militärischen Führer also sind, wie Taxis, und die politischen Führer also, wie von der Pfordten.

Wäre der bayerischen Reservereiterei etwas Fußvolk von vornherein beigegeben gewesen, so wäre es bei Hünfeld und bei Gersfeld nicht so gegangen, wenigstens nicht in diesem Grade. Taxis verlangte von dem Oberbefehlshaber des 8. Armeekorps, Prinz Alexander, er solle ihn mit Fußvolk unterstützen. Alexander, der seinen, durch vom Höchstkommandirenden verschuldete nutzlose Hin- und Hermärsche im Vogelsberg und anderswo sehr erschöpften Truppen an diesem Tage, dem 4. Juli, einen Rasttag gegeben hatte, antwortete dem Fürsten Taxis, das sei erst morgen möglich. Prinz Karl hat nachher erklärt, „die Unterstützung sei nicht unmöglich gewesen, da das Fußvolk des 8. Armeekorps nur wenige Stunden entfernt gewesen sei.“ Die preußischen Generale marschirten, überall unaufgefordert, dem Kanonendonner zu, einer dem andern zur Unterstützung. So war es bei den Generalen der westdeutschen Armee nicht. Sie unterstützten einander später nicht, auch wenn sie den Donner der Kanonen hörten. Aber am 4. Juli, im Quermoor und bei Gersfeld, war für Niemand, also auch für Prinz Alexander nicht, ein Kanonendonner zu vernehmen.

Am 5. Juli gab der Höchstkommandirende den Befehl an das achte Bundeskorps zur Vereinigung mit ihm in Franken. Die Vereinigung des 7. und 8. Korps wäre am 6. oder 7. Juli südlich von Fulda ganz leicht gewesen; denn die Bayern hatten die Rhön, das 8. Armeekorps die westlichen Höhen des Fuldathales inne. Prinz Karl aber unterließ den Nordwestabhang der Rhön mit der Straße nach Brückenau und Kissingen zu decken und zog sich auf die Linie der Saale zurück, auf Neustadt und Kissingen. Nach dem Urtheil der Sachkundigen hätten die Preußen den Versuch in die Walddefiléen der Rhön vorzudringen nicht gewagt und nicht wagen können, hätte Prinz Karl „das herrlichste Terrain und das eigene Land nicht preisgegeben, und dadurch, daß er die den Heerweg von Fulda nach Brückenau beherrschenden Höhenzüge von Motten und Kothen unbesetzt ließ, die Thore der Rhön dem Feinde geöffnet und die Preußen bis in die Nähe von Hammelburg zu Herren aller Walddefileen gemacht.“

Man wollte dieses Verfahren des Prinzen Karl, vielmehr seines Generalstabs, mit „der Ermüdung der bayerischen Truppen“ beschönigen; solche Märsche seien diesen nicht zuzumuthen gewesen. Die Preußen aber machten in 48 Stunden diese Märsche; die Bayern hätten sechs Tage Zeit dazu gehabt, und, da es das eigene Land zu retten galt, sie gewiß leicht gemacht. Prinz Karl's Aufgabe war, die Vereinigung mit den Würtembergern, Badenern, Hessen und Nassauern zu suchen, dort, südlich von Fulda. Er ist es, welcher darauf verzichtet hat, eben dadurch, daß er also handelte. Alle Sachverständigen in den Generalstäben der verschiedenen Heerestheile des 8. Armeekorps und alle Sachkundigen in Deutschland schlossen aus diesen Vorgängen auf Seite der bayrischen Heerführung, die Münchener Politik führe einen Scheinkrieg; die Bayern haben Weisung, einen Zusammenstoß mit den Preußen zu vermeiden. Die patriotischen Offiziere im württembergischen Heere, welche in gutem Glauben, *es gelte* der deutsch-nationalen Sache, *begeistert in den Krieg* gezogen waren, schrien über „bayrischen Verrath.“ Die süddeutschen Regierungen konnten nicht anders, als dadurch noch mißtrauischer werden. That der Münchener Hof also schon vor der Königgrätzer Schlacht, was war von ihm vollends zu befürchten nach derselben? Prinz Alexander hatte schon am 6. Juli um 1 Uhr Morgens die telegraphische Nachricht von der am 3. geschehenen Niederlage der österreichischen Nordarmee bei Königgrätz, von der Abtretung Venetiens an den Kaiser Napoleon und

von dessen Waffenstillstandsvermittlung empfangen, wenige Stunden auf die Nachricht von der Flucht der taxisschen Reiterei und von dem Rückzug der bayrischen Armee. Die vereinten preußischen Streitkräfte unter Vogel von Falkenstein hatten sich bereits so tief zwischen die Bayern und das 8. Armeekorps eingeschoben, daß, während am 5. Juli beide nur 6 Meilen von einander entfernt waren, am 7. sich bereits 15 Meilen zwischen sie gelegt hatten, und zwar ganz allein durch das eigenthümliche Verfahren des Prinzen Karl.

Alles das zusammen setzte die süddeutschen Truppen in die Stimmung, auch ihrerseits einen Zusammenstoß mit den Preußen zu vermeiden, zumal da die preußische Mainarmee am 6. Juli schon ganz versammelt war, sie diese ganz gegen sich hatten und die Nachrichten über die Niederlage der Oesterreicher bei Königgrätz und von einem nahen Waffenstillstand sich bestätigten. Prinz Alexander und sein Stab erkannten, daß durch Befolgung der Befehle des Höchstkommandirenden, welche dem 8. Armeekorps einen Marsch auf Brückenau und Kissingen vorschrieben, man dem über Fulda vorrückenden Feinde Flanke und Rücken preisgeben müßte und gezwungen wäre, die jungen unerfahrenen Truppen unter sehr schwierigen Verhältnissen ins Feuer zu führen. Da Prinz Karl ihnen sogar nicht entgegen gekommen war, so fühlten sie jetzt, unter den neuen politischen Verhältnissen, sich nicht berufen, gerade mit Waffengewalt und Blutvergießen die Vereinigung mit den Bayern zu erzwingen. Prinz Alexander hielt sich darum für ermächtigt, von den erhaltenen Befehlen des Prinzen Karl abzusehen, und in der sicheren Hoffnung, Prinz Karl werde nun die Verbindung beider Korps auf der Linie Hanau-Aschaffenburg, anstatt in Franken, anstreben, ging er zurück mit dem 8. Korps, um rasch die Linie Mainz-Hanau-Frankfurt wieder zu besetzen. Prinz Karl gab am 8. Juli eine sehr energische Ordre, die Vereinigung der südwestdeutschen Bundesarmee müsse in Franken stattfinden und die Rückwärtsbewegung des 8. Korps eingestellt werden. Alexander aber befolgte auch diese Befehle nicht, er ließ durch die württembergische Division die sehr schwierigen Pässe des Vogelsgebirges besetzen, und fühlte sich dahinter vorläufig sicher in Frankfurt, wo er es sich wohl sein ließ, während die Württemberger in den Vogelsbergen hungerten. Prinz Karl aber klagte: „Daß der Oberbefehlshaber des 8. Armeekorps anderen Rücksichten und Einflüssen, namentlich der Rücksichtnahme auf Frankfurt, mehr Rechnung tragen zu müssen glaubte, als den Befehlen des Höchstkommandirenden, das konnte auf die Gesammtoperationen nur von den störendsten und übelsten Folgen sein.“ Die württembergische Regierung billigte vollständig das Umkehren des Prinzen Alexander zu der bedrohten Mainlinie. Auf dem Marsche mit der ersten und dritten Division ereilte den Prinzen Alexander ein Kurier des Prinzen Wilhelm von Baden. Der badische Prinz meldete, „er sei von Wetzlar und Gießen mit seinen Badenern, der 2. Division, nach Frankfurt zurückgegangen.“

Durch diese eigenmächtige, den Befehlen seines Vorgesetzten gerade zuwiderlaufende Rückzugsbewegung der badischen Division, waren die Württemberger und die Hessen, die im Rückmarsch waren, auf ihrem linken Flügel völlig preisgegeben. Es war namentlich dadurch Gefahr für die zwischen Alsfeld und Hersfeld herumschwärmende Reservereiterei, dem Feinde geradezu in die Hände geliefert zu werden. Prinz Wilhelm war der Bruder des Großherzogs von Baden. Die entschieden preußische Gesinnung dieses Prinzen war bekannt. Es lief als eine seiner Aeußerungen vor dem Krieg durch die Presse, „ein Ehrenmann könne nicht gegen Preußen kämpfen.“ Mit Mißtrauen sah man ihn darum den Befehl über die Badener dennoch übernehmen, zumal der Großherzog von Baden der Eidam des Königs von Preußen war. War Baden der einzige deutsche Staat gewesen, welcher sich am Bundestag am 15. Juni bei der Mobilmachung gegen Preußen der Abstimmung enthielt, so hatte Baden nach der Mobilmachung am wenigsten Eile gezeigt. Die Volksvertretung und die Mehrheit des Volkes haben von Anfang bis jetzt bewiesen, daß sie, gleichgesinnt mit ihrem Fürstenhaus, keinen Krieg gegen Preußen führen wollten. Wenn Zahlen sprechen, so war auch Preußen mit Baden, Baden mit Preußen nicht ernstlich im Krieg. Die amtliche Verlustliste Badens gibt bei dem vielgerühmten Treffen von Hundheim, und zwar unter Verhältnissen, wo es Ehrensache war, nicht zu wenig anzugeben, den ganzen Verlust des 10,000 Mann starken badischen Heertheils also an: 13 Todte, 56 Verwundete, 23 Vermißte; zusammen zweiundneunzig Mann.

Zudem hatten die Maßnahmen, durch welche die Hannoveraner geopfert wurden, das Vertrauen in die Heerleitung der Prinzen Karl und Alexander im badischen Generalstab bis auf den Grund erschüttert, ebenso wie die Politik Pfordten's das Mißtrauen des badischen Ministeriums täglich steigerte. Die Zersplitterung der Streitkräfte des ohnehin schwachen 8. deutschen Armeekorps, das Auseinanderreißen desselben, ohne daß auch nur Sammelpunkte der einzelnen Theile angegeben waren, indem auf 16 deutsche Stunden die 1., 2., 3. Division, und noch dazu in einer Gebirgsgegend, auseinanderstanden, und die 4. Division so weit zurück stand, daß sie ganz außer aller Verbindung war — diese Art von Kriegsführung des Prinzen Alexander gleich in den ersten Tagen des Juli machte das badische Hauptquartier bedenklich. „In der völligen Zersplitterung des 8. Armeekorps,“ ist offiziös von badischer Seite gesagt worden, „war Kraft nicht zu finden, und es war vom ersten Augenblick an nichts geschehen, was auch nur das geringste Vertrauen in die Führung des Prinzen Alexander hätte erzeugen können.“ Ein Vertheidiger des Prinzen Wilhelm von Baden in einer badischen Zeitung hat ausdrücklich gesagt: „Die humanen Gesinnungen des Führers der badischen Truppen ließen es nicht zu, daß einer verlorenen Sache unnützer Weise noch mehr Menschenopfer gebracht wurden, nachdem das Gottesurtheil des Kriegs bereits für Preußen entschieden hatte.“ Der badische

Minister von Freydorf aber hat in öffentlicher Kammersitzung sich so ausgesprochen, daß man Badens Haus und Volk in einer solchen damaligen Lage erkennt, sich für Oesterreich und Bayern gegen Preußen zu schlagen und im Felde sich hinschlachten zu lassen, auf die Gefahr hin, nachher beim Friedensschluß der österreichisch-bayerischen Politik als ein zuvor ausersehenes Opfer zu fallen. Zu München wie zu Wien schwieg man zu den gewichtigen Worten des Ministers von Freydorf.

Als Wilhelm von Baden nach Frankfurt zurückging, ertönte abermals der Ruf: „Verrath“ — diesmal badischer Verrath — durch alle aufgeregten Kreise Deutschlands. Prinz Wilhelm konnte von dem Oberbefehlshaber weder abgesetzt noch vor ein Kriegsgericht gestellt werden; nach dem Reglement der Bundestagsarmee stand das nur seinem Großherzog und dessen Ministerium zu. Er ließ sich zu Frankfurt bestimmen, mit seinen Badenern sogleich wieder bis Friedberg vorzugehen. Prinz Alexander erhielt am 8. Juli von dem Höchstkommandirenden ein chiffrirtes Telegramm. Das war aber mit einem andern Schlüssel als dem ihm übergebenen geschrieben, und darum unverständlich. Am 10. Juli kam wieder eines mit falschem Schlüssel geschrieben. Am 11. erhielt Prinz Alexander eine gemeinschaftliche Aufforderung der Regierungen von Württemberg, Baden und Hessen, womöglich Frankfurt und die Mainlinie nicht unmittelbar vor dem nahen Waffenstillstand preis zu geben. Die gleiche Aufforderung erließ an demselben Tage der Bundestag an Prinz Karl. Am 13. Juli erklärte Alexander der Bundesversammlung, er sei auf Befehl des Prinzen Karl gezwungen, Frankfurt aufzugeben. Auf das siedelte die Bundesversammlung nach Augsburg über. Auf den Befehl des Prinzen Karl, sogleich nach Franken aufzubrechen und bei Uffenheim die Vereinigung mit der bayerischen Armee zu suchen, brach Alexander auf; zwei hessen-darmstädtische Fußvolkbrigaden waren schon am 12. vorausgegangen, nach Aschaffenburg. An das Divisionskommando der Hessen gab er die Weisung, „sich am 13. Juli noch in kein ernstliches Gefecht einzulassen, da morgen früh Verstärkungen nachkommen.“ Aber zwischen 6 und 8 Uhr Abends fand bei Frohnhofen und dem Bahnhof von Laufach eben an diesem 13. Juli zwischen diesen Hessen und der Vorhut der preußischen Division Göben unter General Wrangel ein Zusammenstoß statt, zuerst nur des 2. im Marsch begriffenen Infanterieregiments, welcher aber nach und nach in ein hitziges Gefecht der Division überging. Nicht die Hessen waren es, welche angriffen; denn ihr Befehlshaber General von Perglas saß im Gasthof zu Aschaffenburg um diese Zeit. Die Hessen waren durch Hitze, durch die zehntägigen Märsche im unfruchtbarsten Theil Oberhessens und durch schlechte Verpflegung, durch bittersten Hunger, wie der größte Theil des 8. Armeekorps, erschöpft, und zudem also noch ohne Oberkommando. Da es aber zum Zusammenstoß einmal gekommen war, so griffen die hessischen Unterbefehlshaber ein, als tapfere Soldaten, aber nicht gleichzeitig, sondern ohne Zusammenhang, nur nacheinander, während die Preußen die günstigsten Stellungen besetzt hatten. Die 2. Brigade der Hessen zog sorglos daher, als ein heftiges Feuer aus dem Dorfe und seiner Umgebung ihre Reihen niederwarf. Mit einem Verlust von 500 Todten und Verwundeten, darunter 32 Offizieren, zogen sich die Hessen zurück.

Durch den Rückzug des Prinzen Karl war es der Armee Falkenstein's ein leichtes Spiel, in drei Heersäulen die hohe Rhön zu überschreiten, „trotz der schwerpassirbaren und steilen Wege des Gebirges, wegen der absoluten Abwesenheit der Bayern“, wie ein preußischer Bericht naiv sagt. Am 10. Juli Mittags ist die Division Beyer in Hammelburg, Göben in Kissingen und Manteuffel in Waldaschach. In Süddeutschland erwartete man, Prinz Karl werde von der „fehlerhaften Verzettelung“ der preußischen Divisionen Vortheil ziehen und mit seiner Hauptmacht Göben anfallen und vernichten. Da kommt die Nachricht, daß Prinz Karl sich rasch nach Würzburg zurückziehe. Daß die Preußen mit Gewaltmärschen in's Saalethal einrücken, scheint man im bayerischen Hauptquartier nicht erwartet zu haben; schon wegen des stündlich erwarteten Waffenstillstandes. Die Preußen wollten aber in München und in Stuttgart sein vor dem Waffenstillstand, darum schoben sie diesen für die westdeutsche Armee hinaus. Wenn die Bayern die nur eine halbe Stunde entfernten 32 Kanonen auf die Bodenlaube und den Finsterberg aufgestellt hätten und die ganz nahestehende 4. Division eingriff, so mußte Göben bei Kissingen gänzlich geschlagen werden. Die auf den letztern Berg schon aufgefahrenen Kanonen waren am Abend zuvor wieder abgefahren; der Steg an der Villa Fey nur mangelhaft abgebrochen, die Bodenlaube unbesetzt gelassen. Die Preußen sahen darin eine Einladung, herüber zu kommen, und gingen über die Saale hinüber. Sogar ein preußischer Bericht sagt: „Zu läugnen ist nicht, daß der Flußübergang bei Kissingen fast unmöglich war, wenn Prinz Karl oder sein Generalstabschef richtigere Dispositionen in Besetzung der südlich Kissingen liegenden Höhen durch Artillerie und in Heranziehung der starken Reserven getroffen hätte.“

Prinz Karl aber hatte rechtzeitig die 4. Division unter General Hartmann herbeigerufen. Ihm war es heute mehr um die bayerische Waffenehre als um etwaige politische Folgen eines Sieges zu thun; er wollte heute den Feind schlagen. Er sandte zuerst einen Ordonnanzoffizier, zehn Minuten später einen Generalstabsoffizier an General Hartmann, mit dem Befehl, unverzüglich gegen Kissingen vorzurücken, und mit seiner Division den Feind in die Flanke zu nehmen. Falkenstein's Truppen waren so zerstreut, daß weder die Division Beyer noch das Korps Manteuffel's rechtzeitig dem bedrängten Göben zu Hülfe kommen konnte. Mit der Uhr in der Hand erwartete Prinz Karl zu Pferd im Feuer des Feindes das Eintreffen Hartmann's mit der 4. Division. Es kam weder Hartmann noch seine Division. Kaum waren die von Prinz Karl abgeschickten Offiziere auf dem Rückweg, so kam ein schrift-

licher Befehl des General von S., des Chefs der Operationskanzlei, an General Hartmann, auf welchen hin Hartmann sein Vorrücken einstellte. Er gehorchte dem letzten geheimen Befehl mehr, als dem des Höchstkommandirenden. Die Folge seines Nichteintreffens war, daß Prinz Karl Kissingen aufgeben mußte, so tapfer auch die bayerischen Soldaten in den Straßen Kissingens und dem Kirchhof kämpften. Die Herren im Hauptquartier des Prinzen Karl dachten nicht, wie dieser. Seit Königgrätz waren die Generale Zoller, Bothmer und Andere ganz einverstanden mit der Politik Pfordten's. Sie wollten keinen Sieg. So bestellte der eine das Vorrücken Hartmann's ab, der andere, Zoller, befahl den Rückzug aus dem auch mit Artillerie besetzten Dorf Hausen. Zoller, wie die anderen Herren des Hauptquartiers, hätte lieber gleich Anfangs Kissingen geräumt und von Rückwärtskonzentrirung gesprochen. Nach dem Aufgeben des Dorfes Hausen durch ihn mußte Prinz Karl den Kampf abbrechen.

Am gleichen Tage fochten in Hammelburg 4000 Bayern heldenmüthig in ungleichem Kampf von Mittag bis 4 Uhr Abends mit der ganzen Division Beyer, ohne Reiterei; denn Taxis hatte sich mit ihr nach Arnstein entfernt. In Kissingen kamen nur 12 bayerische Kanonen, in Hammelburg nur 5 zur Verwendung, die andern standen weit ab und deren tapfere Offiziere und Kanoniere hörten stundenlang feuern, aber sie durften nicht vorrücken.

So leicht kam die Saale in den Besitz der preußischen Mainarmee. Während Prinz Karl in Eile südlich nach Würzburg sich zurückzog, wandte sich Falkenstein westlich auf Frankfurt. In dieser Richtung war es, daß Wrangel von der Division Göben bei Lausach am 13. Juli mit den Hessen zusammenstieß. Am 14. Juli schlug sich die vereinte Division Göben mit der österreichischen Brigade Hahn vor und in Aschaffenburg. Das war der von Alexander vorausgeschickte Truppentheil. Die darmstädtische Division war vom vorigen Tage her zur Mitwirkung noch unfähig. Nur einige kurhessische Reiterei wirkte zur Vertheidigung mit. Diese Oesterreicher waren meist Italiener. Die Uebermacht der Zahl auf preußischer Seite war eine ganz unverhältnißmäßige. So drangen die Preußen, nach blutiger aber kurzer Gegenwehr der österreichischen Brigade, nachdem zumal am Bahnhof tapfer gekämpft worden war, in Aschaffenburg ein. Ein Theil eines italienischen Regiments streckte die Waffen, schon um 11 Uhr Morgens. Die Oesterreicher hatten 224 Todte, 379 Verwundete, 570 Vermißte. Unweit Babenhausen, nicht weit von Aschaffenburg, kam den auf's linke Mainufer Retirirten Prinz Alexander entgegen mit dem größeren Theil des 8. Armeekorps, auf dem Marsche zur Vereinigung mit dem Prinzen Karl, welche zwischen Uffenheim und Würzburg stattfinden sollte. Während das 8. Bundeskorps den Marsch dahin durch den Odenwald antrat, hatte Falkenstein Frankfurt überrascht. Der Siegesübermuth, mit welchem von Seite der Preußen nach ihrem Einzug, der am 16. Juli geschah, die edle freie Stadt Frankfurt behandelt wurde, hat die ganze gesittete Welt mit Entrüstung erfüllt. Die Stadt hatte gar nicht am Kampfe gegen Preußen sich betheiligt, nur in ihren Mauern hatten unerschrockene Federn den geistigen Kampf gegen preußische Art und Politik geführt; war ihr Ton auch nicht immer gut, so war er doch nicht ärger, als der Ton manches preußischen Artikels. Außer andern Aengstigungen und Quälereien, zwang General Manteuffel der Stadt, unter der Drohung, sie bombardiren zu lassen, 6 Millionen Thaler ab, als Kriegssteuer.

Falkenstein war von der Führung der preußischen Mainarmee inmitten seiner Siegeslaufbahn abgerufen worden und Manteuffel hier sein Nachfolger. Falkenstein war zum Gouverneur von Böhmen ernannt, in Wahrheit aber war er zur Leitung eines preußischen Vorstoßes von Böhmen aus auf München berufen. So schnell er war, er kam zu spät; der Vorbote des Friedens, der vierwöchige Waffenstillstand, ließ ihn zu diesem Vorstoß nicht kommen.

Binnen weniger Tage wurde die aktive preußische Armee am Main auf 60,000 Mann verstärkt. Dazu kam ein zweites Reservekorps unter dem Großherzog von Mecklenburg, 24,000 Mann stark, welches von Leipzig aus über Hof in Bayern einrückte, in den Rücken der vereinigten südwestdeutschen Armee unter Prinz Karl.

Manteuffel wagte Märsche, von welchen selbst preußische Kritik sagt: „Sie hatten allerdings ihr Mißliches, aber nach dem bisherigen Auftreten des 8. Armeekorps waren sie wohl zu wagen."

Auf Befehl der bayerischen Regierung hatte Prinz Karl noch dem General Falkenstein einen achttägigen Waffenstillstand angeboten, und schon am 16. Juli hatte Manteuffel geantwortet: „er wolle mit dem 7. Korps abschließen, aber nicht mit dem 8." Darauf war Prinz Karl zwar nicht eingegangen, wohl aber begab sich in der Nacht vom 22. auf den 23. Juli von der Pfordten in's Hauptquartier des Königs von Preußen nach Nikolsburg. Prinz Wilhelm von Baden wartete von Stunde zu Stunde sehnlich auf die Nachricht vom Waffenstillstand zwischen Baden und Preußen. Die badischen Kammern hatten diesen längst beantragt. Bei solcher Stimmung und Sachlage waren große Kriegsthaten auf dieser Seite nicht mehr zu erwarten.

Schon am Morgen des 14. Juli hatte ja der hessische Oberlieutenant Möller, als er die zwischen Babenhausen und Aschaffenburg lagernden zwei badischen Bataillone auf eigene Faust um Unterstützung der bei Aschaffenburg kämpfenden Brüder anging, von dem Befehlshaber derselben eine abschlägige Antwort erhalten, mit dem Bemerken, „er habe keinen Befehl zur Betheiligung am Kampfe." Hatte auch die Vereinigung des 8. Armeekorps mit dem 7. am 19. Juli zu Wertheim stattgefunden, so war doch auch jetzt noch die südwestdeutsche Bundesarmee weder Eine Seele noch ein taktischer Körper dadurch geworden. Nicht einmal gleiche Erkennungszeichen — Parole, Feldgeschrei und Losung — waren vom Generalstab des Höchstkommandirenden ausgegeben, so daß am ersten Abend

badische und bayerische Patrouillen auf einander schossen. Zersplitterung der Kräfte herrschte auch jetzt wieder vor wie früher. Die bayerische Armee übte bei Homburg an der bayerischen Gränze ein Manöver ein gegen einen eingebildeten Feind, am 23. Juli, als am selben Tage 3200 Mann Badener bei Hundheim, wohin sie von Prinz Karl befehligt waren, vom wirklichen Feind sich überfallen sahen. Zuerst geschah der Ueberfall auf das 5. Regiment. Als die andern Bataillone über Hundheim hinaus vorrückten, als ein Bataillon wackerer Hessen auf eigene Faust vorrückte, brachen die Preußen das Gefecht ab. Der Großherzog von Baden aber verwunderte sich, daß ein Zusammenstoß preußischer und badischer Truppen bei Hundheim stattgefunden haben solle; ob „das wahr sei," fragte er an. Die württembergische Brigade Hegelmaier, welche auch zur Unterstützung der angegriffenen Badener vorrücken wollte, hatte entschiedenen Gegenbefehl von Prinz Alexander erhalten, da das Schießen schon aufgehört hatte. Am 24. Juli kam es zwischen den Badenern und Preußen wieder zu einem Gefecht bei Werbach. Dieses Gefecht aber hängt zusammen mit dem unglücklichen Kampf, welchen am selben Tage die Württemberger bei Tauber-Bischofsheim zu bestehen hatten.

Am 23. Juli, um 3 Uhr Nachmittags, hatte Prinz Wilhelm von Baden schon an Alexander den Anmarsch einer preußischen Kolonne von Miltenberg her gemeldet. Aus Hardheim war Meldung da, daß die Preußen von Amorbach her vorrücken. Manteuffel ließ nämlich am 23. Juli den General Flies auf Wertheim gegen die darmstädtische Division, den General Göben in zwei Kolonnen, links auf Werbach gegen die Badener, rechts auf Tauber-Bischofsheim gegen die württembergische Division vorgehen. Die linke Kolonne bestand aus der Oldenburger Brigade und dem Bremer Bataillon; die rechte aus der übrigen Division Göben, mit der Brigade Wrangel voran. General Beyer zog auf Dermbach als Reserve.

An allen drei Tauberübergängen wurde das 8. Armeekorps zurückgeworfen: Nachmittags war die Tauberlinie in den Händen der Preußen, so tapfer sich die Hessen, die Badener und die Württemberger schlugen. Verkehrte Weisungen von oben tragen die Schuld daran.

Bei einem allgemeinen Vorgehen des 8. Armeekorps am 23. Juli wären wahrscheinlich die Preußen in den Main geworfen worden. Statt es in gegliederter Ordnung an diesem Tag in Bewegung zu setzen, befahl der Höchstkommandirende, Prinz Karl, oder vielmehr sein Generalstabschef, dem 8. Armeekorps „sich in konzentrirter Stellung zu sammeln, zugleich aber sich wieder im Tauberthal von Bischofsheim, Impfingen, Werbach, Werbachhausen und Brunnthal auf zwei Stunden auseinanderzuziehen, mit dem Gros eine Stunde in's Gebirg hinter die Tauber zu gehen, dem von Walldürn und Miltenberg anrückenden Feind entgegen zu treten oder noch im Tauberthal eine Operation in seinen Flanken auszuführen." Diese Aufstellungsbefehle wurden gleich von Jedermann im 8. Armeekorps als unglückselige, als völlig verkehrte erkannt, „weil man auf diese Art keinen Fluß vertheidige." Ein Manövriren im engen Thal war nicht möglich; die Gros im sehr gebirgigen Gelände, eine Stunde von einander entfernt, konnten nicht zusammenwirken. Bei der nicht sehr bedeutenden Breite des Thals konnte der Gegner von den jenseitigen Höhen sie geeignet beschießen. Zudem bildete, bei dem überaus trockenen Sommer, Ende Juli's die Tauber kein bedeutendes Fronthinderniß, da sie bei ihrem geringen Wasserstand überschritten werden konnte. Zum Schlagen mit dem Feinde hätte sich das Plateau bei Ober-Altertheim von selbst geboten.

Diese Dispositionen fallen auf den Generalstab des Prinzen Karl. Prinz Alexander vollzog diese Befehle, nicht aber der unter ihm stehende Prinz Wilhelm von Baden. Von einem Freunde des Prinzen ist veröffentlicht, „demselben habe schon zuvor als höhere Pflicht sich aufdringen müssen, seine Division nicht unnützem Blutvergießen hinzugeben, zumal da bei inzwischen ganz veränderter Sachlage die Fortsetzung des Kampfes nur noch als leichtsinnige, unverantwortliche Menschenschlächterei erschien." Als recht zu Letzterem angethan, erkannte der Prinz die ihm befohlene Aufstellung. Nach kurzem Zusammenstoß bei Werbach und Hochhausen mit der linken Kolonne Göben's, trat er nach einem Verlust von 83 Mann, darunter nur 7 Todte, mit seiner Division einen schnellen, unverfolgten Rückzug an. Am andern Morgen, 25. Juli, sollten die Badener Stellung bei Werbachhausen nehmen. Prinz Wilhelm ging aber noch weiter zurück, angeblich wegen fünf kurz auseinander folgenden Befehlen des Höchstkommandirenden, wovon jeder etwas Anderes verlangt habe. Dem von Prinz Alexander an ihn abgeschickten Offizier schrieb Prinz Wilhelm mit Bleistift die Meldung seines Rückzugs an den Oberbefehlshaber auf ein Blättchen Papier. Sie lautete: „In der Richtung von Werbach auf Neubronn starke Staubwolken, Geschütz und Kleingewehrfeuer; Vorrücken von Werbachhausen, daher Rückmarsch in Gefechtsformation hinter Ober-Altertheim, um dort Stellung zu nehmen."

Schon am 24. bereitete der Rückzug der Badener bei Werbach den gleichzeitig angegriffenen andern Divisionen des 8. Armeekorps große Verlegenheiten.

Ueber Amorbach angerückt, drängte nämlich die Division Göben mit ihrer rechten Kolonne am 24. Juli zuerst das bei Hardheim aufgestellte hessische Fußvolk zurück, und die auf der Straße von Königsheim nach Tauberbischofsheim vorgehende Vorhut, die Brigade Wrangel, war sehr überrascht, als sie aus der Waldhöhe hervortretend unten in der hübschen Stadt Tauberbischofsheim die Württemberger harmlos im Geschäft des Abkochens sah. Wrangel hatte keinen Befehl, sich in ein Gefecht einzulassen; er hatte nur 8 Kompagnien bei sich.

Prinz Alexander hatte das 8. Korps am 24. Juli, wie er selbst sagt, in Gefechtstellung an dem rechten Ufer der Tauber aufmarschiren lassen, und gegen 12 Uhr Mittags hatten die Truppen die Lager in folgender Weise bezogen: Die 1. Division (Würt-

temberger) hatte die Brigade Baumbach bei Tauberbischofsheim; diese Stadt war von dem 2. Fußregiment der Brigade Fischer besetzt. Der Rest der Brigade Fischer stand in Impfingen, die Brigade Hegelmaier in Reserve. Die badischen Vortruppen lagerten in Werbach und Hochhausen; das letztere ist eine kleine Stunde von Bischofsheim. Die 3. Division, die Hessen, lagerte bei Großrinderfeld; die 4., die österreichische, zwischen Paimar und Grünfeldhausen, die Artilleriereserve bei Schönfeld, die Reservereiterei bei Gerlachsheim. Sein Hauptquartier hatte Prinz Alexander in Großrinderfeld. Somit bildete die württembergische Division auf dem rechten Tauberufer die Vorhut; die 2. und 4. Division, sagte Prinz Alexander in seinem Operationsplan, „sind als das Schlachtkorps, die 3. als Reserve zu betrachten.“

Wrangel, so überrascht er war, da drunten die Württemberger so sorglos abkochen zu sehen, war sogleich mit sich eins, diese noch stärker zu überraschen. Obgleich nur zur Rekognoscirung ausgeschickt, griff er an, nach preußischer Art in diesem Kriege, obwohl er nur 3 Bataillone, also nur 3000 Mann, bei sich und eine Uebermacht vor sich hatte. War es ihm geglückt die württembergischen Feld- und Vorposten einzeln zu überrumpeln und aufzuheben? oder waren gar keine ausgesandt worden? — aber sogar wenn das der Fall gewesen wäre, wie ist es zu erklären, daß kein Württemberger weder von der Stadt aus noch bei derselben die Erscheinung der Preußen rechtzeitig wahrgenommen hat? Die letztern kamen theils über die Berge, theils von Königsheim her, und beide Straßen laufen über den gleichen Höhenzug hinab, frei und nach allen Seiten sichtbar, unten in der Stadt zusammen. — Wrangel vertheilte rasch seine ersten Truppen auf die Höhen rechts und links von der Königsheimer Straße. Diese bestanden aus dem 1. Bataillon des 45. Regiments. Zwei Bataillone des 55. Regiments ließ er nach der Stadt hinab vorgehen. Seine Geschütze stellte und vertheilte er vortrefflich. Erst die Granaten, die er aus diesen in die Stadt warf, auf den Marktplatz, schreckten die abkochenden Württemberger aus ihrer Sicherheit auf. Eine Panik kam auch über diese sonst zu allen Zeiten im Feld gerühmten Soldaten. Sie waren ohne Führer, da diese um die Zeit noch beim Essen in ihren Quartieren und Gasthöfen waren. Es war gegen 2 Uhr Nachmittags, als die ersten Granaten einschlugen. Bischofsheim liegt hart am linken Tauberufer. Etwas über der Stadt, auf selbem Ufer, liegt der schöne starkummauerte Kirchhof. Die Stadt hat zahlreiche öffentliche Gebäude, hoch, weiträumig, massiv aus festem Stein, wie kleine Festungen. Dennoch wurde das 2. Fußregiment (von der Brigade Fischer) schnell aus der Stadt gezogen, über die Brücke hinüber auf das rechte Tauberufer. Dort erst wurden die Truppen gesammelt, und die Stadt war geräumt, als die 2 preußischen Bataillone in sie eindrangen. Nicht erstürmt wurde Bischofsheim; die Panik gab es preis.

Erst drüben über der Brücke auf dem rechten Ufer wurde das Fußvolk in Schlachtordnung aufgestellt; am Saum des Höhenzuges, so über alle Maßen ungünstig, daß es den Zündnadelgewehren wie den Geschützen der Preußen ausgesetzt war.

Die Preußen hatten ihre Hauptstellung gerade an der Tauberbrücke, im Tauberbett, auf der wallartigen Promenade, und in den benachbarten Häusern genommen. Aus dieser gedeckten Stellung unterhielten sie ein mörderisches Feuer. Auch die Wassergräben abwärts gegen Hochhausen gaben ihnen Deckung. Gleichzeitig fuhr die preußische Artillerie fort, aus zwei Aufstellungen die Württemberger zu beschießen. Die preußischen Granaten vom Wölflisberge her reichten bis in das zweite Treffen der Württemberger. Die Brigade Baumbach erlitt starke Verluste. So leicht die württembergische Aufstellung mit einer günstigeren hätte vertauscht werden können, so geschah doch dafür nichts, obgleich Prinz Alexander von Großrinderfeld herüber bald nach 3 Uhr angelangt sein will. Es rächte sich blutig, daß man die gedeckteste aller Stellungen, die Stadt, die man inne gehabt, so leicht den Preußen überlassen hatte; im Wahne der Panik, man habe die ganze Division Göben, also 20,000 Mann, wo nicht gar die ganze Mainarmee auf dem Nacken. Erst als es der württembergischen Artillerie gelungen war, die sanft aufsteigenden Höhen des Edelbergs sowie des Hambergs zu erreichen, und auf die Tauberbrücke, die Stadt und die preußischen Batterien ihr wohlgezieltes Feuer zu eröffnen, wurde das Loos des Fußvolks erleichtert. Zwei preußische Batterien wurden zum Rückzug gebracht. Die Preußen mußten die Reserveartillerie beiziehen. Zwei Stunden währte der Kampf hartnäckig an der Brücke. Zweimal wurden die vordringenden Preußen von dem württembergischen Fußvolk zurückgeschlagen. Die Brigade Hegelmaier wurde von General Hardegg vorgezogen, um die Brigade Baumbach aufzunehmen, und die Tauberbrücke und ein einzeln stehendes Haus am rechten Ufer, die Ziegelei, wieder zu besetzen. Alexander ließ auch zwei Batterien der Reserveartillerie rechts der Straße auffahren. Diesen gelang es aber erst „nach geraumer Zeit,“ wie der Prinz selbst gesteht, das preußische Fußvolk zu erreichen, welches den Uferdamm besetzt hielt und der vorrückenden Brigade Hegelmaier große Verluste beibrachte.

Der Sturm dieser Brigade auf die Tauberbrücke war bereits von den Preußen abgeschlagen, als die württembergischen Granaten die stark mit Preußen besetzten Häuser unweit der Brücke in Brand schoßen. Es bleibt unbegreiflich, warum von den Bundesgeneralen kein Versuch gemacht wurde, die zwei preußischen Bataillone, die doch bald genug als eine Handvoll Leute erkannt sein mußten, durch eine Umgehung der kleinen Stadt in derselben abzuschneiden. Das Bataillon auf der Höhe links der Tauber hätte nicht ausgereicht, seine preußischen Brüder in der Stadt gegen eine Umgehung zu decken, wenn Alexander, statt in Theile und Theilchen zersplittert zu kämpfen, mit rasch zusammen gerafften Kräften dem Gefecht hier Nachdruck und Erfolg gegeben hätte. Man begreift nicht, warum Alexander die in nächster Nähe stehenden andern Truppen den Württembergern nicht rechtzeitig zur Hülfe bei-

zog. Als nicht lange nach 4 Uhr endlich die österreichische Brigade Hahn zur Unterstützung oder vielmehr zur Ablösung der württembergischen Division vorgezogen, und durch die Brigade Nassau die Verbindung mit der bei Impfingen tapfer sich schlagenden Brigade Fischer hergestellt wurde, da war es für einen Erfolg bei Tauberbischofsheim zu spät. Abends fünf Uhr war die Straße bei Bischofsheim von Preußen besetzt. Auf der Anhöhe, wo die Württemberger gestanden waren, etwa 400 Schritte von der Lorenzkapelle, war um diese Zeit kein Mann mehr; die württembergischen Truppen waren weitab auf der Höhe. Lange vor 7 Uhr Abends war das Schlachtfeld ganz still, und auf der Brücke schauten die preußischen Befehlshaber mit Ferngläsern nach den retirirenden Bundestruppen aus. Bei Großrinderfeld sammelte sich die württembergische Division wieder. Westlich davon hatte man, während die Württemberger also sich zu schlagen hatten, die hessische Division, gleich als wäre gar nichts vorgefallen, in Reserve stehen lassen. In einer Stunde hätte sie das Schlachtfeld erreichen können, in einer halben ihr Geschütz.

„Es waren chaotische Zustände bei Bischofsheim," sagt ein Augenzeuge *). „Die wirklichen Thatsachen lauten bei Tauberbischofsheim noch mehr, als anderswo, ganz anders als die offiziellen Berichte. Nur der preußische Bericht sagt die Wahrheit mit den Worten, daß die Brigade Wrangel sich in der Stadt Bischofsheim „defensiv verhalten habe mit eiserner Ruhe gegen die Angriffe der feindlichen Uebermacht." Jetzt wird Niemand mehr zu widersprechen wagen, daß bei Bischofsheim nicht mehr als die drei preußischen Bataillone sich schlugen, und daß erst, als Alles längst vorüber war, zwischen 7 und 10 Uhr Abends das Gros der Division Göben in den Bereich des Schlachtfelds kam. Das Zündnadelgewehr mit seinem verheerenden Schnellfeuer hat hier, nach württembergischem, nicht blos nach preußischem Zeugniß, zum Erfolg beigetragen. „Es war ein fortwährendes Prasseln von Kugeln!" sagten nachher württembergische Soldaten. Mitgewirkt hat auch die Zuversicht, daß eigentlich schon Waffenstillstand sei, der jeden Augenblick verkündet werden könne. Der junge württembergische Offizier van der Hoop, der am Tage der Schlacht sich auszeichnete und als einer der Ersten fiel, sprach fröhlich mit Freunden am Abend zuvor in Mergentheim davon, daß „der trübe Krieg nun aus sei." Was aber der Hauptgrund der Niederlage der Bundestruppen auch hier war, erhellt greifbar aus dem Erzählten. „Der Sieg," sagt ein württembergischer Augenzeuge, „war dem jovialen Neffen des greisen Feldmarschalls Wrangel in den Schoß gefallen."

Die Verluste der Württemberger, die später erst an ihren Wunden Gestorbenen eingerechnet, waren bedeutend, aber auch die der Preußen; die österreichische Brigade verlor nur fünf Mann. Es ist Thatsache, daß auf dem Kirchhofe von Bischofsheim in drei Gräbern 22 Todte niedergelegt wurden, hälftig Württemberger, hälftig Preußen, daß aber alle von den Preußen unter dem Namen „Württemberger" begraben worden waren. So ist die wahre Zahl der Verluste auf beiden Seiten schwer festzustellen.

In einem Acker, gegenüber einem großen Grabhügel, welcher 69 Württemberger deckt, erhebt sich nicht weit von der Tauberbrücke ein Denkmal für die hier gefallenen Bundestruppen. Die Volksstimme hat ein bitteres Urtheil gefällt. Wer dieses erfahren will, der frage zu Bischofsheim, was die Volksstimme neben dem Denkmal vermißt für diejenigen, durch deren Schuld die Gefallenen also zur Schlachtbank geliefert worden seien.

Am folgenden Tage hatten die Bundestruppen noch ein Artilleriegefecht bei Gerchsheim und Großrinderfeld. Auf das zogen die Badener nach Kist und von da nach Würzburg. Der Artilleriekampf bei Gerchsheim war der letzte Kampf für die nichtbayerischen Bundestruppen. Sie mißachteten fortan, nach solchen Erfahrungen, die Befehle des Höchstkommandirenden. Es war morgens am 25. Juli von Prinz Karl gar keine Disposition für diesen Tag bei Alexander eingetroffen; von den bayerischen Truppen war nichts zu sehen. Um 1 Uhr Nachmittags erst kam von Prinz Karl ein Befehl, der nicht mehr ausführbar war. Während nämlich das 8. Korps zurückging, war die Hälfte des bayerischen Korps vorgegangen. So kam's, daß während die Bayern, zwei Divisionen stark, bei Helmstadt kämpften, auch am 25. Juli, — das 8. Korps nur noch den Rückzug der geschlagenen Bayern decken konnte. Diese Deckung geschah mit großer Tapferkeit und dem besten Erfolg durch die württembergische Brigade Fischer. Prinz Karl hatte die Offensive ergreifen wollen, und das war ganz mißglückt. Dadurch war die Lage der bayerischen Armee sehr bedroht. Die Württemberger, die Hessen und andere Kampfgenossen waren in Folge der ausgestandenen Anstrengungen und des Mangels an Nahrung in einem solchen Zustand von Mattigkeit, daß mehrere Generale meldeten, ihre Leute seien unfähig, einen neuen Kampf aufzunehmen. Auch in den letzten Tagen vom 25. und 26. Juli machte der Höchstkommandirende oder vielmehr sein Stab keinen Versuch, die Uebermacht der Bundestruppen, welche doch an Zahl den Preußen so überlegen waren, auch nur ein einziges Mal geltend zu machen. Auch jetzt, wie bisher, war es die Art, geringe Streitkräfte in's Gefecht zu schicken, die Aufstellung so zu machen, daß die daneben oder dahintenstehende Bundesmacht gar nicht zum Kampfe kam oder kommen konnte, dann plötzlich das Gefecht abzubrechen und den Rückzug anzutreten. Der Wirrwarr und die Verkehrtheiten wuchsen mit der Uneinigkeit und der Rathlosigkeit stündlich. Bei Uettingen und Roßbrunn, wo Prinz Karl eine sehr ausgesetzte Stellung am 26. Juli genommen hatte, da Göben schon fast in seinem Rücken stand, wurden die besten Stellungen leichten Kaufs aufgegeben, so tapfer sich der bayerische Mann schlug, und Karl zog seine Armee nach Würzburg auf das rechte Mainufer zurück. Er ließ

*) Dr. Leopold Ellinger, ein Arzt von Ruf, welcher von seinem Wohnort Mergentheim herbeieilte, und den Verwundeten die Hülfe seiner Kunst menschenfreundlich angedeihen ließ.

auf dem Würzburger Schloß Marienberg und in der Stadt Würzburg eine starke Besatzung zurück und konzentrirte seine Bayern und das 8. Bundeskorps am 27. Juli bei Rottendorf in dem spitzen Winkel des Main, zwei Stunden östlich von Würzburg. Manteuffel vereinigte am selben Tage seine Armee vor Würzburg.

Die Preußen fragten sich: „Will Prinz Karl in dieser in dem spitzen Winkel des Main eingekeilten Aufstellung endlich eine große Schlacht schlagen, Alles auf Eine Karte setzen?" Bei den Bundestruppen galt dies als Tollheit, zumal bei den Württembergern. Verlassen und rathlos, da Alexander und sein Stab in Höchberg und Würzburg sich gutthaten, hatte die führerlose württembergische Division, ohne Vorposten, hinter sich die Preußen, schon bei Irtenberg und Kist eine an Angst und Entbehrungen so furchtbare Nacht zugebracht, daß der gemeine Mann seinen Offizieren seine völlige Unlust zu erkennen gab, bei solcher Führung der Oberbefehlshaber sich ferner todtschießen zu lassen. Schon hatte Göben das Feuer seiner Artillerie gegen den Marienberg eröffnet, welches im Schloß zündete und Werthvolles verbrannte, als am 28. Juli die Verkündigung des Waffenstillstandes die deutsche Bundesarmee aus ihrer schlimmen Lage befreite, ehe sie ein zweites Langensalza als Schluß dieser Art von Kriegführung erlebte; denn das 2. preußische Reservekorps war an diesem Tage schon bei Bayreuth eingetroffen.

Der Friede.

Nicht blos die Siege Preußens, nicht blos Napoleon's Politik, sondern auch die Cholera und der Typhus, welche schon in der ersten Woche des Juli auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze ausgebrochen waren, drängten zum Frieden.

Noch Ein Lichtblick war für Oesterreich der 30. Juli. Tegethoff griff an diesem Tage die italienische Flotte unter Persano bei Lissa an. Mit seinen sieben Panzerschiffen brach er in das drei Panzer starke Centrum der italienischen Linie ein und richtete zwei Schiffe zu Grunde. Der rechte und linke Flügel der Italiener, jeder drei Panzer stark, macht den Versuch in die zweite und dritte Linie Tegethoff's einzubrechen, welche aus den österreichischen Holzschiffen gebildet sind. Diese aber vertheidigen sich tapfer, bis Tegethoff mit seinen Panzern umkehrt und seine Holzschiffe deckt. Von der italienischen Holzflotte kommt kein einziges Schiff ins Gefecht; sie macht den müßigen Zuschauer, obgleich sie nur 4000 Schritte von ihrem Panzergeschwader entfernt ist. Der Admiral Persano hatte kurz vor Anfang des Kampfes das Admiralschiff verlassen, sich auf das stärkste Schiff Affondatore begeben und sich seiner persönlichen Sicherheit halber mit diesem hinter die Linie zurückgezogen. Das Admiralschiff ging unter. Dadurch, daß Persano so sich verbarg, war Verwirrung, und seine Flotte in allen Bewegungen gehemmt. Plötzlich dampft Persano davon, die noch gefechtsfähigen italienischen Panzer ihm nach unter den Schutz des Hafens von Ankona. Persano wurde später aller seiner Würden und Orden „wegen Feigheit" entsetzt.

Zwei Tage nach diesem letzten Aufglänzen des österreichischen Sterns in diesem Kriege, traten zu Nikolsburg bei Wien, am 22. Juli, die österreichischen Bevollmächtigten mit Bismarck und mit dem französischen Gesandten zur Unterhandlung zusammen. Schon am 26. Juli wurde der „vorläufige" Friedensvertrag unterzeichnet und am folgenden Tage genehmigt. Der fünftägigen Waffenruhe folgte ein vierwöchiger Waffenstillstand, diesem der endgültige Frieden. Ob aus Versehen oder aus Absicht — General von Manteuffel war nicht gleichzeitig benachrichtigt, als der Höchstkommandirende der südwestdeutschen Armee am 27. Juli aus Nikolsburg durch den Minister Pfordten das amtliche Telegramm empfing, daß „vom 2. August an Waffenstillstand auf drei Wochen zwischen Baiern und Preußen, bis dahin Waffenruhe unterzeichnet sei. Manteuffel sei ermächtigt, mit Württemberg, Baden und Hessen über einen Waffenstillstand zu unterhandeln." Manteuffel erklärte am 27., ihm sei keine Weisung zugekommen und er werde am andern Tage um 12 Uhr die Feindseligkeiten wieder eröffnen. Am 28. Juli erhielt Manteuffel ein Chiffretelegramm; darin war von Waffenruhe keine Rede. Trotzdem erklärte er, „der bairischen Armee gegenüber Waffenruhe einhalten zu wollen, bis er neue Instruktionen eingeholt." Im 8. Armeekorps befürchtete man, Preußen hege die Absicht, das 8. Korps von den Baiern zu trennen, es zu umstellen und zur Capitulation zu zwingen. Am 29. Juli telegraphirte der Großherzog von Baden: „Preußen unterhandelt nicht mit dem Verband des 8. Armeekorps, sondern mit den Souveränen der einzelnen Divisionen. In Folge meiner Unterhandlungen mit dem Befehlshaber der preußischen Mainarmee ziehe ich meine Truppen in mein Land zurück." Am 31. Juli kündigte Manteuffel der bairischen Armee die Waffenruhe auf den 1. August früh 6 Uhr, „auf ausdrücklichen Befehl seines Königs," wofern ihm nicht Würzburg überliefert werde. Am 31. Juli eröffnete der Höchstkommandirende dem Prinzen Alexander, „das 8. Armeekorps sei in den Augen der Preußen vogelfrei, und dessen Truppen können zu jeder Stunde in ihren Quartieren überfallen werden." Auf das führte Alexander das 8. Korps gegen die württembergische Gränze hin zurück; vom 2. August an wäre dieses vereinsamt gestanden. Die Baiern hatten die Einräumung Würzburgs den Preußen gewährt, die Badener waren nach Haus, die Oesterreicher nach Böhmen abmarschirt. Erst am 2. August erhielten die Württemberger und Hessen den Tags zuvor durch die Minister von Varnbüler und Hardegg in Nikolsburg abgeschlossenen Waffenstillstand. Es scheint, die Absichten Preußens auf die Einschließung des 8. Armeekorps, wohl auch des bairischen, sowie die Pläne auf München und Stuttgart, hat ein ernstes Telegramm Napoleon's durchkreuzt.

Am 23. August wurde zu Prag der endgültige Frieden unterzeichnet zwischen Preußen und Oesterreich. Oesterreich zahlte 20 Millionen Thaler baar an Preußen als Kriegskostenentschädigung, trat seine Rechte an Holstein und Schleswig an Preußen ab, anerkannte die Auflösung des deutschen Bundes und eine Neugestaltung Deutschlands, so, daß Oesterreich aus Deutschland auszutreten und keinen Theil an jener Neugestaltung zu nehmen habe; es anerkannte die Errichtung eines norddeutschen Bundes durch Preußen, welcher alle nördlich von der Mainlinie gelegenen Staaten umfaßte und den Befehl über die militärischen Kräfte dieser Staaten an Preußen gab. Den südlich von der Mainlinie gelegenen deutschen Staaten wurde freigestellt, einen süddeutschen Bund zu gründen, dessen nationale Verbindung mit dem norddeutschen Bunde der näheren Verständigung zwischen Beiden vorbehalten sein sollte. Oesterreich anerkannte die Vereinigung Venetiens mit dem Königreich Italien. Es anerkannte die von Preußen in Norddeutschland herzustellenden Einrichtungen, einschließlich der Territorialveränderungen. Dagegen anerkannte Preußen mit Ausnahme Venetiens den unveränderten Länderbesitzstand Oesterreichs, ebenso den Sachsens, und machte sich anheischig, die Zustimmung des Königs von Italien zu dem Frieden zu beschaffen.

Die Italiener hatten auch noch ein schönes Stück von Tyrol, das Trientinische, einzuverleiben gehofft. Preußen

übte aber im Verein mit der drohenden Haltung Frankreichs eine solche Pression auf die italienische Regierung aus, daß diese verzichtete und sich gab.

Für Württemberg erhielt der Minister von Varnbüler schon am 13. August zu Berlin den Frieden, für Baden der Minister von Freydorf am 17. August. Nach preußischen Mittheilungen „boten Varnbüler und Freydorf ein Schutz- und Trutzbündniß mit Preußen von sich aus an, um ihre Fürstenhäuser zu retten, und in Furcht wenigstens, Baiern und Hessen-Darmstadt möchten für Abtretungen an Preußen aus württembergischen und badischen Landestheilen entschädigt werden." Unter französischer und russischer Verwendung, aber vorzugsweise wegen des Entgegenkommens mit dem Schutz- und Trutzbündniß, erhielt Württemberg gegen 8 Millionen Gulden Kriegskostenentschädigung den Frieden; Baden gegen 6 Millionen Gulden; Hessen-Darmstadt gegen 3 Millionen Gulden, einige Gebietsabtretungen und Eintritt in den Nordbund mit seinen nördlich des Mains liegenden Gebietstheilen; Baiern gegen 30 Millionen Gulden und das Schutz- und Trutzbündniß. Im Ganzen gewann Preußen durch Kriegskostenentschädigungen 82 Millionen Gulden.

Preußen sprach die Einverleibung Schleswig-Holsteins, der bisher freien Stadt Frankfurt, des Königreichs Hannover, des Churfürstenthums Hessen und des Herzogthums Nassau in den preußischen Staat aus, gegen Jahrgelder an die entsetzten Fürsten. In den norddeutschen Bund traten ein das Königreich Sachsen, die beiden Mecklenburg, die Hansestädte, Oldenburg, Braunschweig und sämmtliche thüringische Staaten. So hat nun der preußisch deutsche Einheitsstaat für sich 24 Millionen Bevölkerung, mit den in den Nordbund getretenen Staaten 29 Millionen Seelen.

So endete im Jahre 1866 der Streit Oesterreichs und Preußens um die Führerschaft in Deutschland. In der „großen Politik" und im „Militärwesen" ist, wenn die Schutz- und Trutzbündnisse von den Volksvertretungen vollends anerkannt sind, eine gewisse deutsche Einheit hergestellt; eben so in Gewerb und Handel durch die Zollverträge. Aber das Oftgesagte „Einheit ohne Freiheit ist gleichbedeutend mit Despotismus" ist und bleibt wahr. Militärdespotismus kann zwar eine zeitlang unter gebildeten Völkern auftauchen, aber sich nicht auf die Dauer halten. Gelingt es dem Grafen Bismarck nicht, Alles, was mittelalterlich ist, vom Einfluß auf seinen König abzuschneiden und einer freiheitlichen Entwicklung Deutschlands Luft und Raum zu schaffen: so kann und wird es wohl noch eine zeitlang so fortgehen, aber schließlich würde, unter der Gunst äußerer Völkerbewegungen im Westen und Osten, die von Bismarck angefangene „Revolution von Oben" die Arbeit der Neugestaltung Deutschlands an die „Revolution von Unten" abgeben müssen. Die letztere aber würde mehr und größere Opfer fordern und weit gewaltthätiger verfahren, als die erstere.



Inhalts-Verzeichniß.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart

